

Heinrich Heine's

Gesammelte Werke.

Achter Band:

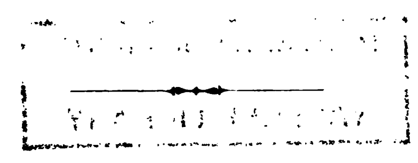
Einleitung. — Vermischte Schriften. — Briefe.

Heinrich Heine's
Gesammelte Werke.

Herausgegeben
von
Gustav Karpeles.

Kritische Gesamtausgabe.

Achter Band.



Berlin.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1887.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Einleitung.

Vermischte Schriften.

Die Sammlung der verschiedenen Aufsätze, welche Heine in Journalen, Büchern, Almanachen u. s. w. während seines ganzen Lebens veröffentlicht hat, rührt nicht von ihm selbst her. Nur einige dieser Aufsätze gedachte er seinen „Vermischten Schriften“ anzufügen; eine Sammlung wäre ihm in Paris bei der Unzugänglichkeit des Materials fast unmöglich geworden. Erst der Herausgeber der „Gesammelten Schriften,“ Adolf Strodtmann, konnte 1862 an eine solche Sammlung gehen, unterstützt durch die Hinweise, die Heine selbst in seinen Briefen, ferner dessen Freunde Meißner, Steinmann, Campe, Stahr u. a. ihm gegeben haben. In der vorliegenden Ausgabe erscheint diese Sammlung noch durch die verschiedenen, seither aufgefundenen oder aus dem Nachlaß publizierten Aufsätze Heines erheblich vermehrt.

Gleichwohl kann die Sammlung auch jetzt noch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Sicher fehlen noch verschiedene Aufsätze, die Heine, durch äußere Umstände veranlaßt, für deutsche Buchhändler, auf Bitten von Freunden für Journale, Taschenbücher, Almanache und Zeitungen schrieb. Auch nicht einmal alle Aufsätze aus dem „Gesellschafter,“ „Zuschauer,“ dem „Morgenblatt“ und der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ sind wahrscheinlich bis jetzt gesammelt, da jede authentische Nachricht über dieselben seit dem Tode der mit Heine befreundeten Redakteure ausgeschlossen scheint. Es fehlen sodann wohl auch noch verschiedene Jugendarbeiten, die in längst verschollenen Zeitschriften und Sammelwerken abgedruckt worden sein mögen. Und schließlich jene Aufsätze, von denen wir wissen, daß Heine sie geschrieben, daß sie aber aus irgend einem Grunde nicht zur Veröffentlichung gelangt sind. So vor allem sein Aufsatz über Goethe für die Sammlung Varnhagens v. Ense: „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden,“ ferner seine Besprechung der Studie von Immermann: „Über den rasenden Ajax des Sophokles,“ seine Streitschrift gegen Karl Gutzkow, seine Verteidigung gegenüber dem Bundestagsdekret, sein Nekrolog auf Gerard du Nerval, ferner der Aufsatz über Napoleon, und alles, was aus dem Nachlaß von der Witwe des Dichters dem bereits wiederholt genannten Ritter F. v. Friedland überliefert wurde.

Nichtsdestoweniger bietet die Sammlung der vermischten Aufsätze Heines auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt schon ein reiches und charakteristisches Bild. Ja, sie stellt eine förmliche Entwickelungsgeschichte des Schriftstellers dar, dessen erste Anfänge uns nicht weniger interessieren und fesseln wie seine letzten litterarischen Fehden und Klagen. Wie sehr aber auch diese Erzeugnisse seiner Feder an Humor, Darstellung und Stil verschieden voneinander sein mögen, sie sind doch aus einem Geiste hervorgegangen, dessen charakteristische Entwickelung sie uns besser veranschaulichen als die gelehrteste und feinste kritische Analyse. In dem Aufsatz über die „Romantik" vermuten wir schon den Kämpfer gegen die romantische Schule; in den „Briefen aus Berlin" und dem Aufsatz „Über Polen" ahnen wir schon den Autor der „Reisebilder;" in den verschiedenen Besprechungen über Dichter und Werke, die längst vergessen sind, erkennen wir den scharfen und geistvollen Kritiker, der später in den Vorreden zum „Salon" und „Schwabenspiegel" in voller Rüstung vor uns tritt, den bedeutenden Schriftsteller, der alle Fragen und Erscheinungen der Litteratur, sie mögen nun Cervantes oder Alexander Weill oder gar Ludwig Marcus betreffen, gleich geistreich, vornehm und geschmackvoll zu behandeln versteht.

Die Frage, ob Heine selbst, der so eifersüchtig über all' seinen künstlerischen Schöpfungen wachte und sie sorgsam feilte, alles, was in diesem Bande gesammelt, herausgegeben hätte, ist eine müßige gegenüber der Thatsache, daß das Volk unzweifelhaft ein Recht auf alles besitzt, was sein Dichter geschrieben hat, und daß das geistige Vermächtnis Heines auch selbst da noch, wo es der letzten Feile entbehrt, mächtig zu fesseln im stande ist. Von diesem Standpunkt aus sind die Fragmente des Nachlasses, sowie die Gedankenspäne aufzunehmen, die den Abschluß dieses Bandes bilden und die der erste Herausgeber in der That so klar und übersichtlich geordnet hat, „daß die kaleidoskopisch bunten Fragmente sich jeden Augenblick gruppenförmig zu bestimmten Bildern zusammenschließen, aus denen sich, trotz der vielfach wechselnden Beleuchtung von Ernst und Scherz, die Weltanschauung des Dichters mit Klarheit erkennen läßt."

Briefe.

Die erste Sammlung der Briefe Heines erschien im Jahre 1863, eine zweite, vielfach vermehrte 1876 in vier Bänden. Boten schon diese beiden Sammlungen einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik des Dichters

und zur Kenntnis seines Lebens, sowie zur Geschichte der Litteraturepoche, in welche seine Wirksamkeit fiel, so gilt dies in noch höherem Grade von der vorliegenden, ansehnlich vermehrten Sammlung, durch welche die Beziehungen Heines zu seinen angesehensten Zeitgenossen und Freunden, zu Goethe, Müllner, Gutzkow, Menzel, Kolb, Detmold, Kühne u. a. erst in das rechte Licht kommen.[1])

Allein schon in dieser Thatsache liegt die Bedeutung der Briefe Heines. Darüber hinaus haben sie aber eine noch höhere Bedeutung als die wichtigsten und untrüglichsten Urkunden seines Lebensprozesses. Kein neuerer Dichter ist so oft und so hart und so ungerecht angegriffen worden wie Heine. Nur wenige haben freilich auch der Verleumdung so vielen Anhalt gegeben wie gerade er. Seine Briefe rechtfertigen vieles, verteidigen das meiste, erklären alles. Wir begleiten mit denselben den Dichter von seinen ersten stammelnden Anfängen, die absichtlich mit all' ihren grammatikalischen und orthographischen Unebenheiten abgedruckt worden, zu dem Passionsspiel seiner unglücklichen Liebe, durch all' die Kämpfe, die er mit dem reichen Oheim, mit böswilligen Verwandten, mit neidischen Kollegen an der Seite treuer Genossen und ergebener Freunde auszufechten hat. Wir lernen die besten Freunde und intimsten Feinde seines ganzen Lebens genau kennen. Wir sehen jedes seiner Werke förmlich vor unseren Augen aufwachsen und in die Welt hinausgehen. Dann verfolgen wir seine Bahn, seine Erfolge und Leiden auf der Wanderschaft durch die Litteratur. Wir erhalten einen genauen Einblick in die Litteraturepoche des „Jungen Deutschland,“ in all' die Leiden und Nöten, die erst auf der Matratzengruft ihr Ende nehmen, und die am Ende doch für den Helden dieses Lebensdramas eine durchaus sympathische Grundstimmung hervorrufen.

Vieles ist in den letzten Jahren gegen die posthume Veröffentlichung von Briefen bedeutender Männer gesagt und geschrieben worden, nichts aber, was den Vorteil aufwiegt, der aus solchen Veröffentlichungen für die Kenntnis ihres Charakters und Lebens resultiert. Bei Heine ist dieser Vorteil gar nicht hoch genug anzuschlagen. Seine Briefe sind wirklich Fenster der Seele, durch die wir in das innere Leben eines Dichters hineinschauen können, der sich meist nur so zeigte, wie er von den Menschen gesehen werden wollte, während wir ihn hier genau so erblicken, wie er wirklich war, wie er lebte und liebte, wie er haßte und

1) Für die Überlassung bisher ungedruckter Briefe sind wir Ihrer K. Hoheit, der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar, sowie den Herren Prof. Dr. Suphan, Pfarrer Menzel, C. Meinert, C. Oesterley, A. Cohn u. v. a. zu innigstem Danke verpflichtet.

litt. Gerade diejenigen Briefe, die Heine selbst bei Lebzeiten als Indiskretionen kennzeichnete, sind nach seinem Tode in dieser Beziehung die wertvollsten. Es sind die Briefe an Immermann und Moser, an Mathilde Heine und an Julius Campe. Sie zeigen uns den künstlerischen Ernst, die religiöse Vertiefung, die innige Liebe und die eifrige Sorge des Dichters, dem Zeitgenossen und Nachwelt gar oft das Gegenteil all' dieser Vorzüge nachgesagt haben. Wir lernen in denselben Heine als Freund und als Charakter, als Gatten wie als Schriftsteller kennen und trotz all' seiner vielen und großen Fehler doch schätzen und lieben. Wir erkennen endlich in allen diesen Enunziationen eine seltene Übereinstimmung zwischen seinen Schriften und Briefen, die um so mehr für die innere Wahrhaftigkeit des Menschen spricht, je weniger dieser daran denken konnte, daß die richtende Nachwelt einmal beides würde vergleichen können

Nicht zum wenigsten ist es aber der geistvolle Inhalt und der echte Humor, der aus allen Briefen Heines spricht, welche sie besonders interessant und lesenswert machen. Von den ersten Briefen an Sethe bis zu den letzten an die Mouche, ist er immer lebhaft und frisch, voll Witz und Laune, voll Ironie und Geistreichtum. Auch schon als litterarische Kunstwerke an sich haben viele seiner Briefe hohen und dauernden Wert.

Es bedarf wohl nicht erst besonderer Erwähnung, daß keineswegs alle Briefe des Dichters bis jetzt veröffentlicht oder auch nur überhaupt zur Veröffentlichung geeignet sind. Viele mußten auch aus dieser Sammlung aus verschiedenen Rücksichten ausgeschlossen werden. Die Familienkorrespondenz des Dichters ist gleichfalls bisher fast gar nicht bekannt. Im Nachlasse Gustav Heines befinden sich mehr als 200 Briefe, im Besitze seiner Schwester in Hamburg 120, im Nachlaß Mathildens etwa 900 Briefe an und zum Teil auch von Heine, im Nachlaß des Ritters v. Friedland die reiche Korrespondenz mit Thiers, Guizot, Michelet u. a. Die Briefe an Eduard Gans scheinen verloren gegangen oder vernichtet worden zu sein. Ebenso ist ein großer Teil der Korrespondenz mit Rahel, fast alle Briefe an Beer, Grabbe, Meyerbeer, Hitzig, Liszt, Breza, Chamisso, Hegel, Börne, Hartmann, Seuffert, Anastasius Grün, Dingelstedt, Schiff, Koreff, Cremieux, George Sand, Mignet u. v. a. wohl ganz verloren gegangen. Nur ein geringer Teil von Heines Korrespondenz befindet sich noch im Besitze von Autographenhändlern und -Sammlern, bei denen der Wert der Briefe Heines zugleich mit der Wertung gestiegen ist, die der Dichter immer mehr im deutschen Volke genießt.

G. K.

Vermischte Schriften.

Die Romantik.[1]

(1820.)

> Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
>
> A. W. v. Schlegel.

Nr. 12, 14 und 27 des „Kunst und Unterhaltungsblatts“ enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und glossierte Satire wider Romantik und romantische Form. Ob man zwar einer solchen Satire eigentlich nur mit einer Gegensatire entgegnen sollte, so ist es dennoch die Frage, ob man hierdurch der Sache selbst nützen würde. Nr. 124 der „Hall. allgem. Litteratur-Zeitung“ enthält die Rezension einer solchen Gegensatire, deren Wirkung auf die Gegenpartei dieselbe zu sein scheint, welche auch jene Karfunkel- und Solarissatiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich Achselzucken. Ich wenigstens möchte daher nicht ohne Aussicht, dadurch nutzen zu können, also bloß des Scherzes halber, von einer Sache sprechen, von der die Ausbildung des deutschen Wortes fast ausschließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock schlägt, so trifft der Hieb auch den Mann, der im Rock steckt, und wenn man über die poetische Form des deutschen Wortes spöttelt, so läuft auch manches mit unter, wodurch das deutsche Wort verletzt wird. Und dieses Wort ist ja eben unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein

---

1) Dieser Aufsatz erschien in Nr. 31, vom 18. August 1820, des „Kunst- und Wissenschaftsblattes,“ einer Beilage zum „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger“ in Hamm. Der Aufsatz, gegen den er sich wendet, war eine von W. von Blomberg verfaßte „Erklärung des im Jahrgange 1810 des Heidelberger Taschenbuchs enthaltenen Sonettdramas,“ betitelt: „Des sinnreichen himmlischen Boten Phosphorus Confunculus Solaris jüngste Komödie, von ihm selbst geboren, gegeben und geschaut.“

fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigern. — Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemische Ausfälle, und ganz unbefangen, meine subjektiven Ansichten über Romantik und romantische Form hier mitteilen.

Im Altertum, das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrschend. Die Menschen lebten meistens in äußern Anschauungen, und ihre Poesie hatte vorzugsweise das Äußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein schöneres und milderes Licht im Orient aufleuchtete, als die Menschen anfingen zu ahnen, daß es noch etwas Besseres giebt als Sinnenrausch, als die unüberschwenglich beseligende Idee des Christentums, die Liebe, die Gemüter zu durchschauern begann: da wollten auch die Menschen diese geheimen Schauer, diese unendliche Wehmut und zugleich unendliche Wollust mit Worten aussprechen und besingen. Vergebens suchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es mußten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und just solche, die durch eine geheime sympathetische Verwandtschaft mit jenen neuen Gefühlen diese letztern zu jeder Zeit im Gemüte erwecken und gleichsam heraufbeschwören konnten. So entstand die sogenannte romantische Poesie, die in ihrem schönsten Lichte im Mittelalter aufblühete, späterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensstürme traurig dahinwelkte, und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutschen Boden aufsproßte und ihre herrlichsten Blumen entfaltete. Es ist wahr, die Bilder der Romantik sollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr ist dasjenige die wahre Romantik, was so viele dafür ausgeben, nämlich ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italienischem Geklinge, verworrene und verschwimmende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausgegossen werden und durch buntes Farbenspiel und frappante Beleuchtung seltsam das Gemüt erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen ebenso klar und mit ebenso bestimmten Umrissen gezeichnet sein, als die Bilder der plastischen Poesie. Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon ergötzlich sein; sie sind die kostbaren

goldenen Schlüssel, womit, wie alte Märchen sagen, die hübschen verzauberten Feengärten aufgeschlossen werden. — So kommt es, daß unsere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. von Schlegel, zu gleicher Zeit auch unsere größten Plastiker sind. In Goethes „Faust" und Liedern sind dieselben reinen Umrisse, wie in der „Iphigenie," in „Hermann und Dorothea," in den Elegien u. s. w.; und in den romantischen Dichtungen Schlegels sind dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Konturen, wie in dessen wahrhaft plastischem „Rom." [1]) O, möchten dies doch endlich diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen.

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluß das Christentum, und in dessen Folge das Rittertum, auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun beides in ihre Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Christentum und Rittertum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben leuchtet schon längst auf dem Altare unserer Poesie; kein Priester braucht noch geweihtes Öl hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutschland ist jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Fron zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und kein schmachtendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein.

Möchten doch viele diese Ansicht teilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwischen Romantikern und Plastikern. Doch mancher Lorbeer muß welken, ehe wieder das Ölblatt auf unserem Parnassus hervorgrünt.

---

1) „Rom," eine Elegie, (Berlin 1805).

Briefe aus Berlin.[1]

(1822.)

Seltsam! — Wenn ich der Dei von Tunis wäre,
Schlüg' ich bei so zweideut'gem Vorfall Lärm.
Kleists „Prinz von Homburg."[2]

Erster Brief.

Berlin, den 26. Januar 1822.

Ihr sehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da sich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarsten aussprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daß so viele gute und wackere Menschen mit Interesse und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daß ich unseres Westfalens so bald vergessen hätte. Der September 1820 schwebt mir noch zu sehr im Gedächtnis. Die schönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz von B.[3]), Sie, Wundermann, die Altertümer in Soest, selbst die Paderborner Heide, alles steht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauschen, wie jedes Blatt mir zuflüstert: Hier wohnten die alten Sachsen, die am spätesten Glauben und Germanentum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: „Wanderer, steh, hier hat Armin den Varus geschlagen!" — Man muß zu Fuß, und zwar wie ich, in österreichischen Landwehrtagemärschen Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will. — Es wird mir gewiß recht viel Vergnügen machen, wenn ich, wie

---

1) Zuerst im „Kunst- und Wissenschaftsblatte" des „Rheinisch-Westfälischen Anzeigers" Nr. 6, 7, 16—19, 27—30, Jahrgang 1822 veröffentlicht und dann teilweise in die erste Auflage des zweiten Bandes der „Reisebilder" (1827) aufgenommen.

2) Akt V. Sz. 2.

3) Fritz von Beughem. Vgl. Bd. I. S. 97 und den Briefwechsel Bd. I. S. 18 ff. — Wundermann war mit Dr. H. Schulz, an den die Briefe gerichtet sind, Herausgeber des „Rheinisch-Westfälischen Anzeigers."

Sie mir schreiben, durch Mitteilungen aus der Residenz mir so viele liebe Menschen verpflichte. Ich habe mir gleich bei Empfang Ihres Briefes Papier und Feder zugelegt, und bin schon jetzt — im Schreiben.

An Notizen fehlt es nicht, und es ist nur die Aufgabe: Was soll ich nicht schreiben? d. h. was weiß das Publikum schon längst, was ist demselben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wissen? Und dann ist die Aufgabe: Vielerlei zu schreiben, so wenig als möglich vom Theater und solchen Gegenständen, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im Wiener Konversationsblatte u. s. w. die gewöhnlichen Hebel der Korrespondenz sind und dort ihre ausführliche und systematische Darstellung finden. Den einen interessiert's, wenn ich erzähle, daß Jagor [1]) die Zahl genialer Erfindungen kürzlich durch sein Trüffeleis vermehrt hat; den anderen interessiert die Nachricht, daß Spontini beim letzten Ordensfest Rock und Hosen trug von grünem Samt mit goldenen Sternchen. Nur verlangen Sie von mir keine Systematik; das ist der Würgengel aller Korrespondenz. Ich spreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Possenreißern, die in seltsamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giustinianischen Galerie [2]), und dann wieder von Savigny und den Possenreißern. Association der Ideen soll immer vorwalten. Alle vier oder sechs Wochen soll ein Brief folgen. Die zwei ersten werden unverhältnismäßig lang werden, da ich doch vorher das äußere und das innere Leben Berlins andeuten muß. Nur andeuten, nicht ausmalen. Aber womit fange ich an bei dieser Masse von Materialien? Hier hilft eine französische Regel: Commencez par le commencement.

Ich fange also mit der Stadt an und denke mir, ich sei wieder soeben an der Post auf der Königsstraße abgestiegen, und lasse mir den leichten Koffer nach dem „Schwarzen Adler" auf der Poststraße tragen. Ich sehe Sie schon fragen: Warum ist denn die Post nicht auf der Poststraße und der „Schwarze Adler" auf der Königsstraße? Ein andermal beantworte ich diese Frage; aber jetzt will ich durch die Stadt laufen, und ich bitte Sie, mir Gesellschaft zu leisten. Folgen Sie mir nur ein paar

---

1) Vgl. S. 14.
2) Die Giustinianische Gemäldegalerie wurde 1815 für das Museum in Berlin angekauft.

Schritte, und wir sind schon auf einem sehr interessanten Platze. Wir stehen auf der langen Brücke. Sie wundern sich: — „Die ist aber nicht sehr lang!“ Es ist Ironie, mein Lieber. Laßt uns hier einen Augenblick stehen bleiben und die große Statue des Großen Kurfürsten betrachten. Er sitzt stolz zu Pferde, und gefesselte Sklaven umgeben das Fußgestell. Es ist ist ein herrlicher Metallguß, und unstreitig das größte Kunstwerk Berlins. Und es ist ganz umsonst zu sehen, weil es mitten auf der Brücke steht. Es hat die meiste Ähnlichkeit mit der Statue des Kurfürsten Johann Wilhelm auf dem Markte zu Düsseldorf, nur daß hier in Berlin der Schwanz des Pferdes nicht so bedeutend dick ist. Aber ich sehe, Sie werden von allen Seiten gestoßen. Auf dieser Brücke ist ein ewiges Menschengedränge. Sehen Sie sich mal um. Welche große, herrliche Straße! Das ist eben die Königstraße, wo ein Kaufmannsmagazin ans andere grenzt, und die bunten, leuchtenden Warenausstellungen fast das Auge blenden. Laßt uns weiter gehen, wir gelangen hier auf den Schloßplatz. Rechts das Schloß, ein hohes, großartiges Gebäude. Die Zeit hat es grau gefärbt und gab ihm ein düsteres, aber desto majestätischeres Ansehen. Links wieder zwei schöne Straßen, die Breitestraße und die Brüderstraße. Aber gerade vor uns ist die Stechbahn, eine Art Boulevard. Und hier wohnt Josty![1] — Ihr Götter des Olymps, wie würde ich euch eur Ambrosia verleiden, wenn ich die Süßigkeiten beschreibe, die dort aufgeschichtet stehen. O, kenntet ihr den Inhalt dieser Baisers! O Aphrodite, wärest du solchem Schaum entstiegen, du wärest noch viel süßer! Das Lokal ist zwar eng und dumpfig, und wie eine Bierstube dekoriert. Doch das Gute wird immer den Sieg über das Schöne behaupten; zusammengedrängt wie die Bücklinge sitzen hier die Enkel der Brennen und schlürfen Creme, und schnalzen vor Wonne, und lecken die Finger.

Fort, fort von hier!
Das Auge sieht die Thüre offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

Wir können durch das Schloß gehen, und sind augenblicklich im Lustgarten. „Wo ist aber der Garten?“ fragen Sie. Ach

1) Eine berühmte alte Konditorei Berlins.

Gott! merken Sie denn nicht, das ist wieder die Ironie. Es ist ein viereckiger Platz, der von einer Doppelreihe Pappeln eingeschlossen ist. Wir stoßen hier auf eine Marmorstatue, wobei eine Schildwache steht. Das ist der alte Dessauer. Er steht ganz in altpreußischer Uniform, durchaus nicht idealisiert, wie die Helden auf dem Wilhelmsplatze. Diese will ich Ihnen nächstens zeigen, es sind Keith, Zieten, Seidlitz, Schwerin und Winterfeld, beide letztere in römischem Kostüm mit einer Allongeperücke. Hier stehen wir just vor der Domkirche, die ganz kürzlich von außen neu verziert wurde und auf beiden Seiten des großen Turms zwei neue Türmchen erhielt. Der große, oben geründete Turm ist nicht übel. Aber die beiden jungen Türmchen machen eine höchst lächerliche Figur. Sehen aus wie Vogelkörbe. Man erzählt auch, der große Philolog W. sei vorigen Sommer mit dem hier durchreisenden Orientalisten H. spazieren gegangen, und als letzterer, nach dem Dome zeigend, fragte: „Was bedeuten denn die beiden Vogelkörbe da oben?“ habe der gelehrte Witzbold geantwortet: „Hier werden Dompfaffen abgerichtet.“ [1]) In zwei Nischen des Doms sollen die Statuen von Luther und Melanchthon aufgestellt werden. — Wollen wir in den Dom hineingehen, um dort das wunderschöne Bild von Begasse zu bewundern? [2]) Sie können sich dort auch erbauen an dem Prediger Theremin. Doch laßt uns draußen bleiben, es wird auf die Paulusianer gestichelt. Das macht mir keinen Spaß. Betrachten Sie lieber gleich rechts neben dem Dom die vielbewegte Menschenmasse, die sich in einem viereckigen, eisenumgitterten Platz herumtreibt. Das ist die Börse. Dort schachern die Bekenner des Alten und des Neuen Testaments. Wir wollen ihnen nicht zu nahe kommen. O Gott, welche Gesichter! Habsucht in jeder Muskel. Wenn sie die Mäuler öffnen, glaub' ich mich angeschrieen: „Gieb mir all' dein Geld!“ Mögen schon viel zusammengescharrt haben. Die Reichsten sind gewiß die, auf deren fahlen Gesichtern die Unzufriedenheit und der Mißmut am tiefsten eingeprägt liegt. Wie viel glücklicher ist doch mancher arme Teufel, der nicht weiß, ob ein Louisd'or rund oder eckig ist. Mit Recht ist hier der Kaufmann wenig

1) Fr. A. Wolff (1759—1824), der berühmte Philolog. J. v. Hammer-Purgstall (1778—1856), hervorragender Orientalist.

2) Das Ölgemälde „Die Ausgießung des heiligen Geistes“ ist von Karl Begas. — F. Theremin (1783—1846), bekannter Kanzelredner, der gegen den von H. E. Paulus damals gelehrten Rationalismus auftrat.

geachtet. Desto mehr sind es die Herren dort mit den großen Federhüten und den rot ausgeschlagenen Röcken. Denn der Lustgarten ist auch der Platz, wo täglich die Parole ausgegeben und die Wachtparade gemustert wird. Ich bin zwar kein sonderlicher Freund vom Militärwesen, doch muß ich gestehen, es ist mir immer ein freudiger Anblick, wenn ich im Lustgarten die preußischen Offiziere zusammenstehen sehe. Schöne, kräftige, rüstige, lebenslustige Menschen. Zwar hier und da sieht man ein aufgeblasenes, dummstolzes Aristokratengesicht aus der Menge hervorglotzen. Doch findet man beim größern Teile der hiesigen Offiziere, besonders bei den jüngern, eine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die man um so mehr bewundern muß, da, wie gesagt, der Militärstand der angesehenste in Berlin ist. Freilich, der ehemalige schroffe Kastengeist desselben wurde schon dadurch sehr gemildert, daß jeder Preuße wenigstens ein Jahr Soldat sein muß, und vom Sohn des Königs bis zum Sohn des Schuhflickers keiner davon verschont bleibt. Letzteres ist gewiß sehr lästig und drückend, doch in mancher Hinsicht auch sehr heilsam. Unsere Jugend ist dadurch geschützt vor der Gefahr der Verweichlichung. In manchen Staaten hört man weniger klagen über das Drückende des Militärdienstes, weil man dort alle Last desselben auf den armen Landmann wirft, während der Adelige, der Gelehrte, der Reiche und, wie z. B. in Holstein der Fall ist, sogar jeder Bewohner einer Stadt von allem Militärdienste befreit ist. Wie würden alle Klagen über letztern bei uns verstummen, wenn unsere lautmauligen Spießbürger, unsere politisierenden Ladenschwengel, unsere genialen Auskultatoren, Büreauschreiber, Poeten und Pflastertreter vom Dienste befreit würden. Sehen Sie dort, wie der Bauer exerziert? — Er schultert, präsentiert und — schweigt.

Doch vorwärts! Wir müssen über die Brücke. Sie wundern sich über die vielen Baumaterialien, die hier herumliegen, und die vielen Arbeiter, die hier sich herumtreiben und schwatzen und Branntewein trinken und wenig thun. Hier nebenbei war sonst die Hundebrücke; der König ließ sie niederreißen, und läßt an ihrer Stelle eine prächtige Eisenbrücke verfertigen. Schon diesen Sommer hat die Arbeit angefangen, wird sich noch lange herumziehen, aber endlich wird ein prachtvolles Werk dastehen. Schauen Sie jetzt mal auf. In der Ferne sehen Sie schon die Linden!

Wirklich, ich kenne keinen imposantern Anblick, als, vor der Hundebrücke stehend, nach den Linden hinauf zu sehen. Rechts das hohe prächtige Zeughaus, das neue Wachthaus, die Universität und Akademie. Links das königliche Palais, das Opernhaus, die Bibliothek u. s. w. Hier drängt sich Prachtgebäude an Prachtgebäude. Überall verzierende Statuen; doch von schlechtem Stein und schlecht gemeißelt, außer die auf dem Zeughause. Hier stehn wir auf dem Schloßplatz, dem breitesten und größten Platze in Berlin. Das königliche Palais ist das schlichteste und unbedeutendste von allen diesen Gebäuden. Unser König wohnt hier, einfach und bürgerlich. Hut ab! Da fährt der König selbst vorbei. Es ist nicht der prächtige Sechsspänner; der gehört einem Gesandten. Nein, er sitzt in einem schlechten Wagen mit zwei ordinären Pferden. Das Haupt bedeckt eine gewöhnliche Offiziersmütze, und die Glieder umhüllt ein grauer Regenmantel. Aber das Auge des Eingeweihten sieht den Purpur unter diesem Mantel und das Diadem unter dieser Mütze. Sehen Sie, wie der König jeden freundlich wieder grüßt. Hören Sie! „Es ist ein schöner Mann," flüstert dort die kleine Blondine. „Es war der beste Ehemann," antwortet seufzend die ältere Freundin. „Ma foi!" brüllt der Husarenoffizier, „es ist der beste Reiter in unserer Armee."

Wie gefällt Ihnen aber die Universität? Fürwahr, ein herrliches Gebäude! Nur schade, die wenigsten Hörsäle sind geräumig, die meisten düster und unfreundlich, und, was das Schlimmste ist, bei vielen gehen die Fenster nach der Straße, und da kann man schrägüber das Opernhaus bemerken. Wie muß der arme Bursche auf glühenden Kohlen sitzen, wenn die ledernen, und zwar nicht saffian- oder maroquinledernen, sondern schweinsledernen Witze eines langweiligen Dozenten ihm in die Ohren dröhnen, und seine Augen unterdessen auf der Straße schweifen und sich ergötzen an dem pittoresken Schauspiel der leuchtenden Equipagen, der vorüberziehenden Soldaten, der dahin hüpfenden Nymphen und der bunten Menschenwoge, die sich nach dem Opernhause wälzt. Wie müssen dem armen Burschen die 16 Groschen in der Tasche brennen, wenn er denkt: Diese glücklichen Menschen sehen gleich die Eunike als Seraphim, oder die Milder als Iphigeneia.[1]) „Apollini et

---

1) Johanna Eunike (1798—1856), A. Milder (1785—1838), berühmte Sängerinnen.

Musis“ steht auf dem Opernhause, und der Musensohn sollte draußen bleiben? — Aber sehen Sie, das Kollegium ist eben ausgegangen, und ein Schwarm Studenten schlendert nach den Linden. „Gehen denn so viele Philister ins Kollegium?“ fragen Sie. Still, still, das sind keine Philister. Der hohe Hut à la Bolivar und der Überrock à l’Anglaise machen noch lange nicht den Philister. Ebensowenig wie die rote Mütze und der Flausch den Burschen macht. Ganz im Kostüm des letztern geht hier mancher sentimentale Barbiergesell, mancher ehrgeizige Laufjunge und mancher hochherzige Schneider. Es ist dem anständigen Burschen zu verzeihen, wenn er mit solchen Herrn nicht gern verwechselt sein möchte. Kurländer sind wenige hier. Desto mehr Polen, über 70, die sich meistens burschikose tragen. Diese haben obige Verwechselung nicht zu befürchten. Man sieht’s diesen Gesichtern gleich an, daß keine Schneiderseele unterm Flausche sitzt. Viele dieser Sarmaten könnten den Söhnen Hermanns und Thusneldas als Muster von Liebenswürdigkeit und edelm Betragen dienen. Es ist wahr. Wenn man so viele Herrlichkeiten bei Fremden sieht, gehört wirklich eine ungeheure Dosis Patriotismus dazu, sich noch immer einzubilden: das Vortrefflichste und Köstlichste, was die Erde trägt, sei ein — Deutscher! Zusammenleben ist wenig unter den hiesigen Studierenden. Die Landsmannschaften sind aufgehoben. Die Verbindung, die unter dem Namen „Arminia“ aus alten Anhängern der Burschenschaft bestand, soll ebenfalls aufgelöst sein. Wenige Duelle fallen jetzt vor. Ein Duell ist kürzlich sehr unglücklich abgelaufen. Zwei Mediziner, Liebschütz und Febus, gerieten im Kollegium der Semiotik in einen unbedeutenden Streit, da beide gleichen Anspruch machten an den Sitz No. 4. Sie wußten nicht, daß es in diesem Auditorium zwei mit No. 4 bezeichnete Sitze gab; und beide hatten diese Nummer vom Professor erhalten. „Dummer Junge!“ rief der eine, und der leichte Wortwechsel war geendigt. Sie schlugen sich den andern Tag, und Liebschütz rannte sich den Schläger seines Gegners in den Leib. Er starb eine Viertelstunde darauf. Da er ein Jude war, wurde er von seinen akademischen Freunden nach dem jüdischen Gottesacker gebracht. Febus, ebenfalls ein Jude, hat die Flucht ergriffen, und —

Aber ich sehe, Sie hören schon nicht mehr, was ich erzähle, und staunen die Linden an. Ja, das sind die berühmten Linden,

wovon Sie so viel gehört haben. Mich durchschauert's, wenn ich denke, auf dieser Stelle hat vielleicht Lessing gestanden, unter diesen Bäumen war der Lieblingsspaziergang so vieler großer Männer, die in Berlin gelebt; hier ging der große Fritz, hier wandelte — Er! Aber ist die Gegenwart nicht auch herrlich? Es ist just Zwölf, und die Spaziergangszeit der schönen Welt. Die geputzte Menge treibt sich die Linden auf und ab. Sehen Sie dort den Elegant mit zwölf bunten Westen? Hören Sie die tiefsinnigen Bemerkungen, die er seiner Donna zulispelt? Riechen Sie die köstlichen Pomaden und Essenzen, womit er parfümiert ist? Er fixiert Sie mit der Lorgnette, lächelt und kräuselt sich die Haare. Aber schauen Sie die schönen Damen! Welche Gestalten! Ich werde poetisch!

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst du dein Herz erbaun,
Hier kannst du beisammen finden
Die allerschönsten Fraun.

Sie blühn so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat sie sinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch schöne Federhüte!
Welch schöne Türkenshawls!
Welch schöne Wangenblüte!
Welch schöner Schwanenhals! [1])

Nein, diese dort ist ein wandelndes Paradies, ein wandelnder Himmel, eine wandelnde Seligkeit. Und diesen Schöps mit dem Schnauzbarte sieht sie so zärtlich an! Der Kerl gehört nicht zu den Leuten, die das Pulver erfunden haben, sondern zu denen, die es gebrauchen, d. h. er ist Militär. Sie wundern sich, daß alle Männer hier plötzlich stehen bleiben, mit der Hand in die Hosentasche greifen und in die Höhe schauen? Mein Lieber, wir stehen just vor der Akademieuhr, die am richtigsten geht vor allen Uhren Berlins, und jeder Vorübergehende verfehlt nicht, die seinige darnach zu richten. Es ist ein possierlicher Anblick, wenn man nicht weiß, daß dort eine Uhr steht. In

1) Vgl. Bd. I. S. 189.

diesem Gebäude ist auch die Singakademie. Ein Billet kann ich Ihnen nicht verschaffen; der Vorsteher derselben, Professor Zelter[1]), soll bei solchen Gelegenheiten nicht sonderlich zuvorkommend sein. Doch betrachten Sie die kleine Brünette, die Ihnen so vielverheißend zulächelt. Und einem solchen niedlichen Ding wollten Sie eine Art Hundezeichen umhängen lassen? Wie Sie allerliebst das Lockenköpfchen schüttelt, mit den kleinen Füßchen trippelt, und wieder lächelnd die weißen Zähne zeigt. Sie muß es Ihnen angemerkt haben, daß Sie ein Fremder sind. Welch eine Menge besternter Herren! Welch eine Unzahl Orden! Wenn man sich einen Rock anmessen läßt, frägt der Schneider: „Mit oder ohne Einschnitt (für den Orden)?“ Aber halt! Sehen Sie das Gebäude an der Ecke der Charlottenstraße? Das ist das Café Royal! Bitte, laßt uns hier einkehren, ich kann nicht gut vorbeigehen, ohne einen Augenblick hineinzusehen. Sie wollen nicht? Doch beim Umkehren müssen Sie mit hinein. Hier schräg über sehen Sie das Hôtel de Rôme, und hier wieder links das Hôtel de Pétersbourg, die zwei angesehensten Gasthöfe. Nahebei ist die Konditorei von Teichmann. Die gefüllten Bonbons sind hier die besten Berlins; aber in den Kuchen ist zu viel Butter. Wenn Sie für 8 Groschen schlecht zu Mittag essen wollen, so gehen Sie in die Restauration neben Teichmann auf die erste Etage. Jetzt sehen Sie mal rechts und links. Das ist die große Friedrichsstraße. Wenn man diese betrachtet kann man sich die Idee der Unendlichkeit veranschaulichen. Laßt uns hier nicht so lange stehen bleiben. Hier bekömmt man den Schnupfen. Es weht ein fataler Zugwind zwischen dem Hallischen und Oranienburger Thore. Hier links drängt sich wieder das Gute; hier wohnt Sala Tarone, hier ist das Café de Commerce, und hier wohnt — Jagor! Eine Sonne steht über dieser Paradiesespforte. Treffendes Symbol! Welche Gefühle erregt diese Sonne in dem Magen eines Gourmands! Wiehert er nicht bei ihrem Anblick wie das Roß des Darius Hystaspis? Kniet nieder, ihr modernen Peruaner, hier wohnt — Jagor! Und dennoch, diese Sonne ist nicht ohne Flecken. Wie zahlreich auch die seltenen Delikatessen sind, die hier täglich auf der neu gedruckten Karte angezeigt stehen, so ist die Bedienung doch oft sehr langsam,

---

1) Karl Fr. Zelter (1758—1832).

nicht selten ist der Braten alt und zähe, und die meisten Gerichte finde ich im Café Royal weit schmackhafter zubereitet. Aber der Wein? O, wer doch den Säckel des Fortunatus hätte! — Wollen Sie die Augen ergötzen, so betrachten Sie die Bilder, die hier im Glaskasten des Jagorschen Parterre ausgestellt sind. Hier hängen nebeneinander die Schauspielerin Stich, der Theolog Neander und der Violinist Boucher![1]) Wie die Holde lächelt! O sähen Sie sie als Julie, wenn Sie dem Pilger Romeo den ersten Kuß erlaubt. Musik sind ihre Worte!

> Grace is in all her steps, heaven in her eye,
> In every gesture dignity and love.
> (Milton.)

Wie sieht Neander wieder zerstreut aus! Er denkt gewiß an die Gnostiker, an Basilides, Valentinus, Bardesanes, Karpokrates und Markus. Boucher hat wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiser Napoleon. Er nennt sich Kosmopolit, Sokrates der Violinisten, scharrt ein rasendes Geld zusammen, und nennt Berlin aus Dankbarkeit la Capitale de la Musique. — Doch laßt uns schnell vorbei gehen; hier ist wieder eine Konditorei und hier wohnt Lebeufve, ein magnetischer Name. Betrachten Sie die schönen Gebäude, die auf beiden Seiten der Linden stehn. Hier wohnt die vornehmste Welt Berlins. Laßt uns eilen. Das große Haus links ist die Konditorei von Fuchs. Wunderschön ist dort alles dekoriert, überall Spiegel, Blumen, Marzipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetste Eleganz. Aber alles, was man dort genießt, ist am schlechtesten und teuersten in Berlin. Unter den Konditorwaren ist wenig Auswahl, und das meiste ist alt. Ein paar alte, verschimmelte Zeitschriften liegen auf dem Tische. Und das lange, aufwartende Fräulein ist nicht mal hübsch. Laßt uns nicht zu Fuchs gehen. Ich esse keine Spiegel und seidene Gardinen, und wenn ich etwas für die Augen haben will, so gehe ich in Spontinis „Cortez" oder „Olympia." — Hier rechts können Sie etwas Neues sehen. Hier werden Boulevards gebaut, wodurch die Wilhelmstraße mit der Luisenstraße in Verbindung gesetzt wird. Hier wollen wir stille stehen, und das Brandenburger Thor und die darauf stehende Viktoria betrachten. Ersteres wurde von Langhans nach den

1) Vgl. Bd. III. S. 298, Bd. II. S. 212. A. Boucher (1770—1861), berühmter Violinvirtuose.

Propyläen zu Athen gebaut [1]), und besteht aus einer Kolonnade von zwölf großen dorischen Säulen. Die Göttin da oben wird Ihnen aus der neuesten Geschichte genugsam bekannt sein. Die gute Frau hat auch ihre Schicksale gehabt; man sieht's ihr nicht an, der mutigen Wagenlenkerin. Laßt uns durchs Thor gehen. Was Sie jetzt vor sich sehen, ist der berühmte Tiergarten, in der Mitte die breite Chaussee nach Charlottenburg. Auf beiden Seiten zwei kolossale Statuen, wovon die eine einen Apoll vorstellen möchte. Erzniederträchtige, verstümmelte Klötze. Man sollte sie herunterwerfen; denn es hat sich gewiß schon manche schwangere Berlinerin dran versehen. Daher die vielen scheußlichen Gesichter, denen wir unter den Linden begegnen. Die Polizei sollte sich drein mischen.

Jetzt laßt uns umkehren, ich habe Appetit, und sehne mich nach dem Café Royal. Wollen Sie fahren? Hier gleich am Thore stehen Droschken. So heißen unsere hiesigen Fiaker. Man zahlt 4 Groschen Kurant für eine Person und 6 Gr. K. für zwei Personen, und der Kutscher fährt, wohin man will. Die Wagen sind alle gleich, und die Kutscher tragen alle graue Mäntel mit gelben Aufschlägen. Wenn man just pressiert ist, oder wenn es entsetzlich regnet, so ist keine einzige von allen Droschken aufzutreiben. Doch wenn es schönes Wetter ist, wie heute, oder wenn man sie nicht sonderlich nötig hat, sieht man die Droschken haufenweis beisammen stehen. Laßt uns einsteigen Schnell, Kutscher! Wie das unter den Linden wogt! Wie mancher läuft da herum, der doch nicht weiß, wo er heut zu Mittag essen kann! Haben Sie die Idee eines Mittagessens begriffen, mein Lieber? Wer diese begriffen hat, der begreift auch das ganze Treiben der Menschen. Schnell, Kutscher! Was halten Sie von der Unsterblichkeit der Seele? Wahrhaftig, es ist eine große Erfindung, eine weit größere, als das Pulver. — Was halten Sie von der Liebe? Schnell, Kutscher! Nicht wahr, es ist bloß das Gesetz der Attraktion? — Wie gefällt Ihnen Berlin? Finden Sie nicht, obschon die Stadt neu, schön und regelmäßig gebaut ist, so macht sie doch einen etwas nüchternen Eindruck. Die Frau von Staël bemerkt sehr scharfsinnig: „Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression

1) K. G. Langhans (1733 — 1808). Die von Schadow modellierte Viktoria führten die Franzosen 1807 als Siegesbeute nach Paris, von wo sie Blücher 1814 zurückbrachte.

assez sérieuse; on n'y aperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie." Herr von Pradt sagt noch etwas weit Pikanteres.[1]) — Aber Sie hören kein Wort wegen des Wagengerassels. Gut, wir sind am Ziel. Halt! Hier ist das Café Royal. Das freundliche Menschengesicht, das an der Thür steht, ist Beyermann. Das nenne ich einen Wirt! Kein kriechender Katzenbuckel, aber doch zuvorkommende Aufmerksamkeit; feines, gebildetes Betragen, aber doch unermüdlicher Diensteifer, kurz eine Prachtausgabe von Wirt. Laßt uns hineingehen. Ein schönes Lokal; vorn das splendideste Kaffeehaus Berlins, hinten die schöne Restauration. Ein Versammlungsort eleganter, gebildeter Welt. Sie können hier oft die interessantesten Menschen sehen. Bemerken Sie dort den breitschultrigen Mann im schwarzen Oberrock? Das ist der berühmte Kosmeli, der heut in London ist und morgen in Ispahan. So stelle ich mir den Peter Schlemihl von Chamisso vor. Er hat eben ein Paradoxon auf der Zunge. Bemerken Sie den großen Mann mit der vornehmen Miene und der hohen Stirne? Das ist der Wolf, der den Homer zerrissen hat, und der deutsche Hexameter machen kann.[2]) Aber dort am Tisch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrierenden Gesichtsmuskeln, mit den possierlichen und doch unheimlichen Gesten? Das ist der Kammergerichtsrat Hoffmann, der den Kater Murr geschrieben, und die hohe feierliche Gestalt, die ihm gegenübersitzt, ist der Baron von Lüttwitz, der in der Vossischen Zeitung die klassische Rezension des Katers geliefert hat. Bemerken Sie den Elegant, der sich so leicht bewegt, kurländisch lispelt, und sich jetzt wendet gegen den hohen, ernsthaften Mann im grünen Oberrock? Das ist der Baron von Schilling, der im Mindener Sonntagsblatte „die lieben Teutsenkel" so sehr touchiert hat.[3])

---

1) D. D. de Pradt (1759—1837), französischer Publizist und Diplomat.

2) M. Kosmeli (1773—1844), Schriftsteller, machte große Reisen. E. T. A. Hoffmann (1776—1822). Fr. M. von Lüttwitz (1773—1831), W. von Schilling, ein kurländischer Baron, der damals in den litterarischen Kreisen Berlins verkehrte und journalistisch thätig war.

3) Mit Bezug auf diese Bemerkung gab Heine im „Bemerker" Nr. 9 (Beilage zum 85. Blatte des Berliner „Gesellschafter"), vom 29. Mai 1822, die folgende Erklärung ab:

„Mit Bedauern habe ich erfahren, daß zwei Aufsätze von mir, überschrieben: ‚Briefe aus Berlin' (in Nr. 6, 7, 16 u. s. w.) des zum ‚Rheinisch-Westfälischen Anzeiger' gehörigen ‚Kunst- und Wissenschaftsblattes' auf eine Art ausgelegt worden, die dem Herrn Baron von Schilling verletzend erscheinen muß; da es nie meine Absicht war, ihn zu kränken, so erkläre ich hiermit, daß es mir herzlich leid ist, wenn ich zufälligerweise dazu Anlaß gegeben

Der Ernsthafte ist der Dichter Baron von Maltitz.[1]) Aber raten Sie mal, wer diese determinierte Figur ist, die am Kamine steht? Das ist Ihr Antagonist Hartmann vom Rheine; hart und ein Mann, und zwar aus einem einzigen Eisengusse. Aber was kümmern mich alle diese Herren, ich habe Hunger. Garçon, la charte! Betrachten Sie mal diese Menge herrlicher Gerichte. Wie die Namen derselben melodisch und schmelzend klingen, as music on the waters! Es sind geheime Zauberformeln, die uns das Geisterreich aufschließen. Und Champagner dabei! Erlauben Sie, daß ich eine Thräne der Rührung weine. Doch Sie, Gefühlloser, haben keinen Sinn für alle diese Herrlichkeit, und wollen Neuigkeiten, armselige Stadtneuigkeiten. Sie sollen befriedigt werden. Mein lieber Herr Gans[2]), was giebt es Neues? Er schüttelt das graue, ehrwürdige Haupt und zuckt mit den Achseln. Wir wollen uns an das kleine rotbäckige Männlein wenden; der Kerl hat immer die Taschen voll Neuigkeiten, und wenn er mal anfängt zu erzählen, so geht's wie ein Mühlrad. Was giebts Neues, mein lieber Herr Kammermusikus?

Gar nichts. Die neue Oper von Hellwig: „Die Bergknappen,“ soll nicht sehr angesprochen haben. Spontini komponiert jetzt eine Oper, wozu ihm Koreff den Text geschrieben. Er soll aus der preußischen Geschichte sein. Auch erhalten wir bald Koreffs „Aucassin und Nicolette,“ wozu Schneider die Musik setzt.[3]) Letztere wird erst noch etwas zusammengestrichen. Nach Karneval erwartet man auch Bernhard Kleins „Dido,“ eine heroische Oper. Die Bohrer und Boucher haben wieder Konzerte angekündigt. Wenn der „Freischütz“ gegeben wird, ist es noch immer schwer Billete zu erhalten. Der Bassist Fischer ist hier, wird nicht auftreten, singt aber viel in Gesellschaften. Graf Brühl ist noch immer sehr krank; er hat sich das Schlüsselbein zerbrochen. Wir fürchteten schon, ihn zu verlieren, und noch so ein Theater-

---

hätte; daß ich alles dahin Gehörige zurücknehme, und daß es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenem Briefe gedruckt worden wäre, die aus Delikatesse unterdrückt werden mußte. Dieses kann der geehrte Redakteur jener Zeitschrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieses freimütige Bekenntnis der Wahrheit allen Stoff zu Mißverständnis und öffentlichem Federkriege fortzuräumen.

Berlin, den 3. Mai 1822.

Heinrich Heine.“

1) G. A. v. Maltitz (1794—1837), dramatischer Dichter.
2) Eduard Gans. Vgl. Bd. I. S. 195.
3) Vgl. Bd. I. S. 91. Anton Bohrer (1783—1852), Konzertmeister, und dessen Bruder Max Bohrer (1785—1867), Violincellist.

intendant, der Enthusiast ist für deutsche Kunst und Art, wäre nicht leicht zu finden gewesen. Der Tänzer Antonini war hier, verlangte 100 Louisd'or für jeden Abend, welche ihm aber nicht bewilligt wurden. Adam Müller, der Politiker, war ebenfalls hier; auch der Tragödienverfertiger Houwald. Madame Woltmann ist wahrscheinlich noch hier; sie schreibt Memoiren.[1]) An den Reliefs zu Blüchers und Scharnhorsts Statuen wird bei Rauch immer noch gearbeitet. Die Opern, die im Karneval gegeben werden, stehn in der Zeitung verzeichnet. Doktor Kuhns Tragödie: „Die Damaszener" wird noch diesen Winter gegeben. Wach ist mit einem Altarblatt beschäftigt, das unser König der Siegeskirche in Moskau schenken wird. Die Stich ist längst aus den Wochen und wird morgen wieder in „Romeo und Julie" auftreten. Die Karoline Fouqué hat einen Roman in Briefen herausgegeben, wozu sie die Briefe des Helden und der Prinz Karl von Mecklenburg die der Dame schrieb. Der Staatskanzler erholt sich von seiner Krankheit. Rust behandelt ihn. Doktor Bopp ist hier angestellt als Professor der orientalischen Sprachen, und hat vor einem großen Auditorium seine erste Vorlesung über das Sanskrit gehalten. Vom Brockhausischen Konversationsblatte werden hier noch dann und wann Blätter konfisziert. Von Görres' neuester Schrift: „In Sachen der Rheinlande &c. &c." spricht man gar nichts; man hat fast keine Notiz davon genommen. Der Junge, der seine Mutter mit dem Hammer totgeschlagen hat, war wahnsinnig. Die mystischen Umtriebe in Hinterpommern machen großes Aufsehen. Hoffmann giebt jetzt bei Willmanns in Frankfurt, unter dem Titel: „Der Floh", einen Roman heraus, der sehr viele politische Sticheleien enthalten soll. Professor Gubitz beschäftigt sich noch immer mit Übersetzungen aus dem Neugriechischen, und schneidet jetzt Vignetten zu dem „Feldzug Suwarows gegen die Türken," ein Werk, welches der Kaiser Alexander als Volksbuch für die Russen drucken läßt. Bei Christiani hat C. L. Blum eben herausgegeben: „Klagelieder der Griechen," die viel Poesie enthalten. Der Künstlerverein in der

---

1) Karoline v. Woltmann (1782–1847). August Kuhn (1784–1829), der Redakteur des „Freimütigen." K. W. Wach (1787–1845), Historienmaler. Karoline Fouqué (1773–1831). Der Roman erschien 1822 unter dem Titel: „Vergangenheit und Gegenwart." — Die Schrift von J. J. v. Görres betitelt sich: „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit" (Stuttgart 1822). — Der Roman von E. T. A. Hoffmann: „Meister Floh" erschien 1822. – K. L. Blum: „Klagen Griechenlands." — Louise Neumann (1818), berühmte Schauspielerin. Vgl. S. 53 ff.

Akademie ist sehr glänzend ausgefallen, und die Einnahme zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet worden. Der Hofschauspieler Walter aus Karlsruhe ist eben angekommen, und in „Staberles Reiseabenteuer“ aufgetreten. Die Neumann soll im März wieder herkommen, und die Stich dann auf Reisen gehen. Julius von Voß hat wieder ein Stück geschrieben: „Der neue Markt.“ Sein Lustspiel: „Quintin Messys“ wird nächste Woche gegeben.[1]) Heinrich von Kleists „Prinz von Homburg“ wird nicht gegeben werden. An Grillparzer ist das Manuskript seiner Trilogie: „Die Argonauten,“ welches er unserer Intendanz geschickt hatte, wieder zurückgesandt worden. Markör, ein Glas Wasser! Nicht wahr, der Kammermusikus der weiß Neuigkeiten! An den wollen wir uns halten. Er soll Westfalen mit Neuigkeiten versorgen, und was er nicht weiß, das braucht auch Westfalen nicht zu wissen! Er gehört zu keiner Partei, zu keiner Schule, ist weder ein Liberaler, noch ein Romantiker, und wenn er etwas Medisantes sagt, so ist er so unschuldig dabei wie das unglückselige Rohr, dem der Wind die Worte entlockte: „König Midas hat Eselsohren!“

Zweiter Brief.

Berlin, den 16. März 1822.

Ihr sehr wertes Schreiben vom 2. Februar habe ich richtig erhalten, und ersah daraus mit Vergnügen, daß mein erster Brief Ihren Beifall hat. Ihr leise angedeuteter Wunsch, bestimmte Persönlichkeiten nicht zu sehr hervortreten zu lassen, soll in etwas erfüllt werden. Es ist wahr, man kann mich leicht mißverstehen. Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinskizziere, sondern die Figürchen, die ich hinein gezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, daß es mir um diese Figürchen besonders zu thun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, so wie man Suppe ohne Salz essen kann. Man kann verblümt sprechen, wie unsere Zeitungsschreiber. Wenn sie von einer großen norddeutschen Macht reden, so weiß jeder, daß sie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die

---

1) J. v. Voß (1768—1832). „Quintin Messys“ wurde am 5. Februar 1822 in Berlin aufgeführt.

Masken im Redoutensaale ohne Gesichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutschen Juristen spreche, der das schwarze Haar so lang als möglich von der Schulter herabwallen läßt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel schaut, einem Christusbilde ähnlich sehen möchte, übrigens einen französischen Namen trägt, von französischer Abstammung ist, und doch gar gewaltig deutsch thut, so wissen die Leute, wen ich meine.[1]) Ich werde alles bei seinem Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Persönlichkeit schildern: ich kümmere mich wenig um den Tadel jener Leutchen, die sich im Lehnstuhle der Konvenienzkorrespondenz behaglich schaukeln, und jederzeit liebreich ermahnen: „Lobt uns, aber sagt nicht, wie wir aussehen.“

Ich habe es längst gewußt, daß eine Stadt wie ein junges Mädchen ist, und ihr holdes Angesicht gern wieder sieht im Spiegel fremder Korrespondenz. Aber ich hätte nie gedacht, daß Berlin bei einem solchen Bespiegeln sich wie ein altes Weib, wie eine echte Klatschliese gebärden würde. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung: Berlin ist ein großes Krähwinkel.

Ich bin heute sehr verdrießlich, mürrisch, ärgerlich, reizbar; der Mißmut hat der Phantasie den Hemmschuh angelegt, und sämtliche Witze tragen schwarze Trauerflöre. Glauben Sie nicht, daß etwa eine Weiberuntreue die Ursache sei. Ich liebe die Weiber noch immer; als ich in Göttingen von allem weiblichen Umgange abgeschlossen war, schaffte ich mir wenigstens eine Katze an; aber weibliche Untreue könnte nur noch auf meine Lachmuskeln wirken. Glauben Sie nicht, daß etwa meine Eitelkeit schmerzlich beleidigt worden sei; die Zeit ist vorbei, wo ich des Abends meine Haare mühsam in Papillotten zu drehen pflegte, einen Spiegel beständig in der Tasche trug, und mich fünfundzwanzig Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beschäftigte. Denken Sie auch nicht, daß vielleicht Glaubensskrupel mein zartes Gemüt quälend beunruhigten; ich glaube jetzt nur noch an den pythagoräischen Lehrsatz und ans königl. preuß. Landrecht. Nein, eine weit vernünftigere Ursache bewirkt meine Betrübnis: mein köstlichster Freund, der Liebenswürdigste der Sterblichen, Eugen von B., ist vorgestern abgereist! Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht

---

1) Savigny.

langweilte, der einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge![1])

Doch Schmerz beiseite; ich muß jetzt davon sprechen, was die Leute singen und sagen bei uns an der Spree. Was sie klüngeln und was sie züngeln, was sie kichern und was sie klatschen, alles sollen Sie hören, mein Lieber.

Boucher, der längst sein aller — aller — allerletztes Konzert gegeben, und jetzt vielleicht Warschau oder Petersburg mit seinen Kunststücken auf der Violine entzückt, hat wirklich recht, wenn er Berlin la capitale de la musique nennt. Es ist hier den ganzen Winter hindurch ein Singen und Klingen gewesen, daß einem fast Hören und Sehen vergeht. Ein Konzert trat dem andern auf die Ferse.

Wer nennt die Fiedler, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?

— — — — — — — —

Selbst von Hispanien kamen sie,
Und spielten auf dem Schaugerüste
Gar manche schlechte Melodie.

Der Spanier war Escudero, ein Schüler Baillots, ein wackerer Violinspieler, jung, blühend, hübsch, und dennoch kein Protegé der Damen. Ein ominöses Gerücht ging ihm voran, als habe das italienische Messer ihn unfähig gemacht, dem schönen Geschlechte gefährlich zu sein. Ich will Sie nicht ermüden mit dem Aufzählen aller jener musikalischen Abendunterhaltungen, die uns diesen Winter entzückten und langweilten. Ich will nur erwähnen, daß das Konzert der Seidler drückend voll war, und daß wir jetzt auf Drouets Konzert gespannt sind, weil der junge Mendelssohn darin zum erstenmale öffentlich spielen wird. —[2])

Haben Sie noch nicht Maria von Webers „Freischütz" gehört?[3]) Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht

---

1) Eugen von Breza. Vgl. Bd. I. S. 173 und Bd. VII. S. 35, Anm.

2) Der folgende Teil dieses Briefes, datiert vom 1. März 1822, findet sich bereits im zweiten Bande der „Reisebilder" abgedruckt.

3) Webers „Freischütz" wurde am 18. Juni 1821 zum erstenmal im Berliner Opernhause aufgeführt.

wenigstens aus dieser Oper das „Lied der Brautjungfern" oder kurzweg den „Jungfernkranz" gehört? Nein? Glücklicher Mann.

Wenn Sie vom Hallischen bis zum Oranienburger Thore, und vom Brandenburger nach dem Königsthore, ja selbst wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpnicker Thore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder: den „Jungfernkranz."

Wie man in den Goetheschen Elegien den armen Briten von dem „Marlborough s'en va-t-en guerre" durch alle Länder verfolgt sieht[1]), so werde ich auch von morgens früh bis spät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Lust und Hochzeitfreude.

Chor:

Schöner, schöner, schöner grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrt' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten.
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, schöner, schöner u. s. w.

Bin ich mit noch so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn schon früh die Schuljugend, „den Jungfernkranz" zwitschernd, bei meinem Fenster vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirtin steht auf mit ihrem „Jungfernkranz." Ich höre meinen Barbier den „Jungfernkranz" die Treppe heraufsingen. Die kleine Wäscherin kommt „mit Lavendel, Myrt' und Thymian." So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hause, und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droschke. Gut, daß ich durch das Rädergerassel nicht singen höre. Bei ***li steig' ich ab. Ist's Fräulein zu sprechen? Der Diener läuft. „Ja." Die Thüre

1) Vgl. die „Römischen Elegien" in Goethes Werken, Bd. I. S. 182.

fliegt auf. Die Holde sitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem süßen:

„Wo bleibt der schmucke Freiersmann
Ich kann ihn kaum erwarten.“ —

Sie singen wie ein Engel! ruf' ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen,“ lispelt die Gütige, und sie windet wieder ihren „Jungfernkranz,“ und windet, und windet, bis ich selbst vor unsäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangst ausrufe: „Hilf, Samiel!“

Sie müssen wissen, so heißt der böse Feind im „Freischütz;“ der Jäger Kaspar, der sich ihm ergeben hat, ruft in jeder Not: „Hilf, Samiel!“ Es wurde hier Mode, in komischer Bedrängnis diesen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher, der sich den Sokrates der Violinisten nennt, hat einst sogar im Konzert, als ihm eine Violinsaite sprang, laut ausgerufen: „Hilf, Samiel!“

Und Samiel hilft. Die bestürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Gesange, und lispelt: „Was fehlt Ihnen?“ „Es ist pures Entzücken,“ ächzte ich mit forciertem Lächeln. „Sie sind krank,“ lispelt sie, „gehen Sie nach dem Tiergarten, genießen Sie das schöne Wetter und beschauen Sie die schöne Welt.“ Ich greife nach Hut und Stock, küsse der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen schmachtenden Passionsblick zu, stürze zur Thür hinaus, steige wieder in die erste, beste Droschke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich steige aus, und laufe hinein in den Tiergarten.

Ich rate Ihnen, wenn Sie mal herkommen, so versäumen Sie nicht, an solchen schönen Vorfrühlingstagen um diese Zeit, um halb Eins, in den Tiergarten zu gehen.

Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unserer seligen Luise von den Einwohnerinnen des Tiergartens ein kleines, einfaches Monument gesetzt ist. Dort pflegt unser König oft spazieren zu gehen. Es ist eine schöne, edle, ehrfurchtgebietende Gestalt, die allen äußeren Prunk verschmäht. Er trägt fast immer einen scheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weisgemacht, der König müsse sich oft mit dieser Kleidung etwas behelfen, weil sein Garderobemeister außer Landes wohnt und nur selten nach Berlin kömmt. Die schönen Königskinder sieht man ebenfalls zu dieser Zeit im Tiergarten,

so wie auch den ganzen Hof und die allernobelste Noblesse. Die fremdartigen Gesichter sind Familien auswärtiger Gesandten. Ein oder zwei Livreebediente folgen den edlen Damen in einiger Entfernung. Offiziere auf den schönsten Pferden galoppieren vorbei. Ich habe selten schönere Pferde gesehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergestalten. Die Prinzen unseres Hauses sind darunter. Welch ein schönes, kräftiges Fürstengeschlecht! An diesem Stamme ist kein mißgestalteter, verwahrloster Ast. In freudiger Lebensfülle, Mut und Hoheit auf den edlen Gesichtern, reiten dort die zwei älteren Königssöhne vorbei. Jene schöne jugendliche Gestalt, mit frommen Gesichtszügen und liebesklaren Augen, ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl.[1]) Aber jenes leuchtende, majestätische Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Rosse vorbeifliegt, das ist unsere — Alexandrine. Im braunen, festanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten, die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht; andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus — da erklirrten plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine alte Weiberstimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w.“

Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tische sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Dessert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der „Jungfernkranz“ von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fistulieren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähnrich zur Abwechselung in das Gesumme

1) Prinz Karl von Preußen (1801—1883); Prinzessin Alexandrine (1803), Witwe des Großherzogs Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin.

hineingebrüllt, aber der „Jungfernkranz“ ist permanent; wenn der eine ihn beendigt hat, fängt ihn der andre wieder von vorn an; aus allen Häusern klingt er mir entgegen; jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja ich glaube fast, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich abends mein Haupt auf den Schoß der schönsten Borussin; sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar, lispelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine Lawise wird dich ooch immer jut sind,“ und sie streichelt und hätschelt so lange, bis sie glaubt, daß ich am Einschlummern sei, und sie ergreift leise die „Katharre“ und spielt und singt die „Kravatte“ aus Tankred: „Nach so viel' Leiden,“ und ich ruhe aus nach so viel' Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltsam aus meinen Träumen, und die Unglückselige singt: „Wir winden dir den Jungfernkranz —“

In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln und hülle mich tiefer in die Decke.[1])

Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daß die Melodie desselben wirklich schlecht sei. Im Gegenteil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. **Mais toujours perdrix!** Sie verstehen mich, der ganze „Freischütz“ ist vortrefflich, und verdient gewiß jenes Interesse, womit er jetzt in ganz Deutschland aufgenommen wird. Hier ist er jetzt vielleicht schon zum dreißigsten Male gegeben, und noch immer wird es erstaunlich schwer, zu einer Vorstellung desselben gute Billete zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls Furore. Dieses beweist hinlänglich, daß man unrecht hatte, zu glauben: als ob diese Oper hier nur durch die antispontinische Partei gehoben worden sei. Antispontinische Partei? Ich sehe, der Ausdruck befremdet Sie. Glauben Sie nicht, diese sei eine politische. Der heftige Parteikampf von Liberalen und Ultras, wie wir ihn

---

1) Die folgenden Mitteilungen bis S. 40 fehlen in den „Reisebildern.“

in anderen Hauptstädten sehen, kann bei uns nicht zum Durchbruch kommen, weil die königliche Macht, kräftig und parteilos schlichtend, in der Mitte steht. Aber dafür sehen wir in Berlin oft einen ergötzlicheren Parteikampf, den in der Musik. Wären Sie Ende des vorigen Sommers hier gewesen, hätten Sie es sich in der Gegenwart veranschaulichen können, wie einst in Paris der Streit der Gluckisten und Piccinisten ungefähr ausgesehen haben mag.[1]) — Aber ich sehe, ich muß hier etwas ausführlicher von der hiesigen Oper sprechen; erstens, weil sie doch in Berlin ein Hauptgegenstand der Unterhaltung ist, und zweitens, weil Sie ohne nachfolgende Bemerkungen den Geist mancher Notizen gar nicht fassen können. Von unsern Sängerinnen und Sängern will ich hier gar nicht sprechen. Ihre Apologien sind stereotyp in allen Berliner Korrespondenzartikeln und Zeitungsrezensionen; täglich liest man: die Milder-Hauptmann ist unübertrefflich, die Schulz ist vortrefflich, und die Seidler ist trefflich. Genug, es ist unbestritten, daß man die Oper hier auf eine erstaunliche Kunsthöhe gebracht hat, und daß sie keiner andern deutschen Oper nachzustehen braucht. Ob dieses durch die emsige Wirksamkeit des verstorbenen Webers geschehen ist, oder ob Ritter Spontini, nach dem Ausspruch seiner Anhänger, wie mit dem Schlag einer Zauberrute alle diese Herrlichkeit ins Leben hervorgerufen habe, wage ich sehr zu bezweifeln. Ich wage sogar zu glauben, daß die Leitung des großen Ritters auf einige Teile der Oper höchst nachteilig gewirkt habe. Aber ich behaupte durchaus, daß seit der völligen Trennung der Oper vom Schauspiele und Spontinis unumschränkter Beherrschung derselben diese täglich mehr Schaden erleiden muß durch die natürliche Vorliebe des großen Ritters für seine eignen großen Produkte und die Produkte verwandter oder befreundeter Genies, und durch seine ebenso natürliche Abneigung gegen die Musik solcher Komponisten, deren Geist den seinigen nicht anspricht oder dem seinigen nicht huldigt, oder gar — horribile dictu — mit dem seinigen wetteifert.

Ich bin zu sehr Laie im Gebiete der Tonkunst, als daß ich mein eignes Urteil über den Wert der Spontinischen Kompositionen aussprechen dürfte, und alles, was ich hier sage, sind bloß

---

1) Der berühmte litterarische Kampf zwischen den Anhängern Glucks und Nicolo Piccinis, der von 1776 ab mehrere Jahre dauerte und das musikalische Paris in zwei Lager spaltete.

fremde Stimmen, die im Gewoge des Tagesgesprächs besonders hörbar sind.

„Spontini ist der größte aller lebenden Komponisten. Er ist ein musikalischer Michelangelo. Er hat in der Musik neue Bahnen gebrochen. Er hat ausgeführt, was Gluck nur geahnet. Er ist ein großer Mann, er ist ein Genie, er ist ein Gott!" So spricht die spontinische Partei, und die Wände der Paläste schallen wieder von dem unmäßigen Lobe. — Sie müssen nämlich wissen, es ist die Noblesse, die besonders von Spontinis Musik angesprochen wird und demselben ausgezeichnete Zeichen ihrer Gunst angedeihen läßt. An diese edlen Gönner lehnt sich die wirkliche spontinische Partei, die natürlicherweise aus einer Menge Menschen besteht, die dem vornehmen und legitimen Geschmacke blindlings huldigt, aus einer Menge Enthusiasten für das Ausländische, aus einigen Komponisten, die ihre Musik gern auf die Bühne brächten, und endlich aus einer Handvoll wirklicher Verehrer.

Woraus ein Teil der Gegenpartei besteht, ist wohl leicht zu erraten. Viele sind auch dem guten Ritter gram, weil er ein Welscher ist. Andre, weil sie ihn beneiden. Wieder andre, weil seine Musik nicht deutsch ist. Aber endlich der größte Teil sieht in seiner Musik nur Pauken- und Trompetenspektakel, schallenden Bombast und gespreizte Unnatur. Hierzu kam noch der Unwille vieler — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt, mein Lieber, können Sie sich den Lärm erklären, der diesen Sommer ganz Berlin erfüllte, als Spontinis „Olympia" auf unsrer Bühne zuerst erschien. Haben Sie die Musik dieser Oper nicht in Hamm hören können? An Pauken und Posaunen war kein Mangel, so daß ein Witzling den Vorschlag machte, im neuen Schauspielhause die Haltbarkeit der Mauern durch die Musik dieser Oper zu probieren. Ein anderer Witzling kam eben aus der brausenden „Olympia," hörte auf der Straße den Zapfenstreich trommeln, und rief, Atem schöpfend: „Endlich hört man doch sanfte Musik!" Ganz Berlin witzelte über die vielen Posaunen und über den großen Elefanten in den Prachtaufzügen dieser Oper. Die Tauben aber waren ganz entzückt von so vieler Herrlichkeit, und versicherten, daß sie diese schöne, dicke Musik mit den Händen fühlen könnten. Die Enthusiasten aber riefen:

„Hosianna! Spontini ist selbst ein musikalischer Elefant! Er ist ein Posaunenengel!“

Kurz darauf kam Karl Maria von Weber nach Berlin, sein „Freischütz“ wurde im neuen Theater aufgeführt und entzückte das Publikum. Jetzt hatte die antispontinische Partei einen festen Punkt, und am Abend der ersten Vorstellung seiner Oper wurde Weber aufs herrlichste gefeiert. In einem recht schönen Gedichte, das den Doktor Förster[1]) zum Verfasser hatte, hieß es vom Freischützen: „er jage nach edlerm Wilde, als nach Elefanten.“ Weber ließ sich über diesen Ausdruck den andern Tag im „Intelligenzblatte“ sehr kläglich vernehmen, und kajolierte Spontini und blamierte den armen Förster, der es doch so gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angestellt zu werden, und würde sich nicht so unmäßig bescheiden gebärdet haben, wenn ihm schon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeschnitten gewesen wäre. Weber verließ uns nach der dritten Vorstellung seiner Oper, reiste nach Dresden zurück, erhielt dort einen glänzenden Ruf nach Kassel, wies ihn zurück, dirigirte wieder vor wie nach die Dresdner Oper, wird dort einem guten General ohne Soldaten verglichen, und ist jetzt nach Wien gereist, wo eine neue komische Oper von ihm gegeben werden soll. — Über den Wert des Textes und der Musik des Freischützen verweise ich Sie auf die große Rezension desselben vom Professor Gubitz im „Gesellschafter.“ Dieser geistreiche und scharfsinnige Kritiker hat das Verdienst, daß er der erste war, der die romantischen Schönheiten dieser Oper ausführlich entwickelte und ihre großen Triumphe am bestimmtesten voraussagte.

Webers Äußere ist nicht sehr ansprechend. Kleine Statur, ein schlechtes Untergestell und ein langes Gesicht ohne sonderlich angenehme Züge. Aber auf diesem Gesichte liegt ganz verbreitet der sinnige Ernst, die bestimmte Sicherheit und das ruhige Wollen, das uns so bedeutsam anzieht in den Gesichtern altdeutscher Meister. Wie kontrastiert dagegen das Äußere Spontinis! Die hohe Gestalt, das tiefliegende dunkle Flammenauge, die pechschwarzen Locken, von welchen die gefurchte Stirne zur Hälfte bedeckt wird, der halb wehmütige, halb stolze Zug um die Lippen, die brütende Wildheit dieses gelblichen Gesichtes, worin alle Leiden=

1) Friedrich Förster (1791—1868).

schaften getobt haben und noch toben, der ganze Kopf, der einem Kalabresen zu gehören scheint, und der dennoch schön und edel genannt werden muß: — alles läßt uns gleich den Mann erkennen, aus dessen Geiste die „Vestalin,“ „Cortez“ und „Olympia“ hervorgingen.

Von den hiesigen Komponisten erwähne ich gleich nach Spontini unsern Bernhard Klein, der sich schon längst durch einige schöne Kompositionen rühmlichst bekannt gemacht hat, und dessen große Oper „Dido“ vom ganzen Publikum mit Sehnsucht erwartet wird. Diese Oper soll nach dem Ausspruche aller Kenner, denen der Komponist einiges daraus mitteilte, die wunderbarsten Schönheiten enthalten und ein geniales deutsches Nationalwerk sein. Kleins Musik ist ganz originell. Sie ist ganz verschieden von der Musik der oben besprochenen zwei Meister, sowie neben den Gesichtern derselben das heitere, angenehme, lebenslustige Gesicht des gemütlichen Rheinländers einen auffallenden Kontrast bildet. Klein ist ein Kölner und kann als der Stolz seiner Vaterstadt betrachtet werden. [1])

G. A. Schneider darf ich hier nicht übergehen. Nicht als ob ich ihn für einen so großen Komponisten hielte, sondern weil er als Komponist von Koreffs „Aucassin und Nicolette“ vom 26. Februar bis auf diese Stunde ein Gegenstand des öffentlichen Gesprächs war. Wenigstens acht Tage lang hörte man von nichts sprechen, als von Koreff und Schneider, und Schneider und Koreff. Hier standen geniale Dilettanten und rissen die Musik herunter; dort stand ein Haufen schlechter Poeten und schulmeisterte den Text. Was mich betrifft, so amüsierte mich diese Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunstbegabte Dichter so lieblich und kindlich schlicht entfaltete, mich ergötzte der anmutige Kontrast vom ernsten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die verwunderlichsten Bilder in loser Verknüpfung abenteuerlich dahingaukelten, regte sich in mir der Geist der blühenden Romantik. [2]) — Es ist immer ein ungeheurer Spektakel in Berlin, wenn eine neue Oper gegeben wird, und hier kam noch der Umstand hinzu, daß der Musikdirektor Schneider und der Geheimrat Ritter Koreff

1) B. Klein (1793—1832). Seine Oper „Dido“ wurde 1823 zuerst aufgeführt. Er war ein Freund Heines.
2) Vgl. Bd. I. S. 91.

so allgemein bekannt sind. Letztern verlieren wir bald, da er sich schon längst zu einer großen Reise ins Ausland vorbereitet. Das ist ein Verlust für unsere Stadt, da dieser Mann sich auszeichnet durch gesellige Tugenden, angenehme Persönlichkeit und Großartigkeit der Gesinnung.

Was man in Berlin singt, das wissen Sie jetzt, und ich komme zur Frage: Was spricht man in Berlin? — Ich habe vorsätzlich erst vom Singen gesprochen, da ich überzeugt bin, daß die Menschen erst gesungen haben, ehe sie sprechen lernten, so wie die metrische Sprache der Prosa voranging. Wirklich, ich glaube, daß Adam und Eva sich in schmelzenden Adagios Liebeserklärungen machten und in Recitativen ausschimpften. Ob Adam auch zu letztern den Takt schlug? Wahrscheinlich. Dieses Taktschlagen ist bei unserm Berliner Pöbel durch Tradition noch geblieben, obschon das Singen dabei außer Gebrauch kam. Wie Kanarienvögel zwitscherten unsere Ureltern in den Thälern Kaschmirs. Wie haben wir uns ausgebildet! Ob die Vögel einst ebenfalls zum Sprechen gelangen werden? Die Hunde und die Schweine sind auf gutem Wege; ihr Bellen und Grunzen ist ein Übergang vom Singen zum ordentlichen Sprechen. Erstere werden reden die Sprache von Oc, die andern die Sprache von Oui. Die Bären sind gegen uns übrige Deutsche in der Kultur noch sehr zurückgeblieben, und obschon sie in der Tanzkunst mit uns wetteifern, so ist ihr Brummen, wenn wir es mit andern deutschen Mundarten vergleichen, durchaus noch keine Sprache zu nennen. Die Esel und die Schafe hatten es einst schon bis zum Sprechen gebracht, hatten ihre klassische Litteratur, hielten vortreffliche Reden über die reine Eselhaftigkeit im geschlossenen Hammeltume, über die Idee eines Schafskopfs und über die Herrlichkeit des Altböckischen. Aber wie es nach dem Kreislauf der Dinge zu geschehen pflegt, sie sind in der Kultur wieder so tief gesunken, daß sie ihre Sprache verloren und bloß das gemütliche „I-A“ und das kindlich fromme „Bäh“ behielten.

Wie komme ich aber vom I-A der Langohrigen und vom Bäh der Dickwolligen zu den Werken von Sir Walter Scott? Denn von diesen muß ich jetzt sprechen, weil ganz Berlin davon spricht, weil sie der „Jungfernkranz“ der Lesewelt sind, weil man sie überall liest, bewundert, bekrittelt, herunterreißt und wieder liest. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen

bis zum Laufjungen liest alles die Romane des großen Schotten; besonders unsre gefühlvollen Damen. Diese legen sich nieder mit „Waverley," stehen auf mit „Robin dem Roten," und haben den ganzen Tag den „Zwerg" in den Fingern. Der Roman „Kenilworth" hat gar besonders Furore gemacht. Da hier sehr wenige mit vollkommener Kenntnis des Englischen gesegnet sind, so muß sich der größte Teil unserer Leserwelt mit französischen und deutschen Übersetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten Scottschen Roman: „Der Pirat" sind vier Übersetzungen auf einmal angekündigt. Zwei davon kommen hier heraus; die der Frau von Montenglant bei Schlesinger, und die des Doktor Spieker bei Duncker und Humblot. Die dritte Übersetzung ist die von Lotz in Hamburg, und die vierte wird in der Taschenausgabe der Gebr. Schumann in Zwickau enthalten sein. Daß es bei solchen Umständen an einiger Reibung nicht fehlen wird, ist vorauszusehen. Frau von Hohenhausen ist jetzt mit der Übersetzung des Scottschen „Ivanhoe" beschäftigt, und von der trefflichen Übersetzerin Byrons können wir auch eine treffliche Übersetzung Scotts erwarten. Ich glaube sogar, daß diese noch vorzüglicher ausfallen wird, da in dem sanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüte der schönen Frau die frömmig heitern, unverzerrten Gestalten des freundlichen Schotten sich weit klarer abspiegeln werden, als die düstern Höllenbilder des mürrischen, herzkranken Engländers. In keine schönern und zartern Hände konnte die schöne, zarte Rebekka geraten, und die gefühlvolle Dichterin braucht hier nur mit dem Herzen zu übersetzen.[1])

Auf eine ausgezeichnete Weise wurde Scotts Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feste war eine glänzende Maskerade, wo die meisten Helden der Scottschen Romane in ihrer charakteristischen Äußerlichkeit erschienen. Von dieser Festlichkeit und diesen Bildern sprach man hier acht Tage lang. Besonders trug man sich damit herum, daß der Sohn von Walter Scott, der sich just hier befindet, als schottischer Hochländer gekleidet, und, ganz wie es jenes Kostüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hosen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei diesem glänzenden Feste paradierte. Dieser junge Mensch, ein englischer Husarenoffizier, wird hier sehr gefeiert

1) Vgl. Bd. III. S. 51, Anm.

und genießt hier den Ruhm seines Vaters. — Wo sind die Söhne Schillers? Wo sind die Söhne unserer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hosen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehn? Wo sind unsere großen Dichter selbst? Still, still, das ist eine partie honteuse.

Ich will nicht ungerecht sein, und hier unerwähnt lassen die Verehrung, die man hier dem Namen Goethe zollt, — der deutsche Dichter, von dem man hier am meisten spricht. Aber Hand aufs Herz, mag das feine, weltkluge Betragen unseres Goethe nicht das Meiste dazu beigetragen haben, daß seine Stellung so glänzend ist und daß er in so hohem Maße die Affektion unserer Großen genießt? Fern sei es von mir, den alten Herrn eines kleinlichen Charakters zu zeihen. Goethe ist ein großer Mann in einem seidnen Rock. Am großartigsten hat er sich noch kürzlich bewiesen gegen seine kunstsinnigen Landsleute, die ihm im edlen Weichbilde Frankfurts ein Monument setzen wollten, und ganz Deutschland zu Geldbeiträgen aufforderten. Hier wurde über diesen Gegenstand erstaunlich viel diskutiert, und meine Wenigkeit schrieb folgendes mit Beifall beehrte Sonett[1]):

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen;
Die Bürger Frankfurts haben jetzt beschlossen,
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen," —
So denken sie — „daß wir des Manns Genossen,
Daß unserm Miste solche Blum' entsprossen,
Und blindlings wird man uns im Handel trauen."

O, laßt dem Dichter seine Lorbeerreiser,
Ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.

Im Windelnschmutz war er euch nah, doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachsenhäuser!

Der große Mann machte, wie bekannt ist, allen Diskussionen dadurch ein Ende, daß er seinen Landsleuten mit der Erklärung,

1) Vgl. Bd. I. S. 89.

„er sei gar kein Frankfurter,“ das Frankfurter Bürgerrecht zurückschickte.

Letzteres soll seitdem — um Frankfurtisch zu sprechen — 99 Prozent im Werte gesunken sein, und die Frankfurter Juden haben jetzt bessere Aussicht zu dieser schönen Acquisition. Aber — um wieder Frankfurtisch zu sprechen — stehen die Rothschilde und die Bethmänner nicht längst al pari? Der Kaufmann hat in der ganzen Welt dieselbe Religion. Sein Kontor ist seine Kirche, sein Schreibpult ist sein Betstuhl, sein Memorial ist seine Bibel, sein Warenlager ist sein Allerheiligstes, die Börsenglocke ist seine Betglocke, sein Gold ist sein Gott, der Kredit ist sein Glauben.

Ich habe hier Gelegenheit, von zwei Neuigkeiten zu sprechen: erstens von der neuen Börsenhalle, die nach dem Vorbilde der Hamburger eingerichtet ist und vor einigen Wochen eröffnet wurde, und zweitens von dem alten, neu aufgewärmten Projekte der Judenbekehrung. Aber ich übergehe beides, da ich in der neuen Halle noch nicht war, und die Juden ein gar zu trauriger Gegenstand sind. Ich werde freilich am Ende auf dieselben zurückkommen müssen, wenn ich von ihrem neuen Kultus spreche, der von Berlin besonders ausgegangen ist. Ich kann es jetzt noch nicht, weil ich es immer versäumt habe, dem neuen mosaischen Gottesdienste einmal beizuwohnen. Auch über die neue Liturgie, die schon längst in der Domkirche eingeführt und Hauptgegenstand des Stadtgespräches ist, will ich nicht schreiben, weil sonst mein Brief zu einem Buche anschwellen würde. Sie hat eine Menge Gegner. Schleiermacher nennt man als den vorzüglichsten. Ich habe unlängst einer seiner Predigten beigewohnt, wo er mit der Kraft eines Luthers sprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die Liturgie fehlte. Ich muß gestehen, keine sonderlich gottseligen Gefühle werden durch seine Predigten in mir erregt; aber ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt, und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als Priester der Wahrheit.

Ungemeines Aufsehen erregten die heftigen Ausfälle gegen die hiesige theologische Fakultät in der Anzeige der Schrift: „Gegen die De-Wettesche Aktensammlung“ (in der Vossischen

Zeitung) und in der Entgegnung auf die Erklärung der Fakultät (ebendaselbst). Als Verfasser jener Schrift nennt man allgemein Beckendorf.[1]) Aus wessen Feder jene Anzeige und Entgegnung geflossen ist, weiß man nicht genau. Einige nennen Kampz, andere Beckendorf selbst, andere Klindworth, andere Buchholz, andere andere. Die Hand eines gewandten Diplomaten ist in jenen Aufsätzen nicht zu verkennen. Wie man sagt, ist Schleiermacher mit einer Entgegnung beschäftigt, und es wird dem gewaltigen Sprecher leicht werden, seinen Antagonisten nieder zu reden. Daß die theologische Fakultät auf solche Angriffe antworten muß, versteht sich von selbst, und das ganze Publikum sieht mit gespannter Erwartung dieser großen Antwort entgegen.

Man ist hier sehr gespannt auf die zwei Supplementbände zum Brockhausischen Konversationslexikon, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil sie, laut dem Inhaltsverzeichnisse der Ankündigung, die Biographien einer Menge öffentlicher Charaktere enthalten werden, die, teils in Berlin, teils im Auslande lebend, gewöhnliche Gegenstände der hiesigen Konversation sind. Soeben erhalte ich die erste Lieferung von A bis Bomz (ausgegeben den 1. März 1822), und falle mit Begierde auf die Artikel: Albrecht (Geh. Kabinettsrat), Alopäus, Altenstein, Ancillon, Prinz August (von Preußen) u. s. w. Unter den Namen, die unsere dortigen Freunde interessieren möchten, nenne ich: Akkum, Arndt, Begasse, Benzenberg und Beugnot, der brave Franzose, der den Bewohnern des Großherzogtums Berg, troß seiner haßerregenden Stellung, so manche schöne Beweise eines edeln und großen Charakters gegeben hat, und jetzt in Frankreich so wacker kämpft für Wahrheit und Recht.[2])

Die Maßregeln gegen den Brockhausischen Verlag sind noch immer in Wirksamkeit. Brockhaus war vorigen Sommer hier, und suchte seine Differenzen mit unserer Regierung auszugleichen. Seine Bemühungen müssen fruchtlos gewesen sein. — Brockhaus ist ein Mann von angenehmer Persönlichkeit. Seine äußere Repräsentation, sein scharfblickender Ernst und seine feste Freimütigkeit lassen in ihm jenen Mann erkennen, der die Wissenschaften und den Meinungskampf nicht mit gewöhnlichen Buchhändleraugen betrachtet.

1) Ph. L. v. Beckedorff (1778—1858), Staatsmann und Publizist
2) Vgl. Bd. VI. S. 342, Anm.

Die griechischen Angelegenheiten sind hier, wie überall, tüchtig durchgesprochen worden, und das Griechenfeuer ist ziemlich erloschen. Die Jugend zeigte sich am meisten enthusiastisch für Hellas; alte vernünftigere Leute schüttelten die grauen Köpfe. Gar besonders glühten und flammten die Philologen. Es muß den Griechen sehr viel geholfen haben, daß sie von unseren Tyrtäen auf eine so poetische Weise erinnert wurden an die Tage von Marathon, Salamis und Platäa. Unser Professor Zeune, der, wie der Optikus Amuel bemerkt, nicht allein eine Brille trägt, sondern auch Brillen zu beurteilen weiß, hatte sich am meisten thätig gezeigt.[1]) Der Hauptmann Fabeck, der, wie Sie aus öffentlichen Blättern ersehen hatten, von hier aus, ohne viel tyrtäische Lieder zu singen, nach Griechenland gereist ist, soll dort ganz erstaunliche Thaten verrichtet haben, und ist, um auf seinen Lorbeern zu ruhen, wieder nach Deutschland zurückgekommen.

Es ist jetzt bestimmt, daß das Kleistsche Schauspiel: „Der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bei Fehrbellin" nicht auf unserer Bühne erscheinen wird, und zwar, wie ich höre, weil eine edle Dame glaubt, daß ihr Ahnherr in einer unedeln Gestalt darin erscheine. Dieses Stück ist noch immer ein Erisapfel in unsern ästhetischen Gesellschaften. Was mich betrifft, so stimme ich dafür, daß es gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben ist, und daß es mehr Wert hat, als all' jene Farcen und Spektakelstücke und Houwaldsche Rühreier, die man uns täglich auftischt. „Anna Boleyn," die Tragödie des sehr talentvollen Dichters Gehe, der sich jetzt just hier befindet, wird einstudiert. Herr Rellstab hat unserer Intendanz ein Trauerspiel angeboten, das den Titel führen wird: „Karl der Kühne von Burgund." Ob dieses Stück angenommen worden, weiß ich nicht.[2])

Es wurde hier viel davon geschwatzt, als man hörte, daß bei Willmans in Frankfurt der neue Hoffmannsche Roman: „Meister Floh und seine Gesellen" auf Requisition unserer Regierung konfisziert worden sei. Letztere hatte nämlich erfahren, das fünfte Kapitel dieses Romans persifliere die Kommission, welche die Untersuchung der demagogischen Umtriebe leitet. Daß

1) August Zeune; vgl. Bd. I. S. 373, Anm.

2) E. H. Gehe (1795—1850). — Rellstabs Trauerspiel: „Karl der Kühne" erschien in Berlin 1824.

unserer Regierung an solchen Persiflagen wenig gelegen sei, hatte sie längst bewiesen, da unter ihren Augen hier in Berlin bei Reimer der Jean Paulsche „Komet“ mit Erlaubnis der Zensur gedruckt wurde, und, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in der Vorrede zum zweiten Teile dieses Romans die Umtriebe-Untersuchungen aufs heilloseste lächerlich gemacht werden. Bei unserm Hoffmann mochte man aber höheren Ortes gegründetes Recht gehabt haben, einen ähnlichen Spaß übel zu nehmen. Durch das Zutrauen des Königs war der Kammergerichtsrat Hoffmann selbst Mitglied jener Untersuchungskommission; er wenigstens durfte durch keine unzeitigen Späße das Ansehen derselben zu schwächen suchen, ohne eine tadelhafte Unziemlichkeit zu begehen. Hoffmann ist daher jetzt zur Rechenschaft gezogen worden; „Der Floh“ wird aber jetzt mit einigen Abänderungen gedruckt werden. Hoffmann ist jetzt krank und leidet an einem schlimmen Nasenübel. — In meinen nächsten Briefen schreibe ich Ihnen vielleicht mehr über diesen Schriftsteller, den ich zu sehr liebe und verehre, um schonend von ihm zu sprechen.

Herr von Savigny wird diesen Sommer Institutionen lesen. Die Possenreißer, die vorm Brandenburger Thor ihr Wesen treiben, haben schlechte Geschäfte gemacht und sind längst abgereist. Blondin ist hier, und wird reiten und springen. Der Kopfabschneider Schuhmann erfüllt die Berliner mit Verwunderung und Entsetzen. Aber Bosko, Bosko, Bartolomeo Bosko sollten Sie sehen! Das ist ein echter Schüler Pinettis! Der kann zerbrochene Uhren noch schneller kurieren, als der Uhrmacher Labinski, der weiß die Karten zu mischen und Puppen tanzen zu lassen! Schade, daß der Kerl keine Theologie studiert hat. Er ist ein ehemaliger italienischer Offizier, noch sehr jung, männlich, kräftig, trägt anliegende Jacke und Hosen von schwarzem Seidenzeug, und, was die Hauptsache ist, wenn er seine Künste macht, sind seine Arme fast ganz entblößt. Weibliche Augen sollen sich an letztern noch weit mehr als an seinen Kunststücken erbauen. Er ist wirklich ein netter Kerl, das muß man gestehen, wenn man die bewegliche Figur sieht im Scheine einiger fünfzig langen Wachskerzen, die wie ein funkelnder Lichterwald vor seinem, mit seltsamen Gauklerapparaten besetzten langen Tische aufgepflanzt stehen. Er hat seinen Schauplatz vom Jagorschen

Saale nach dem englischen Hause verlegt, und ist noch immer mit erstaunlich vielem Zuspruche gesegnet.

Ich habe gestern im Café Royal den Kammermusikus gegesprochen. Er hat mir eine Menge kleiner Neuigkeiten erzählt, wovon ich die wenigsten im Gedächtnis behielt. Versteht sich, daß die meisten aus der musikalischen Chronique scandaleuse sind. Den 20. ist Prüfung bei Dr. Stöpel, der nach der Logierschen Methode Klavierspielen und Generalbaß lehrt. Graf Brühl wird von seiner Krankheit bald ganz hergestellt sein. Walter aus Karlsruhe wird noch in einer neuen Posse: „Staberles Hochzeit," auftreten. Herr und Madame Wolf geben jetzt Gastrollen in Leipzig und Dresden. Michael Beer hat in Italien eine neue Tragödie geschrieben: „Die Bräute von Arragonien," und von Meyerbeer wird jetzt in Mailand eine neue Oper gegeben. Spontini komponiert jetzt Koreffs „Sappho." Mehrere Menschenfreunde wollen hier eine Anstalt für verwahrloste Knaben stiften, ähnlich der des Geheimrat Falk in Weimar. Kosmeli hat in der Schüppelschen Buchhandlung „Harmlose Bemerkungen auf einer Reise durch einen Teil Rußlands und der Türkei" herausgegeben, die so ganz harmlos nicht sein sollen, weil dieser originelle Kopf überall mit eignen Augen die Dinge sieht, und das Gesehene unverblümt und freisinnig ausspricht. Die Lesebibliotheken werden von seiten der Polizei einer Revision unterworfen, und sie müssen ihre Kataloge einliefern; alle ganz obscöne Bücher, wie die meisten Romane von Althing, A. von Schaden und dergleichen werden weggenommen. Letzterer, der jetzt nach Prag gereist ist, hat soeben herausgegeben: „Licht und Schattenseiten von Berlin," eine Broschüre, die viele Unwahrheiten enthalten soll und vielen Unwillen erregt. Der Fabrikant Fritsche hat eine neue Art Wachslichter erfunden, die ein Drittel wohlfeiler sind, als die gewöhnlichen. Auch für die nächste Ziehung der Prämien-Staatsschuldscheine werden bedeutende Geschäfte in Promessen gemacht. Das Bankierhaus L. Lipke & Komp. hat allein schon beinahe 1000 Stück abgesetzt. Böttiger und Tieck werden hier erwartet. Die geistreiche Fanny Tarnow lebt jetzt hier. Die neue Berliner Monatschrift ist seit Januar eingegangen. Der General Menu Menutuli hat aus Italien das Manuskript seines Reisejournals hergeschickt an den Professor Ideler, damit derselbe es zum Druck befördere. Professor Bopp, dessen

Vorlesungen über das Sanskrit noch immer viel Aufsehen erregen, schreibt jetzt ein großes Werk über allgemeine Sprachkunde. Ungefähr dreißig Studenten, worunter sehr viele Polen, sind wegen demagogischer Umtriebe arretiert worden. Schadow hat ein Modell zu einer Statue des großen Friedrichs vollendet. Der Tod des jungen Schadow in Rom hat hier viel Teilnahme erregt. Wilhelm Schadow, der Maler, lieferte neulich ein vortreffliches Bild, die Prinzessin Wilhelmine mit ihren Kindern darstellend. Wilhelm Hensel wird erst diesen Mai nach Italien reisen. Kolbe ist beschäftigt mit den Zeichnungen der Glasmalereien für das Schloß zu Marienburg. Schinkel zeichnet die Skizzen der Dekorationen zu Spontinis „Milton." Dieses ist eine schon alte Oper in einem Akte, die hier nächstens zum erstenmal gegeben werden soll. Der Bildhauer Tieck arbeitet am Modell der Statue des Glaubens, welche in einer von den beiden Nischen am Eingang des Doms aufgestellt wird. Rauch ist noch immer beschäftigt mit den Basreliefs zu Bülows Statue; diese und die schon fertige Statue Scharnhorsts werden an beiden Seiten des neuen Wachthauses (zwischen dem Universitätsgebäude und dem Zeughause) aufgestellt. — Die ständischen Arbeiten gehen, dem äußeren Anscheine nach, rasch vorwärts. Die Notabeln von Ost- und Westpreußen werden dieser Tage von unserer Regierung entlassen, und alsdann durch die Notabeln unserer sächsischen Provinzen ersetzt werden. Die Notabeln der Rheinprovinzen, sagt man, sollen die letzten sein, die herberufen werden. Von den Verhandlungen der Notabeln mit der Regierung erfährt man nichts, da sie, wie man sagt, Juramenta silentii abgelegt haben. — Unsere Differenzen mit Hessen wegen Verletzung des Territorialrechts bei dem Prinzessinraube in Bonn scheinen nicht beigelegt zu sein; es will sogar verlauten, als sei unser Gesandter am Kasseler Hofe zurückberufen. — Es wird hier ein neuer sächsischer Gesandte erwartet. Der hiesige portugiesische Gesandte, Graf Lobrau, ist jetzt definitiv von seiner Regierung entlassen; ein neuer portugiesischer Gesandte wird täglich erwartet. Unser preußischer Gesandte für Portugal, Graf von Flemming, der Neffe des Staatskanzlers, ist noch immer hier. Unsere Gesandten bei dem königlich sächsischen und bei dem großherzoglich darmstädtischen Hofe, Herr von Jordan und Baron von Otterstädt, sind ebenfalls noch hier. Ein neuer französischer Gesandte wird

hier erwartet. — Von der Heirat des schwedischen Prinzen Oskar mit der schönen Fürstin Elise Radziwill wird hier viel gesprochen. Von der Verbindung unseres Kronprinzen mit einer deutschen Fürstentochter verlautet nichts weiter. Großen Festlichkeiten sieht man hier entgegen bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Alexandrine. Spontini komponiert zu diesen Festlichkeiten: „Das Rosenfest in Kaschemir," worin zwei Elefanten erscheinen. — Die Assembleen bei den Ministern sind jetzt geschlossen; die einzigen, die noch fortdauern, sind die, welche Dienstags bei dem Fürsten Wittgenstein stattfinden. Unser Staatskanzler befindet sich jetzt ganz hergestellt und ist teils hier, teils in Glienicke. — Zur Ostermesse erscheinen: „Jahrbücher der königlich preußischen Universitäten." Der Bibliothekar Spieker giebt das Festspiel: „Lalla Rookh" heraus. — Der Riese, der auf der Königstraße zu sehen war, ist jetzt auf der Pfaueninsel. — Devrient ist noch immer nicht ganz hergestellt. Boucher und seine Frau geben jetzt Konzerte in Wien. Maria von Webers neue Opern heißen: „Euryanthe," Text von Helmine von Chezy, und: „Die beiden Pintos," Text von Hofrat Winkler. Bernhard Romberg ist hier.

Ach Gott! es ist eine schlimme Sache mit Notizenschreiben. Die wichtigsten darf man oft nicht mitteilen, wenn man sie nicht verbürgen kann. Kleine Klatschereien darf man ebenfalls nicht schreiben; erstens, weil sie oft zu tief in Familienverhältnisse eingreifen und zweitens und hauptsächlich, weil die, welche in Berlin am amüsantesten sind, oft in der Provinz langweilig und läppisch klingen. Um des lieben Himmels willen, was interessiert es die Damen in Dülmen, wenn ich erzähle, daß jene Tänzerin jetzt im Dualis sprechen könnte, und jener Leutnant auffallend falsche Waden und Lenden trägt? Was kümmert's diese Damen, ob ich in jener Tänzerin ein oder zwei Personen annehme, und ob ich jenen Leutnant aus zwei Drittel Fleisch und ein Drittel Watte bestehen lasse? Was soll man endlich Notizen über Menschen schreiben, von denen man gar keine Notiz nehmen sollte? [1])

Wie man diesen Winter hier lebte, läßt sich von selbst erraten. Das bedarf keiner besondern Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Residenz dieselben sind. Oper, Theater, Konzerte, Assembleen, Bälle, Thees (sowohl dansant als médisant), kleine

1) Das Folgende findet sich auch im zweiten Bande der „Reisebilder."

Maskeraden, Liebhabereikomödien, große Redouten u. s. w. Das sind wohl unsere vorzüglichsten Abendunterhaltungen im Winter. Es ist hier ungemein viel geselliges Leben, aber es ist in lauter Fetzen zerrissen. Es ist ein Nebeneinander vieler kleiner Kreise, die sich immer mehr zusammen ziehen, als auszubreiten suchen. Man betrachte nur die verschiedenen Bälle hier; man sollte glauben, Berlin bestände aus lauter Innungen. Der Hof und die Minister, das diplomatische Korps, die Zivilbeamten, die Kaufleute, die Offiziere u. s. w., alle geben sie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreise gehöriges Personal erscheint. Bei einigen Ministern und Gesandten sind die Assembleen eigentlich große Thees, die an bestimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus sich durch einen mehr oder minder großen Zusammenfluß von Gästen ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klasse streben mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürstlichen Bällen ähnlich zu sein. Auf letztern herrscht jetzt fast im ganzen gebildeten Europa derselbe Ton, oder vielmehr, sie sind den Pariser Bällen nachgebildet. Folglich haben unsere hiesigen Bälle nichts Charakteristisches; wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender Sekondeleutnant und ein mit Läppchen und Geflitter mosaikartig aufgeputztes Kommißbrotfräulein sich auf solchen Bällen in entsetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend kümmerlichen Gesichter puppenspielmäßig kontrastieren mit dem angeschnallten, steifen Hofkothurn.[1])

Einen einzigen, allen Ständen gemeinsamen Ball giebt es hier seit einiger Zeit, nämlich die Subskriptionsbälle, oder die scherzhaft „unmaskierte Maskeraden“ genannten Bälle im Konzertsaale des neuen Schauspielhauses. Der König und der Hof beehren dieselben mit ihrer Gegenwart, letzterer eröffnet sie gewöhnlich, und für ein geringes Entree kann jeder anständige Mensch daran teil nehmen. Über diese Bälle und Hoffestlichkeiten spricht sehr schön die geist- und gemütreiche Baronin Karoline Fouqué in ihren Briefen über Berlin, die ich wegen der Tiefe der Anschauung nicht genug empfehlen kann.[2]) Dieses Jahr fielen die Subskriptionsbälle nicht so glänzend aus, wie voriges Jahr, da sie damals noch den Reiz der Neuheit hatten.

1) Der folgende Absatz fehlt in den „Reisebildern.“
2) „Briefe über Berlin im Winter 1821“ (Berlin 1821).

Die Bälle der großen Staatsbeamten hingegen waren diesen Winter besonders brillant. Meine Wohnung liegt zwischen lauter Fürsten- und Ministerhotels, und ich habe deshalb oft des Abends nicht arbeiten können vor all' dem Wagengerassel und Pferdegetrampel und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße gesperrt von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonierten Rotröcke, die rufend und fluchend dazwischen herumliefen, und aus den Beletagefenstern des Hotels, wo die Musik rauschte, gossen kristallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht.

Wenig Schnee und folglich auch fast gar kein Schlittengeklingel und Peitschengeknall hatten wir dieses Jahr. Wie in allen protestantischen Städten, spielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher ist alles beschäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeschenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quincailleriehandlungen haben ihre schönsten Artikel — wie unsere Stutzer ihre gelehrten Kenntnisse — leuchtend ausgestellt; auf dem Schloßplatze stehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltungs- und Spielsachen; und die beweglichen Berlinerinnen flattern wie Schmetterlinge von Laden zu Laden, und kaufen, und schwatzen, und äugeln, und zeigen ihren Geschmack, und zeigen sich selber den lauschenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erst recht los; dann sieht man unsere Holden oft mit der ganzen respektiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schwesterchen und Brüderchen, von einem Konditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Passionsstationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwei Kurantgroschen Entree, und besehen sich con amore die „Ausstellung," eine Menge Zucker- oder Drageepuppen, die harmonisch nebeneinander aufgestellt, rings beleuchtet und von vier perspektivisch bemalten Wänden eingepfercht, ein hübsches Gemälde bilden. Der Hauptwitz ist nun, daß diese Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Personen vorstellen.[1])

Ich habe eine Menge dieser Konditorladen mit durchgewandert, da ich nichts Ergötzlicheres kenne, als unbemerkt zuzuschauen, wie sich die Berlinerinnen freuen, wie diese gefühlvollen Busen vor Entzücken stürmisch wallen, und wie diese naiven Seelen

1) Die beiden nächsten Absätze fehlen in den „Reisebildern."

himmelhoch aufjauchzen: „Ne, des ist schene!“ Bei Fuchs waren in der heurigen Ausstellung Bilder aus „Lalla Rookh,“ wie man sie vorig Jahr auf dem Hoffeste im Schlosse sah. Es war mir unmöglich, von dieser Herrlichkeit bei Fuchs etwas zu sehen, da die holden Damenköpfchen eine undurchdringliche Mauer bildeten vor dem viereckigen Zuckergemälde. Ich will Sie nicht langweilen, mein Lieber, mit der Beurteilung der Ausstellung bei allen Konditoren; der Kriegsrat Karl Müchler, der, wie man sagt, Berliner Korrespondent in der „Eleganten Welt“ ist, hat bereits in diesem Blatte eine solche Rezension geliefert.

Von den Redouten im Jagorschen Saale läßt sich nichts Erhebliches sagen, außer daß bei denselben die schöne Einrichtung getroffen ist, daß es jedem, der sich dort zu Tode zu ennuyieren fürchtet, ganz unverwehrt bleibt, sich wieder zu entfernen.

Die Redouten im Opernhause sind sehr herrlich und großartig. Wenn dergleichen gegeben werden, ist das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Diese brennenden Kreise sehen fast aus wie Sonnensysteme, die man in astronomischen Kompendien abgebildet findet, sie überraschen und verwirren das Auge des Hinaufschauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntscheckige, funkelnde Menschenmenge, die, fast die Musik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin und her wogt. Jeder muß hier in einem Maskenanzuge erscheinen, und niemandem ist es erlaubt, unten im großen Tanzsaale die Maske vom Gesicht zu nehmen. Ich weiß nicht, in welchen Städten dieses auch der Fall wäre. Nur in den Gängen und in den Logen des ersten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedere Volksklasse bezahlt ein kleines Entree, und kann von der Galerie aus auf all diese Herrlichkeiten herabschauen. In der großen königlichen Loge sieht man den Hof, größtenteils unmaskiert; dann und wann steigen Glieder desselben in den Saal hinunter und mischen sich in die rauschende Maskenmenge.[1]) Diese besteht aus Menschen von allen Ständen. Schwer ist hier zu unterscheiden, ob der Kerl ein Graf oder Schneidergesell ist; an der äußern Repräsentation würde dieses wohl zu erkennen

1) Der folgende Satz fehlt in den „Reisebildern.“

sein, nimmermehr an dem Anzuge. Fast alle Männer tragen hier nur einfache seidene Dominos und lange Klapphüte. Dieses läßt sich leicht aus dem großstädtischen Egoismus erklären. Jeder will sich hier amüsieren und nicht als Charaktermaske andern zum Amüsement dienen. Die Damen sind aus demselben Grunde ganz einfach maskiert, meistens als Fledermäuse. Eine Menge Femmes entretenues und Priesterinnen der ordinären Venus sieht man in dieser Gestalt herumflirren und Erwerbsintrigen anknüpfen. „Ich kenne dir," flüstert dort eine solch Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch," ist die Antwort. „Je te connais, beau masque," ruft hier eine Chauvesouris einem jungen Wüstlinge entgegen. „Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose," entgegnet der Bösewicht ganz laut, und die blamierte Donna verschwindet wie ein Wind.

Aber was ist daran gelegen, wer unter der Maske steckt? Man will sich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menschen. Und Mensch ist man erst recht auf dem Maskenballe, wo die wächserne Larve unsre gewöhnliche Fleischlarve bedeckt, wo das schlichte Du die urgesellschaftliche Vertraulichkeit herstellt, wo ein alle Ansprüche verhüllender Domino die schönste Gleichheit hervorbringt, und wo die schönste Freiheit herrscht — Maskenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchst Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten erschmettern, und liebliche Flöten- und Geigenstimmen lockend dazwischen tönen, dann stürze ich mich, wie ein toller Schwimmer, in die tosende, buntbeleuchtete Menschenflut, und tanze und renne, und scherze, und necke jeden, und lache, und schwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich besonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, und wäre mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm gesagt: „Morgen wollen wir uns schießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküssen." Die reinste Lustigkeit ist die Liebe, Gott ist die Liebe, Gott ist die reinste Lustigkeit! „Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!" Das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand, und zog vor allen hübsch den Hut ab; und alle Menschen waren auch so höflich gegen mich. Nur ein deutscher Jüngling wurde grob, und schimpfte über mein Nachäffen des welschen Babeltums,

und donnerte im urteutonischen Bierbaß: „Auf einer teutschen Mummerei soll der Teutsche teutsch sprechen!“ O deutscher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte sündlich und läppisch in solchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaßt, wo ich Russen und Türken jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinsinken möchte an die Bruderbrust des gefesselten Afrikaners! Ich liebe Deutschland und die Deutschen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Teils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer ist, als die der Deutschen. Die Liebe giebt dem Menschen seinen Wert. Gottlob! ich bin also vierzigmal mehr wert, als jene, die sich nicht aus dem Sumpfe der Nationalselbstsucht hervorwinden können, und die nur Deutschland und Deutsche lieben.

Dritter Brief.

Berlin, 7. Juni 1822.

Ich habe eben meinen Galarock, schwarzseidene Hosen und dito Strümpfe angezogen, und melde Ihnen allerfeierlichst:

die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg Schwerin. [1])

Die ausführliche Beschreibung der Hochzeitfeierlichkeiten selbst lasen Sie gewiß schon in der Vossischen- oder der Haude- und Spenerschen Zeitung, und was ich darüber zu sagen habe, wird also sehr wenig sein. Es hat aber auch noch einen andern wichtigen Grund, warum ich sehr wenig darüber sage, und das ist: weil ich wirklich wenig davon gesehen. Da ich oft mehr den Geist als die Notiz referiere, so hat das so sehr viel nicht zu bedeuten. Ich hatte mich auch nicht genug vorbereitet, sehr viele Notizen einzusammeln. Es war freilich schon sehr lange vorher bestimmt, daß am 25. die Vermählung jener hohen Personen stattfinden sollte. Aber man trug sich damit herum, daß solche noch etwas länger aufgeschoben werde, und wahrhaftig, Freitag (den 24.) wollte ich es noch nicht recht glauben, daß schon am andern Tage die Trauung stattfände. Es ging manchem so. Sonnabend morgen war es nicht sehr lebhaft auf

1) Die folgenden fünf Sätze fehlen in den „Reisebildern,“ wo dieser Brief vom 8. Mai 1822 datiert ist.

der Straße. Aber auf den Gesichtern lag Eilfertigkeit und geheimnisvolle Erwartung. Herumlaufende Bedienten, Friseure, Schachteln, Putzmacherinnen u. s. w. Ein schöner Tag, nicht sehr schwül; aber die Menschen schwitzten. Gegen sechs Uhr begann das Wagengerassel.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamter und kein Offizier — folglich bin ich nicht kurfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schlosse selbst nicht beiwohnen. Dennoch ging ich nach dem Schloßhof, um mir wenigstens das ganze kurfähige Personal zu beschauen. Ich habe noch nie so viel' prächtige Equipagen beisammen gesehen. Die Bedienten hatten ihre besten Livreen an, und in ihren schreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hosen mit weißen Strümpfen sahen sie aus wie holländische Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber auf dem Leibe, als das ganze Hauspersonal des Bürgermeisters von Nordamerika. Aber dem Kutscher des Herzogs von Cumberland gebührt der Preis. Wahrlich, diese Blume der Kutscher auf ihrem Bocke paradieren zu sehen, ist schon allein wert, daß man deshalb nach Berlin reist. Was ist Salomo in seiner Königspracht, was ist Harun-al-Raschid in seinem Kalifenschmuck, ja was ist der Triumphelefant in der „Olympia“ gegen die Herrlichkeit dieses Herrlichen! An minder festlichen Tagen imponiert er schon hinlänglich durch seine echt chinesische Porzellanhaftigkeit, durch die pendelartigen Bewegungen seines gepuderten, schwerbezopften, mit einem dreieckigen Wünschelhütchen bedeckten Kopfes, und durch die wunderliche Beweglichkeit seiner Arme beim Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoisinrotes Kleid, das halb Frack, halb Überrock war, Hosen von derselben Farbe, alles mit breiten, goldnen Tressen besetzt. Sein edles Haupt, kreideweis gepudert und mit einem unmenschlich großen, schwarzen Haarbeutel geziert, war von einem schwarzen Samtkäppchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weise waren die vier Bedienten bekleidet, die hinten auf dem Wagen standen, sich mit brüderlicher Umschlingung einer an an dem andern festhielten, und dem gaffenden Publikum vier wackelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrscherwürde im Antlitz, Er dirigierte die sechsspännige Staatskarosse, zerrend zog er die Zügel,

„und rasch hinflogen die Rosse.“

Es war ein furchtbares Menschengewühl auf dem Schloßhofe. Das muß man sagen, die Berlinerinnen sind nicht neugierig. Die zartesten Mägdelein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, daß ich keine schwangere Frau bin. Ich quetschte mich aber ehrlich durch, und gelangte glücklich ins Portal des Schlosses. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen schwarzen Rock trug, und weil er mir es wohl ansah, das die Fenster meines Logis mit rotseidenen Gardinen behangen sind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen aussteigen sehen, und mich amüsierten recht sehr die vornehmen Hofkleider und Hofgesichter. Erstere kann ich nicht beschreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, und letztere will ich nicht beschreiben, aus stadtvogteilichen Gründen. Zwei hübsche Berlinerinnen, die neben mir standen, bewunderten mit Enthusiasmus die schönen Diamanten und Goldstickereien und Blumen und Gaze und Atlasse und langen Schleppen und Frisuren. Ich hingegen bewunderte noch mehr die schönen Augen dieser schönen Bewunderinnen, und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten jemand freundschaftlich auf die Achsel schlug, und mir das rotbäckige Gesichtlein des Kammermusici entgegenleuchtete. Er war in ganz besonderer Bewegung und hüpfte wie ein Laubfrosch. „Carrissime," quäkte er, „sehen Sie dort die schöne Komtesse? Cypressenwuchs, Hyazinthenlocken, der Mund ist Ros' und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau ist eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwischen zwei Blättern Löschpapier gepreßt wird, steht sie da zwischen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der solche Blumen statt Disteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er sei kein Esel, mußte heute zu Hause bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sofa, ich habe ihn unterhalten müssen, wir schwatzten zwei Stunden von der neuen Liturgie, und die Zunge ist mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen, und die Lippen thun mir weh vor lauter Lächeln." — Bei diesen Worten zog sich um die Mundwinkel des Kammermusici ein sauerhöfliches Lächeln, das er mit dem feinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: „Die Liturgie! die Liturgie! sie wird auf den Flügeln des roten Adlers dritter Klasse von Kirchturm zu Kirchturm fliegen, jusqu' à la tour de Notre Dame! Doch laßt uns etwas Vernünftiges sprechen — betrachten Sie die beiden ge-

putzten Herren, die eben vorgefahren — ein zerquetschtes, eingemachtes Gesichtchen, ein feines Köpfchen mit weichen, baumwollenen Gedanken, buntgestickte Weste, Galanteriedegen, weißseidene, lächelnde Beinchen, und er parliert Französisch, und wenn man es ins Deutsche übersetzt, ist es eine Dummheit — dagegen der andere, der große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel stürmen will! ich wette, er hat so viel Verstand wie der Apoll von Belvedere. —“ Um den Räsonneur auf andere Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüber stand und seinen neuen altdeutschen Rock angezogen hatte. Kirschbraun wurde jetzt das Gesicht des Kammermusici, und er fletschte mit den Zähnen: „O Sankt Marat! so ein Lump will den Freiheitshelden spielen! O Danton, Collot d'Herbois, Robespierre. —“ Vergebens trällerte ich das Liedchen:

Eine feste Burg, o lieber Gott,
Ist Spandau, u. s. w.

Vergebens, ich hatte das Ding noch verschlimmert, der Mensch geriet jetzt in seine alten Revolutionsgeschichten, und schwatzte von nichts als Guillotinen, Laternen, Septembrisieren, bis mir zu meinem Glücke seine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich sagte ihm: Wissen Sie auch, daß gleich im Lustgarten zwölf Kanonen losgeschossen werden? Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, und verschwunden war der Kammermusikus.

Ich wischte mir den Angstschweiß aus dem Gesichte, als ich den Kerl vom Halse hatte, sah noch die letzten Aussteigenden, machte meinen schönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln akkompagnierte Verbeugung, nnd begab mich nach dem Lustgarten. Da standen wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreimal losgeschossen werden sollten in dem Augenblicke, wo das fürstliche Brautpaar die Ringe wechseln würde. An einem Fenster des Schlosses stand ein Offizier, der den Kanonieren im Lustgarten ein Zeichen zum Abfeuern geben sollte. Auf ihren Gesichtern waren ganz eigne, fast sich widersprechende Gedanken zu lesen.

Es ist einer der schönsten Züge im Charakter der Berliner, daß sie den König und das königliche Haus ganz unbeschreiblich lieben. Die Prinzen und Prinzessinnen sind hier ein Hauptgegenstand der Unterhaltung in den geringsten Bürgerhäusern.

Ein echter Berliner wird auch nie anders sprechen, als „unsre" Charlotte, „unsre" Alexandrine, „unser" Prinz Karl u. s. w.[1]) Der Berliner lebt gleichsam in die königliche Familie hinein, alle Glieder derselben kommen ihm wie gute Bekannte vor, er kennt den besondern Charakter eines jeden, und ist immer entzückt, neue schöne Seiten desselben zu bemerken. So wissen die Berliner zum Beispiel, daß der Kronprinz sehr witzig ist, und deshalb kursiert jeder gute Einfall gleich unter dem Namen des Kronprinzen, und einem Herkules mit der schlagenden Witzkeule werden die Witze aller übrigen Herkulesse zugeschrieben.

Sie können sich also vorstellen, wie sehr hier die schöne, leuchtende Alexandrine geliebt sein muß; und aus dieser Liebe können Sie sich auch den Widerspruch erklären, der auf den Gesichtern der Berliner lag, als sie erwartungsvoll nach den hohen Schloßfenstern sahen, wo unsre Alexandrine vermählt wurde. Verdruß durften sie nicht zeigen; denn es war der Ehrentag der geliebten Prinzessin. Recht freuen konnten sie sich auch nicht; denn sie verloren dieselbe. Neben mir stand ein Mütterchen, auf dessen Gesicht zu lesen war: „Jetzt habe ich sie freilich verheiratet, aber sie verläßt mich jetzt." Auf dem Gesichte meines jugendlichen Nachbars stand: „Als Herzogin von Mecklenburg ist sie doch nicht so viel, wie sie als Königin aller Herzen war." Auf den roten Lippen einer hübschen Brünette las ich: „Ach, wär' ich schon so weit!" — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zusammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben sich, die Jungen schrieen, die Leute trabten nach Hause und die Sonne ging blutrot unter hinter Monbijou.[2])

Besonders lärmig waren die Vermählungsfeierlichkeiten nicht. Den Morgen nach der Trauung wohnten die hohen Neuvermählten dem Gottesdienste in der Domkirche bei. Sie fuhren in der achtspännigen goldnen Kutsche mit großen Glasfenstern, und wurden von einer gewaltigen Menschenmenge bestaunt. Wenn ich nicht irre, trugen die obigen Bedienten an diesem Tage keine Haarbeutel. Des Abends war Gratulationskur, und hierauf Polonaisenball im weißen Saale. Den 27. war Mittagstafel im Rittersaale, und des Abends verfügten sich die hohen und

1) Die beiden nächsten Sätze fehlen in den „Reisebildern."
2) Alles Folgende bis zum Schluß des Briefes fehlt in den „Reisebildern."

höchsten Personen nach dem Opernhause, wo die von Spontini zu diesem Feste eigens komponierte Oper: „Nurmahal, oder das Rosenfest in Kaschemir“ gegeben wurde. Es kostete den meisten Leuten viele Mühe, Billete zu dieser Oper zu erlangen. Ich bekam eins geschenkt, aber ich ging doch nicht hin. Ich hätte es zwar thun sollen, um Ihnen darüber zu referieren. Aber glauben Sie, daß ich mich für meine Korrespondenz aufopfern soll? Mit Grausen denke ich noch an die „Olympia,“ der ich kürzlich aus einem besondern Grunde nochmals beiwohnen mußte, und die mich mit fast zerschlagenen Gliedern entließ. Ich bin aber zum Kammermusikus gegangen, und fragte ihn, was an der Oper sei? Der antwortete: „Das Beste dran ist, daß kein Schuß drin vorkömmt.“ Doch kann ich mich hierin auf den Kammermusikus nicht verlassen; denn erstens komponiert er auch, und nach seiner Meinung besser als Spontini, und zweitens hat man ihm weisgemacht, daß letzterer eine Oper mit obligaten Kanonen schreiben wolle. Man spricht aber überhaupt nicht viel Gutes von der „Nurmahal.“ Ein Meisterstück kann sie nicht sein. Spontini hat viele Musikstücke seiner ältern Oper hineingeflickt. Dadurch enthält diese Oper freilich sehr gute Stellen, aber das Ganze hat ein zusammengestoppeltes Ansehen, und entbehrt jene Konsequenz und Einheit, die das Hauptverdienst der übrigen Spontinischen Opern ist. — Die hohen Neuvermählten wurden mit allgemeinem Aufjauchzen empfangen. Die Pracht, die in diesem Stücke eingewebt ist, soll unvergleichlich sein. Der Dekorationsmaler und der Theaterschneider haben sich selbst übertroffen. Der Theaterdichter hat die Verse gemacht, folglich müssen sie gut sein. Elefanten sind keine zum Vorschein gekommen. Die „Staatszeitung“ vom 4. Juni rügt einen Artikel der „Magdeburger Zeitung,“ worin stand, daß zwei Elefanten in der neuen Oper erscheinen sollten, und bemerkt mit Shakespeareschem Witze: „Diese Elefanten sollen sich vorgeblich noch in Magdeburg verhalten.“ Hat die „Magdeb. Zeitung“ diese Notiz aus meinem zweiten Briefe geschöpft, so bedaure ich mit tiefem Seelenschmerz, daß ich Unglücklicher ihr diesen Witzblitz zugezogen. Ich widerrufe, und zwar mit so de- und wehmütiger Gebärde, daß die „Staatszeitung“ Thränen der Rührung weinen soll. Überhaupt erkläre ich ein- für allemal, daß ich bereit bin alles zu widerrufen, was man von mir verlangt; nur darf es mir nicht viel

Mühe kosten. Daß zwei Elefanten im „Rosenfeste“ vorkommen würden, hatte ich wirklich selbst gehört. Nachher sagte man mir, es wären nur zwei Kamele, später hieß es, zwei Studenten kämen drin vor, und endlich sollten es Unschuldsengel sein. — Den 28. war Freiredoute. Schon um halb neun fuhren Masken nach dem Opernhause. — Ich habe im vorigen Briefe eine hiesige Redoute beschrieben. Sie unterschied sich diesmal nur dadurch, daß keine schwarze Dominos zugelassen wurden, daß alle Anwesende in Schuhen waren, daß man sich um ein Uhr im Saale demaskieren konnte, und daß die Einlaßbillete und Erfrischungen gratis gegeben wurden. Letzteres war wohl die Hauptsache. Wenn ich nicht den festen Glauben in der Brust trüge, daß die Berliner Muster von Bildung und feinem Betragen sind, und mit Recht auf die Ungeschliffenheit meiner Landsleute verächtlich herabschauen; wenn ich mich nicht bei vielen Gelegenheiten überzeugt hätte, daß der poverste Berliner es im anständigen Hungerleiden sehr weit gebracht hat, und meisterhaft darauf eingeübt ist, den schreienden Magen in die Formen vornehmer Konvenienz einzuzwängen: so hätte ich von den Leuten hier sehr leicht eine ungünstige Meinung fassen können, als ich bei dieser Freiredoute sah, wie sie das Büffet sechs Mann hoch umdrängten, sich Glas nach Glas in den Schlund gossen, sich den Magen mit Kuchen anstopften, und das alles mit einer ungraziösen Gefräßigkeit und heroischen Beharrlichkeit, daß es einem ordentlichen Menschenkinde fast unmöglich war, jene Büffetphalanx zu durchbrechen, um bei der Schwüle, die im Saale herrschte, mit einem Glase Limonade die Zunge zu kühlen. Der König und der ganze Hof waren auf dieser Redoute. Der Anblick der Neuvermählten entzückte alle Anwesende. Sie glänzte mehr durch ihre Liebenswürdigkeit, als durch ihren reichen Diamantenschmuck. Unser König trug ein bläulich dunkles Domino. Die Prinzen trugen meistens altspanische und ritterliche Tracht.

Ich habe längst bemerkt, daß über die Rangordnung, womit ich Ihnen die hiesigen Begebnisse melde, bloß meine Laune entscheidet, und nicht die Anciennität. Wollte ich letzterer folgen, so hätte ich meinen Brief mit Geheimrat Heims Jubiläum anfangen müssen.[1]) Aus den Zeitungen werden Sie hinlänglich

1) E. L. Heim (1747—1834), berühmter und populärer Arzt.

erfahren haben, wie man hier diesen verdienten Arzt gefeiert. Zwei ganze Tage sprach man davon in Berlin, das will viel sagen. Überall hörte man Anekdoten aus Heims Leben erzählen, von denen einige ganz ergötzlich sind. Die drolligste derselben schien mir die Art, wie er seinen Kutscher mystifiziert, als ihm derselbe einstmals erklärte, er habe ihn jetzt so lange Zeit schon herumgefahren, er wünsche jetzt auch Arzt zu werden und das Kurieren zu lernen. Mehrere andere Dienstjubiläen fanden ebenfalls statt, und bei Jagor sprangen die Stöpsel der Champagnerflaschen. Überhaupt, ehe man sich dessen versieht, haben die Leute hier 50 Jahre abgedient. Das thut das Klima. — Auch eine Dienstmagd hat ihr Jubiläum gehalten, und in der „Eleganten“ ist zu lesen, wie die Jubelmagd gefeiert und besungen wurde. Sogar eine Matrone aus der Unschuldsgasse hat, wie ich gestern höre, ihr Jubiläum gefeiert. Sie wurde mit Rosen und Lilien bekränzt; ein gefühlvoller Portepeejüngling überreichte ihr ein Kraftsonett, ganz im Geiste der gewöhnlichen Jubelpoesie, worin Liebe, Triebe, riebe, schiebe sich reimten, und zwölf Jungfrauen sangen:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?“ &c. &c.

Sie sehen, Theodor Körners Gedichte werden noch immer gesungen. Freilich nicht in den Kreisen des guten Geschmacks, wo man es sich schon laut gestanden, daß es ein besonderes Glück war, daß anno 1814 die Franzosen kein Deutsch verstanden und nicht lesen konnten jene faden, schalen, flachen, poesielosen Verse, die uns Deutsche so sehr enthusiasmierten. Aber diese Befreiungsverse werden noch oft deklamiert und gesungen in jenen gemütlichen Kränzchen, wo man sich des Winters wärmt an dem unschuldigen Strohfeuer, das in diesen patriotischen Liedern knistert; und wie der greise Schimmel des großen Friedrichs wieder jugendlich sich bäumte und das ganze Manöver machte, wenn er eine Trompete hörte, so steigt das Hochgefühl mancher Berlinerin, wenn sie ein Körnersches Lied hört; sie legt die Hand graziöse auf den Busen, quietscht einen bodenlosen Wonneseufzer, erhebt sich mutig wie Johanna von Montfaucon[1]), und spricht: „Ich bin eine deutsche Jungfrau.“

---

1) Vgl. Bd. II. S. 195, Anm.

Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an wegen des bittern, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die andern Leuten teuer sind und teuer sein sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmut ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daß ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigsmenschen, die mit dem Deutschtume kokettieren; und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopfe zu reißen und den Löwen selbst an der Haut zu zerren, — weil ich einen Esel darunter vermute.

Vom Schauspiel will ich Ihnen auch diesmal wenig schreiben. Der Komiker Walter hat hier einigen Beifall gehabt; was mich betrifft, so kann ich seinen Humor nicht goutieren. Dagegen hat mich Lebrun aus Hamburg, der hier vor kurzem einige Gastrollen gab, wahrhaft entzückt. Er ist einer unserer besten deutschen Komiker, unübertrefflich in jovialen Rollen, und verdient ganz jenen Beifall, den ihm hier alle Kenner zollten. Karl August Lebrun ist ganz zum Schauspieler geboren, die Natur hat ihn mit allen Talenten, die zu diesem Stande gehören, in vollem Maße ausgerüstet, und die Kunst hat dieselben ausgebildet.[1]) Aber was soll ich von der Neumann sagen, die alle Berliner bezaubert, und sogar die Rezensenten? Was nicht alles ein schönes Gesicht thut! Es ist ein Glück, daß ich kurzsichtig bin, sonst hätte diese Circe mich ebenso in ein graues Tierlein verwandelt, wie einen meiner Freunde. Dieser Unglückliche hat jetzt so lange Ohren, daß das eine in der „Vossischen Zeitung" und das andre in der Haude- und Spenerschen zum Vorschein kommt. Einige Jünglinge hat diese Dame schon toll gemacht; einer derselben ist schon wasserscheu und macht keine Verse mehr. Jeder fühlt sich glücklich, wenn er der schönen Frau näher kommen kann. Ein Gymnasiast hat sich in dieselbe platonisch verliebt, und hat ihr eine kalligraphische Probe seiner Handschrift zugeschickt. Ihr Mann ist auch Schauspieler, und glänzte wie Glanzleinen

1) K. A. Lebrun (1792—1842).

in „Kabeljau und Hiebe.“ Die gute Frau muß gewiß vom vielen Zuspruch ihrer Bewunderer belästigt werden. Man erzählt, ein kranker Mann, der neben ihr wohnt, habe keine Ruhe gehabt vor all' den Menschen, die jeden Augenblick sein Zimmer aufgerissen und fragten: „Wohnt hier Madame Neumann?“ und er habe endlich auf seine Thür schreiben lassen: „Hier wohnt Madame Neumann nicht.“

Man hat sogar die schöne Frau in Eisen gegossen, und verkauft kleine eiserne Medaillen, worauf ihr Bildnis geprägt ist. Ich sage Ihnen, der Enthusiasmus für die Neumann grassiert hier wie eine Viehseuche. Während ich diese Zeilen schreibe, fühle ich selbst seine Einflüsse. Mir klingen noch die begeisterten Worte in die Ohren, womit gestern ein Graukopf von ihr sprach. Konnte doch Homer uns die Schönheit Helenas nicht stärker schildern, als indem er zeigt, wie Greise bei ihrem Anblick in Entzücken gerieten. Sehr viele Mediziner machen ebenfalls der schönen Frau den Hof, und man nennt sie hier scherzweise die „Medizinische Venus.“ Aber was brauche ich so viel zu erzählen, sie haben ja gewiß unsere Theaterkritiken gelesen und bemerkt, wie sich ordentlich ein Metrum darin bewegt, und zwar das der Sapphischen Ode an die Venus. Ja, sie ist eine Venus, oder, wie ein Altonaer Kaufmann sagte, eine Venussin. Nur der vermaledeite Setzer wirft zuweilen einen Wespenstachel in die Schale hymettischen Honigs, die der fromme Rezensent unserer Göttin opfert. Das nachhelfende Intelligenzblatt (der Titel dieses Blattes ist Ironie) berichtigt folgenden Druckfehler: In der Rezension über das Gastspiel der Mad. Neumann Nr. 63 der „Spenerschen Zeitung“ vom 25. Mai muß Zeile 26 statt „von leicht bewegtem Minnespiel,“ „von leicht bewegtem Mienenspiel“ gelesen werden. — Gestern spielte die schöne Frau in Claurens neuem Lustspiele: „Der Bräutigam aus Mexiko.“ In diesem Stücke gaukelt auf eine höchst anmutige Weise eine leichte, originelle, fast märchenhafte Heiterkeit, die jeden Freund froher Laune ansprechen muß. Dieses Stück hat auch vielen gefallen, sowie überhaupt alles, was aus der Feder dieses Schriftstellers kömmt, hier erstaunlichen Beifall findet. Seine Schriften haben viele Gegner, aber sie erleben eine Auflage nach der andern.

Auf dem Alexanderplatze wird ein Volkstheater errichtet. Ein Mann, der Cerf heißt, hatte ein Privilegium dazu erlangt, ist

aber davon abgetreten, und bekommt ein Abtrittsgeld von 3000 Thalern jährlich.[1]) Der ehemalige Schauspieler Bethmann hat die Leitung übernommen. Wie ich höre, ist dem Prof. Gubitz die Direktion des poetischen Teils dieses Theaters angeboten worden. Es wäre zu wünschen, daß sich derselbe diesem Geschäfte unterzöge, da er die Bühne und ihre Ökonomie ganz genau kennt, zu gleicher Zeit berühmt ist als Theaterdichter, Kritiker und Meister der zeichnenden Künste, und in dieser Vielseitigkeit alles das verbindet, was zu einer solchen Direktion notwendig wäre. Aber man zweifelt, daß er sie annehmen wird, da die Redaktion des „Gesellschafters," für den er ganz leibt und lebt, ihn zu sehr beschäftigt. Letzteres Blatt hat großen Absatz, ich glaube 1500 Exemplare, wird hier mit erstaunlich großem Interesse gelesen, und kann wohl das gehaltreichste und beste in ganz Deutschland genannt werden. Gubitz redigiert es mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit, die oft an Ängstlichkeit grenzt. Nämlich in seiner Liebe für Korrektheit und Decenz ist er fast zu streng. Doch denken Sie sich hier keinen Pedanten. Es ist ein Mann in seinen besten Jahren, unbefangen, lebensfreudig, enthusiastisch für alles Herrliche, und auch in seiner Persönlichkeit lebt jener heitre, anakreontische Geist, der in seinen Poesien so charakteristisch hervortritt. — Wir haben hier vor kurzem noch eine Wochenschrift bekommen, die, in der Volkssphäre sich bewegend, vom Leutnant Leithold, der kürzlich seine Reise nach Brasilien herausgegeben, redigiert wird, „Kuriositäten und Raritäten" betitelt ist, und ein naives Motto führt. „Der Beobachter an der Spree" und „Der märkische Bote" sind hier die besten Volksblätter. Letzteres ist mehr für die gebildete Klasse. Ich fand mit Verwunderung, daß ein Teil meines zweiten Briefes aus dem „Anzeiger" darin nochmals abgedruckt war. Ich bin zwar empfindlich für diese Ehre und für das beigefügte Lob, aber ich wäre schier in groß Malheur dadurch gekommen, wenn nicht die hiesige galante Zensur das gestrichen hätte, was ich von den Berlinerinnen gesagt. Wenn diese Engel letzteres gelesen hätten, wären mir die Blumenkörbchen schockweise an den Kopf geflogen. Doch hätte ich mich auch in diesem Falle nicht nach der Hundebrücke verfügt; das schöne Fräulein Fortuna hat

1) Das Königsstädtische Theater, welches der frühere Kaufmann Friedrich Cerf erbaute.

mir längst einen so großen, eisernen Korb gegeben, daß ich ihn kaum füllen könnte mit den Körbchen aller Damen der Spreestadt. — Eine Schlange, und zwar eine höchst seltene, ist jetzt für acht Groschen zu sehen, No. 24 unter den Linden. Ich bemerke Ihnen bei dieser Gelegenheit, daß ich dort ausgezogen bin. Blondin mit seiner Gesellschaft giebt vor dem Brandenburger Thore noch immer seine hübschen und vielbesuchten Vorstellungen in der edleren Reitkunst. Er läßt Kolumbus in Otaheiti landen. — Bosko hat endlich auch seine vorletzten, letzten und allerletzten Vorstellungen beendigt, und hat auch einige für die Armen gegeben. Man sagt, er ahmte Boucher nach; das ist aber nicht wahr, Boucher hat ihn, den Jongleur, nachgeahmt. Die Statuen von Bülow und Scharnhorst werden dieser Tage an beiden Seiten der neuen Wache aufgestellt. Sie sind jetzt in Rauchs Atelier zu sehen. Ich habe sie dort schon früher in Augenschein genommen und fand sie schön. Blüchers Bildsäule von Rauch, die in Breslau aufgestellt werden soll, ist jetzt dahin abgegangen. — Die neue Börsenhalle habe ich gesehn. Sie ist herrlich eingerichtet. Eine Menge geräumiger, prächtig dekorierter Zimmer, alles großartig angelegt. Man sagte mir, daß der edle, kunstsinnige Sohn des großen Mendelssohn, Joseph Mendelssohn, der Schöpfer dieses Instituts sei. Berlin hat lange ein solches entbehrt. Nicht allein Kaufleute, sondern auch Beamte, Gelehrte und Personen aus allen Ständen besuchen die Börsenhalle. — Besonders anziehend ist das Lesezimmer, worin ich über hundert deutsche und ausländische Journale vorfand. Auch unsern „Westf. Anzeiger“ sah ich dort. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Dr. Böhringer, führt die Aufsicht über dieses Zimmer und weiß sich dem Besucher desselben durch zuvorkommende Artigkeit zu verpflichten. Josty besorgt die Restauration und die Konditorei. Die Aufwärter tragen alle braune Livreen mit goldnen Tressen, und der Portier imponiert besonders durch seinen großen Marschallstab. — Die Bauten unter den Linden, wodurch die Wilhelmstraße verlängert wird, haben raschen Fortgang. Es werden herrliche Säulengänge. Diese Tage wurde auch der Grundstein zu der neuen Brücke gelegt. — In der musikalischen Welt ist es sehr still. Es geht der Capitale de la musique wie jeder andern Capitale: man konsumiert in derselben, was in der Provinz produziert wird. Außer dem jungen

Felix Mendelssohn, der nach dem Urteile sämtlicher Musiker ein musikalisches Wunder ist und ein zweiter Mozart werden kann, wüßte ich unter den hierlebenden Autochthonen Berlins kein einziges Musikgenie aufzufinden. Die meisten Musiker, die sich hier auszeichnen, sind aus der Provinz, oder gar Fremde. Es macht mir ein unaussprechliches Vergnügen, hier erwähnen zu müssen, daß unser Landsmann, Joseph Klein, der jüngere Bruder des Komponisten, von dem ich in meinem vorigen Briefe sprach, zu den größten Erwartungen berechtigt.[1]) Dieser hat vieles komponiert, das von Kennern gelobt wird. Nächstens werden Liederkompositionen von ihm erscheinen, die hier großen Beifall finden, und in vielen Gesellschaften gesungen werden. Es liegt eine überraschende Originalität in den Melodien derselben, sie sprechen jedes Gemüt an, und es ist vorauszusehen, daß dieser junge Künstler einst einer der berühmtesten deutschen Komponisten wird. — Spontini verläßt uns auf lange Zeit. Er reist nach Italien. Er hat seine „Olympia“ nach Wien geschickt, die aber dort nicht aufgeführt wird, weil sie zu viele Kosten verursache. — Die italienischen Buffos haben sich hier nur noch einige Tage aufgehalten. — Unter den Linden sind Wachsfiguren zu sehen. — Auf der Königstraße, Poststraßenecke, werden wilde Tiere und eine Minerva gezeigt. — Fonks Prozeß ist hier ebenfalls ein Thema der öffentlichen Unterhaltung. Die sehr schön geschriebene Broschüre von Kreuser hat hier zuerst die Aufmerksamkeit auf denselben geleitet. Hierauf kamen noch mehrere Broschüren her, die alle für Fonk sprachen. Hierunter zeichnete sich auch aus das Buch vom Freiherrn v. d. Leyen. Diese Bücher, nebst den in der „Abendzeitung“ und im „Konversationsblatte“ enthaltenen Aufsätzen über den Fonkschen Prozeß und dem Werke des Angeklagten selbst, verbreiteten hier eine günstige Meinung für Fonk. Personen, die auch heimlich gegen Fonk sind, sprechen doch öffentlich für ihn, und zwar aus Mitleid gegen den Unglücklichen, der schon so viele Jahre gelitten. In einer Gesellschaft erwähnte ich die fürchterliche Lage seines schuldlosen Weibes und die Leiden ihrer rechtschaffenen, geachteten Familie, und wie ich erzählte: man sage, daß der Kölner Pöbel Fonks arme, unmündige Kinder insultiert habe, wurde eine Dame ohnmächtig, und ein hübsches

1) Josef Klein, bekannter Liederkomponist. Auch er war ein Freund Heines, der für Klein einen leider verloren gegangenen Operntext: „Der Batavier“ gedichtet hat.

Mädchen fing bitterlich an zu weinen, und schluchzte: „Ich weiß, der König begnadigt ihn, wenn er auch verurteilt wird.“ Ich bin ebenfalls überzeugt, daß unser gefühlvoller König sein schönstes und göttlichstes Recht ausüben wird, um so viele gute Menschen nicht elend zu machen; ich wünsche dieses ebenso herzlich, wie die Berliner, obschon ich ihre Ansichten über den Prozeß selbst nicht teile. Über letztern habe ich erstaunlich viele Meinungen ins Blaue hineinräsonnieren hören. Am gründlichsten sprechen darüber die Herren, die von der ganzen Sache gar nichts wissen. Mein Freund, der bucklichte Auskultator, meint: wenn er am Rhein wäre, so wollte er die Sache bald aufklären. Überhaupt meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge nichts. „Wozu,“ sprach er gestern, „diese Öffentlichkeit? Was geht es dem Peter und dem Christoph an, ob Fonk oder ein anderer den Cönen umgebracht. Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, lese die Akten durch, referiere darüber, bei verschlossenen Thüren urteilt darüber das Kollegium und schreitet zum Spruch, und spricht den Kerl frei oder verurteilt ihn, und es kräht kein Hahn darnach. Wozu diese Jury, diese Gevatter Schneider und Handschuhmacher? Ich glaube, ich, ein studierter Mann, der die Friesische Logik in Jena gehört, der alle seine juristischen Kollegien wohl testiert hat und das Examen bestanden, besitze doch mehr Judicium, als solche unwissenschaftliche Menschen? Am Ende meint solch ein Mensch, Wunders welch höchst wichtige Person er sei, weil so viel von seinem ja und nein abhängt! Und das Schlimmste ist noch dieser Code Napoleon, dieses schlechte Gesetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulschelle zu geben.“ — Doch ich will den weisen Auskultator nicht weiter sprechen lassen. Er repräsentiert eine Menge Menschen hier, die für Fonk sind, weil sie gegen das rheinische Gerichtsverfahren sind. Man mißgönnt dasselbe den Rheinländern, und möchte sie gerne erlösen von diesen „Fesseln der französischen Tyrannei,“ wie einst der unvergeßliche Justus Gruner[1]) — Gott habe ihn selig — das französische Gesetz nannte. Möge das geliebte Rheinland noch lange diese Fesseln tragen, und noch mit ähnlichen Fesseln belastet werden! Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht auf Franzosenhaß

1) Justus von Gruner (1777—1820), preußischer Staatsmann.

und Nationalegoismus basiert ist, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinflasche quillt, und jene echte Christusreligion, die nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunst oder frömmelnder Proselytenmacherei.

Bei unserer Universität giebt's gar nichts Neues, außer daß zweiunddreißig Studenten relegiert worden wegen unerlaubter Verbindungen. Es ist eine fatale Sache, relegiert zu werden; sogar das bloße Konsiliiertwerden soll sein Unangenehmes haben. Ich glaube aber, daß jenes strenge Urteil gegen die Zweiunddreißig noch gemildert wird. Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Universitäten verteidigen; sie sind Reste jenes alten Korporationswesens, die ich ganz aus unserer Zeit vertilgt sehen möchte. Aber ich gestehe, daß jene Verbindungen notwendige Folgen sind von unserm akademischen Wesen, oder besser Unwesen, und daß sie wahrscheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte oxfordische Stallfütterungssystem bei unsern Studenten eingeführt ist. Polnische Studierende sieht man jetzt hier höchstens ein halb Dutzend. Man hat strenge Untersuchungen gegen sie verfügt. Die meisten sind, wie man sagt, ohne besondere Lust wiederzukommen, von hier abgereist, und ein großer Teil, ich glaube gegen zwanzig, werden noch in unsern Staatsgefängnissen verwahrt. Die meisten davon sind aus dem russischen Polen, und sollen sich mit demagogischen Umtrieben gegen ihre Regierung befaßt haben.

Man spricht davon, daß Ludwig Tieck bald hierherkommen und Vorlesungen über den Shakespeare halten werde. Am 31. des vorigen Monats war der Geburtstag des Fürsten Staatskanzlers. Man erwartet hier diese Tage eine hessische Gesandtschaft, die unsere Differenzen mit Hessen-wegen der bekannten Territorialrechtsverletzung regulieren soll. Eine Kommission ist nach Pommern geschickt, um das dortige Sektenwesen zu untersuchen. Der Wollmarkt hat schon angefangen, und eine Menge Gutsbesitzer sind hier, die ihre Wolle zum Verkauf herbringen, und die man hier scherzweise „Woll (Wohl-) habende" nennt. Sogar die Straßen bekommen Ambition; die „letzte Straße" will jetzt Dorotheenstraße heißen. Man spricht davon, daß dem großen Fritz eine Statue auf dem Opernplatze errichtet werden soll. Der Tänzerfamilie Kobler ist auf der Chaussee bei Blumberg die Bagage verbrannt. Bei dem Bau der neuen Brücke bedient man sich einer Dampfmaschine.

Litterarische Notizen giebt es hier in diesem Augenblick sehr wenige, obschon Berlin ihr Hauptmarktplatz ist. In Hinsicht der Gemüse schreite ich mit meiner Zeit vorwärts. Spargel esse ich jetzt keinen mehr und esse jetzt Schoten. Aber in der Litteratur bin ich noch zurückgeblieben. Ja, ich habe noch nicht mal die „falschen Wanderjahre“ gelesen, die so viel Aufsehen gemacht und noch machen. Dieses Buch hat für Westfalen ein besonderes Interesse, da man jetzt allgemein ausspricht, daß unser Landsmann, Dr. Pustkuchen in Lemgo, ihr Verfasser sei. Ich weiß nicht, warum er dieses Buch desavouieren wollte, da es ihm doch gewiß keine Schande macht. Man hatte sich lange den Kopf zerbrochen, wer der Verfasser sei, und nannte allerlei Namen. Der Hofrat Schütz machte öffentlich bekannt, daß er es nicht sei. Den Legationsrat v. Varnhagen nannten einige Stimmen; aber dieser machte dasselbe bekannt. Von letzterm war es auch sehr unwahrscheinlich, da er zu den größten Verehrern Goethes gehört, und Goethe sogar in seinem letzten Heft der Zeitschrift „Kunst und Altertum am Rhein“ selbst erklärte, daß Varnhagen ihn tief begriffen und ihn oft über sich selbst belehrt habe. Wahrlich, nächst dem Gefühle, Goethe selbst zu sein, kenne ich kein schöneres Gefühl, als wenn einem Goethe, der Mann, der auf der Höhe des Zeitalters steht, ein solches Zeugnis giebt. — Außerdem spricht man von dem deutschen Gil-Blas, den Goethe vor vier Wochen herausgegeben. Dieses Buch ist von einem ehemaligen Bedienten geschrieben. Goethe hat es durchgefeilt und mit einer sehr merkwürdigen Vorrede begleitet.[1]) Auch hat dieser kräftige Greis, der Ali Pascha unserer Litteratur, wieder einen Teil seiner Lebensgeschichte herausgegeben. Diese wird, sobald sie vollständig ist, eines der merkwürdigsten Werke bilden, gleichsam ein großes Zeitepos. Denn diese Selbstbiographie ist auch die Biographie der Zeit. Goethe schildert meistens letztere und wie sie auf ihn eingewirkt; statt daß andere Selbstbiographen, z. B. Rousseau, bloß ihre leidige Subjektivität im Auge hatten.

Ein Teil von Goethes Biographie wird aber erst nach seinem Tode erscheinen, da er alle seine weimarschen Verhältnisse, und besonders die, welche den Großherzog betreffen, darin bespricht.

1) „Der deutsche Gil-Blas. Eingeführt von Goethe. Oder Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachses, eines Thüringers“ (Stuttgart 1822).

Dieser Nachtrag wird wohl das meiste Aufsehen erregen. Wir werden auch bald Memoiren von Byron erhalten, die aber, wie man sagt, ebenso wie seine Dramen, mehr Gemütsschilderung als Handlung enthalten sollen. Die Vorrede zu seinen drei neuen Dramen enthält höchst merkwürdige Worte über unsere Zeit und den Revolutionsstoff, den sie in sich trägt. Man klagt noch sehr über die Gottlosigkeit seiner Gedichte, und der gekrönte Dichter Southey in London nennt Byron und seine Geistesverwandte „die satanische Schule“.[1]) Aber Childe Harold schwingt gewaltig die vergiftete Geißel, womit er den armen Laureaten züchtigt. — Eine andere Selbstbiographie erregt hier viel Interesse. Es sind die „Memoiren von Jakob Casanova de Seingalt,“ die Brockhaus in einer deutschen Übersetzung herausgiebt. Das französische Original ist noch nicht gedruckt, und es schwebt noch ein Dunkel über die Schicksale des Manuskripts. An seiner Echtheit darf man gar nicht zweifeln. Das Fragment sur Casanova in den Werken des Prinzen Charles de Ligne ist ein glaubwürdiges Zeugnis, und dem Buche selbst sieht man gleich an, daß es nicht fabriziert ist. Meiner Geliebten möchte ich es nicht empfehlen, aber allen meinen Freunden. Italienische Sinnlichkeit haucht uns aus diesem Buche schwül entgegen. Der Held desselben ist ein lebenslustiger, kräftiger Venetianer, der mit allen Hunden gehetzt wird, alle Länder durchschwärmt, mit den ausgezeichnetsten Männern in nahe Berührung kommt, und in noch weit nähere Berührung mit den Frauen. Es ist keine Zeile in diesem Buche, die mit meinen Gefühlen übereinstimmte, aber auch keine Zeile, die ich nicht mit Vergnügen gelesen hätte. Der zweite Teil soll schon heraus sein, aber er ist hier noch nicht zu bekommen, da, wie ich höre, die Zensur bei dem Brockhausschen Verlag seit gestern wieder in Wirksamkeit getreten ist. — Hier sind in diesem Augenblick wenig gute belletristische Schriften erschienen. Fouqué hat einen neuen Roman herausgegeben, betitelt „Der Verfolgte.“ In der poetisierenden Welt geht es hier wie in der musikalischen. An Dichtern fehlt es nicht, aber an guten Gedichten. Nächsten Herbst haben wir doch einiges Gute zu erwarten. Köchy (kein Berliner), der uns vor kurzem eine sehr gehaltreiche Schrift

---

1) R. Southey (1774—1843). Seine „Vision of Judgement“ (1821) wurde von Byron scharf gegeißelt.

über die Bühne geliefert hat, wird nächstens einen Band Gedichte herausgeben, und aus den Proben, die mir davon zu Gesicht gekommen, bin ich zu den größten Erwartungen berechtigt. Es lebt in denselben ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit, eine tiefe Innigkeit, die durch keine Bitterkeit getrübt wird, mit einem Worte: echte Poesie. An wahrhaft dramatischen Talenten ist just jetzt kein Überfluß, und ich erwarte viel von v. Uechtritz (kein Berliner), einem jungen Dichter, der mehrere Dramen geschrieben, die von Kennern erstaunlich gerühmt werden.[1]) Es wird nächstens eines derselben, „Der heilige Chrysostomus," in Druck erscheinen, und ich glaube, daß es Aufsehen erregen wird. Ich habe Stellen daraus gehört, die des größten Meisters würdig sind.[2])

Über Hoffmanns „Meister Floh" versprach ich Ihnen in meinem Vorigen mehreres zu schreiben. Die Untersuchung gegen den Verfasser hat aufgehört. Derselbe kränkelt noch immer. Jenen vielbesprochenen Roman habe ich endlich gelesen. Keine Zeile fand ich darin, die sich auf die demagogischen Umtriebe bezöge. Der Titel des Buches wollte mir anfangs sehr unanständig vorkommen, in Gesellschaft mußten bei Erwähnung desselben meine Wangen jungfräulich erröten, und ich lispelte immer: Hoffmanns Roman, mit Respekt zu sagen. Aber in Knigges „Umgang mit Menschen" (3. Teil, 9. Kap. über die Art, mit Tieren umzugehen; das 10. Kapitel handelt vom Umgang mit Schriftstellern) fand ich eine Stelle, die sich auf den Umgang mit Flöhen bezog, und woraus ich ersah, daß letztere nicht so unanständig sind wie „gewisse andre kleine Tiere," die dieser tiefe Kenner der Menschen und Bestien selbst nicht nennt. Durch dieses humanistische Citat ist Hoffmann geschützt. Ich berufe mich auf das Lied von Mephistopheles:

> Es war einmal ein König,
> Der hatt' einen großen Floh.

Der Held des Romans ist aber kein Floh, sondern ein Mensch, Namens Peregrinus Tys, der in einem träumerischen Zustande lebt, und durch Zufall mit dem Beherrscher der Flöhe zusammentrifft, und höchst ergötzliche Gespräche führt. Dieser,

---

1) Vgl. Bd. I. S. XVII.
2) „Chrysostomus," ein Drama (Brandenburg 1823).

Meister Floh genannt, ist ein gar gescheiter Mann, etwas ängstlich, aber doch sehr kriegerisch, und trägt an den dürren Beinen große goldene Stiefel mit diamantenen Sporen, wie auf dem Umschlage des Buches zu sehen ist. Ihn verfolgt eine gewisse Dörtje Elverdink, die, wie man sagt, die Demagogie repräsentieren sollte. Eine schöne Figur ist der Student Georg Pepusch, der eigentlich die Distel Zeherith ist und einst in Famagusta blühte, und der in die Dörtje Elverdink verliebt ist, die aber eigentlich die Prinzessin Gamahe, die Tochter des Königs Sekakis ist. Die Kontraste, die auf solche Weise der indische Mythos mit der Alltäglichkeit bildet, sind in diesem Buche nicht so pikant wie im „goldnen Topf“ und in anderen Romanen Hoffmanns, worin derselbe naturphilosophische Theaterkoup angewandt ist. Überhaupt ist die Gemütswelt, die Hoffmann so herrlich zu schildern versteht, in diesem Romane höchst nüchtern behandelt. Das erste Kapitel desselben ist göttlich, die übrigen sind unerquicklich. Das Buch hat keine Haltung, keinen großen Mittelpunkt, keinen innern Kitt. Wenn der Buchbinder die Blätter desselben willkürlich durcheinander geschossen hätte, würde man es sicher nicht bemerkt haben. Die große Allegorie, worin am Ende alles zusammenfließt, hat mich nicht befriedigt. Mögen andre sich daran ergötzt haben; ich glaube, daß ein Roman keine Allegorie sein soll. — Die Strenge und Bitterkeit, womit ich über diesen Roman spreche, rührt eben daher, weil ich Hoffmanns frühere Werke so sehr schätze und liebe. Sie gehören zu den merkwürdigsten, die unsere Zeit hervorgebracht. Alle tragen sie das Gepräge des Außerordentlichen. Jeden müssen die „Phantasiestücke“ ergötzen. In den „Elixiren des Teufels“ liegt das Furchtbarste und Entsetzlichste, das der Geist erdenken kann. Wie schwach ist dagegen The monk von Lewis[1]), der dasselbe Thema behandelt. In Göttingen soll ein Student durch diesen Roman toll geworden sein. In den „Nachtstücken“ ist das Gräßlichste und Grausenvollste überboten. Der Teufel kann so teuflisches Zeug nicht schreiben. Die kleinen Novellen, die meistens unter dem Titel „Serapionsbrüder“ gesammelt sind, und wozu auch „Klein Zaches“ zu rechnen ist, sind nicht so grell, zuweilen sogar

1) M. G. Lewis (1773—1818). Sein Gespensterroman: „The monk“ (London 1797) erregte großes Aufsehen.

lieblich und heiter. Der „Theaterdirektor" ist ein ziemlich mittelmäßiger Schelm. In dem „Elementargeist" ist Wasser das Element, und Geist ist gar keiner drin. Aber „Prinzessin Brambilla" ist eine gar köstliche Schöne, und wem diese durch ihre Wunderlichkeit nicht den Kopf schwindlig macht, der hat gar keinen Kopf. Hoffmann ist ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verstehen weder den einen noch den andern. Beider Dichtungen haben einen entgegengesetzten Charakter. Ein Jean Paulscher Roman fängt höchst barock und burlesk an, und geht so fort, und plötzlich, ehe man sich dessen versieht, taucht hervor eine schöne, reine Gemütswelt, eine mondbeleuchtete, rötlich blühende Palmeninsel, die mit all' ihrer stillen, duftenden Herrlichkeit schnell wieder versinkt in die häßlichen, schneidend kreischenden Wogen eines exzentrischen Humors. Der Vorgrund von Hoffmanns Romanen ist gewöhnlich heiter, blühend, oft weichlich rührend, wunderlich geheimnisvolle Wesen tänzeln vorüber, fromme Gestalten schreiten auf und ab, launige Männlein grüßen freundlich und unerwartet, aus all' diesem ergötzlichen Treiben grinst hervor eine häßlich verzerrte Alteweiberfratze, die mit unheimlicher Hastigkeit ihre allerfatalsten Gesichter schneidet und verschwindet, und wieder freies Spiel läßt den verscheuchten muntern Figürchen, die wieder ihre drolligsten Sprünge machen, aber das in unsere Seele getretene katzenjammerhafte Gefühl nicht fortgaukeln können. — Über die Romane anderer hiesiger Schriftsteller will ich in meinen nächsten Briefen sprechen. Alle tragen denselben Charakter. Es ist der Charakter der deutschen Romane überhaupt. Dieser läßt sich am besten auffassen, wenn man sie vergleicht mit den Romanen anderer Nationen z. B. der Franzosen, der Engländer u. s. w. Da sieht man, wie die äußere Stellung der Schriftsteller den Romanen einer Nation einen eignen Charakter verleiht. Der englische Schriftsteller reiset, mit einer Lords- oder Apostelequipage, schon durch Honorar bereichert oder noch arm, gleichviel er reiset, stumm und verschlossen beobachtet er die Sitten, die Leidenschaften, das Treiben der Menschen, und in seinen Romanen spiegelt sich ab die wirkliche Welt und das wirkliche Leben, oft heiter (Goldsmith), oft finster (Smollet), aber immer wahr und treu (Fielding). Der französische Schriftsteller lebt beständig in der Gesellschaft, und zwar

in der großen, mag er auch noch so dürftig und titellos sein. Fürsten und Fürstinnen kajolieren den Notenabschreiber Jean Jacques, und im Pariser Salon heißt der Minister Monsieur und die Herzogin Madame. Daher lebt in den Romanen der Franzosen jener leichte Gesellschaftston, jene Beweglichkeit und Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menschen erlangt, und daher jene Familienähnlichkeit der französischen Romane, deren Sprache immer dieselbe scheint, eben weil sie die gesellschaftliche ist. Aber der arme deutsche Schriftsteller, der, weil er meistens schlecht honoriert wird, oder selten Privatvermögen besitzt, kein Geld zum Reisen hat, der wenigstens spät reist, wenn er sich schon in eine Manier hineingeschrieben, der selten einen Stand oder einen Titel hat, der ihm die Gnadenpforten der vornehmen Gesellschaft, die bei uns nicht immer die feine ist, erschleußt, ja der nicht selten einen schwarzen Rock entbehrt, um die Gesellschaft der Mittelklasse zu frequentieren: der arme Deutsche verschließt sich in seiner einsamen Dachstube, faselt eine Welt zusammen, und in einer aus ihm selbst wunderlich hervorgegangenen Sprache schreibt er Romane, worin Gestalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchst poetisch sind, aber nirgends existieren. Diesen phantastischen Charakter tragen alle unsre Romane, die guten und die schlechten, von der frühesten Spieß-, Cramer- und Vulpiuszeit bis Arnim, Fouqué, Horn, Hoffmann rc., und dieser Romancharakter hat viel eingewirkt auf den Volkscharakter, und wir Deutschen sind unter allen Nationen am meisten empfänglich für Mystik, geheime Gesellschaften, Naturphilosophie, Geisterkunde, Liebe, Unsinn und — Poesie!

Über Polen.[1]

Seit einigen Monaten habe ich den preußischen Teil Polens die Kreuz und die Quer durchstreift; in dem russischen Teil bin ich nicht weit gekommen, nach dem österreichischen gar nicht. Von den Menschen hab ich sehr viele, und aus allen Teilen Polens, kennen gelernt. Diese waren freilich meistens nur Edelleute, und zwar die vornehmsten. Aber wenn auch mein Leib sich bloß in den Kreisen der höheren Gesellschaft, in dem Schloßbann der polnischen Großen bewegte, so schweifte der Geist doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urteils über Polen.

Vom Äußeren des Landes wüßte ich Ihnen nicht viel Reizendes mitzuteilen. Hier sind nirgends pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle, Nachtigallengehölze u. s. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meistens gut ist, und dicke, mürrische Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Industrie giebt es hier fast keine Spur. Den traurigsten Anblick geben die polnischen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binsen bedeckt. In diesen lebt der polnische Bauer mit seinem Vieh und seiner übrigen Familie, erfreut sich seines Daseins und denkt an nichts weniger, als an die — ästhetischen P u s t k u c h e n. Leugnen läßt es sich indessen nicht, daß der polnische Bauer oft mehr Verstand und Gefühl hat, als der deutsche Bauer in manchen Ländern. Nicht selten fand ich bei dem geringsten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemütswitz, Humor), der bei jedem Anlaß mit wunderlichem Farbenspiel hervorsprudelt und jenen schwärmerisch-sentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines

---

1) Im „Gesellschafter" Nr. 10—17 vom 17.—29. Januar 1823 zuerst veröffentlicht. Heine reiste in den Sommerferien 1822, um seinen Freund Eugen v. Breza zu besuchen, nach Dzialyn bei Gnesen, wo er sich auf dem Gute der Verwandten seines Freundes mehrere Wochen aufhielt.

ossianischen Naturgefühls, dessen plötzliches Hervorbrechen bei leidenschaftlichen Anlässen ebenso unwillkürlich ist, wie das Insgesichtsteigen des Blutes. Der polnische Bauer trägt noch seine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht, darüber einen Oberrock, mit hellen Schnüren besetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, ist das grobe Original jener feinen Polenröcke unserer Elegants. Den Kopf bedeckt ein kleines, rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel spitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandschleifen oder mit einigen Pfauenfedern geschmückt. In diesem Kostüm sieht man den polnischen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geschäft zu verrichten: erstens, sich rasieren zu lassen; zweitens, die Messe zu hören; und drittens, sich voll zu saufen. Den, durch das dritte Geschäft gewiß Seliggewordenen sieht man des Sonntags, alle Viere ausgestreckt, in einer Straßengosse liegen, sinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die in wehmütiger Gruppierung die Betrachtung zu machen scheinen, daß der Mensch hienieden so wenig vertragen kann! Was ist der Mensch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenschlich weit gebracht. — Der Bauer ist von gutem Körperbau, starkstämmig, soldatischen Ansehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die meisten lassen dasselbe lang herunter wallen. Dadurch haben so viele Bauern die Plica polonica (Weichselzopf), eine sehr anmutige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einst gesegnet werden, wenn das Langehaartum in den deutschen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des polnischen Bauers gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und spricht die Formel: „Ich küsse die Füße." Wer den Gehorsam personifiziert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, daß ich die Bäume

der Flur mehr liebe als Stammbäume, daß ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und daß ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigentümer gemacht werden? so müßte ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichsein in seiner Relativität auffaßt und sich wohl merkt, daß es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muß man gestehen, daß der polnische Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich ist; um so mehr, da er gar nichts hat, folglich in der großen Sorglosigkeit, die ja von vielen als das höchste Glück geschildert wird, sein Leben dahinlebt. Aber es ist keine Ironie, wenn ich sage, daß, im Fall man jetzt die polnischen Bauern plötzlich zu selbständigen Eigentümern machte, sie sich gewiß bald in der unbehaglichsten Lage von der Welt befinden und manche gewiß dadurch in größeres Elend geraten würden. Bei seiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorglosigkeit würde der Bauer sein Eigentum schlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wäre er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Mißwachs ist, so muß der Edelmann dem Bauer von seinem Getreide schicken; es wäre ja auch sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muß ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepiert ist. Er giebt ihm Holz im Winter, er schickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder einer von der Familie krank ist; kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund desselben. Ich habe mich überzeugt, daß diese Vormundschaft von den meisten Edelleuten sehr gewissenhaft und liebreich ausgeübt wird und überhaupt gefunden, daß die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln; wenigstens sind die Reste der alten Strenge selten. Viele Edelleute wünschen sogar die Selbständigkeit der Bauern — der größte Mensch, den Polen hervorgebracht, und dessen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thaddäus Kosciusko[1]), war

1) Th. Kosciuszko (1746—1817), der letzte Oberfeldherr der Republik Polen.

ein eifriger Beförderer der Bauernemanzipation, und die Grundsätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüter. Außerdem ist der Einfluß französischer Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zustand der Bauern. Sie sehen, daß es mit letzteren nicht mehr so schlimm steht, und daß ein allmähliches Selbständigwerden derselben wohl zu hoffen ist. Auch die preußische Regierung scheint dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge diese begütigende Allmählichkeit gedeihen; sie ist gewisser, zeitlich nützlicher, als die zerstörungssüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche ist zuweilen gut, wie sehr man dagegen eifere. —

Zwischen dem Bauer und dem Edelmann stehen in Polen die Juden. Diese betragen fast mehr als den vierten Teil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unsere Statistik-Kompendienmacher, die an alles den deutschen, wenigstens den französischen Maßstab legen, schreiben also mit Unrecht, daß Polen keinen tiers état habe, weil dort dieser Stand von den übrigen schroffer abgesondert ist, weil seine Glieder am Mißverständnis des alten Testaments — — Gefallen finden — — – und weil dieselben vom Ideal gemütlicher Bürgerlichkeit, wie dasselbe in einem Nürnberger Frauentaschenbuche, unter dem Bilde reichsstädtischer Philiströsität, so niedlich und sonntäglich schmuck dargestellt wird, äußerlich noch sehr entfernt sind. Sie sehen also, daß die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer staatswirtschaftlicher Wichtigkeit sind, als bei uns in Deutschland, und daß, um Gediegenes über dieselben zu sagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhausanschauung gefühlvoller Romanschreiber des Nordens, oder der naturphilosophische Tiefsinn geistreicher Ladendiener des Südens. Man sagte mir, daß die Juden des Großherzogtums auf einer niedrigeren Humanitätsstufe ständen, als ihre östlicheren Glaubensgenossen; ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen und verweise Sie lieber auf David Friedländers: „Über die Verbesserung der Israeliten (Juden) im Königreich Polen;

Berlin 1819.“ Seit dem Erscheinen dieses Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer seltenen Wahrheits- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogtum sollen sie einst, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausschließlich getrieben haben; jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, daß der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Walischei, einer Vorstadt Posens, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacherschilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakespeares „Flurschütz von Wakefield.“ Im preußischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen; im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält. Übrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philosophie sublimiert, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, daß unsere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogtums mehr Liebe zum Ackerbau einzuflößen suchte; denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenig geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauernstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirtshäuser in den Händen der Juden, und ihre vielen Branntweinbrennereien werden dem Lande sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorfe oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. s. w. ausführt. Eine originelle Einrichtung, welche ganz die

Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Äußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W - ksche Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgestalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Tertianers hätte nicht so zerreißend meine Ohren martern können, als der polnische Judenjargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete, und die schweinestallartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und — elend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes und mit Polnisch façonniertes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige rieten, die polnischen Protestanten zum Katholizismus zurück zu zwingen, antwortete derselbe: „Sum rex populorum, sed non conscientiarum!“ — Die Juden brachten zuerst Handel und Gewerbe nach Polen und wurden unter Kasimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünstigt. Sie scheinen dem Adel weit näher gestanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Gesetze wurde der Jude durch seinen Übertritt zum Christentum eo ipso in den Adelstand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dies Gesetz untergegangen und was etwa mit Bestimmtheit im Werte gesunken ist. — In jenen frühern Zeiten standen indessen die Juden in Kultur und Geistesbildung gewiß weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den französischen Firnis entbehrte. Jene aber beschäftigten sich wenigstens immer mit ihren hebräischen Wissenschafts- und Religionsbüchern, um derentwillen eben sie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlassen. Aber sie sind offenbar mit der europäischen Kultur nicht fortgeschritten, und ihre Geisteswelt versumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine spitzfindige Scholastik in tausenderlei wunderliche Formen hineinquetscht. Dennoch, trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch barbarischeren Ideen, die denselben

füllen, schätze ich den polnischen Juden weit höher als so manchen deutschen Juden, der seinen Bolivar auf dem Kopf und seinen Jean Paul im Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einatmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaßmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebreicher Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel ist mir noch immer lieber, als mancher in all' seiner staatspapierenen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in diesem Briefe keine Schilderungen reizender Naturszenen, herrlicher Kunstwerke u. s. w. erwarten; nur die Menschen, und zwar die nobelste Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Und wahrlich, ich sollte denken, wenn man einen kräftigen, echten polnischen Edelmann, oder eine schöne edle Polin in ihrem wahren Glanze sieht, so könnte dieses die Seele ebenso erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantischen Felsenburg oder einer marmornen Mediceerin. Ich lieferte Ihnen sehr gerne eine Charakterschilderung der polnischen Edelleute, und das gäbe eine sehr kostbare Mosaikarbeit von den Adjektiven: gastfrei, stolz, mutig, geschmeidig, falsch (dieses gelbe Steinchen darf nicht fehlen), reizbar, enthusiastisch, spielsüchtig, lebenslustig, edelmütig und übermütig. Aber ich selbst habe zu oft geeifert gegen unsere Broschürenskribler, die, wenn sie einen Pariser Tanzmeister hüpfen sehen, aus dem Stegreif die Charakteristik eines Volkes schreiben, — — — — — — — — — — und die, wenn sie einen dicken Liverpooler Baumwollenhändler gähnen sahen, auf der Stelle eine Beurteilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — — Diese allgemeinen Charakteristiken sind die Quelle aller Übel. Es gehört mehr als ein Menschenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menschen zu begreifen, und aus Millionen einzelner Menschen besteht eine Nation. Nur wenn wir die Geschichte eines Menschen, die Geschichte seiner Erziehung und seines Lebens betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge seines Charakters auf-

zufassen. — Bei Menschenklassen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müssen sich indessen einige hervortretende Charakterzüge bemerken lassen; dies ist bei den polnischen Edelleuten der Fall, und nur von diesem Standpunkte aus läßt sich etwas Allgemeines über ihren Charakter ausmitteln. Die Erziehung selbst wird überall und immer bedingt durch das Lokale und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politische Geschichte. In Polen ist ersteres weit mehr der Fall, als irgendwo. Polen liegt zwischen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen, da ein großer Teil der Polen es ungerechterweise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und Pomaden am feinsten fabriziert werden. Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarei von Osten durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Überkultur von Westen durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich — daher jene seltsamen Mischungen von Kultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich sage just nicht, daß alle Barbarei von Osten eingedrungen, ein sehr beträchtlicher Teil mag im Lande selbst vorrätig gewesen sein; aber in der neueren Zeit war dieses Eindrängen sehr sichtbar. Einen Haupteinfluß übt das Landleben auf den Charakter der polnischen Edelleute. Nur wenige derselben werden in den Städten erzogen; die meisten Knaben bleiben auf den Landgütern ihrer Angehörigen, bis sie erwachsen sind und durch die nicht gar zu großen Bemühungen eines Hofmeisters, oder durch einen nicht gar zu langen Schulbesuch, oder durch das bloße Walten der lieben Natur in den Stand gesetzt sind, Kriegsdienste zu nehmen, oder eine Universität zu beziehen, oder von der bärenleckenden Lutetia die Weihe der höchsten Ausbildung zu empfangen. Da nicht allen hierzu dieselben Mittel zu Gebote stehen, so ist es einleuchtend, daß man einen Unterschied machen muß zwischen armen Edelleuten, reichen Edelleuten und Magnaten. Erstere leben oft höchst jämmerlich, fast wie der Bauer, und machen keine besonderen Ansprüche an Kultur. Bei den reichen Edelleuten und den Magnaten ist die Unterscheidung nicht schroff, dem Fremden ist sie sogar sehr wenig bemerkbar. An und für sich selbst ist

die Würde eines polnischen Edelmanns (civis polonus) bei dem ärmsten wie bei dem reichsten von demselben Umfange und demselben inneren Werte. Aber an die Namen gewisser Familien, die sich immer durch großen Güterbesitz und durch Verdienste um den Staat ausgezeichnet, hat sich die Idee einer höhern Würde geknüpft, und man bezeichnet sie gemeiniglich mit dem Namen Magnaten. Die Czartoryskis, die Radziwills, die Zamoyskis, die Sapiehas, die Poniatowskis, die Potockis u. s. w. werden zwar ebenso gut als bloße polnische Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht; dennoch sind sie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Ansehen ist sogar fester begründet als das von unserm hohen Adel, weil sie selbst sich ihre Würde gegeben, und weil nicht bloß manches geschnürte alte Fräulein, sondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung „Starost“ findet man jetzt selten, und sie ist ein bloßer Titel geworden. Der Name „Graf“ ist ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es sind nur von Preußen und Österreich einige derselben verteilt. Von Adelstolz gegen Bürgerliche wissen die Polen nichts, und er kann sich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger und mit Ansprüchen hervortretender Bürgerstand sich erhebt. Erst dann, wenn der polnische Bauer Güter kaufen wird und der polnische Jude sich nicht mehr dem Edelmann zuvorkommend erzeigt, möchte sich bei diesem der Adelstolz regen, der also das Emporkommen des Landes beweisen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern gestellt sind, müssen sie zuerst mit diesem Adelstolze kollidieren; aber die Sache wird gewiß alsdann einen religiöseren Namen annehmen.

Dieses hier nur flüchtig angedeutete Wesen des polnischen Adels hat, wie man sich denken kann, am meisten beigetragen zu der höchst wunderlichen Gestaltung von Polens politischer Geschichte, und die Einflüsse dieser letztern auf die Erziehung der Polen, und also auf ihren Nationalcharakter, waren fast noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüsse des Bodens. Durch die Idee der Gleichheit entwickelte sich bei den polnischen Edelleuten jener Nationalstolz, der uns oft sehr überrascht durch seine Herrlichkeit, der uns oft auch so sehr ärgert durch seine Geringschätzung des Deutschen, und der so sehr kontrastiert mit eingeknuteter Bescheidenheit. Durch eben jene Gleichheit ent-

wickelte sich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringsten wie den Höchsten beseelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht strebte, da Polen meistens ein Wahlreich war. Herrschen hieß die süße Frucht, nach der es jedem Polen gelüstete. Nicht durch Geisteswaffen wollte der Pole sie erbeuten, diese führen nur langsam zum Ziele; ein kühner Schwerthieb sollte die süße Frucht zum raschen Genuß herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärstand, wozu ihr heftiger und streitlustiger Charakter sie hinzog; daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige seidene Staatsmänner, noch viel weniger zu Ansehen gestiegene Gelehrte. Die Vaterlandsliebe ist bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer, zusammenfließen; und dennoch trägt dieses Vaterland kein sonderlich reizendes Äußere. Ein Franzose, der diese Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübselige, polnische Sumpfgegend, stampfte ein Stück aus dem Boden, und sprach pfiffig und kopfschüttelnd: „Und das nennen die Kerls ein Vaterland!“ Aber nicht aus dem Boden selbst, nur aus dem Kampfe um Selbständigkeit, aus historischen Erinnerungen und aus dem Unglück ist bei den Polen diese Vaterlandsliebe entsprossen. Sie flammt jetzt noch immer so glühend wie in den Tagen Kosciuskos, vielleicht noch glühender. Fast bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen alles, was vaterländisch ist. Wie ein Sterbender, der sich in krampfhafter Angst gegen den Tod sträubt, so empört und sträubt sich ihr Gemüt gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieses Todeszucken des polnischen Volkskörpers ist ein entsetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden diesen Todeskampf überstehen müssen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben schöner Besonderheiten, worin sich die Liebe am liebsten abspiegelt, sondern jene von uns Deutschen am meisten erstrebte und von unsern edelsten Volkssprechern Lessing, Herder, Schiller u. s. w. am schönsten ausgesprochene allgemeine Menschenverbrüderung, das Urchristentum. Von diesem sind die polnischen Edelleute ebensogut wie wir, noch sehr entfernt. Ein großer Teil lebt noch in den Formen des Katholizismus, ohne leider den großen Geist dieser Formen und ihren jetzigen Übergang zum Weltgeschicht-

lichen zu ahnen; ein größerer Teil bekennt sich zur französischen Philosophie. Ich will hier diese gewiß nicht verunglimpfen, es giebt Stunden, wo ich sie verehre, und sehr verehre; ich selbst bin gewissermaßen ein Kind derselben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptsache — die Liebe. Wo dieser Stern nicht leuchtet, da ist es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyklopädie ihr Brillantfeuer umhersprühen. — Wenn Vaterland das erste Wort des Polen ist, so ist Freiheit das zweite. Ein schönes Wort! Nächst der Liebe gewiß das schönste. Aber es ist auch nächst der Liebe das Wort, das am meisten mißverstanden wird und ganz entgegengesetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muß. Hier ist das der Fall. Die Freiheit der meisten Polen ist nicht die göttliche, die Washingtonsche; nur ein geringer Teil, nur Männer wie Kosciusko haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt, ihre Bauern zu emanzipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlspruch des Adels, der dem Könige so viel Rechte als möglich abzuzwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst nichts anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte; und ein Reich mußte untergehen, dessen Vogt auf seinem Stuhle festgebunden war, und endlich nur ein Holzschwert in der Hand trug. In der That, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands; nur daß in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbständig gemacht hatten, wie bei uns, und daß durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangsamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharinas, vor einem Krakauer Reichstage gestanden, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig wie in Augsburg aussprechen lassen. Jener Grundsatz von der stürmischen Freiheit, die besser sein mag als ruhige Knechtschaft, hat dennoch trotz seiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben gestürzt. Aber es ist auch erstaunlich, wenn man sieht, welche Macht schon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüter ausübt; sie glühen und flammen, wenn sie hören, daß

irgend für die Freiheit gestritten wird; ihre Augen schauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen selbst aber wird, wie ich oben schon gesagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beschränkung der Adelsrechte verstanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wissen das besser; die Freiheiten müssen untergehn, wo die allgemeine gesetzliche Freiheit gedeihen soll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigstens ziehen Sie den Hut ab — ich spreche von Polens Weibern. Mein Geist schweift an den Ufern des Ganges und sucht die zartesten und lieblichsten Blumen, um sie damit zu vergleichen. Aber was sind gegen diese Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaya, der Dschaddi, der Nagakesarblüten, der heiligen Lotosblumen, und wie sie alle heißen mögen — Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Sirischa u. s. w.!! Hätte ich den Pinsel Raffaels, die Melodien Mozarts und die Sprache Calderons, so gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die Brust zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichsel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leiblich erschiene. Aber was sind Raffaelsche Farbenkleckse gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was sind Mozartsche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Rosenlippen dieser Süßen hervorquellen! Was sind alle Calderonschen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Holden, die ich ebenfalls auf gut Calderonisch Engel der Erde benamse, weil ich die Engel selbst Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellenaugen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigste Anhänger des Baron Holbach[1]) war; — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
wenn ich über den Charakter der Polinnen sprechen soll, so bemerke ich bloß: sie sind Weiber. Wer will sich anheischig machen, den Charakter dieser letztern zu zeichnen!

Ein sehr werter Weltweiser, der zehn Oktavbände „Weibliche Charaktere" geschrieben, hat endlich seine eigene Frau in militärischen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht sagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Beileibe nicht! Sie haben

---

1) Vgl. Bd. V. S. 59.

lichen zu ahnen; ein größerer Teil bekennt sich zur französischen Philosophie. Ich will hier diese gewiß nicht verunglimpfen, es giebt Stunden, wo ich sie verehre, und sehr verehre; ich selbst bin gewissermaßen ein Kind derselben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptsache — die Liebe. Wo dieser Stern nicht leuchtet, da ist es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyklopädie ihr Brillantfeuer umhersprühen. — Wenn Vaterland das erste Wort des Polen ist, so ist Freiheit das zweite. Ein schönes Wort! Nächst der Liebe gewiß das schönste. Aber es ist auch nächst der Liebe das Wort, das am meisten mißverstanden wird und ganz entgegengesetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muß. Hier ist das der Fall. Die Freiheit der meisten Polen ist nicht die göttliche, die Washingtonsche; nur ein geringer Teil, nur Männer wie Kosciusko haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt, ihre Bauern zu emanzipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlspruch des Adels, der dem Könige so viel Rechte als möglich abzuzwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst nichts anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte; und ein Reich mußte untergehen, dessen Vogt auf seinem Stuhle festgebunden war, und endlich nur ein Holzschwert in der Hand trug. In der That, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands; nur daß in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbständig gemacht hatten, wie bei uns, und daß durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangsamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharinas, vor einem Krakauer Reichstage gestanden, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig wie in Augsburg aussprechen lassen. Jener Grundsatz von der stürmischen Freiheit, die besser sein mag als ruhige Knechtschaft, hat dennoch trotz seiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben gestürzt. Aber es ist auch erstaunlich, wenn man sieht, welche Macht schon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüter ausübt; sie glühen und flammen, wenn sie hören, daß

irgend für die Freiheit gestritten wird; ihre Augen schauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen selbst aber wird, wie ich oben schon gesagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beschränkung der Adelsrechte verstanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wissen das besser; die Freiheiten müssen untergehn, wo die allgemeine gesetzliche Freiheit gedeihen soll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigstens ziehen Sie den Hut ab — ich spreche von Polens Weibern. Mein Geist schweift an den Ufern des Ganges und sucht die zartesten und lieblichsten Blumen, um sie damit zu vergleichen. Aber was sind gegen diese Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaya, der Oschaddi, der Nagakesarblüten, der heiligen Lotosblumen, und wie sie alle heißen mögen — Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Sirischa u. s. w.!! Hätte ich den Pinsel Raffaels, die Melodien Mozarts und die Sprache Calderons, so gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die Brust zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichsel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leiblich erschiene. Aber was sind Raffaelsche Farbenkleckse gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was sind Mozartsche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Rosenlippen dieser Süßen hervorquellen! Was sind alle Calderonschen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Holden, die ich ebenfalls auf gut Calderonisch Engel der Erde benamse, weil ich die Engel selbst Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellenaugen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigste Anhänger des Baron Holbach[1]) war; — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
wenn ich über den Charakter der Polinnen sprechen soll, so bemerke ich bloß: sie sind Weiber. Wer will sich anheischig machen, den Charakter dieser letztern zu zeichnen!

Ein sehr werter Weltweiser, der zehn Oktavbände „Weibliche Charaktere“ geschrieben, hat endlich seine eigene Frau in militärischen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht sagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Beileibe nicht! Sie haben

---

1) Vgl. Bd. V. S. 59.

vielmehr jeden Tag einen andern. Diesen immerwährenden Wechsel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es ist sogar ein Vorzug. Ein Charakter entsteht durch ein System stereotyper Grundsätze. Sind letztere irrig, so wird das ganze Leben desjenigen Menschen, der sie systematisch in seinem Geiste aufgestellt, nur ein großer, langer Irrtum sein. Wir loben das, und nennen es „Charakter haben," wenn ein Mensch nach festen Grundsätzen handelt, und bedenken nicht, daß in einem solchen Menschen die Willensfreiheit untergegangen, daß sein Geist nicht fortschreitet, und daß er selbst ein blinder Knecht seiner verjährten Gedanken ist. Wir nennen das auch Konsequenz, wenn jemand dabei bleibt, was er ein für alle Mal in sich aufgestellt und ausgesprochen hat, und wir sind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Bösewichter zu entschuldigen, wenn sich nur von ihnen sagen läßt, daß sie konsequent gehandelt. Diese moralische Selbstunterjochung findet sich aber fast nur bei Männern; im Geiste der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechseln sie ihre Weltansichten, meistens ohne sich dessen bewußt zu sein. Sie stehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankensystem, das wie ein Kartenhaus des Abends wieder zusammenfällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. Sie wechseln ihre Meinungen so oft wie ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiste just kein herrschender Gedanke steht, so zeigt sich das Allererfreulichste, das Interregnum des Gemütes. Und dieses ist bei den Frauen am reinsten und stärksten, und führt sie sicherer als die Verstandes-Abstraktionslaternen, die uns Männer so oft irre leiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den Advocatus diaboli spielen, und die Weiber noch obendrein preisen wegen jenes Charaktermangels, den unsere Gelbschnäbel und Grauschnäbel — die einen durch Amor, die andern durch Hymen malträtiert — mit so vielen Stoßseufzern beklagen. Auch müssen Sie bemerken, daß bei diesem allgemeinen Ausspruch über die Weiber die Polinnen hauptsächlich gemeint sind, und die deutschen Frauen so halb und halb ausgenommen werden. Das ganze deutsche Volk hat durch seinen angebornen Tiefsinn ganz besondere Anlage zu einem festen Charakter, und auch den Frauen hat

sich ein Anflug davon mitgeteilt, der durch die Zeit sich immer mehr und mehr verdichtet, so daß man bei ältlichen deutschen Damen, sogar bei Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziemlich dicke, schuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verschieden sind die Polinnen von den deutschen Frauen. Das slawische Wesen überhaupt, und die polnische Sitte insbesondere, mag dieses hervorgebracht haben. In Hinsicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutsche erheben — sie sind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Tizian über eine Maria von Correggio setzen? In einem sonnenhellen Blumenthale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutsche. Zu einer Reise durch Spanien, Frankreich und Italien wünschte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reise durch das Leben wünschte ich eine Deutsche. Muster von Häuslichkeit, Kindererziehung, frommer Demut und allen jenen stillen Tugenden der deutschen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Jene Haustugenden finden sich aber auch bei uns meistens nur im Bürgerstande und einem Teile des Adels, der sich in Sitten und Ansprüchen dem Bürgerstande angeschlossen. Bei dem übrigen Teile des deutschen Adels werden oft jene Haustugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weise vermißt, als bei den Frauen des polnischen Adels. Ja, bei diesen ist es doch nie der Fall, daß auf diesen Mangel sogar ein Wert gelegt wird, daß man sich etwas darauf einbildet, wie von so manchen deutschen adligen Damen geschieht, die nicht Geld- oder Geisteskraft genug besitzen, um sich über den Bürgerstand zu erheben, und die sich wenigstens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskostender altadliger Gebrechen auszuzeichnen suchen. Auch die Frauen der Polen sind nicht ahnenstolz, und es fällt keinem polnischen Fräulein ein, sich etwas darauf einzubilden, daß vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — — entgangen ist. — Das religiöse Gefühl ist bei den deutschen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Diese leben mehr nach außen als nach innen; sie sind heitere Kinder, die sich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen schönen Redoutensaal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig sind. Ich möchte wahrlich nicht

Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtsinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der so sehr begünstigt wird durch die leichten polnischen Sitten überhaupt, durch den leichten französischen Ton, der sich mit diesen vermischt, durch die leichte französische Sprache, die in Polen mit Vorliebe und fast wie eine Muttersprache gesprochen wird, und durch die leichte französische Litteratur, deren Dessert, die Romane, von den Polinnen verschluckt werden; und was die Sittenreinheit betrifft, so bin ich überzeugt, daß die Polinnen hierin den deutschen Frauen nicht nachzustehen brauchen. Die Ausschweifungen einiger polnischen Magnatenweiber haben wegen ihrer Großartigkeit zu verschiedenen Zeiten viele Augen auf sich gezogen, und unser Pöbel, wie ich schon oben bemerkt, beurteilt eine ganze Nation nach den paar schmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Gesicht gekommen. Außerdem muß man bedenken, daß die Polinnen schön sind, und daß schöne Frauen aus bekannten Gründen dem bösen Leumund am meisten ausgesetzt sind und demselben nie entgehen, wenn sie, wie die Polinnen, freudig dahinleben in leichter, anmutiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man ist in Warschau um nichts weniger tugendhaft, wie in Berlin, nur daß die Wogen der Weichsel etwas wilder brausen, als die stillen Wasser der seichten Spree.

Von den Weibern gehe ich über zu dem politischen Gemütszustande der Polen, und muß bekennen, daß ich bei diesem exaltierten Volke es immerwährend bemerkte, wie schmerzlich es die Brust des polnischen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überschaut. Auch die Brust des Nichtpolen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man sich die politischen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unserer Journalisten schaffen sich dieses Gefühl gemächlich vom Halse, indem sie leichthin aussprechen: „Die Polen haben sich durch ihre Uneinigkeit ihr Schicksal selbst zugezogen, und sind also nicht zu bedauern.“ Das ist eine thörichte Beschwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verschuldet etwas; sein Treiben entspringt einer innern Notwendigkeit, und seine Schicksale sind stets Resultate derselben. Dem Forscher offenbart sich der erhabenere Gedanke: daß die Geschichte (Natur, Gott, Vorsehung u. s. w.), wie mit einzelnen Menschen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabsichtigt, und daß manche Völker leiden müssen, damit das

Ganze erhalten werde und blühender fortschreite. Die Polen, ein slawisches Grenzvolk an der Pforte der germanischen Welt, scheinen durch ihre Lage schon ganz besonders dazu bestimmt, gewisse Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moralischer Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief stets Erscheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen andern Charakter aufdrücken, und auch auf den Charakter der Nachbarvölker einwirken müssen. — Der Charakter der Polen war bisher militärisch, wie ich oben schon bemerkte; jeder polnische Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsschule. Jetzt aber ist dies nicht mehr der Fall, es suchen sehr wenige Militärdienste. Die Jugend Polens verlangt jedoch Beschäftigung, und da haben die meisten ein anderes Feld erwählt als den Kriegsdienst, nämlich — die Wissenschaften. Überall zeigen sich die Spuren dieser neuen Geistesrichtung; durch die Zeit und das Lokal vielfach begünstigt, wird sie in einigen Dezennien, wie schon angedeutet ist, dem ganzen Volkscharakter eine neue Gestalt verleihen. Noch unlängst haben Sie in Berlin jenen freudigen Zusammenfluß junger Polen gesehen, die mit edler Wißbegier und musterhaftem Fleiße in alle Teile der Wissenschaften eindrangen, besonders die Philosophie an der Quelle, im Hörsale Hegels schöpften, und jetzt leider, veranlaßt durch einige unselige Ereignisse, sich von Berlin entfernten.[1]) Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Polen ihre blinde Vorliebe für die französische Litteratur allmählich ablegen, die lange übersehene tiefere deutsche Litteratur würdigen lernen, und, wie oben erwähnt ist, just dem tiefsinnigsten deutschen Philosophen Geschmack abgewinnen konnten. Letzteres zeigt, daß sie den Geist unserer Zeit begriffen haben, deren Stempel und Tendenz die Wissenschaft ist. Viele Polen lernen jetzt deutsch, und eine Menge guter deutscher Bücher wird ins Polnische übersetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls teil an diesen Erscheinungen. Die Polen fürchten den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; sie merken jetzt, wie viel zur Erhaltung derselben durch eine Nationallitteratur bewirkt wird, und (wie drollig es auch klingt, so ist es doch wahr, was mir viele Polen ernsthaft sagten) in Warschau wird an einer — polnischen Litteratur gearbeitet. Es ist nun freilich ein großes Mißver-

1) Vgl. S. 59.

ständnis, wenn man glaubt, eine Litteratur, die ein aus dem ganzen Volke organisch Hervorgegangenes sein muß, könne im litterarischen Treibhause der Hauptstadt von einer Gelehrtengesellschaft zusammengeschrieben werden; aber durch diesen guten Willen ist doch schon ein Anfang gemacht, und Herrliches muß in einer Litteratur hervorblühen, wenn sie als eine Vaterlandssache betrachtet wird. Dieser patriotische Sinn muß freilich auf eigene Irrtümer führen, meistens in der Poesie und in der Geschichte. Die Poesie wird das Erhebungskolorit tragen, hoffentlich aber den französischen Zuschnitt verlieren und sich dem Geiste der deutschen Romantik nähern. — Ein geliebter polnischer Freund sagte mir, um mich besonders zu necken: „Wir haben ebenso gut romantische Dichter als ihr, aber sie sitzen bei uns noch — im Tollhause!“ — In der Geschichte kann der politische Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geschichte Polens wird sich zu einseitig und zu unverhältnismäßig aus der Universalgeschichte hervorheben, aber desto mehr wird man auch für Erhaltung alles desjenigen Sorge tragen, was für die polnische Geschichte wichtig ist, und dieses um so ängstlicher, da man, wegen der heillosen Weise, wie man mit den Büchern der Warschauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge ist, alle polnischen Nationaldenkmale und Urkunden möchten untergehen; deshalb, scheint es, hat kürzlich ein Zamoyski eine Bibliothek für die polnische Geschichte im fernen — Edinburgh gegründet. Ich mache Sie aufmerksam auf die vielen neuen Werke, welche nächstens die Pressen Warschaus verlassen, und was die schon vorhandene polnische Litteratur betrifft, so verweise ich Sie deshalb auf das sehr geistreiche Werk von Kaulfuß.[1]) — Ich hege die größten Erwartungen von dieser geistigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor wie ein alter Soldat, der sein erprobtes Schwert mit dem Lorbeer an den Nagel hängt, zu den milderen Künsten des Friedens sich wendet, den Geschichten der Vergangenheit nachsinnt, die Kräfte der Natur erforscht und die Sterne mißt, oder gar die Kürze und Länge der Silben, wie wir es bei Carnot[2]) sehen. Der Pole wird die Feder ebenso gut führen

1) J. P. Kaulfuß: „Über den Geist der polnischen Sprache und Litteratur“ (Halle 1804).
2) L. N. Graf Carnot (1753—1823), der Kriegsminister der französischen Republik, veröffentlichte später im Exil eine Reihe von Werken über Metaphysik, Geometrie und auch verschiedene Dichtungen.

wie die Lanze, und wird sich ebenso tapfer zeigen auf dem Gebiete des Wissens, als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geister so lange brach lagen, wird die Saat in ihnen desto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europas ist der Geist eben durch seine vielen Reibungen schon ziemlich abgestumpft, und durch den Triumph seines Bestrebens, durch sein Sichselbsterkennen, hat er sich sogar hie und da selbst zerstören müssen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geistesanstrengungen des übrigen Europa die reinen Resultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babylonischen Turmbau europäischer Kultur mühsam arbeiteten, erschöpft sind, werden unsere neuen Ankömmlinge mit ihrer slawischen Behendigkeit und noch unerschlafften Rüstigkeit das Werk weiter fördern. Hierzu kommt noch, daß die wenigsten dieser neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall ist bei uns in Deutschland, wo die Wissenschaften ein Gewerbe und zünftig sind, und wo selbst die Muse eine Milchkuh ist, die so lange für Honorar abgemelkt wird, bis sie reines Wasser giebt. Die Polen, welche sich jetzt auf Wissenschaften und Künste werfen, sind Edelleute, und haben meistens Privatvermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntnisse und wissenschaftlichen Leistungen angewiesen zu sein. Unberechenbar ist dieser Vorzug. Herrliches zwar hat schon der Hunger hervorgebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünstigt die geistigen Fortschritte der Polen, nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polnische Landleben ist nicht so geräuschlos und einsamlich wie das unsrige, da die polnischen Edelleute sich auf zehn Stunden weit besuchen, oft wochenlang mit der sämtlichen Familie beisammen bleiben, mit wohleingepackten Betten nomadisch herumreisen; so daß es mir vorkam, als sei das ganze Großherzogtum Posen eine große Stadt, wo nur die Häuser etwas meilenweit voneinander entfernt stehen, und in mancher Hinsicht sogar eine kleine Stadt, weil die Polen sich alle kennen, jeder mit den Familienverhältnissen und Angelegenheiten des andern genau bekannt ist, und diese gar oft auf kleinstädtische Weise Gegenstände der Unterhaltung werden. Dennoch ist dieses rauschende Treiben, welches dann und wann auf den polnischen Landgütern herrscht, der Erziehung der Jugend

nicht so schädlich, wie das Geräusch der Städte, das sich jeden Augenblick in seinen Tonarten verändert, den Geist der Jugend von der Naturanschauung abwendet, durch Mannigfaltigkeit zersplittert und durch Überreiz abstumpft. Ja, jene zuweilige Störung im ländlichen Stillleben ist der Jugend sogar heilsam, da sie wieder anregt und aufwühlt, wenn der Geist durch die immerwährende äußere Ruhe versumpfen oder, wie man es nennt, versauern möchte; eine Gefahr, die bei uns so oft vorhanden. Das frische, freie Landleben in der Jugend hat gewiß am meisten dazu beigetragen, den Polen jenen großen starken Charakter zu verleihen, den sie im Kriege und im Unglück zeigen. Sie bekommen dadurch einen gesunden Geist in einem gesunden Körper; dieses bedarf der Gelehrte ebenso gut wie der Soldat. Die Geschichte zeigt uns, wie die meisten Menschen, die etwas Großes gethan, ihre Jugend im Stillleben verbrachten. — Ich habe in der letzten Zeit die Erziehung der Mönche im Mittelalter so sehr lobpreisen gehört; man rühmte die Methode in den Klosterschulen und nannte die daraus hervorgegangenen großen Männer, deren Geist sogar in unserer absonderlich geistreichen Zeit etwas gelten würde; aber man vergaß, daß es nicht die Mönche, sondern die mönchische Eingezogenheit, nicht die Kloster-Schulmethode, sondern die stille Klösterlichkeit selbst war, die jene Geister nährte und stärkte. Wenn man unsere Erziehungsinstitute mit einer Mauer umgäbe, so würde dieses mehr wirken, als alle unsere pädagogischen Systeme, sowohl idealisch-humanistische als praktisch-Basedowsche. Geschähe dasselbe bei unsern Mädchenpensionen, die jetzt so hübsch frei dastehen zwischen dem Schauspielhause und dem Tanzhause und der Wachtparade gegenüber, so verlören unsere Pensionärinnen ihre kaleidoskopartige Phantasterei und neudramatische Wassersuppen-Sentimentalität.

Von den Bewohnern der preußisch-polnischen Städte will ich Ihnen nicht viel schreiben; es ist ein Mischvolk von preußischen Beamten, ausgewanderten Deutschen, Wasserpolen, Polen, Juden, Militär u. s. w. Die preußischen deutschen Beamten fühlen sich von den polnischen Edelleuten nicht eben zuvorkommend behandelt. Viele deutsche Beamte werden oft ohne ihren Willen nach Polen versetzt, suchen aber so bald als möglich wieder heraus zu kommen; andere sind von häuslichen

Verhältnissen in Polen festgehalten. Unter ihnen finden sich auch solche, die sich darin gefallen, daß sie von Deutschland isoliert sind; die sich bestreben, das bißchen Wissenschaftlichkeit, das sich ein Beamter zum Behuf des Examens erworben haben mußte, so schnell als möglich wieder auszugähnen; die ihre Lebensphilosophie auf eine gute Mahlzeit basiert haben, und die bei ihrer Kanne schlechten Bieres geifern gegen die polnischen Edelleute, die alle Tage Ungarwein trinken und keine Aktenstöße durchzuarbeiten brauchen. Von dem preußischen Militär, das in dieser Gegend liegt, brauche ich nicht viel zu sagen; dieses ist, wie überall, brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich. Es wird von dem Polen geachtet, weil dieser selbst soldatischen Sinn hat und der Brave alles Brave schätzt; aber von einem nähern Gefühl ist noch nicht die Rede.

Posen, die Hauptstadt des Großherzogtums, hat ein trübsinniges, unerfreuliches Ansehen. Das einzige Anziehende ist, daß sie eine große Menge katholischer Kirchen hat. Aber keine einzige ist schön. Vergebens wallfahrte ich alle Morgen von einer Kirche zur andern, um schöne alte Bilder aufzusuchen. Die alten Gemälde finde ich hier nicht schön, und die einigermaßen schönen sind nicht alt. Die Polen haben die fatale Gewohnheit, ihre Kirchen zu renovieren. Im uralten Dom zu Gnesen, der ehemaligen Hauptstadt Polens, fand ich lauter neue Bilder und neue Verzierungen.[1]) Dort interessierte mich nur die figurenreiche, aus Eisen gegossene Kirchenthür, die einst das Thor von Kiew war, welches der siegreiche Boguslaw erbeutete, worin noch sein Schwerthieb zu sehen ist. Der Kaiser Napoleon hat sich, als er in Gnesen war, ein Stückchen aus dieser Thür herausschneiden lassen, und diese hat durch solche hohe Aufmerksamkeit noch mehr an Wert gewonnen. In dem Gnesener Dome hörte ich auch nach der ersten Messe einen vierstimmigen Gesang, den der heilige Adalbert, der dort begraben liegt, selbst komponiert haben soll und der alle Sonntage gesungen wird. Der Dom hier in Posen ist neu, hat wenigstens ein neues Ansehen, und folglich gefiel er mir nicht. Neben demselben liegt der Palast des Erzbischofs, der auch zugleich Erzbischof von Gnesen, und folglich zugleich römischer Kardinal ist, und folglich rote

---

1) Vgl. Bd. IV. S. 269.

Strümpfe trägt.[1]) Er ist ein sehr gebildeter, französisch urbaner Mann, weißhaarig und klein. Der hohe Klerus in Polen gehört immer zu den vornehmsten adligen Familien; der niedere Klerus gehört zum Plebs, ist roh, unwissend und rauschliebend. — Ideenassoziation führt mich direkt auf das Theater. Ein schönes Gebände haben die hiesigen Einwohner den Musen zur Wohnung angewiesen; aber die göttlichen Damen sind nicht eingezogen, und schickten nach Posen bloß ihre Kammerjungfern, die sich mit der Garderobe ihrer Herrschaft putzen und auf den geduldigen Brettern ihr Wesen treiben. Der eine spreizt sich wie ein Pfau, die andere flattert wie eine Schnepfe, die dritte kollert wie ein Truthahn, und die vierte hüpft auf einem Beine wie ein Storch. Das entzückte Publikum aber sperrt ellenweit den Mund auf, der Epaulettmensch ruft: „Auf Ehre, Melpomene! Thalia! Polyhymnia! Terpsichore!“ — Auch einen Theaterrezensenten giebt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Rezensionen dieses trefflichen Rezensenten stehen bis jetzt nur in der Posener Stadtzeitung, werden aber bald als eine Fortsetzung der Lessingschen Dramaturgie gesammelt erscheinen!! Doch mag sein, daß mir dieses Provinzialtheater so schlecht erscheint, weil ich just von Berlin komme und noch zuletzt die Schröck und die Stich sah. Nein, ich will nicht das ganze Posener Theater verdammen; ich bekenne sogar, daß es ein ganz ausgezeichnetes Talent, zwei gute Subjekte und einige nicht ganz schlechte besitzt. Das ausgezeichnete Talent, wovon ich hier spreche, ist Demoiselle Paien. Ihre gewöhnliche Rolle ist die erste Liebhaberin. Da ist nicht das weinerliche Lamento und das zierliche Geträtsche jener Gefühlvollen, die sich für die Bühne berufen glauben, weil sie vielleicht im Leben die sentimentale oder kokette Rolle mit einigem Succeß gespielt, und die man von den Brettern fortpfeifen möchte, eben weil man sie im einsamen Klosett herzlich applaudieren würde. Demoiselle Paien spielt mit gleichem Glücke auch die heterogensten Rollen, eine Elisabeth so gut wie eine Maria. Am besten gefiel sie mir jedoch im Lustspiel, in Konversationsstücken, und da besonders in jovialen, neckenden Rollen.

1) Gegen obige Mitteilungen richtete sich ein anonymes Sendschreiben im „Bemerker,“ der Beilage zum „Gesellschafter,“ Nr. 5 vom 26. Februar 1823. Vgl. Heines Brief an Schottky, vom 4. Mai 1823.

Sie ergötzte mich königlich als Pauline in „Sorgen ohne Not und Not ohne Sorge.“ Bei Demoiselle Paien fand ich ein freies Spielen von innen heraus, eine wohlthuende Sicherheit, eine fortreißende Kühnheit, ja fast Verwegenheit des Spiels, wie wir es nur bei einem echten, großen Talente gewahren. Ich sah sie ebenfalls mit Entzücken in einigen Männerrollen, z. B. in der „Liebeserklärung“ und in Wolffs „Cäsario;“ nur hätte ich hier eine etwas eckige Bewegung der Arme zu rügen, welchen Fehler ich aber auf Rechnung der Männer setze, die ihr zum Muster dienen. Demoiselle Paien ist zu gleicher Zeit Sängerin und Tänzerin, hat ein günstiges Äußere, und es wäre schade, wenn dieses kunstbegabte Mädchen in den Sümpfen herumziehender Truppen untergehen müßte.

Ein brauchbares Subjekt der Posener Bühne ist Herr Carlsen, er verdirbt keine Rolle; auch muß man Madame Paien eine gute Schauspielerin nennen. Sie glänzt in den Rollen lächerlicher Alten. Als Geliebte Schieberles gefiel sie mir besonders. Sie spielt ebenfalls keck und frei, und hat nicht den gewöhnlichen Fehler derjenigen Schauspielerinnen, die zwar mit vieler Kunst solche Alteweiberrollen darstellen, uns aber doch gern merken lassen möchten, daß in der alten Schachtel noch immer eine aimable Frau stecke. Herr Oldenburg, ein schöner Mann, ist als Liebhaber im Lustspiel unerquicklich und ein Muster von Steifheit und Unbeholfenheit; als Heldliebhaber ist er ziemlich erträglich. Es ist nicht zu verkennen, daß er Anlage zum Tragischen hat; aber seinen langen Armen, die bei den Knien perpendikelartig hin und herfliegen, muß ich alles Schauspielertalent durchaus absprechen. Als Richard in „Rosamunde“ gefiel er mir aber, und ich übersah manchmal den falschen Pathos, weil solcher im Stücke selbst liegt. In diesem Trauerspiel gefiel mir sogar Herr Munsch als König am Ende des zweiten Akts in der unübertrefflichen Knalleffektszene. Herr Munsch pflegt gewöhnlich, wenn er in Leidenschaft gerät, einem Gebell ähnliche Töne auszustoßen. Demoiselle Franz, ebenfalls erste Liebhaberin, spielt schlecht aus Bescheidenheit; sie hat etwas Sprechendes im Gesicht, nämlich einen Mund. Madame Fabrizius ist ein niedliches Figürchen, und gewiß enchantierend außer dem Theater. Ihr Mann, Herr Fabrizius, hat in dem Lustspiel: „Des Herzogs Befehl“ den großen Fritz so meisterhaft parodiert, daß sich die

Polizei hätte drein mischen sollen. Madame Carlsen ist die Frau von Herrn Carlsen. Aber Herr Voigt ist der Komiker: er sagt es ja selbst, denn er macht den Komödienzettel. Er ist der Liebling der Galerie, hat den Grundsatz, daß man eine Rolle wie die andere spielen müsse, und ich sah mit Bewunderung, daß er demselben getreu blieb als Fels von Felsenburg, als dummer Baron im „Alpenröschen,“ als Spießbürgeranführer im „Vogelschießen“ u. s. w. Es war immer ein und derselbe Herr Ernst Voigt mit seiner Fistelkomik. Einen andern Komiker hat Posen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den Staberle und „Die falsche Catalani“ mit vielem Vergnügen gesehen. Madame Leutner ist die Direktrice der Posener Bühne, und findet nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr spielte hier die Köhlersche Truppe, die jetzt in Gnesen ist, und zwar im allerdesolatesten Zustande. Der Anblick dieser armen Waisenkinder der deutschen Kunst, die ohne Brot und ohne aufmunternde Liebe in dem fremden kalten Polen herumirren, erfüllte meine Seele mit Wehmut. Ich habe sie bei Gnesen auf einem freien, mit hohen Eichen romantisch umzäunten Platze, genannt der Waldkrug, spielen sehen; sie führten ein Schauspiel auf, betitelt: „Bianka von Toredo, oder die Bestürmung von Castellnero,“ ein großes Ritterschauspiel in fünf Aufzügen von Winkler; es wurde viel geschossen und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängstigten Prinzessinnen, deren wirkliche Betrübnis merklich schimmerte durch ihre betrübte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit sichtbar hervorguckte aus ihrem fürstlichen Goldflitterstaate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor kurzem spielte hier auch eine polnische Gesellschaft aus Krakau. Für zweihundert Thaler Abstandsgeld überließ ihr Madame Leutner die Benutzung des Schauspielhauses auf vierzehn Darstellungen. Die Polen gaben meistens Opern. An Parallelen zwischen ihnen und der deutschen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Posener von deutscher Zunge gestanden zwar, daß die polnischen Schauspieler schöner spielten als die deutschen, und schöner sangen, und eine schönere Garderobe führten u. s. w. aber sie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anstand. Und das ist wahr; es fehlte ihnen jene traditionelle Theateretikette und pompöse, preziöse und graziöse Gravität deutscher

Komödianten. Die Polen spielen im Lustspiel, im bürgerlichen Schauspiel und in der Oper nach leichten, französischen Mustern; aber doch mit der original-polnischen Unbefangenheit. Ich habe leider keine Tragödie von ihnen gesehen. Ich glaube, ihre Hauptforce ist das Sentimentale. Dieses bemerkte ich in einer Vorstellung des „Taschenbuchs“ von Kotzebue, das man hier gab unter dem Titel: „Jan Grudczinski, Starost von Rawa,“ Schauspiel in drei Akten, nach dem Deutschen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend schmelzenden Klagenerguß der Madame Szymkaylowa, welche die Jadwiga, Tochter des in Anklagezustand gesetzten Starosts, spielte. Die Sprache des Herrn Wlodeck, Liebhaber Jadwigas, trug dasselbe sentimentale Kolorit. An die Stelle der tabakschnupfenden Alten war ein schnupfender Haushofmeister, „Tadeusz Telempski,“ substituiert, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmut zeigten die polnischen Sängerinnen, und das sonst so rohe Polnische klang mir wie italiänisch, als ich es singen hörte. Madame Skibinska beseligte meine Seele als Prinzessin von Navarra, als Zetulba im „Kalifen von Bagdad,“ und als Aline. Eine solche Aline habe ich noch nie gehört. In der Szene, da sie ihren Geliebten in den Schlaf singt und die bedrängenden Botschaften erhält, zeigte sie auch ein Spiel, wie es selten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Golkonda werden mir noch lange vor den Augen schweben und in den Ohren klingen. Madame Zawadzka ist eine liebliche Lorezza, ein freundlich schönes Mädchenbild. Auch Madame Wlodkowa singt trefflich. Herr Zawadski singt den Olivier ganz vorzüglich, spielt ihn aber schlecht. Herr Romanowski giebt einen guten „Johann.“ Herr Szymkaylo ist ein gar köstlicher Buffo. Aber die Polen haben keinen Anstand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daß mich die polnischen Schauspieler so sehr ergötzten. Bei jeder Vorstellung, die sie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Posen sind, besuchten aus Patriotismus das Theater. Die meisten polnischen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reisten nach Posen, um polnisch spielen zu sehen. Der erste Rang war gewöhnlich garniert von polnischen Schönen, die, Blume an Blume gedrängt, heiter beisammen saßen und vom Parterre aus den herrlichsten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Posen und des Großherzogtums überhaupt will ich Ihnen nichts schreiben, da sich jetzt ein weit erfahrenerer Altertumsforscher, als ich bin, damit beschäftigt, und gewiß bald dem Publikum viel Interessantes darüber mitteilen wird. Dieser ist der hiesige Professor Maximilian Schottky [1]), der sechs Jahre im Auftrage unserer Regierung in Wien zubrachte, um dort deutsche Geschichts- und Sprachurkunden zu sammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthusiasmus für diese Gegenstände, und dabei unterstützt von den gründlichsten gelehrten Kenntnissen, hat Professor Schottky eine litterarische Ausbeute mitgebracht, die der deutsche Altertumsforscher als unschätzbar betrachten kann. Mit einem beispiellosen Fleiße und einer rastlosen Thätigkeit muß derselbe in Wien gearbeitet haben, da er nicht weniger als sechsunddreißig dicke, und zwar sehr dicke, und fast sämtlich schön geschriebene Quartbände Manuskript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Abschriften altdeutscher Gedichte, die gut gewählt und für die Berliner und Breslauer Bibliothek bestimmt sind, enthalten diese Bände auch viele zur Herausgabe schon fertige große, meistens historische Gedichte und Dichterblüten des dreizehnten Jahrhunderts, alle durch Sach- und Spracherklärungen, und Handschriftenvergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächst enthalten diese Bände prosaische Auflösungen von einigen Gedichten, die größtenteils dem Sagenkreise des Königs Artus angehören, und auch die größere Leserwelt ansprechen können; ferner viele mit Scharfsinn und Umsicht entworfene Zusammenstellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Überschriften den meisten und wichtigsten Lebensverhältnissen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten diese Bände rein geschichtliche Urkunden, worunter eine in den Hauptteilen vollständige Abschrift der Gedenkbücher des Kaisers Maximilian I. von 1494—1508, drei starke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden aus späterer Zeit am wichtigsten sind, weil erstere das Leben des großen Kaisers und den Geist seiner Zeit so treu beleuchten, und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeschrieben sind, über viele Familienverhältnisse des österreichischen Hauses Licht verbreiten und nicht jedem zugänglich sind, dem nicht, wie dem Professor Schottky,

---

1) J. M. Schottky, ein bekannter Litterat. Vgl. über ihn K. Gutzkows: „Rückblicke," S. 89 ff.

aus besonderer Gunst die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten diese Bände über anderthalbtausend Lieder aus alten verschollenen Sammlungen, aus seltenen fliegenden Blättern und aus dem Munde des Volkes niedergeschrieben, — Materialien zur Geschichte der österreichischen Dichtkunst, dahin einschlagende Lieder und größere Gedichte, Auszüge seltener Werke, interessante mündliche Sagen, Volkssprüche, durchgezeichnete Schriftzüge österreichischer Fürsten, eine Menge Hexenprozesse in Originalakten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feste und Gebräuche in Österreich, und eine Menge anderer sehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntnis des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem Geiste desselben zeugen die oben erwähnten sinnreichen Zusammenstellungen unter verschiedene Rubriken; aber dieses Verfahren entstammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Professor Schottky angehört. Nach meiner Ansicht geht die Erkenntnis des ganzen geistigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man seine einzelnen Momente in ein bestimmtes Fachwerk einregistriert; wie sehr schön und bequem es auch für das größere Publikum sein mag, wenn man, wie in Schottkys Zusammenstellungen meistens der Fall ist, z. B. unter der Rubrik Rittertum gleich alles beisammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Festspiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauenrubrik alle möglichen Dichterfragmente und Notizen beisammen findet, die sich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn dieses ebenso der Fall ist bei Jagd, Liebe, Glaube u. s. w. Über den Glauben im Mittelalter giebt Professor Schottky (bei Max in Breslau) nächstens ein Werk heraus, betitelt: „Gott, Christus und Maria.“ In der „Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart,“ welche Professor Schottky nächstes Jahr (bei Munk in Posen) herausgiebt, werden wir von ihm gewiß viele der schätzbarsten Aufsätze über das Mittelalter und herrliche Resultate seiner Forschungen erhalten, obschon diese Zeitschrift auch einen großen Teil der allergegenwärtigsten Gegenwart umfassen, und zunächst eine litterarische Verbindung Ostdeutschlands mit Süd- und Westdeutschland bezwecken soll. Es ist dennoch sehr zu bedauern, daß dieser Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hilfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe seiner reichen Materialiensammlung. In Posen ist keine

Bibliothek; wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählich versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottkyschen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größeren Publikum unzugänglich bleiben müßten. Außerdem muß man im wirklichen Deutschlande leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzliches Versenken in deutschen Geist und deutsches Wesen notwendig erfordert. Den deutschen Altertumsfoscher müssen deutsche Eichen umrauschen. Es ist zu befürchten, daß der heiße Enthusiasmus für das Deutsche sich in der sarmatischen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackre Schottky jene äußeren Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft diese eine unserer heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, unsere Geschichte. Das Interesse für dieselbe ist zwar jetzt nicht sonderlich rege im Volke. Es ist sogar der Fall, daß gegenwärtig das Studium altdeutscher Kunst- und Geschichtsdenkmale im allgemeinen übel akkreditiert ist; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneiderpatriotismus sich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geschadet, als die bittersten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter sein Recht widerfahren läßt, wo kein alberner Apostel seichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenpartien des großen Gemäldes verfertigt, um seiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwischen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwischen dem Nibelungenlied und der Odyssee, wo man die Mittelalterherrlichkeiten aus ihrem organischen Zusammenhange erkennt, und nur mit sich selbst vergleicht, und das Nibelungenlied einen versifizierten Dom und den Kölner Dom ein steinernes Nibelungenlied nennt.

Albert Methfessel.[1]

Hamburg, Mitte Oktober 1823.

Unsre gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des braven, groben, herzensbiedern, kenntnisvollen und anticatalanistischen Schwenke einen noch unvergessenen Verlust erlitt, scheint jetzt hinlänglichen Ersatz dafür zu finden, indem sich einer der ausgezeichnetsten Musiker hier niederlassen will. Das ist Albert Methfessel, dessen Liedermelodien durch ganz Deutschland verbreitet sind, von allen Volksklassen geliebt werden, und sowohl im Kränzchen sanftmütiger Philisterlei als in der wilden Kneipe zechender Bursche klingen und wiederklingen. Auch Referent hat zu seiner Zeit manches hübsche Lied aus dem Methfesselschen Kommersbuche ehrlich mitgesungen, hat schon damals Mann und Buch hochgeschätzt. Wahrlich, man kann jene Komponisten nicht genug ehren, welche uns Liedermelodien geben, die von der Art sind, daß sie sich Eingang in dem Volk verschaffen, und rechte Lebenslust und wahren Frohsinn verbreiten. Die meisten Komponisten sind innerlich so verkünstelt, versumpft und verschroben, daß sie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können — und das Natürliche, das organisch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete ist es eben, was den Liedermelodien jenen Zauber verleiht, der sie allen Gemütern einprägt und sie populär macht. Einige unserer Komponisten sind zwar der Natur noch immer nahe genug geblieben, daß sie dergleichen schlichte Liederkompositionen liefern könnten; aber teils dünken

1) Zuerst im „Gesellschafter" vom 3. November 1823 abgedruckt. Albert Methfessel (1785—1869), bekannter Liederkomponist, war ein Freund Heines.

sie sich zu vornehm dazu, teils gefallen sie sich in absichtlichen Naturabweichungen, und fürchten, daß man sie nicht für wirkliche Künstler halten möchte, wenn sie nicht musikalische Kunststücke machen. Das Theater ist die nächste Ursache, warum das Lied vernachlässigt wird; alles, was nur den Generalbaß studiert oder halb studiert oder gar nicht studiert hat, stürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen! Weichmütige Blütenseelen wollen kolossale Elefantenmusik hervor posaunen und pauken; handfeste Kraftkerle wollen süße Rossinische Rosinenmusik oder gar noch überzuckerte Rosinenmusik hervor hauchen. Gott besser's! — Wir wollen daher Komponisten wie Methfessel ehren — und ihn ganz besonders — und seine Liedermelodien dankbar anerkennen.

Johannes Wit von Dörring.[1]

(1828.)

In der Westminsterabtei sah ich das Grab von Thomas Parr, aus der Grafschaft Salop. Er war geboren 1483, starb den 15. November 1635, und lebte daher unter der Regierung von zehn Fürsten, nämlich: Edwards IV., Edwards V., Richards III., Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Edwards VI., der Königin Maria, Königin Elisabeth, Jakobs I. und Karls I. Merkwürdig ist es, daß dieser Mann im Alter von 130 Jahren vor dem geistlichen Gerichte des Ehebruchs angeklagt wurde und wegen dieses Vergehens öffentlich Kirchenbuße thun mußte. Man erzählt, als er zum erstenmale vor Karl I. gebracht wurde, sagte zu ihm der ernste König: „Parr, du hast länger gelebt als andere Menschen; was hast du mehr gethan?“ Dieser antwortete sogleich, ohne sich zu bedenken: „Als ich hundertdreißig Jahr alt war, that ich Kirchenbuße!“

Nicht immer wohnt Weisheit unter einem weißen Dach, und Greise können oft ebenso große Thorheiten sprechen, wie die liebe Jugend. Aber es ist doch anzunehmen, daß hundertjährige oder gar anderthalbhundertjährige Menschen die Welt aus einem andren Gesichtspunkte betrachten wie unsereiner, über den Wert alles Thuns auf dieser Welt eine von der unsrigen sehr abweichende Ansicht hegen, und vielleicht das Ungewöhnliche der That an und für sich als das Höchste erkennen. Solche Menschen haben die Nichtigkeit der Dinge am tiefsten

---

1) Zuerst in der „Deutschen Revue,“ Bd. II. S. 401 von A. Strodtmann publiziert. — Der Aufsatz über den berüchtigten Abenteurer Johannes Wit, genannt von Dörring (1800—1863), war wahrscheinlich für das „Morgenblatt“ bestimmt. Vgl. über die Beziehungen Heines zu ihm die Briefe an Campe und Varnhagen von Ense aus München vom 1. Dezember 1827, 1. April 1828.



begriffen, die Erfahrung hat ihnen gezeigt, welch kleine Erfolge und welch niedrige Motive oft jene Handlungen hatten, die man anfänglich als überaus groß und edel gepriesen, und sie halten sich am Ende nur an das Interessante des Faktums selbst und beurteilen alle Erscheinungen auf dieser Erde, nicht als Moralisten, nicht als Politiker, sondern als vernünftige Zuschauer in einem großen Theater, wo die Komödianten gelobt und getadelt werden, nicht wegen ihrer Rolle, sondern wegen ihres Spiels.

Ich erinnere vielleicht an diese Worte, wenn ich nächstens von dem außerordentlichen Manne spreche, dessen politische Kirchenbuße jetzt so viel Aufsehen erregt, und um so mehr, da er nichts weniger als 130 Jahr alt ist. Die Rolle selbst, die er in Deutschland spielt, soll nicht der Kritik unterworfen werden. Sentimentale Seelen mögen es ihm verdenken, daß er nicht mehr, im schwarzen Rock und langen Haar, als enthusiastischer Mortimer der Freiheit, agiert. Es bedarf keiner 130jährigen Erfahrung, um einzusehen, daß solche Mortimers mit ihren Dolchen der armen, gefangenen Freiheit mehr geschadet als genutzt haben. Andre mögen jenen Mann deshalb tadeln, daß er jetzt den Leicester spielt, der mit der früheren Geliebten, mit der Freiheit, noch heimlich liebäugeln möchte, und sie dennoch öffentlich verleugnet und sich einer gekrönten Vettel in die Arme wirft. Es ist dieses wahrlich keine sogenannte gute Rolle, nicht einmal eine dankbare, und einem ehrlichen Hans von Birken, wie manchem andern deutschen Rezensenten, ist es nicht zu verargen, wenn er weniger seiner Vernunft als seinen Gefühlen Gehör giebt, und grobernsthaft zuschlägt. Wir aber sind feiner gesinnt, wir kritisieren nicht die Rolle, sondern das Spiel, und aus diesem Gesichtspunkte erklären wir den Johannes Wit von Dörring für einen seltenen Meister, und wir rühmen seine kühne Gewandtheit, seine wunderbare Herrschaft über die Sprache, sein Talent der Liebenswürdigkeit und der Malice, seine Kunst, sich mit frommen Phrasen zu schmücken, und endlich gar seines Geistes leuchtende Schwungfedern, die ihm ebenso gut zum Fliegen wie zum Glänzen dienen könnten.

Der Thee.[1]

Humoreske.

(1830.)

Der Schauplatz der Geschichte, die ich jetzt erzählen will, sind wieder die Bäder von Lucca.

Fürchte dich nicht, deutscher Leser; es ist gar keine Politik darin, sondern bloß Philosophie, oder vielmehr eine philosophische Moral, wie du es gern hast. Es ist wirklich sehr politisch von dir, wenn du von Politik nichts wissen willst, du erführest doch nur Unangenehmes oder Demütigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daß ich mich die letzten Jahre fast nur mit Politik beschäftigt und sogar politische Bücher herausgab. „Wir lesen sie zwar nicht,“ sagten sie, „aber es macht uns schon ängstlich, daß so etwas in Deutschland gedruckt wird, in dem Lande der Philosophie und der Poesie. Willst du nicht mit uns träumen, so wecke uns wenigstens nicht aus dem süßen Schlafe. Laß du die Politik, verschwende nicht daran deine schöne Zeit, vernachlässige nicht dein schönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunstansichten oder irgend eine gute philosophische Moral.“

Wohlan, ich will mich ruhig wie die andern aufs träumerische Polster hinstrecken und meine Geschichte erzählen. Die philosophische Moral, die darin enthalten sein soll, besteht in dem Satze: daß wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im

---

1) Zuerst in der „Wesernymphe,“ einem Almanach von Theodor von Kobbe (Bremen 1831) abgedruckt.

Polizei hätte drein mischen sollen. Madame Carlsen ist die Frau von Herrn Carlsen. Aber Herr Voigt ist der Komiker: er sagt es ja selbst, denn er macht den Komödienzettel. Er ist der Liebling der Galerie, hat den Grundsatz, daß man eine Rolle wie die andere spielen müsse, und ich sah mit Bewunderung, daß er demselben getreu blieb als Fels von Felsenburg, als dummer Baron im „Alpenröschen," als Spießbürgeranführer im „Vogelschießen" u. s. w. Es war immer ein und derselbe Herr Ernst Voigt mit seiner Fistelkomik. Einen andern Komiker hat Posen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den Staberle und „Die falsche Catalani" mit vielem Vergnügen gesehen. Madame Leutner ist die Direktrice der Posener Bühne, und findet nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr spielte hier die Köhlersche Truppe, die jetzt in Gnesen ist, und zwar im allerdesolatesten Zustande. Der Anblick dieser armen Waisenkinder der deutschen Kunst, die ohne Brot und ohne aufmunternde Liebe in dem fremden kalten Polen herumirren, erfüllte meine Seele mit Wehmut. Ich habe sie bei Gnesen auf einem freien, mit hohen Eichen romantisch umzäunten Platze, genannt der Waldkrug, spielen sehen; sie führten ein Schauspiel auf, betitelt: „Bianka von Toredo, oder die Bestürmung von Castellnero," ein großes Ritterschauspiel in fünf Aufzügen von Winkler; es wurde viel geschossen und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängstigten Prinzessinnen, deren wirkliche Betrübnis merklich schimmerte durch ihre betrübte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit sichtbar hervorguckte aus ihrem fürstlichen Goldflitterstaate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor kurzem spielte hier auch eine polnische Gesellschaft aus Krakau. Für zweihundert Thaler Abstandsgeld überließ ihr Madame Leutner die Benutzung des Schauspielhauses auf vierzehn Darstellungen. Die Polen gaben meistens Opern. An Parallelen zwischen ihnen und der deutschen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Posener von deutscher Zunge gestanden zwar, daß die polnischen Schauspieler schöner spielten als die deutschen, und schöner sangen, und eine schönere Garderobe führten u. s. w. aber sie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anstand. Und das ist wahr; es fehlte ihnen jene traditionelle Theateretikette und pompöse, preziöse und graziöse Gravität deutscher

Komödianten. Die Polen spielen im Lustspiel, im bürgerlichen Schauspiel und in der Oper nach leichten, französischen Mustern; aber doch mit der original-polnischen Unbefangenheit. Ich habe leider keine Tragödie von ihnen gesehen. Ich glaube, ihre Hauptforce ist das Sentimentale. Dieses bemerkte ich in einer Vorstellung des „Taschenbuchs“ von Kotzebue, das man hier gab unter dem Titel: „Jan Grudczinski, Starost von Rawa,“ Schauspiel in drei Akten, nach dem Deutschen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend schmelzenden Klagenerguß der Madame Szymkaylowa, welche die Jadwiga, Tochter des in Anklagezustand gesetzten Starosts, spielte. Die Sprache des Herrn Wlodeck, Liebhaber Jadwigas, trug dasselbe sentimentale Kolorit. An die Stelle der tabakschnupfenden Alten war ein schnupfender Haushofmeister, „Tadeusz Telempski,“ substituiert, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmut zeigten die polnischen Sängerinnen, und das sonst so rohe Polnische klang mir wie italiänisch, als ich es singen hörte. Madame Skibinska beseligte meine Seele als Prinzessin von Navarra, als Zetulba im „Kalifen von Bagdad,“ und als Aline. Eine solche Aline habe ich noch nie gehört. In der Szene, da sie ihren Geliebten in den Schlaf singt und die bedrängenden Botschaften erhält, zeigte sie auch ein Spiel, wie es selten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Golkonda werden mir noch lange vor den Augen schweben und in den Ohren klingen. Madame Zawadzka ist eine liebliche Lorezza, ein freundlich schönes Mädchenbild. Auch Madame Wlodkowa singt trefflich. Herr Zawadski singt den Olivier ganz vorzüglich, spielt ihn aber schlecht. Herr Romanowski giebt einen guten „Johann.“ Herr Szymkaylo ist ein gar köstlicher Buffo. Aber die Polen haben keinen Anstand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daß mich die polnischen Schauspieler so sehr ergötzten. Bei jeder Vorstellung, die sie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Posen sind, besuchten aus Patriotismus das Theater. Die meisten polnischen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reisten nach Posen, um polnisch spielen zu sehen. Der erste Rang war gewöhnlich garniert von polnischen Schönen, die, Blume an Blume gedrängt, heiter beisammen saßen und vom Parterre aus den herrlichsten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Posen und des Großherzogtums überhaupt will ich Ihnen nichts schreiben, da sich jetzt ein weit erfahrenerer Altertumsforscher, als ich bin, damit beschäftigt, und gewiß bald dem Publikum viel Interessantes darüber mitteilen wird. Dieser ist der hiesige Professor Maximilian Schottky [1]), der sechs Jahre im Auftrage unserer Regierung in Wien zubrachte, um dort deutsche Geschichts- und Sprachurkunden zu sammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthusiasmus für diese Gegenstände, und dabei unterstützt von den gründlichsten gelehrten Kenntnissen, hat Professor Schottky eine litterarische Ausbeute mitgebracht, die der deutsche Altertumsforscher als unschätzbar betrachten kann. Mit einem beispiellosen Fleiße und einer rastlosen Thätigkeit muß derselbe in Wien gearbeitet haben, da er nicht weniger als sechsunddreißig dicke, und zwar sehr dicke, und fast sämtlich schön geschriebene Quartbände Manuskript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Abschriften altdeutscher Gedichte, die gut gewählt und für die Berliner und Breslauer Bibliothek bestimmt sind, enthalten diese Bände auch viele zur Herausgabe schon fertige große, meistens historische Gedichte und Dichterblüten des dreizehnten Jahrhunderts, alle durch Sach- und Spracherklärungen, und Handschriftenvergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächst enthalten diese Bände prosaische Auflösungen von einigen Gedichten, die größtenteils dem Sagenkreise des Königs Artus angehören, und auch die größere Leserwelt ansprechen können; ferner viele mit Scharfsinn und Umsicht entworfene Zusammenstellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Überschriften den meisten und wichtigsten Lebensverhältnissen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten diese Bände rein geschichtliche Urkunden, worunter eine in den Hauptteilen vollständige Abschrift der Gedenkbücher des Kaisers Maximilian I. von 1494—1508, drei starke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden aus späterer Zeit am wichtigsten sind, weil erstere das Leben des großen Kaisers und den Geist seiner Zeit so treu beleuchten, und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeschrieben sind, über viele Familienverhältnisse des österreichischen Hauses Licht verbreiten und nicht jedem zugänglich sind, dem nicht, wie dem Professor Schottky,

---

1) J. M. Schottky, ein bekannter Litterat. Vgl. über ihn K. Gutzkows: „Rückblicke," S. 89 ff.

aus besonderer Gunst die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten diese Bände über anderthalbtausend Lieder aus alten verschollenen Sammlungen, aus seltenen fliegenden Blättern und aus dem Munde des Volkes niedergeschrieben, — Materialien zur Geschichte der österreichischen Dichtkunst, dahin einschlagende Lieder und größere Gedichte, Auszüge seltener Werke, interessante mündliche Sagen, Volkssprüche, durchgezeichnete Schriftzüge österreichischer Fürsten, eine Menge Hexenprozesse in Originalakten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feste und Gebräuche in Österreich, und eine Menge anderer sehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntnis des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem Geiste desselben zeugen die oben erwähnten sinnreichen Zusammenstellungen unter verschiedene Rubriken; aber dieses Verfahren entstammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Professor Schottky angehört. Nach meiner Ansicht geht die Erkenntnis des ganzen geistigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man seine einzelnen Momente in ein bestimmtes Fachwerk einregistriert; wie sehr schön und bequem es auch für das größere Publikum sein mag, wenn man, wie in Schottkys Zusammenstellungen meistens der Fall ist, z. B. unter der Rubrik Rittertum gleich alles beisammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Festspiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauenrubrik alle möglichen Dichterfragmente und Notizen beisammen findet, die sich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn dieses ebenso der Fall ist bei Jagd, Liebe, Glaube u. s. w. Über den Glauben im Mittelalter giebt Professor Schottky (bei Max in Breslau) nächstens ein Werk heraus, betitelt: „Gott, Christus und Maria.“ In der „Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart,“ welche Professor Schottky nächstes Jahr (bei Munk in Posen) herausgiebt, werden wir von ihm gewiß viele der schätzbarsten Aufsätze über das Mittelalter und herrliche Resultate seiner Forschungen erhalten, obschon diese Zeitschrift auch einen großen Teil der allergegenwärtigsten Gegenwart umfassen, und zunächst eine litterarische Verbindung Ostdeutschlands mit Süd- und Westdeutschland bezwecken soll. Es ist dennoch sehr zu bedauern, daß dieser Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hilfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe seiner reichen Materialiensammlung. In Posen ist keine

Bibliothek; wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählich versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottkyschen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größeren Publikum unzugänglich bleiben müßten. Außerdem muß man im wirklichen Deutschlande leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzliches Versenken in deutschen Geist und deutsches Wesen notwendig erfordert. Den deutschen Altertumsfoscher müssen deutsche Eichen umrauschen. Es ist zu befürchten, daß der heiße Enthusiasmus für das Deutsche sich in der sarmatischen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackre Schottky jene äußeren Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft diese eine unserer heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, unsere Geschichte. Das Interesse für dieselbe ist zwar jetzt nicht sonderlich rege im Volke. Es ist sogar der Fall, daß gegenwärtig das Studium altdeutscher Kunst- und Geschichtsdenkmale im allgemeinen übel akkreditiert ist; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneiderpatriotismus sich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geschadet, als die bittersten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter sein Recht widerfahren läßt, wo kein alberner Apostel seichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenpartien des großen Gemäldes verfertigt, um seiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwischen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwischen dem Nibelungenlied und der Odyssee, wo man die Mittelalterherrlichkeiten aus ihrem organischen Zusammenhange erkennt, und nur mit sich selbst vergleicht, und das Nibelungenlied einen versifizierten Dom und den Kölner Dom ein steinernes Nibelungenlied nennt.

Albert Methfessel.[1)]

Hamburg, Mitte Oktober 1823.

Unsre gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des braven, groben, herzensbiedern, kenntnisvollen und anticatalanistischen Schwenke einen noch unvergessenen Verlust erlitt, scheint jetzt hinlänglichen Ersatz dafür zu finden, indem sich einer der ausgezeichnetsten Musiker hier niederlassen will. Das ist Albert Methfessel, dessen Liedermelodien durch ganz Deutschland verbreitet sind, von allen Volksklassen geliebt werden, und sowohl im Kränzchen sanftmütiger Philisterlei als in der wilden Kneipe zechender Bursche klingen und wiederklingen. Auch Referent hat zu seiner Zeit manches hübsche Lied aus dem Methfesselschen Kommersbuche ehrlich mitgesungen, hat schon damals Mann und Buch hochgeschätzt. Wahrlich, man kann jene Komponisten nicht genug ehren, welche uns Liedermelodien geben, die von der Art sind, daß sie sich Eingang in dem Volk verschaffen, und rechte Lebenslust und wahren Frohsinn verbreiten. Die meisten Komponisten sind innerlich so verkünstelt, versumpft und verschroben, daß sie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können — und das Natürliche, das organisch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete ist es eben, was den Liedermelodien jenen Zauber verleiht, der sie allen Gemütern einprägt und sie populär macht. Einige unserer Komponisten sind zwar der Natur noch immer nahe genug geblieben, daß sie dergleichen schlichte Liederkompositionen liefern könnten; aber teils dünken

1) Zuerst im „Gesellschafter" vom 3. November 1823 abgedruckt. Albert Methfessel (1785—1869), bekannter Liederkomponist, war ein Freund Heines.

sie sich zu vornehm dazu, teils gefallen sie sich in absichtlichen Naturabweichungen, und fürchten, daß man sie nicht für wirkliche Künstler halten möchte, wenn sie nicht musikalische Kunststücke machen. Das Theater ist die nächste Ursache, warum das Lied vernachlässigt wird; alles, was nur den Generalbaß studiert oder halb studiert oder gar nicht studiert hat, stürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen! Weichmütige Blütenseelen wollen kolossale Elefantenmusik hervor posaunen und pauken; handfeste Kraftkerle wollen süße Rossinische Rosinenmusik oder gar noch überzuckerte Rosinenmusik hervor hauchen. Gott besser's! — Wir wollen daher Komponisten wie Methfessel ehren — und ihn ganz besonders — und seine Liedermelodien dankbar anerkennen.

Johannes Wit von Dörring.[1]

(1828.)

In der Westminsterabtei sah ich das Grab von Thomas Parr, aus der Grafschaft Salop. Er war geboren 1483, starb den 15. November 1635, und lebte daher unter der Regierung von zehn Fürsten, nämlich: Edwards IV., Edwards V., Richards III., Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Edwards VI., der Königin Maria, Königin Elisabeth, Jakobs I. und Karls I. Merkwürdig ist es, daß dieser Mann im Alter von 130 Jahren vor dem geistlichen Gerichte des Ehebruchs angeklagt wurde und wegen dieses Vergehens öffentlich Kirchenbuße thun mußte. Man erzählt, als er zum erstenmale vor Karl I. gebracht wurde, sagte zu ihm der ernste König: „Parr, du hast länger gelebt als andere Menschen; was hast du mehr gethan?“ Dieser antwortete sogleich, ohne sich zu bedenken: „Als ich hundertdreißig Jahr alt war, that ich Kirchenbuße!“

Nicht immer wohnt Weisheit unter einem weißen Dach, und Greise können oft ebenso große Thorheiten sprechen, wie die liebe Jugend. Aber es ist doch anzunehmen, daß hundertjährige oder gar anderthalbhundertjährige Menschen die Welt aus einem andren Gesichtspunkte betrachten wie unsereiner, über den Wert alles Thuns auf dieser Welt eine von der unsrigen sehr abweichende Ansicht hegen, und vielleicht das Ungewöhnliche der That an und für sich als das Höchste erkennen. Solche Menschen haben die Nichtigkeit der Dinge am tiefsten

---

1) Zuerst in der „Deutschen Revue,“ Bd. II. S. 401 von A. Strodtmann publiziert. — Der Aufsatz über den berüchtigten Abenteurer Johannes Wit, genannt von Dörring (1800—1863), war wahrscheinlich für das „Morgenblatt“ bestimmt. Vgl. über die Beziehungen Heines zu ihm die Briefe an Campe und Varnhagen von Ense aus München vom 1. Dezember 1827, 1. April 1828.

begriffen, die Erfahrung hat ihnen gezeigt, welch kleine Erfolge und welch niedrige Motive oft jene Handlungen hatten, die man anfänglich als überaus groß und edel gepriesen, und sie halten sich am Ende nur an das Interessante des Faktums selbst und beurteilen alle Erscheinungen auf dieser Erde, nicht als Moralisten, nicht als Politiker, sondern als vernünftige Zuschauer in einem großen Theater, wo die Komödianten gelobt und getadelt werden, nicht wegen ihrer Rolle, sondern wegen ihres Spiels.

Ich erinnere vielleicht an diese Worte, wenn ich nächstens von dem außerordentlichen Manne spreche, dessen politische Kirchenbuße jetzt so viel Aufsehen erregt, und um so mehr, da er nichts weniger als 130 Jahr alt ist. Die Rolle selbst, die er in Deutschland spielt, soll nicht der Kritik unterworfen werden. Sentimentale Seelen mögen es ihm verdenken, daß er nicht mehr, im schwarzen Rock und langen Haar, als enthusiastischer Mortimer der Freiheit, agiert. Es bedarf keiner 130jährigen Erfahrung, um einzusehen, daß solche Mortimers mit ihren Dolchen der armen, gefangenen Freiheit mehr geschadet als genutzt haben. Andre mögen jenen Mann deshalb tadeln, daß er jetzt den Leicester spielt, der mit der früheren Geliebten, mit der Freiheit, noch heimlich liebäugeln möchte, und sie dennoch öffentlich verleugnet und sich einer gekrönten Vettel in die Arme wirft. Es ist dieses wahrlich keine sogenannte gute Rolle, nicht einmal eine dankbare, und einem ehrlichen Hans von Birken, wie manchem andern deutschen Rezensenten, ist es nicht zu verargen, wenn er weniger seiner Vernunft als seinen Gefühlen Gehör giebt, und grobernsthaft zuschlägt. Wir aber sind feiner gesinnt, wir kritisieren nicht die Rolle, sondern das Spiel, und aus diesem Gesichtspunkte erklären wir den Johannes Wit von Dörring für einen seltenen Meister, und wir rühmen seine kühne Gewandtheit, seine wunderbare Herrschaft über die Sprache, sein Talent der Liebenswürdigkeit und der Malice, seine Kunst, sich mit frommen Phrasen zu schmücken, und endlich gar seines Geistes leuchtende Schwungfedern, die ihm ebenso gut zum Fliegen wie zum Glänzen dienen könnten.

Der Thee.[1]

Humoreske.

(1830.)

Der Schauplatz der Geschichte, die ich jetzt erzählen will, sind wieder die Bäder von Lucca.

Fürchte dich nicht, deutscher Leser; es ist gar keine Politik darin, sondern bloß Philosophie, oder vielmehr eine philosophische Moral, wie du es gern hast. Es ist wirklich sehr politisch von dir, wenn du von Politik nichts wissen willst, du erführest doch nur Unangenehmes oder Demütigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daß ich mich die letzten Jahre fast nur mit Politik beschäftigt und sogar politische Bücher herausgab. „Wir lesen sie zwar nicht," sagten sie, „aber es macht uns schon ängstlich, daß so etwas in Deutschland gedruckt wird, in dem Lande der Philosophie und der Poesie. Willst du nicht mit uns träumen, so wecke uns wenigstens nicht aus dem süßen Schlafe. Laß du die Politik, verschwende nicht daran deine schöne Zeit, vernachlässige nicht dein schönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunstansichten oder irgend eine gute philosophische Moral."

Wohlan, ich will mich ruhig wie die andern aufs träumerische Polster hinstrecken und meine Geschichte erzählen. Die philosophische Moral, die darin enthalten sein soll, besteht in dem Satze: daß wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im

---

1) Zuerst in der „Wesernymphe," einem Almanach von Theodor von Kobbe (Bremen 1831) abgedruckt.

geringsten selbst daran schuld zu sein. Eigentlich sollte ich bei diesem Satze in der ersten Person des Singularis sprechen — nun ja, ich will es, lieber Leser, aber ich bitte dich, stimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verschuldet. Denn ist es meine Schuld, daß ich einen guten Geschmack habe, und daß guter Thee mir gut schmeckt? Und ich bin ein dankbarer Mensch, und als ich in den Bädern von Lucca war, lobte ich meinen Hauswirt, der mir dort so guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken.

Dieses Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demselben Hause wohnte, sehr oft angestimmt, und diese Dame wunderte sich darüber um so mehr, da sie, wie sie klagte, trotz allen Bitten von unserem Hauswirt keinen guten Thee erhalten konnte und deshalb genötigt war, ihren Thee per Estafette aus Livorno kommen zu lassen.

„Der ist aber himmlisch!“ setzte sie hinzu und lächelte göttlich.

Mylady, erwiderte ich, ich wette, der meinige ist noch viel besser.

Die Damen, die zufällig gegenwärtig, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und sie versprachen, des anderen Tages um sechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erscheinen, wo man so traulich beisammen sitzen und ins Thal hinabschauen kann.

Die Stunde kam, Tischchen gedeckt, Butterbrötchen geschnitten, Dämchen vergnügt schwatzend — aber es kam kein Thee.

Es war sechs, es wurde halb sieben, die Abendschatten ringelten sich wie schwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer sehnsüchtiger, die Vögel zwitscherten immer dringender — aber es kam kein Thee. Die Sonnenstrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerksam, daß die Sonne verzögernd scheide und sichtbar ungern die Gesellschaft ihrer Mitsonnen verlasse.

Das war gut gesagt — aber der Thee kam nicht.

Endlich, endlich, mit seufzendem Gesicht, kam mein Hauswirt und frug: ob wir nicht Sorbett statt des Thees genießen wollten?

„Thee! Thee!“ riefen wir alle einstimmig.

Und zwar denselben — setzte ich hinzu — den ich täglich trinke.

„Von demselben, Exzellenzen? Es ist nicht möglich!“

Weshalb nicht möglich? rief ich verdrießlich.

Immer verlegener wurde mein Hauswirt, er stammelte, er stockte; nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geständnis — und es löste sich das schreckliche Rätsel.

Mein Herr Hauswirt verstand nämlich die bekannte Kunst, den Theetopf, woraus schon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Wasser zu füllen, und der Thee, der mir so gut geschmeckt, und von dem ich so viel geprahlt, war nichts anderes, als der jedesmalige Aufguß von demselben Thee, den meine Hausgenossin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um die Wälder von Lucca haben ein ganz außerordentliches Echo, und wissen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

Rezensionen.

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach auf das Jahr 1821.[1])

Herausgegeben von Friedrich Raßmann.

Hamm, bei Schulz und Wundermann.

(1821.)

„Was lange wird, wird gut“ — „Eile mit Weile“ — „Rom ist nicht in einem Tage gebaut“ — „Kommst du heute nicht, kommst du morgen“ und noch viele hundert ähnliche Sprichwörter führt der Deutsche beständig im Munde, dienen ihm als Krücken bei jeder Handlung, und sollten mit Recht der ganzen deutschen Geschichte als Motto vorangesetzt werden. — Nur unsere Almanachs-Herausgeber haben sich von jenen leidigen Sprichwörtern losgesagt, und ihre poetischen Blumensträußchen, die dem Publikum in winterlicher Zeit ein Surrogat für wirkliche Sommerblumen sein sollen, pflegen schon im Frühherbste zu erscheinen. Es ist daher befremdend, daß vorliegender poetische Blumenstrauß so spät, nämlich im April 1821, zum Vorschein gekommen. Lag die Schuld an den Blumenlieferanten, den Einsendern? oder am Straußbinder, dem Herausgeber? oder an der Blumenhändlerin, der Verlagshandlung? Doch es ist ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetisches Taschenbuch oder ähnliches Duodezbüchlein, das als ein niedliches Neujahrsgeschenk in die Samtridiküls holder Damen geschmeidig hineingleiten soll, oder bestimmt ist, mit der feingeglätteten Vignettenkapsel und dem hervorblitzenden Goldschnitt auf duftender Toilette neben der Pomadenbüchse zu prangen; nein — Herr Raßmann giebt uns einen Musen-Almanach. In einem solchen darf nämlich gar keine Prosa (und, wenn es thunlich ist, auch gar nichts Prosaisches) enthalten sein; aus dem einfachen Grunde: weil die Musen nie in Prosa sprechen. Dieser Satz, der durch historische

1) Aus dem „Gesellschafter“ Nr. 129, vom 13. August 1821. — Friedrich Raßmann (1772—1831).

Erinnerungen an die Musen-Almanache von Voß, Tieck, Schlegel u. s. w. entstanden ist, hat des Referenten selige Großmutter einst veranlaßt, zu behaupten, daß es eigentlich gar keine Poesie giebt, wo keine Reime klingen oder Hexameter springen. Nach diesem Grundsatz kann man dreist behaupten, daß viele unserer berühmten, viele unserer sehr gelesenen Autoren, wie z. B. Jean Paul, Hoffmann, Clauren, Karoline Fouqué u. s. w. nichts von der Poesie verstehen, weil sie nie oder höchst selten Verse machen. Doch viele Leute, worunter Referent so halb und halb auch gehört, wollen diesen Grundsatz bestreiten. Sollte Herr Raßmann nicht auch zu diesen Leuten gehören? Warum aber die engbrüstige Laune, bei einer poetischen Kunstausstellung — was doch der Musen-Almanach eigentlich sein soll — gar keine Prosa einzulassen? — Indessen, abgesehen von allem Zufälligen und zur Form Gehörigen, muß Referent gestehen, daß ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und innig angesprochen hat, daß ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen, und daß ihm bei der Lektüre des „Rheinisch-westfälischen Musen-Almanachs" so wohlig, heimisch und behaglich zu Mute war, als ob er sein Leibgericht äße, rohen westfälischen Schinken nebst einem Glase Rheinwein. Durchaus soll hier nicht angedeutet sein, als ob die im Almanach enthaltenen westfälischen Dichter mit westfälischem Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheinischen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, echtwackern Sinn des Kernwestfalen, um nicht zu wissen, daß er in keinem Zweige der Litteratur seinen Nachbaren nachzustehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt ist, mit den litterarischen Kastagnetten sich durchzuklappern und ästhetische Maulhelden niederzuschwatzen.

Von den siebenunddreißig Dichtern, die der Musen-Almanach vorführt und worunter auch einige neue Namen hervorgrüßen, muß zuerst der Herausgeber erwähnt werden. Raßmann gehört der Form nach der neuern Schule zu; doch sein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutschlands gleichsam nur e i n Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenstände der litterarischen Thätigkeit Raßmanns wird man innig gerührt durch seine Liebe für fremde Arbeiten und sein emsiges Hervorsuchen des fremden Verdienstes (lauter altfränkische Eigenschaften, die längst aus der Mode

gekommen!) In den Gedichten Raßmanns, die der Musen-Almanach enthält, besonders in „Einzwängung des Frühlings,“ „Der Töpfer nach der Heirat“ und im „Armen Heinrich“ finden sich ganz ausgesprochen jene grundehrliche Gesinnung, liebreiche Betriebsamkeit und fast Hans-Sachsische Ausmalerei. E. M. Arndts Gedicht „Die Burg des echten Wächters“ ist herzlich und jugendlich frisch. In W. von Blombergs „Elegie auf die Herzogin von Weimar“ sind recht schöne und anmutige Stellen. Buerens Nachtstück „Die Hexen“ ist sehr anziehend; der Verfasser fühlt gar wohl, wie viel durch metrische Kunstgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, besonders der spondeischen Reime; doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derselben beobachtet werden muß, ist ihm bis jetzt noch unbekannt. In J. B. Rousseaus Gedicht „Verlust“ weht ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich süße Wehmut. Heilmanns Gedicht „Geist der Liebe“ wäre sehr gut, wenn mehr Geist und weniger (das Wort) Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobalds „Schelm von Bergen“ ist wunderschön, fast unübertrefflich; doch der Verfasser ist auf falschem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verse und Sprachplumpheit nachzuahmen sucht. Der gemütliche Gebauer giebt uns hier vier Gedichte, recht herzig, recht hübsch. Wilhelm Smets giebt ebenfalls eine Reihe schöner Dichtungen, wovon einige gewiß seelenerquickend genannt werden dürfen. Zu diesen gehören das Sonett „An Ernst von Lassaulx“ und das Gedicht „An Elisabeths Namenstage.“ Nikolaus Meyers Gedichte sind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerschönsten ist das Gedicht „Liebesweben.“ „Der Klausner“ von Freifrau Elise von Hohenhausen ist ein sinniges, heiteres, blühendes Gemälde, von dessen Anmut und Lieblichkeit das Gemüt des Lesers angenehm bewegt wird.[1]) Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, von Sophie George und von v. Kurowski-Eichen. — Der Druck des Büchleins ist recht ansprechend, das Äußere desselben fast zu bescheiden und einfach. Doch der goldne Inhalt läßt bald den Mangel des Goldschnitts übersehen.

1) Der obige Satz war, wie Heine im „Bemerker,“ Nr. 15, vom 22. August 1821, erklärt, durch nachlässiges Abschreiben von seiten des Referenten in der Beurteilung der Gedichte des ‚Rheinisch-Westfälischen Musenalmanachs‘ ausgelassen worden.

Gedichte

von Johann Baptist Rousseau.

Crefeld, bei Funke. 1823.

Poesien für Liebe und Freundschaft.

Von Demselben.

Hamm, bei Schulz und Wundermann. 1823. [1])

(1823.)

Die Gefühle, Gesinnungen und Ansichten des Jünglingsalters sind das Thema dieser zwei Bücher. Ob der Verfasser die Bedeutung dieses Alters völlig begriffen hat, ist uns nicht bekannt; doch ist es unverkennbar, daß ihm die Darstellung desselben nicht mißlungen ist. — Was will ein Jüngling? Was will diese wunderliche Aufregung in seinem Gemüte? Was wollen jene verschwindenden Gestalten, die ihn jetzt ins Menschengewühle, und nachher wieder in die Einsamkeit locken? Was wollen jene unbestimmten Wünsche, Ahnungen und Neigungen, die sich ins Unendliche ziehen, und verschwinden, und wieder auftauchen und den Jüngling zu einer beständigen Bewegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigne Weise, und da auch wir das Recht haben, unseren eignen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geschichte haben.“ Das ist die Bedeutung unseres Treibens in der Jugend; wir wollen was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerstört, genossen und gelitten haben; im Mannesalter ist schon manches dergleichen erlangt, und jener brausende Trieb, der vielleicht die

---

1) Aus dem „Gesellschafter“ Nr. 112, vom 14. Juli 1823. J. B. Rousseau (1802—1867), war in Bonn ein intimer Freund Heines.

Lebenskraft selbst sein mag, ist schon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erst der Greis, der im Kreise seiner Enkel unter der selbstgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen seiner Lieben auf den Trümmern seines Hauses sitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geschichte, in seinem Herzen gänzlich befriedigt und erloschen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugsam andeuten, wenn wir sagen, daß der Verfasser in dem ersten sein Streben, eine Geschichte zu haben, und in dem andern die ersten Anfänge seiner Geschichte dargestellt hat. Wir nannten die Darstellung gelungen, weil der Verfasser uns nicht Reflexionen über seine Gefühle, Gesinnungen und Ansichten, sondern diese letzteren selbst gegeben hat in den von ihnen notwendig hervorgerufenen Aussprüchen, Thätigkeiten und anderen Äußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf sich einwirken lassen, und frei und schlicht, oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv ausgesprochen, wie sie sich in seinem bewegten Gemüte abgespiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantikerschule befolgt und hat, statt nach der bekannten falschen Idealität zu streben, die besondersten Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, ist: daß in jenen Besonderheiten sich wieder das Allgemeine zeigt, und daß sogar in jenen niederländischen Gemälden, wie sie uns der Verfasser in den Sonetten manchmal dargiebt, das Idealische selbst uns sichtbar entgegen tritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, daß sein Auge auf eine eigentümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffaßt und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüt zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammen zu setzen, daß sie sich zu einem schönen, echt poetischen Gedichte gestalten. Deshalb hat jedes echte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rheingegenden an, und wir finden darin überall Spuren des

dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volkscharakters mit all' seiner Lebensfreude, Anmut, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewußten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erste, obschon dieses mehr Ansprechendes und Kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daß die Leidenschaft ebenso gut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre gärende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkelästhetiker, die vielleicht einen zärtlichen Kutscher oder eine zürnende Köchin in poetische Redensarten ausbrechen sahen, zu dem Wahne gelangt: die Poesie sei gar nichts anderes, als die Sprache der Leidenschaft. Sichtbar hat unser Verfasser in dem ersten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenschaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches läßt sich sagen, daß sie zum Teil Erzeugnisse des Genius sind. Schwerer ist es, das Maß der Kraft desselben zu bestimmen, und der Raum dieser Blätter erlaubt nicht eine solche Untersuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erste enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verschiedenen Vers- und Tonarten. Der Verfasser gefällt sich darin, die meisten südlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die schlichtdeutsche Spruchweise und das Volkslied sind nicht vergessen. Seiner Kürze halber sei folgender Spruch erwähnt:

Mir ist zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutschen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei,
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder sind zwar im rechten Volkstone, aber nach unserm Bedünken etwas zu massiv geschrieben. Es kömmt darauf an,

den Geist der Volksliedformen zu erfassen, und mit der Kenntnis desselben nach unserem Bedürfnis gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeschmackt klingen daher die Titulatur-Volkslieder jener Herren, die den heutigsten Stoff aus der gebildeten Gesellschaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksbursche vor zweihundert Jahren für den Erguß seiner Gefühle passend gefunden. Der Buchstabe tötet, doch der Geist macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erste Hälfte, „Tempel der Liebe“ überschrieben, aus poetischen Apologien befreundeter Geister besteht. Unter den Liebessonetten halten wir am gelungensten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII. XXXVI. Im „Tempel der Freundschaft“ zeichnen wir aus die Sonette an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuser, Rückert, Blomberg, Loeben, Immermann, Arndt und Heine. Unter diesen hat uns das Sonett an J. Kreuser am meisten angesprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfasser nicht, wie so manche zahme Leute, aus bekannten Gründen sich scheut, von diesem ehrenwerten Manne öffentlich zu sprechen. In diesem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verstehen; Babel liegt nicht an der Seine, das ist ein widerwärtiger geographischer Irrtum von 1814. Im ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem „Tempel der Freundschaft“ zu wohnen, und es mag hie und da das versifizierte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verfasser auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heines Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorbeerzweige geschmückt, daß Herr Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muß, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kotkügelchen zu bewerfen; wenn solches nicht geschieht, so ist es jammerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.[1])

---

1) Dreizehn Jahre später schrieb J. B. Rousseau in der Probenummer seiner Zeitschrift „Der Leuchtturm“ (Januar 1836) einen Aufsatz gegen Heine, der an schimpfender Roheit fast alle andern Kampfartikel gegen das „Junge Deutschland“ übertraf.

Tassos Tod.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von Wilhelm Smets.

Koblenz, bei Hölscher.[1])

(1821.)

Diese Dichtung hat uns beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt und gemütlich angesprochen, daß es uns wahrlich schwer ankömmt, sie mit der notwendigen Kälte nach den Vorschriften und Anforderungen der dramatischen Kunst kritisch zu beurteilen, ihren innern Wert mit Unterdrückung individueller Anregungen gewissenhaft genau zu bestimmen, und ihre Mängel und Gebrechen mit strenger Hand aufzudecken. — Ehrlich gestanden, will es uns freilich bedünken, als ob wir bei diesem Geschäft nicht ganz unähnlich sind jenem unzufriedenen Grämlinge, der in der Mittagsschwüle unter einem laubigen Apfelbaume ein kühlendes Obdach fand, den lechzenden Gaumen mit den Früchten desselben labte, sich weidlich ergötzte an dem Gezwitscher der Vöglein, die von Zweig zu Zweig flatterten, aber endlich gegen Abend sich verdrießlich auf die Beine macht, und über den Baum räsonniert und in sich murmelt: „Das war ein erbärmliches Lager, das waren ja herbe Holzäpfel, das war ein unausstehliches Spatzengepiepse u. s. w.“ Indessen, das Rezensieren hat doch auch sein Gutes. Es giebt heuer so viele wunderliche Bäume auf dem Parnaß, daß es not thut, wie in botanischen Gärten Gebrauch ist, bei jedem ein weißes Täfelchen zu stellen, worauf der Wanderer lesen kann: „Unter diesem

---

1) Aus dem „Zuschauer“ Nr. 74—86, vom 21. Juni bis 19. Juli 1821. — Wilhelm Smets (1796—1848), mit Heine befreundet.

Baume läßt sich's angenehm ruhen, auf diesem wachsen treffliche Früchte, in diesem singen Nachtigallen;" — sowie auch: „Auf diesem Baume wachsen unreife, unerquickliche und giftige Früchte, unter diesem Baume duftet sinnebetäubender Weihrauch, unter diesem spuken des Nachts alte Rittergeister, in diesem pfeift ein sauberer Vogel, unter diesem Baume kann man gut — einschlafen."

Wir haben oben bemerkt, daß wir vorliegende Tragödie nach den Kunstvorschriften der Dramaturgie beurteilen wollen. Doch, da in betreff derselben auch unsere größten Ästhetiker nicht miteinander übereinstimmen, da es Anmaßung wäre, wenn wir unsere eigene Meinung als die allein richtige annehmen wollten, und da wir nicht durch subjektive Ansicht das Verdienst des Dichters unbewußt beeinträchtigen möchten, so wollen wir nie unbedingt ein Urteil über die Leistungen desselben fällen, ohne erst mit wenigen Worten angedeutet zu haben, von welchen ästhetischen Grundsätzen wir ausgehn. Wir werden demnach vorliegende Tragödie aus drei Gesichtspunkten beurteilen: aus dem dramatischen, aus dem poetischen und aus dem ethischen Gesichtspunkte.

Lyrik ist die erste und älteste Poesie. Sowohl bei ganzen Völkern, als bei einzelnen Menschen, sind die ersten poetischen Ausbrüche lyrischer Art. Die gebräuchlichen Konvenienzmetaphern scheinen hier dem Dichter zu abgedroschen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen, imposanteren Bildern und Vergleichen, um sowohl seine subjektiven Gefühle als auch die Eindrücke, welche äußere Gegenstände auf seine Subjektivität ausüben, lebendig darzustellen. Es giebt Individuen und ganze Völker, die es in der Poesie nie weiter als bis zu dieser Dichtart gebracht haben. Bei beiden deutet solches auf einen Zustand der Geisteskindheit oder der flachen Einseitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewisse Verstandsreife eingetreten ist, sobald sein geistiges Auge das innere Getreibe der äußern Gegenstände und Begebenheiten besser durchschaut, und sein Geist die Gesamtanschauung dieser Außenwelt in sich aufnimmt, so wird es auch ein neues Bestreben des Dichters sein, diese äußern Gegenstände in ihrer objektiven Klarheit, ohne Beimischung von subjektiven Gefühlen und Ansichten, poetisch schön darzustellen. So entsteht die epische und die dramatische Dichtung.

Gewisse Talente, wie man sieht, werden von der einen dieser Dichtungsarten ebenso gut wie von der andern erfordert, nämlich: allgemeine Naturanschauung, Heraustreten aus der Subjektivität, treue, lebendige Schilderung von Begebenheiten, Situationen, Leidenschaften, Charakteren u. s. w. Doch machen wir die vielbestätigte Bemerkung: daß Dichter, die in der einen dieser Dichtungsarten Meister sind, oft in der andern nichts Erträgliches zu stande bringen können. Diese Beobachtung führt uns zur Untersuchung, ob jenes Mißlingen nicht dadurch entsteht, weil etwa bei der einen Dichtungsart die oben angedeuteten Talente in minderm Grade erforderlich sind, als bei der andern, und weil vielleicht das Wesen beider Dichtungsarten so erstaunlich voneinander verschieden ist?

Wenn wir den epischen und den dramatischen Dichter, jeden in seiner Werkstätte, belauschen und hier sein Verfahren beobachten, so ist uns nichts leichter, als die Lösung dieser Frage. Der Epiker trägt freilich im Geiste die lebendigste Anschauung seines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, sein Erzählen ist zwar meistens ein Nacheinander, aber auch oft ein Nebeneinander, und nicht selten ein Voreinander (Voraussagen der Katastrophe). Er schildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Kostüm seiner Helden, er läßt sie zwar sprechen, aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen, und zuweilen gar schießt ein Blitzstrahl aus seinem eigenen Gemüte, aus seiner Subjektivität, und beleuchtet mit schnellem Lichte das Lokal und die Helden seines Gedichtes. Dieses subjektive Aufblitzen, wovon unsere zwei besten epischen Gedichte, die Odyssee und die Nibelungen, nicht frei sind, und welches vielleicht zum Charakter des Epos gehört, zeigt schon, daß das Talent des gänzlichen Heraustretens aus der Subjektivität beim Epos nicht in so hohem Grade erforderlich ist, als beim Drama. In dieser Dichtart muß jenes Talent vollkommen sein. Aber das ist noch lange nicht das Hauptsächlichste. Das Drama setzt eine Bühne voraus, wo sich nicht jemand hinstellt und das Gedicht vordeklamiert, sondern wo die Helden des Gedichts selbst lebendig auftreten, in ihrem Charakter mitsammen sprechen und handeln. Hierbei hat der Dichter nur notwendig aufzuzeichnen, was sie sprechen und wie sie handeln. Wehe dem Dichter aber, der es da vergißt, daß diese lebendigen Heldenvorsteller das Recht haben, nach eigener Willkür sich zu gruppieren und Grimassen

zu schneiden, daß der Theaterschneider für hübsche Kleider, der Dekorationsmaler für hübsche Umgebungen, der Kapellmeister für dämmernde Gefühle, und der Lampenputzer für klare Beleuchtung Sorge trägt. Das will dem epischen Dichter gar nicht in den Kopf, und wenn er sich im Drama versucht, verwickelt er sich in schöne Gegendbeschreibungen, Charakterschilderungen und zu feine Nüancierungen. Endlich leidet das Drama keinen Stillstand, kein Nebeneinander, noch viel weniger ein Voreinander, wie das Epos. Der Hauptcharakter des Dramas ist also lebendiges und immer lebendigeres Fortschreiten und Ineinandergreifen des Dialogs und der Handlung.

Wir haben hier das Charakteristische im Wesen des Epos und des Dramas leicht hingezeichnet, und jedem ist es durchaus erklärbar, warum so viele Dichter mit Erfolg aus dem Gebiete der Lyrik in das Gebiet des Epischen übergehen, weil sie hier ihre Subjektivität nicht ganz und gar zu verleugnen brauchen, und durch etwanige Versuche in der Romanze, in der Elegie, im Roman und in dergleichen Dichtungsarten, welche aus einer Vermischung des Epischen und des Lyrischen bestehen, sich an jene Verleugnung der Subjektivität allmählich gewöhnen können, oder einen leichten Übergang zum Reinepischen finden, statt daß bei der dramatischen Dichtung keine solche Übergangsform vorhanden ist, und gleich die allerstrengste Unterdrückung der hervorquellenden Subjektivität verlangt wird. Zugleich ist es sichtbar, daß es die Gewohnheit, welche den erprobtesten epischen Dichter, der immer an Lokal- und Kostümschilderungen u. dgl. denkt, zum schlechten Dramatiker macht, und daß es daher gut ist, wenn der Dichter, der im Dramatischen sich hervorthun will, aus dem Gebiete der Lyrik gleich in das Gebiet des Dramas übergeht.

Mit Vergnügen bemerken wir, daß dieses letztere der Fall ist beim Verfasser der vorliegenden Tragödie, dessen lyrische Gedichte sowohl durch äußern Glanz als lebendige Innigkeit uns so oft entzückt haben. Indessen, wie schwer, wie äußerst schwer der Übergang vom Lyrischen zum Dramatischen ist, hat unser Herr Verfasser selbst erfahren, da ihm seine erste, dem „Tasso" vorangehende Tragödie gänzlich mißlungen ist.[1]) Doch das ehrliche Geständnis, womit der Verfasser in der Vorrede

1) „Die Blutbraut," Trauerspiel. (Koblenz 1818.)

zum „Tasso“ über dieses Mißlingen sich äußert, sowie auch der überraschende Eindruck, den letztere Tragödie auf denjenigen macht, der das Unglück gehabt hat, die frühere zu lesen, das alles berechtigt uns, viele Mängel des „Tasso“ zu übersehen, das rüstige Fortschreiten des Verfassers zu bewundern, sein schon errungenes Talent anzuerkennen und ihm in einiger Ferne den Kranz zu zeigen, der ihm auf solchem Wege und bei solchem Streben nimmermehr vorenthalten werden kann.

Die bescheidene Erklärung in der Vorrede zum „Tasso“ macht es uns gleichsam zur Pflicht, jeder Vergleichung desselben mit dem Goetheschen Drama desselben Namens gehörig auszuweichen. Doch können wir nicht umhin, zu bemerken, daß die Begebenheit, welche letzterm zur Katastrophe dient, auch von unserm Verfasser benutzt worden ist, nämlich: der in Liebesverzückung taumelnde Tasso umarmt Leonore von Este. Als historisch müssen wir diese Begebenheit leugnen. Tassos Hauptbiographen, sowohl Serassi, als auch (wenn wir nicht irren) Manso, verwerfen sie. Nur Muratori erzählt uns ein solches Märchen.[1]) Wir zweifeln sogar, ob je eine Liebe zwischen der zehn Jahr ältern Prinzessin Leonore und Tasso existiert habe. Überhaupt, wir können auch nicht unbedingt annehmen die allgemein verbreitete Meinung, als habe Herzog Alphons aus bloßem Egoismus, aus Furcht, seinen eigenen Ruhm geschmälert zu sehn, den armen Dichter ins Narrenhospital einsperren lassen. Ist es denn so etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches, daß ein Poet verrückt geworden sei? Warum wollen wir uns dieses Verrücktwerden nicht vernünftig erklären? Warum nicht wenigstens annehmen, daß die Ursache jener Einsperrung sowohl im Hirne des Dichters, als im Herzen des Fürsten gelegen habe? Doch wir wollen von allem historischen Vergleichen lieber gleich abgehen, setzen die Fabel des Stücks, wie sie allgemein gäng und gäbe ist, als bekannt voraus, und sehen zu, wie unser Verfasser seinen Stoff behandelt hat.

Das erste, was wir hier erblicken, ist, daß der Verfasser eine von Manso erwähnte und von Serassi durchaus geleugnete Leonore ins Spiel zieht. Durch diesen glücklichen Griff gewinnt das Stück an interessanter, intrigenartiger, dramatischer Ver-

1) Tassos Biographie von Giamb. Manso erschien zu Neapel 1619, die von P. A. Serassi zu Rom 1785.

wickelung. Diese Leonore Nr. 3, genannt Leonore von Gisello, ist Gesellschafterin der Gräfin Leonore von Sanvitale. Mit dem Zweigespräch dieser beiden im Schloßpark zu Ferrara beginnt das Stück.

Leonore von Gisello gesteht, daß sie Tasso liebe, und erzählt, daß sie einen Beweis seiner Gegenliebe habe. Die Gräfin entgegnet ihr, daß dieser Beweis, der darin bestehe, daß so oft in Tassos Liedern der Name Leonore gefeiert werde, sehr zweideutig sei, da noch zwei andere Damen des Hofes, sie selbst und die Prinzessin, denselben Namen führen. Es wäre sogar wahrscheinlich, daß die Prinzessin die Gefeierte sei. Die Gräfin erinnert an jenen Tag, wo Tasso dem Herzog sein vollendetes Gedicht, das befreite Jerusalem, überreichte, und die Prinzessin

— — mit schnell gewandten Händen griff
Zum Lorbeerkranz, der Virgils Marmor schmückte,
Und ihn dem Sänger auf die Stirne drückte,
Der niederbog sein Knie, sein lockicht Haupt,
Das eine Fürstin liebend ihm umlaubt!
Da zittert' er; so tief er sich auch beugte,
Hob sich sein Auge doch zu ihr empor,
Ich sah's, wie es hinauf, heiß funkelnd, strebte;
Das war das Höchste, was ihm konnt' begegnen,
Und gegen tausendfachen Lorbeerkranz
Des Kapitols hätt' er nicht den vertauscht,
Den er seit jener Stund' mit Eitelkeit
Am Ruhbett aufhing über seine Scheitel.
Unwillig sieht Alfonso dieses Treiben,
Er sieht des Standes Majestät verletzt,
Und was zurück noch ist, wer sagt das gern?!

Die Prinzessin erscheint, sie neckt die Gräfin wegen des Vielgefeiertwerdens des Namens Leonore. In dem folgenden Monolog zeigt die Prinzessin ihre Liebe für Tasso. Letzterer tritt auf, spricht von seiner Liebe zu ihr.

Prinzessin.

O schweiget, Tasso, schweigt, ich bitt' Euch drum.
Um meinetwegen schweigt, ich weiß das alles.

Tasso.

Ihr könnt nicht wissen, wie ich mich zerquäle,
Wie ich, um nicht verraten mich zu sehn,
Um Euch nicht zu verraten, hin und wieder
Als ein Verstellter um drei Wesen schmachte,
So einem, wie dem andern mich zu zeigen.

Er versinkt in Liebesschwärmerei und entfernt sich, wie der Herzog naht. Dieser macht bittere Anspielungen auf beider Liebe; die Prinzessin weint, Alphons entfernt sich, Tasso kehrt zurück. „Ihr weint, Eleonore?“ Er lodert auf in stolzer Kraft, verwirrt sich in ein schmachtendes Sonett, und in Liebeswahnsinn umarmt er die Prinzessin. Der Herzog, in Begleitung des Grafen Tirabo und einiger Nobili, ist unterdessen im Hintergrunde erschienen und tritt schnell auf Tasso los. Ende des ersten Akts.

Die Prinzessin in Liebeswehmut versunken. Die Gräfin kommt und erzählt ihr:

Nach jenem Überfall im Parke ließ
Der Herzog unsern Dichter ruhig gehn,
Ihr wißt's und konntet selbst Euch nicht die Miene
Erklären, die der Bruder angenommen.

Hierauf sei Graf Tirabo zu Tasso gekommen, und habe ihn verhöhnt mit erkünsteltem Mitleid. Tasso schlägt ihn —

Doch er besann sich, fordert ihn zum Kampf,
Und zieht den Degen im Palast Ferraras.

— — — —

Der Graf schützt vor des Ortes Majestät,
Und harret sein auf dem Lenardo-Wall.

Dort wird Tasso von Tirabos Brüdern, drei heimtückischen Buben, überfallen, doch er wehrt sich brav, wird aber endlich gefangen genommen. Man hört den Jubel des Volkes über Tassos Sieg. Der Herzog erscheint, verwundet die Schwester durch neue Bitterkeiten, und verweist sie auf ihr Zimmer. In folgendem Monolog zeigt er sich in seiner wahren Gestalt:

Sie geht — es sei! Verlier' ich ihre Gunst,
Soll der Verlust die andern mir gewinnen.

Ich bin der Herrscher hier, der Herr des Hofs,
Der Ehre Gaben spend' ich aus, versammle
Der Künste Kreis großmütig, Lust und Glanz
Vor ganz Italien meinem Haus zu geben;
Von fernher zieht der Fürst und Edelmann
Und will der Frauen Schönheit hier bewundern,
Wovon der Ruf in allen Ländern sprach;
Und ich allein, am eignen Hofe bin ich
Der letzte, unbemerkt läßt man mich gehn,
Erwärmt sich an der Fürstenwürde Strahl,
In meiner Größe Schatten ruht sich's gut,
Doch eines Irrlichts Glänzen schaut man nach,
Und einem Echo hört man seufzend zu.
Das ist der Dichter, den ich herberufen,
Der müßig durch das rege Leben schlendert,
Der Jagdlust Mordlust nennt, und statt der Erde,
Worauf er wächst und lebt, den Mond besieht —
Er seh' sich vor, in meinem Herzogsmantel
Hüllt' ich ihn gnädig ein, er reißt sich los,
Zum Falle wird die Schleppe seinem Fuß!

Graf Tirabo erscheint, und zeigt dem Herzog das Mittel, wie er wieder allein glänzen könne. Dies ist die Entfernung Tassos. Man gebe ihn frei, bedeute ihm, daß die Prinzessin sich von ihm gewendet habe, und er wird sich von selbst entfernen. — Tasso ist befreit und ergeht sich im Garten. Er hört Guitarrentöne, und eine Stimme singt ein schmelzend üppiges Lied aus seinem „Aminta." Es ist die Sängerin Justina, sie will den frommen Dichter mit süßen Klängen in die Netze der Sinnenlust verlocken. Tasso beschämt sie mit ernster Rede, spricht mit losbrechender Bitterkeit und Verachtung von den Großen des Hofs, vom Fürsten selbst. — Da erscheinen der Herzog und der Graf. Weil er den Fürsten gelästert habe und wahnsinnig scheine, wird Tasso nach St. Annen geschleppt. Ende des zweiten Akts.

Garten zu Ferrara. Zweigespräch des Herzogs und des Grafen. Letzterer bemerkt, man müsse Tasso streng hüten lassen. Der Herzog will ihn nur unschädlich wissen, nämlich wegen seiner Liebe zur Prinzessin. Diese erscheint und bittet ihren

Bruder um Loslassung des Dichters. Der Herzog ist dazu geneigt, wenn sie sich nach Palanto entfernen wolle. Sie entschließt sich dazu, sie überträgt der Gräfin Sanvitale die Sorge für Tasso in ihrer Abwesenheit. Tiefer Liebesschmerz der Prinzessin. Ende des dritten Akts.

Garten des Hospitals zu St. Annen. Der Beichtvater des Hospitals und Leonore von Gisello; letztere als Pilger gekleidet. Sie erbittet sich von ihm die Erlaubnis, den als wahnsinnig eingesperrten Tasso zu sprechen. Schwärmerisches Gespräch zwischen diesem und Leonore; sie sagt ihm, daß sie nach dem heiligen Lande pilgre, und giebt ihm einen Schlüssel, um sich durch die Pforte der Erkerstiege zu befreien. Tasso glaubt, er habe eine Engelserscheinung gehabt. — Graf Tirabo kommt zum Beichtvater und meldet ihm, daß Tasso freigelassen werden solle. — Nacht. Erker von Tassos Gemach unweit der Brücke, die über den Fluß führt. Leonore von Gisello, im Begriff, ihre Wallfahrt anzutreten, sinkt hin auf eine Bank unter dem Erker. Die Prinzessin nebst ihrer Hofdame geht über die Brücke, um sich nach Palanto zu begeben. Tasso erscheint am Erkerfenster. Unendlich wehmütiges Liebesgespräch zwischen ihm und der Prinzessin. Sie wankt fort mit ihrer Hofdame. Leonore von Gisello erhebt sich von ihrem Sitze, fühlt sich durch das angehörte Gespräch gestärkt zur langen Wallfahrt, grüßt Tasso nochmals mit mildem Worte, und geht schnell ab. Tasso ruft verhallend: „O weile, weile, verklärter Geist!“

Die Ketten fallen, und Tasso ist frei!

Er streckt die Arme aus nach der Enteilenden — Ende des vierten Akts.

Sprechzimmer im Kloster St. Ambrogio zu Rom. Der Beichtvater und Manso, Tassos Jugendfreund (?). Dieser ist eben in Rom angekommen und er erfährt, daß Tasso den folgenden Tag auf dem Kapitol gekrönt werden solle. Er will zu ihm, der Beichtvater bemerkt ihm, daß Tasso im Nebenzimmer schlafe, aber sehr krank sei, und schon von ihm das Abendmahl und die letzte Ölung empfangen habe. Er erzählt ihm, daß Tasso eigenmächtig seiner Haft entsprungen sei, just an dem Tage, wo der Herzog ihm die Freiheit schenkte, daß ein Pilger ihm heimlich den notwendigen Schlüssel gegeben habe, daß dieser Pilger wahrscheinlich Leonore von Gisello ge-

wesen sei, daß aber Tasso ihn noch immer für einen gottgesandten Boten halte. Er schildert den Zustand, wie er Tasso wiedergefunden:

Wie ich ihn sah im dürftigen Gewande
Hinwanken auf der Straße, ausgesetzt
Des frühen Lenzes wechselvollem Treiben.
Auf Hagelschlossen folgte milder Regen,
Drauf blickte wieder hell die Sonne durch,
Bis frost'ger Hauch die Wolken vor sich trieb. —
So wankt' er hin mit unbedecktem Haupte,
Wild flatterten die Haare durch die Luft,
Und tief in Stirn und Scheitel eingedrückt,
Trug er verdorrten Lorbeers heil'gen Schmuck,
Den ihm Prinzessin Leonore einst
Aufs Haar gesetzet für sein heilig Lied.

Tasso soll noch heute nach St. Onuphrius gebracht werden, weil dieser Platz dem Kapitol näher liegt. — Tasso erscheint, den Lorbeerkranz der Prinzessin in der Hand. Er spricht wie ein schon Verklärter, und empfängt liebevoll seinen Manso. Der Prior von Onuphrius und zwei Mönche kommen, Tasso abzuholen. Volk drängt sich hinzu; Jubel und Musik. Begeisterung ergreift Tasso, er spricht von einer überirdischen Krönung, er hebt den Lorbeer der Prinzessin in die Höhe:

Mit diesem ward ich hier auf Erden groß,
Dort wird der schöne Engel mich umzweigen,
Von meinem ird'schen Ruhm soll d i e s e r zeugen!

Er legt den Lorbeer in die Hände des Beichtvaters. Matt und schwankend wird er in Triumph und unter rauschender Musik fortgeführt. —

Säulenhalle in der Akademie zu St. Onuphrius. In der Mitte die Bildsäule des Ariost. Im Hintergrunde Aussicht auf das Kapitol. Constantini und Kardinal Cinthio treten hervor. Ersterer erzählt den Tod der Prinzessin Leonore.

Da herrschte tiefe Trauer in Ferrara,
Und Tassos Lieder tönen dort nicht mehr;
Er war verschwunden und die Fürstin tot.
Die Gräfin Sanvitale drang in mich,

Ferrara zu verlassen, und nach Rom
Mich zu begeben auf der Eile Schwingen,
Daß nicht die Nachricht von der Fürstin Tod
Voreilig Tassos hohe Qualen steigre.

Tasso wird im Triumph hereingebracht. Da er vor Mattigkeit zusammensinken will, lassen ihn seine Führer auf eine der Stufen von Ariosts Bildsäule nieder. Jauchzen des hereindringenden Volks. Kardinäle, Prälaten, Nobili und Offiziere füllen die Halle. Musikwirbel. Tasso erhebt sich mit Anstrengung. Constantini zu seinen Füßen, und begrüßt so den verherrlichten Freund. Tasso blickt erschrocken auf ihn nieder:

Tasso.

So ist es wahr, und nicht hat mir's geträumt,
Ich sah dich früher schon auf meinem Wege.
Mit schwarzem Flore war dein Kleid umsäumt,
Mein Ohr vernahm der Glocken Trauerschläge,
Und geisterähnlich sprach dein Mund dies Wort:
„Torquato findet Leonoren — dort!"

Tasso stirbt sichtbar ab, spricht verzückt von Gott und Geisterliebe, sinkt hin und sitzt als Leiche auf dem Piedestal der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers Ariosto. Der Beichtvater nimmt den ihm überlieferten Lorbeerkranz, setzt ihn auf das heilige Haupt des Erblichenen. Verhallende Musik. Der Vorhang fällt.

Nach unsern vorangeschickten Erklärungen müssen wir jetzt gestehen, daß der Verfasser in der Behandlung seines Stoffs nur sehr unbedeutendes dramatisches Verdienst gezeigt hat. Die meisten seiner Personen sprechen im selben Tone, fast wie in einem Marionettentheater, wo ein Einzelner den verschiedenen Puppen seine Stimme leiht. Fast alle führen dieselbe lyrische Sprache. Da nun der Verfasser ein Lyriker ist, so können wir behaupten, daß es ihm nicht gelungen ist, aus seiner Subjektivität gänzlich herauszutreten. Nur hie und da, besonders wenn der Herzog spricht, bemerkt man ein Bestreben darnach. Das ist ein Fehler, dem fast kein lyrischer Dichter in seinen dramatischen Erstlingen entging. Hingegen das lebendige Ineinandergreifen des Dialogs ist dem Verfasser recht oft gelungen. Nur hie und da treffen wir Stellen, wo alles festgefroren scheint, und

wo oft Frage und Antwort an den Haaren herbeigerissen sind. Die erste Expositionsszene ist ganz nach der leidigen französischen Art, nämlich Unterredung der Vertrauten. Wie anders ist das bei unserm großen Muster, bei Shakespeare, wo die Exposition schon eine hinreichend motivierte Handlung ist. Ein beständiges Fortschreiten der Handlung fehlt ganz. Nur bis zu gewissen Punkten sieht man ein solches Fortschreiten. Dergleichen Punkte sind das Ende des ersten und des vierten Akts; jedesmal nimmt alsdann der Verfasser gleichsam einen neuen Anlauf.

Wir gehen über zur Untersuchung des poetischen Wertes des „Tasso."

Es wird manchen wunder nehmen, daß wir unter dieser Rubrik den theatralischen Effekt erwähnen. In unserer letzten Zeit, wo meistens junge Dichter auf Kosten des Dramatischen nach dem theatralischen Effekt streben, ist beider Unterschied genugsam zur Sprache gekommen und erörtert worden. Dies sündhafte Streben lag in der Natur der Sache. Der Dichter will Eindruck auf sein Publikum machen, und dieser Eindruck wird leichter durch das Theatralische, als durch das Dramatische eines Stückes hervorgebracht. Goethes Tasso geht still und klanglos über die Bühne; und oft das jämmerlichste Machwerk, worin Dialog und Handlung hölzern, und zwar vom schlechtesten Holze sind, worin aber recht viele theatralische Knallerbsen zur rechten Zeit losplatzen, wird von der Galerie applaudiert, vom Parterre bewundert und von den Logen huldreichst aufgenommen. — Wir können nicht laut genug und nicht oft genug den jungen Dichtern ins Ohr sagen, daß, jemehr in einem Drama das Streben nach solchem Knalleffekt sichtbar wird, desto miserabler ist es. Doch bekennen wir: wo natürlich und notwendig der theatralische Effekt angebracht ist, da gehört er zu den poetischen Schönheiten eines Dramas. Dies ist der Fall in vorliegender Tragödie. Nur sparsam sind theatralische Effekte darin eingewebt, doch wo sie sind, besonders am Ende des Stücks, sind sie von höchst poetischer Wirkung.

Noch mehr wird es befremden, daß wir die Beobachtung der drei dramatischen Einheiten zu den poetischen Schönheiten eines Stücks rechnen. Einheit der Handlung nennen wir zwar durchaus notwendig zum Wesen der Tragödie. Doch, wie wir unten sehen werden, giebt es eine dramatische Gattung, wo

Mangel an Einheit der Handlung entschuldigt werden kann. Was aber die Einheit des Ortes und der Zeit betrifft, so werden wir zwar die Beobachtung dieser beiden Einheiten dringend empfehlen, jedoch nicht, als ob sie zum Wesen eines Dramas durchaus notwendig wären, sondern weil sie letzterm einen herrlichen Schmuck verleihen und gleichsam das Siegel der höchsten Vollendung auf die Stirne drücken. Wo aber dieser Schmuck auf Kosten größerer poetischer Schönheiten erkauft werden soll, da möchten wir ihn weit lieber entbehren. Nichts ist daher lächerlicher, als einseitige strenge Beobachtung dieser zwei Einheiten und einseitiges strenges Verwerfen derselben. — Unser Herr Verfasser hat keine einzige von allen drei Einheiten beobachtet. — Nach obiger Ansicht können wir ihn nur wegen Mangel an Einheit der Handlung zur Verantwortung ziehen. Doch auch hier glauben wir eine Entschuldigung für ihn zu finden.

Wir teilen die Tragödien ein in solche, wo der Hauptzweck des Dichters ist, daß eine merkwürdige Begebenheit sich vor unsern Augen entfalte; in solche, wo er das Spiel bestimmter Leidenschaften uns durchschauen lassen will, und in solche, wo er strebt, gewisse Charaktere uns lebendig zu schildern. Die beiden erstern Zwecke hatten die griechischen Dichter. Es war ihnen meistens darum zu thun, Handlungen und Leidenschaften zu entwickeln. Der Charakterzeichnungen konnten sie füglich entbehren, da ihre Helden meistens bekannte Heroen, Götter und dergleichen stehende Charaktere waren. Dies ging hervor aus der Entstehung ihres Theaters. Priester und Epiker hatten lange schon voraus die Konturen der Heldencharaktere dem Dramatiker vorgezeichnet. Anders ist es bei unserem modernen Theater. Charakterschilderung ist da eine Hauptsache. Ob nicht auch die Ursache davon in der Entstehungsart unseres Theaters liegt, wenn wir annehmen, daß dasselbe hauptsächlich entstanden ist durch Fastnachtspossen? Es war da der Hauptzweck, bestimmte Charaktere lebendig, oft grell hervortreten zu lassen, nicht eine Handlung, noch viel weniger eine Leidenschaft zu entwickeln. Beim großen William Shakespeare finden wir zuerst obige drei Zwecke vereinigt. Er kann daher als Gründer des modernen Theaters angesehen werden, und bleibt unser großes, freilich unerreichbares Muster. Johann Gotthold Ephraim Lessing[1]), der

1) Den Vornamen „Johann" führt nicht Lessing, sondern sein Vater.

Mann mit dem klarsten Kopfe und mit dem schönsten Herzen, war in Deutschland der erste, welcher die Schilderungen von Handlungen, Leidenschaften und Charakteren am schönsten und am gleichmäßigsten in seinen Dramen verwebte, und zu einem Ganzen zusammenschmelzte. So blieb es bis auf die neueste Zeit, wo mehrere Dichter anfingen, jene drei Gegenstände der dramatischen Schilderung nicht mehr zusammen, sondern einzeln zum Hauptzweck ihrer Tragödien zu machen. Goethe war der erste, der das Signal zu bloßen Charakterschilderungen gab. Er gab sogar auch das Signal zur Charakterschilderung einer bestimmten Klasse Menschen, nämlich der Künstler. Auf seinen Tasso folgte Oehlenschlägers „Correggio," und diesem wieder eine Anzahl ähnlicher Tragödien. Auch der „Tasso" unseres Verfassers gehört zu dieser Gattung. Wir können daher bei dieser Tragödie Mangel an Einheit der Handlung füglich entschuldigen, und wollen sehen, ob die Charakter- und nebenbei die Leidenschaftsschilderungen treu und wahr sind.

Den Charakter des Haupthelden finden wir trefflich und treu gehalten. Hier scheint dem Verfasser ein glücklicher Umstand zu statten gekommen zu sein. Nämlich, Tasso ist ein Dichter, oft ein lyrischer und immer ein religiös schwärmerischer Dichter. Hier konnte unser Verfasser, der alles dieses ebenfalls ist, mit seiner ganzen Individualität hervortreten, und dem Charakter seines Helden eine überraschende Wahrheit geben. Dieses ist das Schönste, das Beste in der ganzen Tragödie. Etwas minder treffend gezeichnet ist der Charakter der Prinzessin; er ist zu weich, zu wächsern, zu zerfließend, es fehlt ihm an Gehalt. Die Gräfin Sanvitale ist vom Verfasser gleichgültig behandelt; nur ganz schwach läßt er ihr Wohlwollen für Tasso hervorschimmern. Der Herzog ist in mehreren Szenen sehr wahr gezeichnet, doch widerspricht er sich oft. Z. B. am Ende des zweiten Akts läßt er Tasso einsperren, damit er seinen Namen nicht mehr verlästre, und in der ersten Szene des dritten Akts sagt er, es sei geschehen aus Besorgnis, daß nicht aus Tassos Liebeshandel mit seiner Schwester Schlimmes entstehe. Graf Tirabo ist nicht allein ein jämmerlicher Mensch, sondern auch, was der Verfasser nicht wollte, ein inkonsequenter Mensch. Leonore von Gisello ist ein hübsches Vesperglöcklein, das in diesem Gewirre heimlich und lieblich klinget, und leiser und immer leiser verhallet.

Schön und herrlich ist die Diktion des Verfassers. Wie trefflich, ergreifend und hinreißend ist z. B. das Nachtgespräch zwischen der Prinzessin und Tasso. Diese wehmütig weichen, schmelzend süßen Klänge ziehn uns unwiderstehlich hinab in die Traumwelt der Poesie, das Herz blutet uns aus tief geheimen Wunden — aber dieses Verbluten ist eine unendliche Wollust, und aus den roten Tropfen sprossen leuchtende Rosen.

Tasso.

Mit tausend Augen schaut auf mich die Nacht,
Und mich erfassen Zweifel: will sie leuchten,
Vielleicht auch lauschen? Hat mit solcher Pracht
Sie sich geschmückt, und fällt des Taues Feuchten,
Daß sich dem Schlafe meine Glieder senken?

Prinzessin.

Hört' ich nicht Töne, die hinab sich neigten,
Als wollten sie zu meinem Herzen lenken?

Hofdame.

Fürwahr, Prinzessin, bleich verworrner Miene,
Als wollt' mit Schierlingstau die Nacht ihn tränken,
Täuscht mich's, wenn so nicht Tasso dort erschiene.

Tasso.

Welch Bild erglänzet auf der Brücke Bogen?
Mit Majestät, als ob's der Hohen diene,
Kommt nebenher ein anderes gezogen.
Schneeweiß umfließt, wie Silbernebels Schleier,
Ein Strahlenkleid die Glieder, hell umflogen
Das Haupt vom Sternenchor, wie Demantfeuer.

Prinzessin.

Doch Thränentau sinkt von dem Mond hernieder,
Und trübet meiner Sterne helle Feier.

Tasso.

Dem Tau entblühen neue Blumen wieder,
Und neue Kränze wird die Nacht uns winden. — —

Ebenfalls wunderschön sind die Verse S. 77; so wie auch die Stanzen S. 82, wo Tasso zur Gisello, die ihn als Pilger besucht, sagt:

> Wie sich die Blume wendet zu der Sonne,
> Und wie der Tau sich wiegt im Morgenschein,
> Wie Engel flehn zur himmlischen Madonne,
> Und Schar an Schar sich um die Hohe reihn:
> So still und feierlich, voll sel'ger Wonne,
> Schließt mich das Zauberland der Liebe ein;
> Klar seh' ich die Verklärte vor mir schweben,
> Frei und in Banden ihr allein zu leben. — —

Ob aber überhaupt der Reim in der Tragödie zweckmäßig ist? Wir sind ganz dagegen, würden ihn nur bei reinlyrischen Ergüssen tolerieren, und wollen ihn in vorliegender Tragödie nur da entschuldigen, wo Tasso selbst spricht. Im Munde des Dichters, der so viel in seinem Leben gereimt hat, klingt der Reim wenigstens nicht ganz unnatürlich. Dem schlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hilfreiche Krücke sein, dem guten Dichter wird er zur lästigen Fessel. Auf keinen Fall findet derselbe Ersatz dafür, daß er sich in diese Fessel schmiegt. Denn unsere Schauspieler, besonders Schauspielerinnen, haben noch immer den leidigen Grundsatz, daß die Reime für das Auge seien, und daß man sich ja hüten müsse, sie hörbar klingen zu lassen. Wofür hat sich nun der arme Dichter abgeplagt? — So wohlklingend auch die Verse unseres Verfassers sind, so fehlt es denselben doch an Rhythmus. Es fehlt ihm die Kunst des Enjambements, die beim fünffüßigen Jambus von so unendlicher Wirkung ist, und wodurch so viele metrische Mannigfaltigkeit hervorgebracht wird. Manchmal hat sich der Verfasser einen Sechsfüßer entschlüpfen lassen. Schon S. 1.

> Die deine Schönheit rühmen nach Verliebter Art.

Ob vorsätzlich? — Unbegreiflich ist uns, wie sich der Verfasser die Skansion „Virgil" S. 7 und 22 erlauben konnte. So wie auch S. 4 „Und vielleicht darum, weil sie's nöt'ger haben." — S. 14. Der Daktylus „Hörenden" am Ende des Verses füllt das Ohr nicht. Obschon unsere besten alten Dichter sich solche Fehler

zu schulden kommen lassen, sollten doch die jüngern sie zu vermeiden suchen.

Wir gehen jetzt über zur Frage: welchen Wert hat vorliegende Tragödie in ethischer Hinsicht?

Ethisch? Ethisch? hören wir fragen. Um Gotteswillen, gelehrte Herren, halten Sie sich nicht an der Schuldefinition. Ethisch soll hier nur ein Rubrikname sein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieser Rubrik befaßt haben wollen. Hören Sie, ist es Ihnen noch nie begegnet, daß Sie innerlich mißvergnügt, verstimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obschon das Stück, das Sie eben sahen, recht dramatisch, theatralisch, kurz voller Poesie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das ist es. Warum mußte der Tugendhafte untergehen durch List der Schelme? Warum mußte die gute Absicht verderblich wirken? Warum mußte die Unschuld leiden? Das sind die Fragen, die uns marternd die Brust beklemmen, wenn wir nach der Vorstellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Notwendigkeit, dieses qualvollen Warum in der Tragödie zu erdrücken, und sie ersannen das F a t u m. Wo nun aus der beklommenen Brust ein schweres Warum hervorstieg, kam gleich der ernste Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urratsschluß der Notwendigkeit, dem sich sogar die Götter beugen. So war die geistige Ergänzungssucht des Menschen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unsichtbare Einheit: — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unserer Zeit haben dasselbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und so entstanden unsere heutigen S c h i c k s a l s t r a g ö d i e n. Ob diese Nachbildung glücklich war, ob sie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechischen Urbild hatte, lassen wir dahingestellt. Genug, so löblich auch das Streben nach Hervorbringung der Gefühlseinheit war, so war doch jene Schicksalsidee eine sehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, schädliches Surrogat. Ganz widersprechend ist jene Schicksalsidee mit dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christentum ausgebildet worden. Dieses grause, blinde, unerbittliche Schicksalswalten verträgt sich nicht mit der Idee eines himmlischen Vaters, der voller Milde und Liebe ist, der die Unschuld sorgsam schützet, und ohne dessen

Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirksamer handelten jene neuern Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den dunkeln Himmelsvorhang lüften, und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Überirdischen, wo wir im Anschauen so vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, diese Qualen vergessen oder in Freuden verwandelt fühlen. Das ist die Ursache, warum oft die traurigsten Dramen dem gefühlvollsten Herzen einen unendlichen Genuß verschaffen. — Nach letzterer löblichen Art hat sich auch unser Verfasser bestrebt, die Gefühleinheit hervorzubringen. Er hat ebenfalls die Begebenheiten aus ihren natürlichen Gründen entwickelt. In den Worten der Prinzessin:

> Ihr Dichter wollt euch nicht zu Menschen schicken,
> Verstehet anders, was die andern sagen,
> Und was ihr selbst sagt, habt ihr nicht bedacht;
> Das ist der schwarze Faden, den ihr selbst
> Euch in das heitre Dichterleben spinnet —

in diesen Worten erkennen wir das Fatum, das den unglücklichen Tasso verfolgt. Auch unser Verfasser wußte mit vieler Geschicklichkeit den Himmelsvorhang vor unsern Augen leise aufzuheben, und uns zu zeigen, wie Tassos Seele schon schwelget im Reiche der Liebe. Alle unsere Qualen des Mitleids lösen sich auf in stille Seelenfreude, wenn wir im fünften Akt den bleichen Tasso langsam hereintreten sehen mit den Worten:

> Vom heil'gen Öle triefen meine Glieder,
> Und meine Lippen, die manch eitles Lied
> Von schnödem Wesen dieser Welt gesungen,
> Unwürdig haben sie berührt den Leib des Herrn. —

Freilich, wir müssen hier von einem historischen Standpunkt die Gefühle betrachten, die in unserem religiösen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, welche von Männern ersonnen worden sind, die das menschliche Herz, seine Wunden und den heilsamen,

beseligenden Eindruck passender Symbole genau kannten. Wir sehen hier unsern Tasso schon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore mußte ihm schon vorangegangen sein, und heilige Ahnung mußte ihm die Zusicherung gegeben haben, daß er sie bereits findet. Dieser Blick hinter die Himmelsdecke versüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Kapitol schon in der Ferne erblicken, und der Langgeprüfte in dem Augenblick, als er den höchsten Preis erhalten soll, tot niedersinkt bei der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers. Der Priester greift den Schlußakkord, indem er den Lorbeerkranz Eleonorens der Leiche aufs Haupt setzt. — Wer fühlt hier nicht die tiefe Bedeutung dieses Lorbeers, der Torquatos Leid und Freud' ist, in Leid und Freud' ihn nicht verläßt, oft wie glühende Kohlen seine Stirn versengt, oft die arme brennende Stirn wie Balsam kühlet, und endlich, ein mühsam errungenes Siegeszeichen, sein Haupt auf ewig verherrlicht.

Sollte nicht vielleicht unser Verfasser eben wegen jener Gefühlseinheit die Einheit der Handlung verworfen haben? Sollte ihm nicht etwas Ähnliches vorgeschwebt haben, was bei den Alten die Trilogien hervorbrachte? Fast möchten wir dieses glauben, und wir können nicht umhin, den Verfasser zu bitten, die fünf Akte seiner Tragödie in drei zusammen zu schmelzen, deren jeder einzelne alsdann das Glied einer Trilogie sein würde. Der erste und zweite Akt wäre zusammengeschmolzen und hieße: „Tassos Hofleben;" der dritte und vierte Akt wäre ebenfalls vereinigt und hieße: „Tassos Gefangenschaft;" und der fünfte Akt, womit sich die Trilogie schlösse, hieße: „Tassos Tod."

Wir haben oben gezeigt, daß die Einheit des Gefühls zum Ethischen einer Tragödie gehört, und daß unser Verfasser dieselbe vollkommen und musterhaft beobachtet hat. Er hat aber auch noch einer zweiten ethischen Anforderung Genüge geleistet. Nämlich, seine Tragödie trägt den Charakter der Milde und Versöhnung.

Unter dieser Versöhnung verstehn wir nicht allein die Aristotelische Leidenschaftsreinigung, sondern auch die weise Beobachtung der Grenzen des Reinmenschlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenschaften und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakespeare, und doch geschieht es nie, daß unser Inneres, unser Gemüt durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist das bei vielen unserer neueren Tragödien, bei deren

Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefeln eingeklemmt wird, der Atem uns in der Kehle stocken bleibt, und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigene Gemüt soll dem Dichter ein sicherer Maßstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräßliche ergrübeln, mosaik-ähnlich zusammenwürfeln und in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandoras Büchse ist leer, und der Boden derselben, wo noch ein Übel kleben konnte, von den Poeten kahl abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muß im Schweiße seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Übel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, daß unser heutiges Theaterpublikum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Incest u. s. w. Daß am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord begeht, cela se fait sans dire. Das ist ein Kreuz, das ist ein Jammer. In der That, wenn das so fortgeht, werden die Poeten des zwanzigsten Jahrhunderts ihre dramatischen Stoffe aus der japanischen Geschichte nehmen müssen, und alle dortigen Exekutionsarten und Selbstmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufschlitzen u. s. w. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es ist empörend, wenn man sieht, wie in unseren neuern Tragödien statt des wahrhaft Tragischen, ein Abschlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen ist, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf seinem Armensünderbänkchen sitzt, wie es moralisch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unsere Dichter ganz und gar vergessen, daß sie diese Sitten milder, und nicht wilder machen sollen? Haben sie vergessen, daß das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat, und die Leidenschaften versöhnen, nicht aufwiegeln, menschlicher machen und nicht entmenschen soll? Haben unsere Poeten ganz und gar vergessen, daß die Poesie in sich selbst genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgestumpfteste Publikum zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Incest?

Es ist doch jammerschade, daß unser großes Publikum so wenig versteht von der Poesie, fast ebensowenig wie unsere Poeten.

Struensee.

Trauerspiel in fünf Aufzügen,

von Michael Beer.[1])

(1828.)

Den 27. März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: „Struensee,“ Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurteilendes Wort aussprechen, so muß es uns erlaubt sein, zuvor auf Beers frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten, und dann die Stelle, die er in der dramatischen Litteratur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, womit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers, war „Klytämnestra;“ ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserlesenen, die Grillparzers „Sappho“ als das höchste Muster dieser griechischen Gattung anstaunen, ihre Tadler gehörten teils zu solchen, die nur tadeln wollten, teils zu solchen, die wirklich recht hatten. Es ist nicht zu leugnen, in den Gestalten dieser Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, sondern nur ein herkömmlich theatralisches Aufblähen, kein begeistertes Wort, sondern nur stelzenhafte Komödiantenhofsprache, und bis auf einige echte Veilchen war alles nur ausgeschnitzeltes Papierblumenwerk. Das einzige, was sich nicht verkennen ließ, war

---

1) Aus dem „Morgenblatt,“ Nr. 88—97, vom 11.—22. April 1828, als anonyme Korrespondenz aus München.

ein dramatisches Talent, das sich unabweisbar kund gab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdigen Mißleitung.

Daß der Verfasser dergleichen selbst ahnte, bewies sein zweites Trauerspiel: „Die Bräute von Arragonien.“ Hie und da glänzt darin schon eine echte Flamme, echte Leidenschaft bricht hie und da hervor, etwas Poesie ließ sich nicht abweisen, aber, obgleich schon die papiernen Putzmacherblumen beseitigt sind und echte, organische Blumen zum Vorscheine kommen, so verraten diese doch immer noch ihren Boden, nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, daß sie an keinem freien Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent läßt sich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eigenen Irrtums, oder war es unbewußter Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die bravste und richtigste Bahn versetzte? Sein „Paria“ erschien. Dieser Gestalt hatte kein Theatersouffleur seinen kümmerlichen Atem eingehaucht. Die Glut dieser Seele war kein gewöhnliches Kolophoniumfeuer, und keine auswendig gelernten Schmerzen zuckten durch diese Glut. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er liest, daß wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, daß er in diesem Stücke wahre, unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja daß wir eben durch dieses Erzeugnis bestimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzusprechen, und ihn nicht mehr zu jenen homöopathischen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntausendteil Poesie in ihre Wassertragödien schütten, aber wir müssen doch den Stoff des „Paria“ als die Hauptursache seines Gelingens bezeichnen. Ist es doch nie die Poesie an und für sich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verschafft. Betrachten wir nur den Goetheschen „Werther.“ Sein erstes Publikum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Faktums, was die große Menge anzog und abstieß. Man las das Buch wegen des Totschießens,

und Nicolaiten schrieben dagegen wegen des Totschießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther," welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der „Werther" in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüter aufgeregt, als der ganze Pistolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Gesellschaftlichkeit, der neueuropäischen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmut über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menschenklassen gekränkt werden, Abscheu erregten jene Vorurteile, die, gleich zurückgebliebenen häßlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwissenheit, noch immer ihre Menschenopfer verlangen, und denen noch immer viele schöne und gute Menschen hingeschlachtet werden. Die Idee der Menschengleichheit durchschwärmt unsere Zeit, und die Dichter, die als Hohepriester dieser göttlichen Sonne huldigen, können sicher sein, daß Tausende mit ihnen niederknieen, und Tausende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauschender Beifall allen solchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethes „Werther" war Ludwig Robert der erste, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältnisse" ein wahrhaft bürgerliches Trauerspiel zum Besten gab, als er mit kundiger Hand die prosaischen, kalten Umschläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menschheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben spätere Autoren dasselbe Thema, wir möchten fast sagen dieselbe Wunde, behandelt. Dieselbe Macht der Verhältnisse erschüttert uns in „Urika" und „Eduard," der „Herzogin von Duras," und in „Isidor und Olga" von Raupach. Frankreich und Deutschland fanden sogar dasselbe Gewand für denselben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns beide einen „Paria."

Wir wollen nicht untersuchen, welcher von den beiden Dichtern den besten Lorbeer verdiente; genug, wir wissen, daß beider Lorbeer von den edelsten Thränen benetzt worden. Nur sei es uns erlaubt, anzudeuten, daß die Sprache im Beerschen „Paria," obgleich getränkt in Poesie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an sich trägt und hie und da merken läßt, daß der „Paria" mehr unter Berlinischen Kulissenbäumen als unter indischen

Banianen aufgewachsen, und in direkter Linie mit der guten „Klytämnestra“ und den bessern „Bräuten von Arragonien“ verwandt ist.

Wir haben diese Ansichten über M. Beers frühere Dichtungen voranschicken müssen, um uns desto kürzer und faßlicher über sein neuestes Trauerspiel, „Struensee,“ aussprechen zu können.

Zuvörderst bekennen wir, daß der Tadel, womit wir noch eben den „Paria“ nicht verschonen konnten, nimmermehr den „Struensee“ treffen wird, dessen Sprache rein und klar dahin fließt, und als ein Muster guter Diktion gelten kann. Hier müssen wir die Segel des Lobes mit vollem Atem anschwellen, hier erscheint uns Michael Beer am meisten hervorragend aus dem Trosse unserer sogenannten Theaterdichter, jener Schwulstlinge, deren bildreiche Jamben sich wie Blumenkränze oder wie Bandwürmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Labequell hervorspringen zu sehen.

Was den Stoff betrifft, so ist Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, fast möchten wir sagen, glücklichen Instinkte, geleitet worden. Die Geschichte Struensees ist ein zu modernes Ereignis, als daß wir sie herzuerzählen und in gewohnter Weise die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht erraten mag, der Stoff desselben besteht einesteils in dem Kampfe eines bürgerlichen Ministers mit einer hochmütigen Aristokratie, andernteils in Struensees Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Uber dieses zweite Hauptthema der Beerschen Tragödie wollen wir keine weitläufigen Betrachtungen anstellen, obgleich dasselbe dem Dichter so wichtig dünkte, daß er im vierten und fünften Akte fast das erste Hauptthema darüber vergaß, und vielleicht dieses zweite Hauptthema auch andern Leuten so wichtig erscheinen mag, daß deshalb der Darstellung dieses Trauerspiels an manchen Orten die allerhöchsten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig ist, den dramatischen Darstellungen beurkundeter Wahrheiten sich entgegen zu setzen, ist eine Frage, die wir seinerzeit erörtern wollen. Unser Volksschauspiel, über dessen Verfall so trübselig geklagt wird, müßte ganz untergehen.

ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter ist als die Preßfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatische Kunst geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Aristophanes, in England während der Regierung der Königin Elisabeth, die es erlaubt hatte, sogar die Greuelgeschichten ihrer eigenen Familie, selbst die Schrecknisse ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzustellen. Hier in Bayern, wo wir ein freies Volk und, was noch seltener ist, einen freien König finden, treffen wir auch eine ebenso großartige Gesinnung, und dürfen daher auch schöne Kunstfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem ersten Hauptthema des „Struensee," dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Daß dieses Thema mit dem des „Paria" verwandt ist, soll nicht geleugnet werden. Es mußte naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen um so mehr die innere Entwickelung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Prinzip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im „Paria" sahen wir den Unterdrückten zu Tode gestampft unter dem eisernen Fußtritte des übermütigen Unterdrückers und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Notschrei der beleidigten Menschheit. Im „Struensee" hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern. Diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiziert, und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Ranzau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrechteten, jene Karyatiden des Thrones, die wie dessen notwendige Stützen aussehen möchten, und treffend schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

— — — Es teilten
Die höchsten Stellen Übermut und Dünkel.
Die Bessern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Ämter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt;

Voreilig flog der Edlen junge Schar
Der Ehrenstellen vielgestufte Leiter
Mit raschen Sätzen an, und, flücht'gen Fußes
Die niedern Sprossen überspringend, drängten
Sie keck sich zu des Staates schmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So sah das Land mit wachsendem Entsetzen
Von edlen Knaben seine besten Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Ranzau (lächelnd).

Wohl möglich, daß die Brut des Adlers sich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt,
Als der gemeinen Spatzen niedrer Flug.

Struensee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieser Adlerbrut zu stutzen,
Mit kräftigem Gesetz unbärt'ger Kühnheit
Gewehrt, daß uns kein neuer Phaeton
Das Flammenroß der Staatenherrschaft lenke. —

Wie sich von selbst versteht, hat es einer Tragödie, deren Held solche Verse deklamiert, nicht an gehöriger Mißdeutung gefehlt; man war nicht damit zufrieden, daß der Sünder, der sich solchermaßen zu äußern gewagt, am Ende geköpft wird, sondern man hat den Unmut sogar durch Kunsturteile kundgegeben, man hat ästhetische Grundsätze aufgestellt, wonach man die Fehler des Stücks haarklein demonstriert. Man will unter anderm dem Dichter vorwerfen, in seinen Tragödien seien keine tiefen und prächtigen Reflexionen, und er gebe nichts als Handlung und Gestalten. Diese Kritiker kennen gewiß nicht die obenerwähnte „Klytämnestra“ und „Die Bräute von Arragonien,“ die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes, der, wie man sagte, noch nicht ganz der Geschichte anheimgefallen sei, und dessen Behandlung es nötig mache, noch lebende Personen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unstatthaft, dabei noch gar die Interessen der heutigsten Parteien auszusprechen, die Leidenschaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie

die Gegenwart darzustellen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Gegenwart am gefährlichsten und wildesten bewegt ist. Wir aber sind anderer Meinung. Die Greuelgeschichten der Höfe können nicht schnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier soll man, wie einst in Ägypten, ein Totengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den sie etwa stiften könnte, beurteilt, so sind wir gewiß sehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer solchen Theorie würde die Beersche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild jener Kastenbevorrechtung in all' seiner grausamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, so ist das vielleicht heilsamer, als man glaubt.

Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sei das furchtbarste und festeste Tier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu töten, bestände darin, daß jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Tier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Häßlichkeit, daß es zusammenstürzt und stirbt. Der „Struensee," ebenso wie „Der Paria," war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Basilisken unserer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst.

Die Kunstgesetze, die ästhetischen Plebiscita, die der große Haufe bei Gelegenheit der Beerschen Tragödie zu Tage förderte, wollen wir nicht beleuchten. Es sei genug, wenn wir sagen, daß Herr Beer vor diesem Richterstuhle gut bestanden hat. Wir wollen dieses nicht lobend gesagt haben, sondern es versteckt sich vielmehr in diese Worte der geheime Tadel, daß der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publikum zu gewinnen wußte. Wir deuten hier auf das theatralische Reizmittel einer aufs höchste gespannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein so gedrängt volles Haus, wie wir bei der Aufführung des „Struensee" sahen, fast fünfthalb Stunden, sage vier und eine halbe Stunde lang, ausdauern zu machen, so daß am Ende doch noch der ungeschwächteste Enthusiasmus übrig bleiben und allgemeiner Beifall ausbrechen konnte, ja daß der größte Teil des Publikums

noch Lust hatte, lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man stürmisch hervorrief, erscheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern unrecht gethan, die Herrn Beer einen Mangel an schönen Reflexionen vorwarfen; dergleichen war vielleicht nur ein ironischer Tadel, der hinter sich das feinste Lob verstecken wollte. War es indessen ernstlich gemeint (wir sind alle schwache Menschen), so bedauern wir, daß jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen haben. Sie sahen, wie sie sagen, nichts als Handlung und Gestalten, und merkten nicht, daß solche die allerschönsten Reflexionen repräsentierten, ja daß das Ganze nichts als eine einzige große Reflexion aussprach. Wir bewundern die dramatische Weisheit und die Bühnenkenntnis des Dichters, wodurch er so Großes bewirkt. Er hat nicht bloß jede Szene genau motiviert, vorbereitet und ausgeführt, sondern jede Szene ist auch an und für sich aus organischer Notwendigkeit und aus der Hauptidee des Stücks hervorgegangen; z. B. jene Volksszene, die den vierten Akt eröffnet und die einem kurzsichtigen Zuschauer als überflüssiges Füllwerk erscheinen möchte und manchem wirklich so erschienen ist, bedingt dermaßen die ganze Katastrophe, daß sie ohne dieselbe nur zur Hälfte motiviert wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daß das Gemüt des Zuschauers von den Schmerzen der drei ersten Akte so tief bewegt ist, daß es durchaus zu seiner Erholung einer komischen Szene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung ist dennoch tragischer Natur, aus der lachenden Komödienmaske schauen Melpomenes geisterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch diese Szene erkennen wir, wie „Struensee,“ der schon allein durch seine majestätsverbrecherische Liebe untergehen konnte, noch obendrein dadurch seinem Untergange entgegeneilte, daß seine neuen Institutionen auch antinational waren, daß das Volk sie haßte, daß das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen seines liberalen Herzens. Es sei uns erlaubt, einige Reden aus jener Volksszene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daß er auch Talent für das Lustspiel hat. Die Bauern sitzen in der Schenke und politisieren.

Schulmeister.

Meinetwegen, der Struensee ist's nicht wert, daß wir uns um ihn zanken. Der ist zu unser aller Unglück ins Land

gekommen. Er bringt überall Hader und Zwistigkeit. Mischt er sich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbestallten Schulmeistern, daß sie lehren sollen, was durchaus nicht für die Köpfe eurer lieben Jugend paßt? Wenn's geschieht, wie er's haben will, so werden eure Buben und Mädchen bald klüger sein, als ihr. Aber dazu soll es nicht kommen, dafür will ich sorgen.

Hooge (ein Bauer).

Ja, er will überall Licht anzünden, wo man's auslöschen sollte; darf nicht jetzt jeder drucken lassen, was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeister nicht mehr einen Schluck über den Durst trinken, so kann morgen der Küster drucken lassen: „Gestern war der Schulmeister betrunken.“

Schulmeister.

Das sollt er sich unterstehen! Ich möchte doch sehen' —

Hooge.

Das würdet ihr sehen, und könntet's nicht hindern. Sie nennen's Preßfreiheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer nach dem Schnürchen lebt, kann dabei gewaltig in die Presse kommen.

Babe (Chirurgus).

Lebt nach dem Schnürchen, so schadet's keinem was. Dürft ihr doch auf diese Weise eure Herzensmeinung dem andern sagen, und dürft euch, wenn's euch beliebt, gegen den Struensee und die Regierung aussprechen.

Hooge.

Ei was, aussprechen! ich will mich nicht aussprechen, ich will das Maul halten, aber die andern sollen's auch. Jeder kümmre sich um die Töpfe auf seinem Herd.

Schulmeister.

Führt nicht so freventliche Redensarten, Gevatter Babe! Wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen die Regierung aussprechen wollen? Eine gute Regierung soll alles regieren, Herz und Geldbeutel und Mund und Feder. In einem guten Staate ist ein Hauptgrundsatz, daß man, wie Hooge sich auf seine

herzliche, einfache Weise ausdrückt, das Maul halte, denn wer redet und druckt, der muß auch zuweilen denken, und getreuen Unterthanen ist nichts gefährlicher, als die Gedanken.

Babe.

Die Gedanken könnt ihr aber nicht hindern.

Flyns (Bauer).

Nein, die kann keiner hindern, und ich denke mir vieles.

Schulmeister.

Nun, laßt doch hören, Flynschen, was denkt Ihr denn?
(Zu Swenne leise.)
Das ist der größte Einfaltspinsel im Dorfe.

Flyns.

Ich denke, daß mir alles recht ist, wenn's nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den sich der Struensee, wie sie sagen, vorgenommen habe.

Babe.

Das wäre?

Flyns.

Daß er sich vorgenommen, uns Bauern in Dänemark und in den Herzogtümern zu freien Leuten zu machen. Ich will nicht frei und unabhängig sein. Was ist's denn großes, daß ich für den Edelmann meinen Acker bestellen muß? dafür ernährt er mich und sorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich so mit. Wenn wir frei wären, müßten wir uns plagen und quälen, wären unsere eigenen Herrn und müßten Abgaben geben.

Babe.

Und für dein Eigentum, für die Freude, das, was du besitzest, dein nennen zu können, möchtest du nicht sorgen?

Flyns.

Ei was! wenn ein anderer für mich sorgt, ist mir's bequemer.

Schulmeister.

Das ist der erste vernünftige Gedanke, Flyns, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freiheit käm' auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift — euer Tod.

Außer den trefflichen Andeutungen, daß die Preßfreiheit ebenso große Gegner hat unter den niedern wie unter den hohen Ständen, und daß die Abschaffung der Leibeigenschaft den Leibeigenen selbst am meisten verhaßt ist, außer dergleichen wahren Zügen, deren in jener Szene noch manche andere vorkommen, sehen wir deutlich, wie Struensee auf den hohen Isolierschemeln seiner Ideen tragisch allein stand, und im Kampfe des Einzelnen mit der Masse rettungslos untergehen mußte. Der feine Sinn unseres Dichters hat indessen die Notwendigkeit gefühlt, den allzu großen Schmerz des Helden bei einem solchen Untergang einigermaßen zu mäßigen; er läßt ihn im Geiste die Zeit voraussehen, wo die Wohlthäter des Volkes mit dem Volke selbst einig sein werden; sterbend sieht er das Morgenrot dieser Zeit und spricht die schönen Worte:

„Der Tag geht auf! demütig leg ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'scher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn steigt blühend auf;
Hier, wo ich wirkte, reift manch' edle Saat.
So hab' ich nicht umsonst gelebt, so hab' ich
Mit falschen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt; die Tyrannei erkennt,
Daß sich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich seh ein Blutgerüst sich nach dem andern
Erbaun, ein rasend Volk entfesselt sich,
Trifft seinen König in verruchter Wut,
Und dann sich selbst mit immer neuen Schlägen.
Geschäftig mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emſ'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine starke Hand die ehrne Wut.
Der Henker ruht, doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu segnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet sie die Völker,
Bis auch der Kampf erlischt, ein brausend Meer
Schlägt an ein einsam Grab, und alles ruht.
Und hell're Tage kommen, und die Völker

Und Kön'ge schließen einen ew'gen Bund.
Notwendig ist die Zeit, sie muß erscheinen,
Sie ist gewiß, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge sind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker sind die Kön'ge groß."

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beerschen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Gestalten, die wir darin handeln sehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieser Blätter gestattet uns kein so kritisches Geschäft, und erlaubt uns kaum über die Hauptpersonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorsätzlich das Wort „Gestalten," statt Charaktere, mit dem erstern Ausdrucke das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Verseufzende, Überweiche, was wir an ihm erblicken, soll vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bei Graf Ranzau, der, mehr edel als adlig, ebenso wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beerscher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, sehen wir, daß er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Haß gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündnis gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; dieser, den einer unserer Freunde, gewiß mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigneschen „Paria" halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Eßlairs[1]) in einer solchen Rolle, nämlich als reformierter Pfarrer, erschien uns wie ein kolossaler altkatholischer Dom, der zum protestantischen Gottesdienste eingerichtet worden; an den Wänden sind die hübschen Bilder teils abgebrochen, teils mit frischem Kalk überstrichen, die Pfeiler stehen nackt und kalt, und

1) Ferdinand Eßlair (1772—1840), berühmter Schauspieler, seit 1816 an der Hofbühne in München.

die Worte, die so öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erschallen, sind dennoch das Wort Gottes. So erschien uns Eßlair besonders in der Szene, wo der Pfarrer Struensee fast im liturgischen Tone seinen Sohn segnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde ist, wie sich von selbst versteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Marie Antoinette vorgeschwebt, wie denn auch die Bedrängnisszene, wo die rebellierenden Truppen gegen das königliche Schloß marschieren, uns bedeutungsvoll den Tuileriensturm ins Gedächtnis rief. An Gestalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darstellerin, Demoiselle Hagen[1]), die am Anfang des zweiten Aktes, auf dem roten, goldumränderten Sessel sitzend, ganz so freundlich aussah, wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngst im Ausstellungssaale des hiesigen Kunstvereins so sehr bewundert haben.

Wir besitzen nicht das Talent, schönen Damen etwas Bitteres zu sagen, es sei denn, daß wir sie liebten, und wir enthalten uns unseres Urteils über das Spiel der Demoiselle Hagen als Königin Karoline Mathilde um so mehr, da man der Meinung ist, sie habe in dieser Rolle besser als jemals gespielt, und da überhaupt unser etwaiger Tadel jene ganze Unnaturschule betrifft, woraus so viele Meisterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf, der Stich, der Schröder, der Peche, der Müller und noch einiger andern Damen haben sich unsere Schauspielerinnen immer jenes gespreizten, singenden, gleißenden, heuchlerischen Tones befleißigt, der seinesgleichen nur auf lutherischen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodiert. Die natürlichsten, unverwöhntesten Mädchen glauben, sobald sie die Bretter betreten, diesen Ton anstimmen zu müssen, und sobald sie sich diese traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen sie sich Künstlerinnen. Wenn wir in dieser Hinsicht unsre Königin Karoline Mathilde noch keine vollendete Künstlerin nennen, haben wir das größte Lob ausgesprochen, welches sie von uns erwarten kann. Da sie noch jung ist, und hoffentlich auf wohlgemeinten Wink achtet, vermag sie vielleicht einst dem Streben nach jenem fatalen Künstlertume zu entsagen, und sie soll uns freundlich geneigt finden, sie dafür vollauf zu loben. Heute aber müssen wir die

---

1) Charlotte von Hagn (1809), bekannte Schauspielerin.

Krone einer bessern Königin zusprechen, und trotz unserer antiaristokratischen Gesinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Diese ist eine Gestalt, diese ist ein Charakter, hier ist nichts auszusetzen an Zeichnung und Farbe, hier ist etwas Neues, etwas ganz Eigentümliches, und hier bekundet der Dichter seine höchste, göttlichste Vollmacht, seine Vollmacht, Menschen zu schaffen. Hier scheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr ist, als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir fast Genie nennen möchten, wenn wir mit diesem allzu kostbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, schleichend kräftige, entzückend schauderhafte Königin ist eine eigentümliche Schöpfung des Dichters, die sich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen läßt. Madame Frieß hat diese Rolle gespielt, wie sie gespielt werden muß, sie hat den rauschenden Beifall, der ihr zu teil wurde, rechtmäßig verdient, und seit jenem Abende zählen wir sie zu dem Häuflein besserer Schauspielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre seltsame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Madame Georges. Ihre Kostümierung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Wesen erfüllte uns mit geheimem Grauen; absonderlich in der Szene, wo sie den Verschworenen die Nachtbefehle austeilt, ward uns so tief unheimlich zu Mute, wie damals in unserer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die schaurige Geschichte von dem nächtlichen Schlosse, wo die verwünschte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreise ihrer Hofkater und Hofkatzen sitzt und, halb mit menschlicher Stimme und halb miauend, Unheil beratet.

Wir schließen diese Betrachtungen mit dem Bedauern, daß der Raum dieser Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläufiger über Herrn Beers neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen selbst, daß wir zumeist nur eine Seite derselben, die politische, beleuchtet haben. Wir denken, daß andere Berichterstatter, wie gewöhnlich, einseitig die andere Seite, die romantische, die verliebte, besprechen werden. Indem wir solche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unsern Dank aussprechen für den hohen Genuß, den uns der Dichter bereitet. An der freimütigen Beurteilung, die sein Werk bei uns gefunden, möge er unsere neidlose, liebreiche Gesinnung erkennen, und es sollte uns freuen, wenn unser Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der schönen

Bahn, die er so ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter sind ein unstätes Volk, man kann sich nicht auf sie verlassen, und die besten haben oft ihre besseren Meinungen gewechselt aus eitel Veränderungssucht. In dieser Hinsicht sind die Philosophen weit sicherer; weit mehr als die Dichter lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen, man sieht sie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn sie haben selbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenso wie der „Paria“ und der „Struensee,“ tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer ist, als der große Apollo und all' die andern mediatisierten Götter des Olymps; wir sprechen vom Gotte der Freiheit.

Die deutsche Litteratur.

Von Wolfgang Menzel.[1])

Zwei Teile. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1828.

(1828.)

„Wisse, daß jedes Werk, daß da wert war, zu erscheinen, sogleich bei seiner Erscheinung gar keinen Richter finden kann; es soll sich erst sein Publikum erziehen, und einen Richterstuhl für sich bilden. — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen, ehe ein treffendes Wort über ihn gesagt wurde; über Leibnitz ist vielleicht das erste treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiß. Findet ein Buch sogleich bei seiner Erscheinung seinen kompetenten Richter, so ist dies der treffende Beweis, daß dieses Buch ebensowohl auch ungeschrieben hätte bleiben können."

Diese Worte sind von Johann Gottlieb Fichte, und wir setzten sie als Motto vor unsre Rezension des Menzelschen Werks, teils um anzudeuten, daß wir nichts weniger als eine Rezension liefern, teils auch um den Verfasser zu tröſten, wenn über den eigentlichen Inhalt seines Buches nichts Ergründendes gesagt wird, sondern nur dessen Verhältnis zu anderen Büchern der Art, dessen Äußerlichkeiten und besonders hervorstehende Gedankenspitzen besprochen werden.

Indem wir nun zuvörderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend

---

1) Zuerst in den „Neuen politischen Annalen," 1828, Bd. XXVII. 3. abgedruckt. Vgl. den Brief Heines an Menzel vom 16. Juli 1828.

zusammengestellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegels Vorlesungen über Litteratur fast ausschließlich in Erinnerung. Auch dieses Buch hat nicht seinen kompetenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch keiner im stande, beurteilend sich über den großen Beurteiler zu erheben; und wenn wir auch eingestehen müssen, daß ihm an kritischem Scharfblick sein Bruder August Wilhelm und einige neuere Kritiker, z. B. Willibald Alexis, Zimmermann, Varnhagen v. Ense und Immermann, ziemlich überlegen sind, so haben uns diese bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geistigen Bestrebungen erfaßte, die Erscheinungen derselben gleichsam wieder zurückschuf in das ursprüngliche Schöpfungswort, woraus sie hervorgegangen, so daß sein Buch einem schaffenden Geisterliede gleicht.

Die religiösen Privatmarotten, die Schlegels spätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu schreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorlesungen über Litteratur ist, vielleicht mehr als er selbst weiß, die Idee der Kunst noch immer der herrschende Mittelpunkt, der mit seinen goldenen Radien das ganze Buch umspinnt. Ist doch die Idee der Kunst zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Litteraturperiode, die mit dem Erscheinen Goethes anfängt und erst jetzt ihr Ende erreicht hat, ist sie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe selbst, dem großen Repräsentanten dieser Periode — und wenn Friedrich Schlegel in seiner Beurteilung Goethes demselben allen Mittelpunkt abspricht, so hat dieser Irrtum vielleicht seine Wurzel in einem verzeihlichen Unmut. Wir sagen „verzeihlich," um nicht das Wort „menschlich" zu gebrauchen; die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunst, erkannten die Objektivität als das höchste Erfordernis eines Kunstwerks, und da sie diese im höchsten Grade bei Goethe fanden, hoben sie ihn auf den Schild, die neue Schule huldigte ihm als König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem er die Schlegel kränkend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.

Menzels „Deutsche Litteratur" ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werke von Friedrich Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des

Irrtums. Beide Werke werden den späteren Litteratoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht bloß die schönsten Geistesschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisiert, worin es geschrieben ist. Dieser letztere Umstand gewährt auch uns das meiste Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegelschen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesamte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Dezennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegelschen Vorlesungen solchermaßen ein Litteraturepos, so erscheint uns hingegen das Menzelsche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde raten, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser läßt allen ihr Recht widerfahren, als echter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, daß er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegelschen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegenwart. Nur so viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzelschen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Litteratur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küßt jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen, und schaut dabei so klug, daß wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen.

Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine Tendenz unserer neuesten Zeit ist, eine jener Tendenzen, wodurch sie sich von der früheren Kunstperiode unterscheidet. Wir haben große geistige Eroberungen

gemacht, und die Wissenschaft soll sie als unser Eigentum sichern. Diese Bedeutung derselben hat sogar die Regierung in einigen deutschen Staaten anerkannt, absonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in solcher Hinsicht am schönsten glänzen. Dasselbe Streben hat sich, zumeist durch Einwirkung solcher deutschen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daß alles Wissen einen Wert an und für sich hat, daß es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden soll, sondern damit es seinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir, als das beste Erbteil, den folgenden Geschlechtern überliefern werden.

Herr Menzel ist mehr ein encyklopädischer Kopf als ein synthetisch wissenschaftlicher. Da ihn aber sein Wille zur Wissenschaftlichkeit drängt, so finden wir in seinem Buche eine seltsame Vereinigung seiner Naturanlage mit seinem vorgefaßten Streben. Die Gegenstände entsteigen daher nicht aus einem einzigen innersten Prinzip, sie werden vielmehr nach einem geistreichen Schematismus einzeln abgehandelt, aber doch ergänzend, so daß das Buch ein schönes, gerundetes Ganze bildet.

In dieser Hinsicht gewinnt vielleicht das Buch für das große Publikum, dem die Übersicht erleichtert wird, und das auf jeder Seite etwas Geistreiches, Tiefgedachtes und Anziehendes findet, welches nicht erst auf ein letztes Prinzip bezogen werden muß, sondern an und für sich schon seinen vollgültigen Wert hat. Der Witz, den man in Menzelschen Geistesprodukten zu suchen berechtigt ist, wird durchaus nicht vermißt, er erscheint um so würdiger, da er nicht mit sich selbst kokettiert, sondern nur der Sache wegen hervortritt — obgleich sich nicht leugnen läßt, daß er Herrn Menzel oft dazu dienen muß, die Lücken seines Wissens zu stopfen. Herr Menzel ist unstreitig einer der witzigsten Schriftsteller Deutschlands, er kann seine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnend, in einem steifen Perückentone dozieren, so überrascht ihn wenigstens der Ideenwitz, und diese Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwischen Scherz und Weisheit ist vorherrschend in dem Menzelschen Werke. Nochmal rühmen wir des Verfassers Witz, um so mehr, da es viele trockene Leute in der Welt giebt, die den

Witz proskribieren möchten, und man täglich hören kann, wie Pantalon sich gegen diese niedrigste Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß, und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigsten Seelenkräften gehören, so glauben wir doch, daß er sein Gutes hat. Wir wenigstens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nötig, daß man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so übellaunig sein, den Witz nicht bloß als notwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzusehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Staaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüten dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermute des Reichtums und der Gewalt schützt euch nichts — als der Tod und die Satire.

„Universalität ist der Charakter unserer Zeit," sagt Herr Menzel im zweiten Teil, S. 63, seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens, und zwar unter folgenden Rubriken: „Die Masse der Litteratur, Nationalität, Einfluß der Schulgelehrsamkeit, Einfluß der fremden Litteratur, der litterarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik." Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disziplinen so tief eingeweiht sein kann, daß wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Konstruktion zu helfen gewußt. Im Divinieren ist er oft glücklich, im Konstruieren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkürlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt kombinatorisch und

konziliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend, wollen wir als eine Probe der Menzelschen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat“ mitteilen:

„Bevor wir die Litteratur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Übermute oder aus zufälligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader geraten. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks selbst und nur insofern eines Volks wider das andere, als bei dem einen diese, bei dem andern jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch geworden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zu schanden geworden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Prinzipien. Das vorige Jahrhundert war reicher an voraussichtigen Spekulationen, das gegenwärtige ist reicher an Rücksichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird alles erklärt, was geschehen ist.

„Es giebt nur zwei Prinzipe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achse haben die Parteien sich gelagert, und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen manche kaum, daß sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei untereinander selbst, sofern sie aus ein und demselben Prinzipe verschiedene Folgerungen ziehen; im allgemeinen aber muß der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nüancen sein mögen, jenes Clair-obscur und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide

Hauptfarben ineinander übergehen, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik, und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiete das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

„Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestiert, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählich immer mehr die starren Kristallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Litteratur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden."

Unter der Rubrik „Philosophie" bekennt sich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik „Natur" hat er dessen Lehre, wie sich gebührt, gefeiert. Wir stimmen überein in dem, was er über diesen allgemeinen Weltdenker ausspricht. Görres und Steffens finden als Schellingsche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Ersterer ist mit Vorliebe gewürdigt, seine Mystik etwas allzu poetisch gerühmt. Doch sehen wir diesen hohen Geist immer lieber überschätzt, als parteiisch verkleinert. Steffens wird als Repräsentant des Pietismus dargestellt, und die Ansichten, die der Verfasser von Mystik und Pietismus hegt, sind, wenn auch irrig, doch immer tiefsinnig, schöpferisch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr

Menzel sich abmüht, das beste von ihm zu prophezeien. Wir teilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: „Unter hundert Pietisten sind neunundneunzig Schurken und ein Esel.“ Von frömmelnden Heuchlern ist kein Heil zu erwarten, und durch Eselsmilch wird unsere schwache Zeit auch nicht sehr erstarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Mystizismus erwarten. In seiner jetzigen Erscheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich sein; in seinen Resultaten kann er heilsam wirken. Dadurch, daß der Mystiker sich in die Traumwelt seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt, dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüte die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neuern Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mystizismus immer tief gefühlt; daher im Mittelalter beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus; und zeigt sie sich heutzutage sehr freundlich gegen Männer wie Schlegel, Görres, Haller, Müller &c., so betrachtet sie solche doch nur wie Guerillas, die man in schlimmen Kriegszeiten, wo die stehenden Glaubensarmeen etwas zusammengeschmolzen sind, gut gebrauchen kann, und späterhin in Friedenszeit gehörig unterdrücken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten, wie auch im Oriente der Mystizismus den Autoritätsglauben sprengt, wie z. B. aus dem Sufismus in der neuesten Zeit Sekten entstanden, deren Religionsbegriffe von der erhabensten Art sind.

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfsinne Herr Menzel vom Protestantismus und Katholizismus spricht, in diesem das Prinzip der Stabilität, in jenem das Prinzip der Evolution erkennend. In dieser Hinsicht bemerkt er sehr richtig unter der Rubrik „Religion:“

„Der Erstarrung muß die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwickelung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht, und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechts wegen sich nicht beklagen, daß die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht.“

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voß, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht bestimmt genug unsern Tadel aussprechen.[1]) Wenn der Verfasser unseren seligen Voß einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer“ nennt, sollten wir fast auf den Argwohn geraten, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voß so wacker gekämpft hat. Jene Partei ist zu mächtig, als daß man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten, niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit loshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein ungeschlachtes niedersächsisches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundschaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiß Herrn Menzel vor solchen Gefühlen bewahrt, sonst würde er die Herbheit der Vossischen Schriften

1) Vgl. Bd. V. S. 191.

nur in den Thatsachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr sein, daß Voß in seinem protestantischen Eifer die Bilderstürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daß die Kirche jetzt überall die Verbündete der Aristokratie ist und sogar hie und da von ihr besoldet wird. Die Kirche, einst die herrschende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten und zu deren Ehren sie mit dem ganzen Orient turnierten, jene Kirche ist schwach und alt geworden, sie möchte sich jetzt eben diesen Rittern als dienende Amme verdingen und verspricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter fesseln und scheren könne.

Unter der Rubrik „Kunst“ häufen sich die meisten Ausfälle gegen Voß. Diese Rubrik umfaßt beinahe den ganzen zweiten Teil des Menzelschen Werks. Die Urteile über unsere nächsten Zeitgenossen lassen wir unbesprochen. Die Bewunderung, die der Verfasser für Jean Paul hegt, macht seinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeisterung für Schiller. Auch wir nehmen daran Anteil; doch gehören wir nicht zu denen, die durch Vergleichung Schillers mit Goethe den Wert des letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter sind vom ersten Range, beide sind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daß wir glauben, Goethe wäre im stande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen dessen Räubern, Piccolominis, Louisen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in seinen Werken bedurft hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Goethe gesprochen oder vielmehr abgesprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zu Mute wie vorigen Sommer, als ein Bankier in London uns der Kuriosität wegen einige falsche Banknoten zeigte; wir konnten diese Papiere nicht schnell genug aus den Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor Old Bailey aufhängen. Erst nachdem wir an den Menzelschen Blättern über Goethe unsre schaurige Neugier befriedigt,

erwachte der Unmut. Wir beabsichtigen keineswegs eine Verteidigung Goethes; wir glauben, die Menzelsche Lehre: „Goethe sei kein Genie, sondern ein Talent,“ wird nur bei wenigen Eingang finden, und selbst die wenigen werden doch zugeben, daß Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu sein. Aber selbst wenn Menzel recht hätte, würde es sich nicht geziemt haben, sein hartes Urteil so hart hinzustellen. Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Rezensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch ebensoviel Kourtoisie besitzen wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat.[1])

Woher aber kommt diese Härte gegen Goethe, wie sie uns hie und da sogar bei den ausgezeichnetsten Geistern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der nichts als primus inter pares sein sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannis gelangt ist, betrachten ihn viele große Geister mit geheimem Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geistigen Tiers état, die liebe Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie sehen, er schmeichelt den respektiven Korporationen der Städte, er sendet gnädige Handschreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen,“ und erschafft einen Papieradel von Hochbelobten, die sich schon viel höher dünken, als jene wahren Großen, die ihren Adel, ebenso gut, wie der König selbst, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggisch zu sprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag dies geschehen. Sahen wir doch jüngst in den Fürstengrüften von Westminster, daß jene Großen, die, als sie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und so wird auch Goethe nicht verhindern können, daß jene großen Geister, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zusammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westminster der deutschen Litteratur.

Die brütende Stimmung unzufriedener Großen ist ansteckend, und die Luft wird schwül. Das Prinzip der Goetheschen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Prinzipe

1) Vgl. Bd. V. S. 190 ff. und den Brief an Varnhagen v. Ense vom 28. November 1827 aus München.

steigt auf, und, seltsam! wie das Menzelsche Buch merken läßt, sie beginnt mit Insurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe selbst, daß die schöne objektive Welt, die er durch Wort und Beispiel gestiftet hat, notwendigerweise zusammensinkt, sowie die Kunstidee allmählich ihre Herrschaft verliert, und daß neue frische Geister von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das zivilisierte Goethentum über den Haufen werfen und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjektivität begründen. Daher das Bestreben, eine Goethesche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garnisonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitscharen, werden zu regulären Truppen zugestutzt, müssen ihre Kessel abliefern, müssen die Goethesche Uniform anziehen, müssen täglich exerzieren. Die Rekruten lärmen und trinken und schreien Vivat; die Trompeter blasen —

Wird Kunst und Altertum [1]) im stande sein, Natur und Jugend zurückzudrängen?

Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, daß wir unter „Goethentum" nicht Goethes Werke verstehen, nicht jene teuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist und das geknutete Deutschland in slawischer Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verstehen wir auch nicht eigentlich die Goethesche Denkweise, diese Blume, die im Miste unserer Zeit immer blühender gedeihen wird, und sollte auch ein glühendes Enthusiastenherz sich über ihre kalte Behaglichkeit noch so sehr ärgern; mit dem Worte „Goethentum" deuteten wir oben vielmehr auf Goethesche Formen, wie wir sie bei der blöden Jüngerschar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepsen jener Weisen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepsen gewährt, erregte unsere Klage. Der Alte! wie zahm und milde ist er geworden! Wie sehr hat er sich gebessert! würde ein Nicolait sagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den schwülen „Werther" und den „Götz mit der eisernen Hand" schrieb! Wie hübsch manierlich ist er geworden, wie ist ihm alle Roheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt

1) Eine Anspielung auf Goethes Zeitschrift: „Über Kunst und Altertum" (1816—1832).

es ihn, wenn er an die frühere geniale himmelstürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar andere, in seine alten Fußstapfen tretend, mit demselben Übermute ihre Titanenflegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieser Hinsicht ein geistreicher Ausländer unsern Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der sich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzialstädtchens ein ehrsam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichste alle Philistertugenden zu erfüllen strebt, und in die peinlichste Verlegenheit gerät, wenn zufällig irgend ein wüster Waldgesell aus Kalabrien mit ihm zusammentrifft und alte Kameradschaft nachsuchen möchte.

Einleitung

zu

„Kahldorf über den Adel,

in Briefen an den Grafen M. von Moltke."

(1831.)[1]

Der gallische Hahn hat jetzt zum zweitenmal gekräht, und auch in Deutschland wird es Tag. In entlegene Klöster, Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: — Was thaten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten in unserer deutschen Weise, d. h. wir philosophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen oder zunächst passierten, sondern wir philosophierten über die Realität der Dinge an und für sich, über die letzten Gründe der Dinge und ähnliche metaphysische und transcendentale Träume, wobei uns der Mordspektakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophischen Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltsam ist es, daß das praktische Treiben unserer Nachbaren jenseits des Rheins dennoch eine eigene Wahlverwandtschaft

---

1) Diese Broschüre war von einem Hamburger Litteraten Robert Wesselhöft verfaßt, der später in Amerika verschollen ist. Vgl. Bd. VI. S. 143 ff. Auf dem Titelblatt steht: „Herausgegeben von H. Heine" (Nürnberg 1831).

hatte mit unseren philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viel wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsere deutsche Philosophie sei nichts anders, als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, ebenso wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveräne Wille, der ein schnelles Universalreich improvisierte, das ebenso schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. — Unter seinem konsequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntnis, sogar Entschädigung, und in der neuen Restauration, in der Naturphilosophie, wirtschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intriguiert, der Mystizismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschtümelei, die Gemütlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jakobinern, den Fichteschen Bonapartisten, den Schellingschen Pairs und seinen eignen Kreaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist.

In der Philosophie hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, daß wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieselbe Methode beobachten?

Werden wir mit dem System des Comité de salut publique, oder mit dem System des Ordre légal den Kursus eröffnen? [1]) Diese Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und sei es auch nur den eignen Kopf, flüstert bedenklich: Wird die deutsche Revolution eine trockene sein oder eine naßrote — —?

Aristokraten und Pfaffen drohen beständig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humanisten versprechen uns dagegen die schönen Szenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuschen sich oder wollen andere täuschen. Denn nicht weil die französische Revolution in den neunziger Jahren so blutig und entsetzlich, vorigen Juli aber so menschlich und schonend war, läßt sich folgern, daß eine Revolution in Deutschland ebenso den einen oder den andern Charakter annehmen müsse. Nur wenn dieselben Bedingnisse vorhanden sind, lassen sich dieselben Erscheinungen erwarten. Der Charakter der französischen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moralischen Zustande des Volks, und besonders von seiner politischen Bildung. Vor dem ersten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine schon fertige Zivilisation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelstande; die unteren Klassen waren geistig verwahrlost, und durch den engherzigsten Despotismus von jedem edlen Emporstreben abgehalten. Was aber gar politische Bildung betrifft, so fehlte sie nicht nur jenen unteren, sondern auch den oberen Klassen. Man wußte damals nur von kleinlichen Manövers zwischen rivalisierenden Korporationen, von wechselseitigem Schwächungssysteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünsten, von Mätresseneinfluß und dergleichen Staatsmisere. Montesquieu hatte nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl Geister geweckt. Da er immer von einem historischen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluß auf die Massen eines enthusiastischen Volks, das am empfänglichsten ist für Gedanken, die ursprünglich und frisch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rousseaus. Als aber dieser, der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geist erblickt und die argen Gemüter der gekrönten Giftmischer, die

1) Bis hierher findet sich diese Vorrede in der ersten Auflage des Buches: „De la France" in französischer Version.

gleißende Leerheit der Schranzen, die läppische Lüge der Hofetikette und die gemeinsame Fäulnis durchschaute und schmerzhaft ausrief: „Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daß ich sie wieder einrichten soll!" als Jean Jacques Rousseau halb mit verstelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnsinn seine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Lucian des Christentums, den römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Konstitution, das goldene Vließ, mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyes definierte und Mirabeau redete, und die Donner der konstituierenden Versammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Defizit dahinrollten, und neue ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporschossen; — da mußten die Franzosen die große Wissenschaft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten Anfangsgründe kamen ihnen teuer zu stehen, und es kostete ihnen ihr bestes Blut.

Daß aber die Franzosen so teures Schulgeld bezahlen mußten, das war die Schuld jener blödsinnig lichtscheuen Despotie, die, wie gesagt, das Volk in geistiger Unmündigkeit zu erhalten gesucht, alle staatswissenschaftliche Belehrung hintertrieben, den Jesuiten und Obskuranten der Sorbonne die Bücherzensur übertragen, und gar die periodische Presse, das mächtigste Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichste unterdrückt hatte. Man lese nur in Merciers Tableau de Paris [1]) den Artikel über die Zensur vor der Revolution, und man wundert sich nicht mehr über jene krasse politische Unwissenheit der Franzosen, die nachher zur Folge hatte, daß sie von den neuen politischen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daß sie jedem Pamphletisten und Journalisten aufs Wort glaubten, und daß sie von jedem Schwärmer, der sich selbst betrog, und jedem Intriganten, den Pitt besoldete, zu den ausschweifendsten Handlungen verleitet werden konnten. Das ist ja eben der Segen der Preßfreiheit, sie raubt der kühnen Sprache des Demogogen allen Zauber der Neuheit, das

1) L. S. Mercier: „Tableau de Paris" (Amsterdam 1782—88. XII.).

leidenschaftlichste Wort neutralisiert sie durch ebenso leidenschaftliche Gegenrede, und sie erstickt in der Geburt schon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bosheit gesäet, so tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preßfreiheit ist für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchsten Fußtritte hinnimmt, ebenso fatal wie für den Despoten, der eine einsame Ohnmacht nicht gern beleuchtet sieht. Es ist wahr, daß die Zensur solchen Leuten sehr angenehm ist. Aber es ist nicht weniger wahr, daß die Zensur, indem sie einige Zeit dem Despotismus Vorschub leistet, ihn am Ende mitsamt dem Despoten zu Grunde richtet, daß dort, wo die Ideenguillotine gewirtschaftet, auch bald die Menschenzensur eingeführt wird, daß derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit [1]) seinen eignen Herrn ausstreicht aus dem Buche des Lebens.

Ach! diese Geisteshenker machen uns selbst zu Verbrechern, und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnsinniger Angst vor dem Richtschwerte des Zensors. Ich selbst unterdrücke in diesem Augenblick einige neugeborene unschuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute schon seit so vielen Jahren ein Geistermordgesetz ertragen,

---

1) Hier folgt im Originalmanuskript die später durchstrichene Stelle: ,,das Henkeramt auch an Menschen verrichten werde, und daß Monsieur Samson, als er Se. allerchristlichste Majestät, den König von Frankreich, aus dem Buche des Lebens ausstrich, nur als natürlicher Nachfolger den Zensor von Paris im Handwerk ablöste.

„Dieser Wahrheit bin ich jüngst in der grauenhaftesten Weise bewußt geworden, als die Unruhen, die Europa bewegen, auch bis in die Stadt meines zufälligen Aufenthalts gedrungen waren und ich die heidnische Wildheit entzügelter Volksmassen in der Nähe betrachtete. Es blieb, gottlob! nur bei Steinwürfen und Fenstergeklirre, und des andern Tags war schon alles wieder beschwichtigt durch die — — — — — — — — — — — — — — — — — unter dem: „Ein' feste Burg ist unser Gott" — gefunden hatten. Ich aber verbrachte sehr schlecht die Nacht, als jene Unruhen vorfielen, ich konnte nicht einschlafen vor lauter Revolutionsgreuelgedanken, und dachte beständig an Ludwig XVI., und dann auch an Karl I., und grübelte nach, wer wohl der verlarvte Scharfrichter gewesen sei, der ihn geköpft hat, und als ich einschlief, träumte mir, ich stände unter einer brausenden Volksmenge, die nach einem großen Hause emporgaffte, das ungefähr wie Whitehall aussah, und vor dessen Fenstern sich ein schwarzes Gerüste erhob, wo auf einer schwarzen — — — — ein weißes — — — — — haupt lag, und siehe! als der verlarvte Scharfrichter zu einem Streiche auslangen wollte, entfiel ihm die Maske, und zum Vorschein kam eines wohlbekannten — — — — — wohlbekanntes — — — — — Gesicht.'' —

das Polignac in Frankreich nur zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich spreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichste eine strenge Zensur der Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entsetzen erfüllte — die friedlichsten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadierte die Gassen, man focht, man stürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des toten Adlers, die École polytechnique, flatterte aus dem Neste mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit stürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeisterung der Jungen, zu Pferde stieg Lafayette, der Unvergleichliche, dessen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erschaffen könnte, und den sie deshalb in ihrer ökonomischen Weise für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen sucht — und nach drei heldenmütigen Tagen lag die Knechtschaft zu Boden mit ihren roten Schergen und ihren weißen Lilien; und die heilige Dreifarbigkeit, umstrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchturm unserer lieben Frauen von Paris! Da geschahen keine Greuel, da gab's kein mutwilliges Morden, da erhob sich keine allerchristlichste Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famosen Rückkehr von Versailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshuttes und von Varicourt voraustrug und in Sèvres still hielt, um sie dort von einem Citoyen-Perruquier abwaschen und hübsch frisieren zu lassen. — Nein, seit jener Zeit, schaurigen Angedenkens, hatte die französische Presse das Volk von Paris für bessere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, sie hatte die Ignoranz ausgejätet aus den Herzen und Intelligenz hineingesäet, die Frucht eines solchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menschlichkeit des Pariser Volks in der großen Woche — und, in der That! wenn Polignac späterhin nicht auch physisch den Kopf verlor, so verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derselben Preßfreiheit, die er thörichterweise unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit seinen lieblichsten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft seine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit diesen flüchtigen Bemerkungen genugsam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den

die Revolution in Deutschland annehmen möchte, sich in eine Frage über den Zustand der Zivilisation und der politischen Bildung des deutschen Volks verwandeln muß, wie die Bildung ganz abhängig ist von der Preßfreiheit, und wie es unser ängstlichster Wunsch sein muß, daß durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil stiftet als die Leidenschaft, und Ansichten und Meinungen, je weniger sie vorher erörtert und besprochen worden, um so grauenhaft stürmischer auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Losungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit" könnte jetzt in Deutschland, ebenso wie einst in Frankreich, das erste Losungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit versäumen, wenn er dazu beitragen will, daß die Streitfrage „über den Adel" durch eine ruhige Erörterung geschlichtet oder ausgeglichen werde, ehe sich ungefüge Disputanten einmischen mit allzuschlagenden Beweistümern, wogegen weder die Kettenschlüsse der Polizei, noch die schärfsten Argumente der Infanterie und Kavallerie, nicht einmal die Ultima ratio regis, die sich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, etwas auszurichten vermöchten. In dieser trüben Hinsicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienstliches Werk. Ich glaube, der Ton der Mäßigung, der darin herrscht, entspricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfasser bekämpft mit indischer Geduld eine Broschüre, betitelt:

> „Über den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstande. Von dem Grafen M. v. Moltke, königl. dänischem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg, bei Perthes und Besser. 1830."

Doch wie in dieser Broschüre, so ist auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erschöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, sozusagen dogmatischen Teil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe sitzt auf seinem Turnierroß und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daß durch adelige Zeugung ein besseres Blut entstehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er verteidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Gesandtschafts- und Waffenämtern, womit man den Adeligen dafür belohnen soll, daß er sich die große

Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und so weiter; — dagegen erhebt sich ein Streiter, der Stück vor Stück jene bestialischen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Ansichten herunterschlägt, und die Walstätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurteils und den Wappentrümmern altadeliger Insolenz. Dieser bürgerliche Ritter kämpft gleichsam mit geschlossenem Visier, das Titelblatt dieser Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht späterhin ein braver Nom de guerre wird. Ich weiß selbst wenig mehr von ihm zu sagen, als daß sein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daß ich selbst nicht der Verfasser dieser Schrift bin, sondern sie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erst ausführlich zu beteuern. Ich hätte nimmermehr mit solcher Mäßigung die adeligen Prätensionen und Erblügen diskutieren können. Wie heftig wurde ich einst, als ein niedliches Gräfchen, mein bester Freund [1]), während wir auf der Terrasse eines Schlosses spazieren gingen, die Besserblütigkeit des Adels zu beweisen suchte! Indem wir noch disputierten, beging sein Bedienter ein kleines Versehen, und der hochgeborene Herr schlug dem niedriggeborenen Knechte ins Gesicht, daß das unedle Blut hervorschoß, und stieß ihn noch obendrein die Terrasse hinab. Ich war damals zehn Jahr jünger, und warf den edlen Grafen sogleich ebenfalls die Terrasse hinab — es war mein bester Freund, und er brach ein Bein. Als ich ihn nach seiner Genesung wiedersah — er hinkte nur noch ein bißchen — war er doch noch immer von seinem Adelstolze nicht kuriert und behauptete frischweg: der Adel sei als Vermittler zwischen Volk und König eingesetzt, nach dem Beispiele Gottes, der zwischen sich und den Menschen die Engel gesetzt hat, die seinem Throne zunächst stehen, gleichsam ein Adel des Himmels. Holder Engel, antwortete ich, gehe mal einige Schritte auf und ab — er that es — und der Vergleich hinkte.

Ebenso hinkend ist ein Vergleich, den der Graf Moltke in derselben Beziehung mitteilt. Um seine Weise durch ein Beispiel zu zeigen, will ich seine eignen Worte hersetzen: „Der Versuch, den Adel aufzuheben, in welchem sich die flüchtige

---

1) Bezieht sich wohl auf den Grafen Eugen Breza. Vgl. S. 66.

Achtung zu einer dauernden Gestalt verkörpert, würde den Menschen isolieren, würde ihn auf eine unsichere Höhe erheben, der es an den nötigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen seiner Willkür umgeben, wodurch, wie sich dieses im Orient so oft gezeigt, die Existenz des Herrschers in eine gefahrvolle Lage gerät. Burke nennt den Adel das korinthische Kapitäl wohlgeordneter Staaten, und daß hierin nicht bloß eine rednerische Figur zu suchen, dafür bürgt der erhabene Geist dieses außerordentlichen Mannes, dessen ganzes Leben dem Dienste einer vernünftigen Freiheit gewidmet war.“

Durch dasselbe Beispiel ließe sich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntnisse getäuscht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm spendet; denn ihm fehlt jene Consistency, welche die Engländer für die erste Tugend eines Staatsmannes halten. Burke besaß nur rhetorische Talente, womit er in der zweiten Hälfte seines Lebens die liberalen Grundsätze bekämpfte, denen er in der ersten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch diesen Gesinnungswechsel die Gunst der Großen erkriechen wollte, ob Sheridans liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eifersucht ihn bestimmten, als dessen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantische Schilderungen und rednerische Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es immer verdächtig ist, wenn man zu gunsten der regierenden Gewalt seine Ansichten wechselt, und daß man dann immer ein schlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in diesem Falle ist, sagte einst: Die Adeligen sind nicht die Stützen, sondern die Karyatiden des Thrones. Ich denke, dieser Vergleich ist richtiger, als der von dem Kapitäl einer korinthischen Säule. Überhaupt, wir wollen letzteren so viel als möglich abweisen; es könnten sonst einige wohlbekannte Kapitalisten den kapitalen Einfall bekommen, sich anstatt des Adels als korinthisches Kapitäl der Staatssäulen zu erheben. Und das wäre gar der allerwiderwärtigste Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erst in einer späteren Schrift beleuchtet werden soll; der besondere, praktische Teil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls seine gehörige

Erörterung finden. Denn, wie ich schon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaßt sich nur mit dem Grundsätzlichen, sie bestreitet Rechtsansprüche, und sie zeigt nur, wie der Adel im Widerspruch ist mit der Vernunft, der Zeit und mit sich selbst. Der besondere, praktische Teil betrifft aber jene siegreichen Anmaßungen und faktischen Usurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker so sehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es scheint mir, als glaube der Adel selbst nicht an seine eigenen Prätensionen, und schwatzte sie bloß hin als Köder für bürgerliche Polemik, die sich damit beschäftigen möge, damit ihre Aufmerksamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptsache. Diese besteht nicht in der Institution des Adels als solchen, nicht in bestimmten Privilegien, nicht in Fron-, Handdienst-, Gerichts- und anderen Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptsache besteht vielmehr in dem unsichtbaren Bündnisse aller derjenigen, die so und so viel Ahnen aufzuweisen haben, und die stillschweigend die Übereinkunft getroffen haben, sich aller leitenden Macht in den Staaten zu bemächtigen, indem sie, gemeinschaftlich die bürgerlichen Roturiers zurückdrängend, fast alle höhere Offizierstellen und durchaus alle Gesandtschaftsposten an sich bringen. Solchermaßen können sie die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Respekt halten und durch diplomatische Verhetzungskünste zwingen, gegeneinander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln oder zu diesem Zwecke fraternisierend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker, und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Prinzip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Adel, der durch Rechte und Besitztümer der mächtigste war, wurde Bannerführer der europäischen Aristokratie, und John Bull bezahlte dieses Ehrenamt mit seinen besten Guineen und siegte sich bankrott.[1] Während des Friedens besorgte Österreich die Interessen des Adels — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — —

[1] Im Originalmanuskript heißt es hier: „Während des Friedens, der nach jenem kläglichen Sieg erfolgte, führte Österreich das noble Banner, und besorgte die Adelsinteressen, und auf jedem feigen Verträglein, das gegen den Liberalismus geschlossen wurde, prangt obenan das wohlbekannte Siegellack." Vgl. Bd. III. S. 134. Anm.

und, wie der unglückliche Anführer, wurden auch die Völker selber in strengem Gewahrsam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und . . . .[1]) war dessen Hudson Lowe — — Aber nur an dem sterblichen Leib der Revolution konnte man sich rächen, nur jene menschgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und bespritzt mit Schlachtfeldblut zu einer stolzen Kaiserstochter[2]) ins Brautbett stieg — — nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebse sterben lassen; der Geist der Revolution ist jedoch unsterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wochenbette des Ende Juli wurde die Revolution wiedergeboren, nicht als einzelner Mensch, sondern als ganzes Volk, und in dieser Volkwerdung spottet sie des Kerkermeisters, der vor Schrecken das Schlüsselbund aus den Händen fallen läßt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat sich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anstrengungen — —[3]); doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der englische Bull kann jetzt am wenigsten den Feinden die Spitze bieten, wie früherhin; denn der ist am meisten erschöpft, und durch das beständige Ministerwechselfieber fühlt er sich matt in allen Gliedern, und es ist ihm eine Radikalkur, wo nicht gar die Hungerkur, verordnet, und das infizierte Irland soll ihm noch obendrein amputiert werden. Österreich fühlt sich ebenfalls nicht heroisch aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu spielen[4]) — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen. — Aber sie dringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kurtisanen, ohne Kuppler,

---

1) „Metternich," heißt es im Originalmanuskript.

2) „einer kaiserlichen Blondine ins Bett gestiegen und die weißen Laken von Habsburg befleckt hatte," heißt es im Originalmanuskript.

3) „und er hat seitdem als stärkende Kur täglich Eselsmilch getrunken, und zwar von der Eselin des Papstes," heißt es im Originalmanuskript.

4) „Staberle zieht nicht gern die Kriegsuniform an und weiß sehr gut, daß seine Parapluies nicht gegen Kugelregen schützen, und dabei schrecken ihn auch jetzt die Ungarn mit ihren grimmigen Schnurrbärten, und in Italien muß er vor jeden enthusiastischen Zitronenbaum eine Schildwache stellen, und zu Hause muß er Erzherzoginnen zeugen, um im Notfall das Ungetüm der Revolution damit abzuspeisen — ‚das bringt ein Viech um,' sagt Staberle," heißt es im Originalmanuskript.

ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit [1]) — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Seltsame Umwandlung! in dieser Not wendet sich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgsten Feind seiner Interessen betrachtet und gehaßt, er wendet sich an Rußland. Der große Zar, der noch jüngst der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudalistischen Aristokratie feindselig gegenüberstand und gezwungen schien, sie nächstens zu befehden, eben dieser Zar wird jetzt von eben jener Aristokratie zum Bannerführer erwählt, und er ist genötigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der russische Staat auf dem antifeudalistischen Prinzip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, sondern das erworbene Staatsamt einen Rang erteilt, so ist doch auf der andern Seite das absolute Zarentum unverträglich mit den Ideen einer konstitutionellen Freiheit, die den geringsten Unterthan selbst gegen eine wohlthätige fürstliche Willkür schützen kann; — und wenn Kaiser Nikolaus I. wegen jenes Prinzips der bürgerlichen Gleichheit von den Feudalisten gehaßt wurde, und obendrein, als offener Feind Englands und heimlicher Feind Österreichs, mit all' seiner Macht der faktische Vertreter der Liberalen war, so wurde doch er seit dem Ende Juli der größte Gegner derselben, nachdem deren siegende Ideen von konstitutioneller Freiheit seinen Absolutismus bedrohen, und eben in seiner Eigenschaft als Autokrat weiß ihn die europäische Aristokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der englische Bull hat sich in einem solchen Kampf die Hörner abgelaufen, und nun soll der russische Wolf seine Rolle übernehmen. Die hohe Noblesse von Europa weiß schlau genug das Schrecken der moskowitischen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gast schmeichelt es nicht wenig, daß er die Würde des alten, von Gottes Gnade eingesetzten Königtums verfechten soll gegen Fürstenlästerer und Adelsleugner; mit Wohlgefallen läßt er sich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantinischen Verlassenschaft um die Schulter hängen, und er läßt sich vom ehemaligen deutschen Kaiser die abgetragenen

1) „Aber die Pairskammer betrachtet man schon als ein Lazarett für die Inkurablen des alten Regimes, die man nur noch aus Mitleiden toleriert und mit der Zeit ebenfalls fortschafft," heißt es hier im Originalmanuskript.

heiligen römischen Reichshosen verehren, und er setzt sich aufs Haupt die altfränkische Diamantenmütze Caroli Magni. —

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt euch, arme Rotkäppchen der Freiheit!

Ist es mir doch, während ich dieses schreibe, als spritzte das Blut von Warschau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der Berliner Offiziere und Diplomaten. Jubeln sie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns allen ist so bang vor dem russischen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutschen Rotköpfchen fühlen bald Großmutters närrisch lange Hände und großes Maul. Dabei sollen wir uns noch obendrein marschfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! Gegen Frankreich? Ja, hurra! Es geht gegen die Franzosen, und die Berliner [1]) behaupten, daß wir noch dieselben Gott-, König- und Vaterlandsretter sind wie Anno 1813, und Körners „Leier und Schwert" soll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jesuiten wieder abgekauft, um den „Rheinischen Merkur" fortzusetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird „Sie" tituliert und erhält nachher frei Theater oder soll wenigstens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotische Extrabemühungen soll dem ganzen Volke noch extra eine Konstitution versprochen werden.

Frei Theater ist immerhin eine schöne Sache, aber eine Konstitution wäre auch so übel nicht. Ja, wir könnten zu Zeiten ordentlich ein Gelüste danach bekommen. Nicht als ob wir der absoluten Güte oder dem guten Absolutismus unserer Monarchen mißtrauten; im Gegenteil, wir wissen, es sind lauter charmante Leute, und ist auch mal einer unter ihnen, der dem Stande Unehre macht, wie z. B. Se. Majestät der König Don Miguel [2]), so bildet der doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchsten Kollegen nicht seinem blutigen Skandal ein Ende machen, wie sie doch leicht könnten, so geschieht es nur, um durch den Kontrast mit solchem gekrönten Wichte noch menschenfreundlich edler dazustehen und von ihren Unterthanen noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Konstitution hat doch

---

1) „Ukasuisten und Knutologen," heißt es hier im Originalmanuskript.
2) Don Maria Evarist Miguel (1802—1866), Usurpator Portugals.

ihr Gutes, und es ist den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn sie sogar von den besten Monarchen sich etwas Schriftliches ausbitten, wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein vernünftiger Vater sehr vernünftig, wenn er einige heilsame Schranken baut vor den Abgründen der souveränen Macht, damit seinen Kindern nicht einst ein Unglück begegne, wenn sie auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prahlendem Junkergefolge allzukeck galoppieren. Ich weiß ein Königskind, das in einer schlechten adeligen Reitschule schon im voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für solche Königskinder muß man doppelt hohe Schranken errichten, und man muß ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muß ihnen ein zahmeres Roß und eine bürgerlich bescheidnere Genossenschaft zugeteilt werden. Ich weiß eine Jagdgeschichte — bei Sankt Hubert! Und ich weiß auch jemand, der tausend Thaler preußisch Kurant darum gäbe, wenn sie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeschichte ist jetzt nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrschaften sind eifriger als je, und ihre uniformierten Jäger schießen auf jedes ehrliche Herz, worein sich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als gute Beute heranschleppen. Berlin füttert die beste Koppel, und ich höre schon, wie die Meute losbellt gegen dieses Buch.

Geschrieben den 8. März 1831.

Heinrich Heine.

Vorrede

zum

ersten Bande des „Salon.“[1])

(1833.)

„Ich rate Euch, Gevatter, laßt mich auf Euer Schild keinen goldenen Engel, sondern einen roten Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und Ihr werdet sehen, wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, so wird er doch wie ein roter Löwe aussehn.“

Diese Worte eines ehrsamen Kunstgenossen soll gegenwärtiges Buch an der Stirne tragen, da sie jedem Vorwurf, der sich dagegen auffinden ließe, im voraus und ganz eingeständig begegnen. Damit alles gesagt sei, erwähne ich zugleich, daß dieses Buch, mit geringen Ausnahmen, im Sommer und Herbst 1831 geschrieben worden, zu einer Zeit, wo ich mich meistens mit den Kartons zu künftigen roten Löwen beschäftigte. Um mich her war damals viel Gebrülle und Störnis jeder Art.

Bin ich nicht heute sehr bescheiden?

Ihr könnt Euch darauf verlassen, die Bescheidenheit der Leute hat immer ihre guten Gründe. Der liebe Gott hat gewöhnlich die Ausübung der Bescheidenheit und ähnlicher Tugenden den Seinen sehr erleichtert. Es ist z. B. leicht, daß man seinen Feinden verzeiht, wenn man zufällig nicht so viel Geist besitzt, um ihnen schaden zu können, sowie es auch leicht ist, keine Weiber zu verführen, wenn man mit einer allzuschäbigen Nase gesegnet ist.

---

1) Vgl. Bd. IV. S. XIX. — In der französischen Ausgabe findet sich diese Vorrede mit dem Titel: „Explication“ am Schlusse des ersten Bandes der „Reisebilder.“

Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in diesem Buche wieder sehr tief seufzen — aber es kann ihnen nichts mehr helfen. Ein zweites, „nachwachsendes Geschlecht" hat eingesehen, daß all' mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht besser, doch wenigstens ebenso respektabel ist, wie jene triste, modrige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert hat. Wogegen ich einst mit leichten Waffen frondierte, wird jetzt ein offener, ernster Krieg geführt — ich stehe sogar nicht mehr in den ersten Reihen.

Gottlob! die Revolution des Julius hat die Zungen gelöst, die so lange stumm geschienen; ja, da die plötzlich Erweckten alles, was sie bis dahin verschwiegen, auf einmal offenbaren wollten, so entstand viel Geschrei, welches mir mitunter gar unerfreulich die Ohren betäubte. Ich hatte manchmal nicht übel Lust, das ganze Sprechamt aufzugeben; doch das ist nicht so leicht thunlich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsratstelle, obgleich letztere mehr einbringt, als das beste öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unser Thun und Schaffen sei eitel Wahl, aus dem Vorrat der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir sprechen und wirken, streiten und leiden wollten, wie etwa sonst ein Philolog sich seinen Klassiker auswählte, mit dessen Kommentierung er sich sein ganzes Leben hindurch beschäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, sondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitscht uns in die Arena hinein, daß wir, wie gezwungene Gladiatoren, für sie kämpfen. So ist es mit jedem echten Tribunat oder Apostolat. Es war ein wehmütiges Geständnis, wenn Amos sprach zu König Amazia[1]: „Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, sondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieset; aber der Herr nahm mich von der Schafherde und sprach zu mir: Gehe hin und weissage!" Es war ein wehmütiges Geständnis, wenn der arme Mönch, der vor Kaiser und Reich zu Worms angeklagt stand ob seiner Lehre, dennoch, trotz aller Demut seines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte und mit den Worten schloß: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

---

1) Amos VII. 14.

Wenn ihr diese heilige Zwingnis kenntet, ihr würdet uns nicht mehr schelten, nicht mehr schmähen, nicht mehr verleumden — wahrlich, wir sind nicht die Herren, sondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmütiges Geständnis, wenn Maximilian Robespierre sprach: „Ich bin ein Sklave der Freiheit."

Und auch ich will jetzt Geständnisse machen. Es war nicht eitel Lust meines Herzens, daß ich alles verließ, was mir Teures im Vaterland blühte und lächelte — mancher liebte mich dort, z. B. meine Mutter — aber ich ging, ohne zu wissen warum; ich ging, weil ich mußte. Nachher ward mir sehr müde zu Mute; so lange vor den Juliustagen hatte ich das Prophetenamt getrieben, daß das innere Feuer mich schier verzehrt, daß mein Herz von den gewaltigen Worten, die daraus hervorgebrochen, so matt geworden wie der Leib einer Gebärerin.

Ich dachte: — Habt meiner nicht mehr nötig, will auch einmal für mich selber leben, und schöne Gedichte schreiben, Komödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenspiele, die sich in meinem Hirnkasten angesammelt, und will mich wieder ruhig zurückschleichen in das Land der Poesie, wo ich als Knabe so glücklich gelebt.

Und keinen Ort hätte ich wählen können, wo ich besser im stande war, diesen Vorsatz in Ausführung zu bringen. Es war auf einer kleinen Villa dicht am Meer, nahe bei Havre-de-Grâce in der Normandie. Wunderbar schöne Aussicht auf die große Nordsee; ein ewig wechselnder und doch einfacher Anblick; heute grimmer Sturm, morgen schmeichelnde Stille; und drüberhin die weißen Wolkenzüge, riesenhaft und abenteuerlich, als wären es die spukenden Schatten jener Normannen, die einst auf diesen Gewässern ihr wildes Wesen getrieben. Unter meinem Fenster aber blühten die lieblichsten Blumen und Pflanzen: Rosen, die liebesüchtig mich anblickten, rote Nelken mit verschämt bittenden Düften, und Lorbeeren, die an die Mauer zu mir heraufrankten, fast bis in mein Zimmer hereinwuchsen, wie jener Ruhm, der mich verfolgt. Ja, einst lief ich schmachtend hinter Daphne einher, jetzt läuft Daphne nach mir, wie eine Metze, und drängt sich in mein Schlafgemach. Was ich einst begehrte, ist mir jetzt unbequem, ich möchte Ruhe haben, und wünschte, daß kein Mensch von mir spräche, wenigstens in Deutschland.[1]) Und stille Lieder wollte

1) Die Worte: „wenigstens in Deutschland," fehlen in der französischen Ausgabe.

ich dichten, und nur für mich, oder allenfalls um sie irgend einer verborgenen Nachtigall vorzulesen. Es ging auch im Anfang; mein Gemüt ward wieder umfriedet von dem Geiste der Dichtkunst, wohlbekannte edle Gestalten und goldne Bilder dämmerten wieder empor in meinem Gedächtnisse, ich ward wieder so traumselig, so märchentrunken, so verzaubert wie ehemals, und ich brauchte nur mit ruhiger Feder alles aufzuschreiben, was ich eben fühlte und dachte — ich begann.

Nun aber weiß jeder, daß man bei solcher Stimmung nicht immer ruhig im Zimmer sitzen bleibt, und manchmal mit begeistertem Herzen und glühenden Wangen ins freie Feld läuft, ohne auf Weg und Steg zu achten. So erging's auch mir, und, ohne zu wissen wie, befand ich mich plötzlich auf der Landstraße von Havre, und vor mir her zogen hoch und langsam mehrere große Bauerwagen, bepackt mit allerlei ärmlichen Kisten und Kasten, altfränkischem Hausgeräte, Weibern und Kindern. Nebenher gingen die Männer, und nicht gering war meine Überraschung, als ich sie sprechen hörte — sie sprachen deutsch, in schwäbischer Mundart. Leicht begriff ich, daß diese Leute Auswanderer waren, und als ich sie näher betrachtete, durchzuckte mich ein jähes Gefühl, wie ich es noch nie in meinem Leben empfunden; alles Blut stieg mir plötzlich in die Herzkammern und klopfte gegen die Rippen, als müsse es heraus aus der Brust, als müsse es so schnell als möglich heraus, und der Atem stockte mir in der Kehle. Ja, es war das Vaterland selbst, das mir begegnete, auf jenen Wagen saß das blonde Deutschland, mit seinen ernstblauen Augen, seinen traulichen, allzu bedächtigen Gesichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beschränktheit, über die ich mich einst so sehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmütig rührte — denn hatte ich einst, in der blühenden Lust der Jugend, gar oft die heimatlichen Verkehrtheiten und Philistereien verdrießlich durchgehechelt, hatte ich einst mit dem glücklichen, bürgermeisterlich behäbigen, schneckenhaft trägen Vaterlande manchmal einen kleinen HausHader zu bestehen, wie er in großen Familien wohl vorfallen kann: so war doch all' dergleichen Erinnerung in meiner Seele erloschen, als ich das Vaterland in Elend erblickte, in der Fremde, im Elend; selbst seine Gebrechen wurden mir plötzlich teuer und wert, selbst mit seinen Krähwinkeleien war ich aus-

gesöhnt, und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutschen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland selber den Handschlag eines erneuten Bündnisses der Liebe, und wir sprachen deutsch. Die Menschen waren ebenfalls sehr froh, auf einer fremden Landstraße diese Laute zu vernehmen; die besorglichen Schatten schwanden von ihren Gesichtern, und sie lächelten beinahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübsch, riefen mir ihr gemütliches „Grieß di Gott!" vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten errötend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an mit ihren zahnlosen lieben Mündchen. Und warum habt ihr denn Deutschland verlassen? fragte ich diese armen Leute. Das Land ist gut und wären gern dageblieben, antworteten sie, aber wir konnten's nicht länger aushalten —

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenschaften aufregen wollen, und ich will nicht alles wiedererzählen, was ich auf jener Landstraße bei Havre unter freiem Himmel gehört habe über den Unfug der hochnobeln und allerhöchst nobeln Sippschaften in der Heimat — auch lag die größere Klage nicht im Wort selbst, sondern im Ton, womit es schlicht und grad gesprochen, oder vielmehr geseufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlußrede ihrer Klage war immer: Was sollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?

Ich schwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Teil von dem, was jene Leute in Deutschland erduldet haben, hätte in Frankreich sechsunddreißig Revolutionen hervorgebracht, und sechsunddreißig Königen die Krone mitsamt dem Kopf gekostet.

Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen, bemerkte ein achtzigjähriger, also doppelt vernünftiger Schwabe, aber wir thaten es wegen der Kinder. Die sind noch nicht so stark, wie wir, an Deutschland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freilich, in Afrika werden sie auch manches ausstehen müssen.

Diese Leute gingen nämlich nach Algier, wo man ihnen unter günstigen Bedingungen eine Strecke Landes zur Kolonisierung versprochen hatte. Das Land soll gut sein, sagten sie, aber wie wir hören, giebt es dort viel giftige Schlangen, die sehr gefährlich, und man hat dort viel auszustehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naschen oder gar die Kinder stehlen

und mit sich in die Wälder schleppen. Das ist grausam. Aber zu Hause ist der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird einem von Wildschaden und Jagd noch weit mehr ruiniert, und unsere Kinder wurden unter die Soldaten gesteckt — was sollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?

Zur Ehre der Menschheit muß ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Aussage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensstationen durch ganz Frankreich zu teil wurde. Die Franzosen sind nicht bloß das geistreichste, sondern auch das barmherzigste Volk. Sogar die Ärmsten suchten diesen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Kessel zum Kochen, halfen ihnen Holz spalten, Wasser tragen und waschen. Habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein französisch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brot gab, wofür ich mich auch herzlich bei ihr bedankte. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Franzosen nur das materielle Elend dieser Leute kennen; jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum diese Deutschen ihr Vaterland verlassen. Denn wenn den Franzosen die landesherrlichen Plackereien so ganz unerträglich werden, oder auch nur etwas allzu stark beschwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn, die Flucht zu ergreifen, sondern sie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaß, sie werfen sie zum Lande hinaus und bleiben hübsch selber im Lande, mit einem Worte, sie fangen eine Revolution an.

Was mich betrifft, so blieb mir durch jene Bewegung ein tiefer Kummer, eine schwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagnis im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beschreiben vermag. Ich, der eben noch so übermütig wie ein Sieger taumelte, ich ging jetzt so matt und krank einher wie ein gebrochener Mensch. Es war dieses wahrhaftig nicht die Wirkung eines plötzlich aufgeregten Patriotismus. Ich fühlte, es war etwas Edleres, etwas Besseres. Dazu ist mir seit langer Zeit alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir einst sogar die Sache selber einigermaßen verleidet werden, als ich den Mummenschanz jener schwarzen Narren erblickte, die aus dem Patriotismus ordentlich ihr Handwerk gemacht, und sich auch eine angemessene Handwerkstracht zugelegt und sich

wirklich in Meister, Gesellen und Lehrlinge eingeteilt, und ihre Zunftgrüße hatten, womit sie im Lande fechten gingen. Ich sage „Fechten“ im schmutzigsten Knotensinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwert gehörte nicht zu ihren Handwerksbräuchen. Vater Jahn, der Herbergvater Jahn, war im Kriege, wie männiglich bekannt, ebenso feige wie albern. Gleich dem Meister, waren auch die meisten Gesellen nur gemeine Naturen, schmierige Heuchler, deren Grobheit nicht einmal echt war. Sie wußten sehr gut, daß deutsche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Kennzeichen des Mutes und der Ehrlichkeit ansieht, obgleich ein Blick in unsere Zuchthäuser hinlänglich belehrt, daß es auch grobe Schurken und grobe Memmen giebt. In Frankreich ist der Mut höflich und gesittet, und die Ehrlichkeit trägt Handschuh und zieht den Hut ab. In Frankreich besteht auch der Patriotismus in der Liebe für ein Geburtsland, welches auch zugleich die Heimat der Zivilisation und des humanen Fortschrittes. Obgedachter deutscher Patriotismus hingegen bestand in einem Hasse gegen die Franzosen, in einem Hasse gegen Zivilisation und Liberalismus. Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich lobe Frankreich?

Es ist eine eigene Sache mit dem Patriotismns, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann sein Vaterland lieben und achtzig Jahr dabei alt werden, und es nie gewußt haben; aber man muß dann auch zu Hause geblieben sein. Das Wesen des Frühlings erkennt man erst im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die besten Mailieder. Die Freiheitsliebe ist eine Kerkerblume, und erst im Gefängnisse fühlt man den Wert der Freiheit. So beginnt die deutsche Vaterlandsliebe erst an der deutschen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutschen Unglücks in der Fremde. In einem Buche, welches mir eben zur Hand liegt und die Briefe einer verstorbenen Freundin enthält, erschütterte mich gestern die Stelle, wo sie in der Fremde den Eindruck beschreibt, den der Anblick ihrer Landsleute im Kriege 1813 in ihr hervorbrachte. Ich will die lieben Worte hierher setzen [1]:

„Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittere Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O, ich habe es nie gewußt, daß ich mein Land so liebe! Wie einer, der durch Physik den

1) „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“ (Berlin 1833, als Manuskript gedruckt).

Wert des Blutes etwa nicht kennt: wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen."

Das ist es. Deutschland, das sind wir selber. Und darum wurde ich plötzlich so matt und krank beim Anblick jener Auswanderer, jener großen Blutströme, die aus den Wunden des Vaterlandes rinnen und sich in den afrikanischen Sand verlieren. Das ist es; es war ein leiblicher Verlust, und ich fühlte in der Seele einen fast physischen Schmerz. Vergebens beschwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika ist auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht viel von christlicher Liebe, und die Affen dort sind nicht so widerwärtig wie die deutschen Affen — und zur Zerstreuung summte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart[1]):

„— — —
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.

„— — —
An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand,
Und küssen sie — das sei der Dank
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!"

Nur diese Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtnis, und sie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutschlands Grenze kam. Von dem Verfasser weiß ich auch nur wenig, außer daß er ein armer deutscher Dichter war, und den größten Teil seines Lebens auf der Festung saß und die Freiheit liebte. Er ist nun tot und längst vermodert, aber sein Lied lebt noch; denn das Wort kann man nicht auf die Festung setzen und vermodern lassen.

Ich versichere euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, so geschah es wegen des kleinen Mädchens. Es war schon gegen Abend, und ein kleines deutsches Mädchen, welches ich vorher schon unter den Auswanderern bemerkt, stand allein am Strande, wie versunken in Gedanken, und schaute hinaus ins weite Meer. Die Kleine mochte wohl

1) Die erste und siebente Strophe des „Kapliedes" von Chr. Fr. D. Schubart. Vgl. dessen „Gedichte" (Leipzig, o. J.), S. 109.

acht Jahr alt sein, trug zwei niedlich geflochtene Haarzöpfchen, ein schwäbisch kurzes Röckchen von wohlgestreiftem Flanell, hatte ein bleich kränkelndes Gesichtchen, groß ernsthafte Augen, und mit weich besorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug sie mich, ob das das Weltmeer sei? — —

Bis tief in die Nacht stand ich am Meere und weinte. Ich schäme mich nicht dieser Thränen. Auch Achilles weinte am Meere, und die silberfüßige Mutter mußte aus den Wellen emporsteigen, um ihn zu trösten. Auch ich hörte eine Stimme im Wasser, aber minder troſtreich, vielmehr aufweckend, gebietend, und doch grundweise. Denn das Meer weiß alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgensten Rätsel des Himmels, in seiner Tiefe liegen mit den fabelhaft versunkenen Reichen auch die uralten, längst verschollenen Sagen der Erde, an allen Küsten lauscht es mit tausend neugierigen Wellenohren, und die Flüsse, die zu ihm hinabströmen, bringen ihm alle Nachrichten, die sie in den ertferntesten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geschwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben. — Wenn einem aber das Meer seine Geheimnisse offenbart und einem das große Welterlösungswort ins Herz geflüstert, dann ade, Ruhe! Ade, stille Träume! Ade, Novellen und Komödien, die ich schon so hübsch begonnen, und die nun schwerlich so bald fortgesetzt werden!

Die goldenen Engelsfarben sind seitdem auf meiner Palette fast eingetrocknet, und flüssig blieb darauf nur ein schreiendes Rot, das wie Blut aussieht, und womit man nur rote Löwen malt. Ja, mein nächstes Buch wird wohl ganz und gar ein roter Löwe werden, welches ein verehrungswürdiges Publikum nach obigem Geständnisse gefälligst entschuldigen möge. —

Paris, den 17. Oktober 1833.

Heinrich Heine.

Autobiographische Skizze.[1]

(1835.)

An Philarète Chasles.

Paris, 11. Januar 1835.

Soeben empfing ich das Schreiben, mit dem Sie mich beehrt haben, und ich beeile mich, Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben.

Ich bin geboren im Jahre 1800[2]) zu Düsseldorf, einer Stadt am Rhein, die von 1806—1814 von den Franzosen okkupiert war, so daß ich schon in meiner Kindheit die Luft Frankreichs eingeatmet. Meine erste Ausbildung erhielt ich im Franziskanerkloster in Düsseldorf. Späterhin besuchte ich das Gymnasium dieser Stadt, welches damals „Lyceum" hieß. Ich machte dort alle die Klassen durch, wo Humaniora gelehrt wurden, und ich habe mich in der obern Klasse ausgezeichnet, wo der Rektor Schallmeyer Philosophie, der Professor Brewer Mathematik, der Abbé Daulnoie die französische Rhetorik und Dichtkunst lehrte, und Professor Kramer die klassischen Dichter explizierte. Diese Männer leben noch jetzt, mit Ausnahme des ersteren, eines katholischen Priesters, der sich meiner ganz besonders annahm, wahrscheinlich des Bruders meiner Mutter, des Hofrats von Geldern wegen[3]), der sein Universitätsfreund war, und auch, wie ich glaube, meines Großvaters wegen, des Doktors von Geldern, eines berühmten Arztes, der ihm das Leben gerettet.

---

1) Zuerst in der „Revue de Paris," (Februar 1835) und später in den „Etudes sur l'Allemagne au XIX siècle" von Philarète Chasles (Paris 1861) abgedruckt.
2) Über Heines Geburtsjahr vgl. Bd I. S. XI.
3) Vgl. die „Memoiren." — Josef van Geldern war Hofmedikus des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern.

Mein Vater war Kaufmann und ziemlich vermögend; er ist tot. Meine Mutter, eine vortreffliche Frau, lebt noch jetzt, zurückgezogen von der großen Welt. Ich habe eine Schwester, Frau Charlotte von Embden, und zwei Brüder, von welchen der eine, Gustav von Geldern (er hat den Namen der Mutter angenommen), Dragoneroffizier in Diensten seiner Majestät des Kaisers von Österreich ist; der andere, Dr. Maximilian Heine, ist Arzt in der russischen Armee, mit welcher er den Übergang über den Balkan gemacht.[1])

Meine, durch romantische Launen, durch Etablissementsversuche, durch Liebe und durch andre Krankheiten unterbrochenen Studien wurden seit dem Jahre 1819 zu Bonn, zu Göttingen und zu Berlin fortgesetzt. Ich habe viertehalb Jahre in Berlin gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten auf freundschaftlichem Fuße stand, und wo ich von einem Degenstich in die Lenden heimgesucht worden bin, den mir ein gewisser Schaller aus Danzig beigebracht, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der es verstanden hat, mich aufs empfindlichste zu verwunden.[2])

Ich habe sieben Jahre lang auf den obengenannten Universitäten studiert, und zu Göttingen war es, wo ich, dorthin zurückgekehrt, den Grad als Doktor der Rechte nach einem Privatexamen und einer öffentlichen Disputation erhielt, bei welcher der berühmte Hugo, damals Dekan der juristischen Fakultät, mir auch nicht die kleinste scholastische Formalität erließ. Obgleich dieser letztere Umstand Ihnen sehr geringfügig erscheinen mag, bitte ich Sie doch, davon Notiz zu nehmen, weil man in einem wider mich geschriebenen Buche die Behauptung aufgestellt hat, ich hätte mir mein akademisches Diplom nur erkauft. Unter all' den Lügen, die man über mein Privatleben hat drucken lassen, ist dies die einzige, die ich niederschlagen möchte. Da sehen Sie den Gelehrtenstolz! Man sage von mir, ich sei ein Bastard, ein Henkerssohn, ein Straßenräuber, ein Atheist, ein schlechter Poet — ich lache darüber; aber es zerreißt mir das Herz, meine Doktorwürde bestritten zu sehen! (Unter uns gesagt, obgleich ich Doktor der Rechte bin, ist die Jurisprudenz

---

1) Heines Mutter starb im Jahre 1859 an der Cholera. Sein Bruder Gustav ist 1866, Maximilian Heine 1879 gestorben.
2) Vgl. A. Strodtmann: „H. Heine," Bd. I. S. 191 ff.

grade die Wissenschaft, von welcher ich unter allen am wenigsten weiß.)

Von meinem sechzehnten Jahre an habe ich Verse gemacht. Meine ersten Poesien wurden im Jahre 1821 zu Berlin gedruckt. Zwei Jahre später gab ich neue Gedichte nebst zwei Tragödien heraus. Die eine der letztern ward zu Braunschweig, der Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums, aufgeführt und ausgepfiffen.[1]) Im Jahre 1826 erschien der erste Band der „Reisebilder;" die drei andern Bände kamen einige Jahre später bei den Herren Hoffmann und Campe heraus, welche noch immer meine Verleger sind. Während der Jahre 1826—1831 habe ich abwechselnd zu Lüneburg, zu Hamburg und zu München gelebt, wo ich mit meinem Freunde Lindner die „Politischen Annalen" herausgab. In der Zwischenzeit habe ich Reisen in fremde Länder gemacht. Seit zwölf Jahren habe ich die Herbstmonate stets am Meeresufer zugebracht, gewöhnlich auf einer der kleinen Inseln der Nordsee. Ich liebe das Meer wie eine Geliebte, und ich habe seine Schönheit und seine Launen besungen. Diese Dichtungen befinden sich in der deutschen Ausgabe der „Reisebilder;" in der französischen Ausgabe habe ich sie weggelassen, sowie auch den polemischen Teil, der sich auf den Geburtsadel, auf die Teutomanen und auf die katholische Propaganda bezieht. Was den Adel betrifft, so habe ich diesen noch in der Vorrede zu den „Briefen von Kahldorf" besprochen, die nicht von mir verfaßt sind, wie das deutsche Publikum irrtümlich glaubt. Was die Teutomanen, diese deutschen alten Weiber, betrifft, deren Patriotismus nur in einem blinden Hasse gegen Frankreich bestand, so habe ich sie in all' meinen Schriften mit Erbitterung verfolgt. Es ist dies eine Animosität, die noch von der Burschenschaft her datiert, zu welcher ich gehörte. Ich habe zur selben Zeit die katholische Propaganda, die Jesuiten Deutschlands, bekämpft, sowohl um Verleumder zu züchtigen, die mich zuerst angegriffen, als um meinem protestantischen Sinne zu genügen. Dieser mag mich freilich bisweilen zu weit fortgerissen haben, denn der Protestantismus war mir nicht bloß eine liberale Religion, sondern auch der Ausgangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehörte der lutherischen Konfession nicht nur

---

1) Am 20. August 1822. Über die Gründe der ungünstigen Aufnahme des „Almansor" in Braunschweig vgl. Strodtmann l. c. Bd. I. S. 272 ff.

durch den Taufakt an, sondern auch durch eine Kampfeslust, die mich an den Schlachten dieser Ecclesia militans teilnehmen ließ. Aber während ich die sozialen Interessen des Protestantismus verteidigte, habe ich aus meinen pantheistischen Sympathien niemals ein Hehl gemacht. Deshalb bin ich des Atheismus beschuldigt worden. Schlecht unterrichtete oder böswillige Landsleute haben schon lange das Gerücht verbreitet, ich hätte den saintsimonistischen Rock angezogen; andere beehren mich mit dem Judentum. Es thut mir leid, daß ich nicht immer in der Lage bin, dergleichen Liebesdienste zu vergelten.

Ich habe nie geraucht; ebensowenig bin ich ein Freund des Biers, und erst in Frankreich habe ich zum erstenmal Sauerkraut gegessen. In der Litteratur habe ich mich in allem versucht. Ich habe lyrische, epische und dramatische Gedichte verfaßt; ich habe über Kunst, über Philosophie, über Theologie und Politik geschrieben ... Gott verzeih's! Seit zwölf Jahren bin ich in Deutschland besprochen worden; man lobt mich oder man tadelt mich, aber stets mit Leidenschaft und ohne Ende. Da haßt, da verabscheut, da vergöttert, da beleidigt man mich. Seit dem Monat Mai 1831 lebe ich in Frankreich. Seit fast vier Jahren habe ich keine deutsche Nachtigall gehört.

Aber genug! ich werde traurig. Wenn Sie noch andere Auskunft wünschen, will ich sie Ihnen mit Vergnügen erteilen. Ich sehe es immer gern, wenn Sie mich selbst darum angehen. Reden Sie gut von mir, reden sie gut von Ihrem Nächsten, wie das Evangelium es gebeut, und genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich bin, &c.

Heinrich Heine.

Über den Denunzianten.[1]

Eine Vorrede
zum
dritten Teile des Salons.

(1837.)

Ich habe diesem Buche einige sehr unerfreuliche Bemerkungen voranzuschicken, und vielmehr über das, was es nicht enthält, als über den Inhalt selbst mich auszusprechen. Was letzteren betrifft, so steht zu berichten, daß ich von den „Florentinischen Nächten" die Fortsetzung, worin mancherlei Tagesinteressen ihr Echo fanden, nicht mitteilen konnte. Die „Elementargeister" sind nur die deutsche Bearbeitung eines Kapitels aus meinem Buche „De l'Allemagne;" alles, was ins Gebiet der Politik und der Staatsreligion hinüberspielte, ward gewissenhaft ausgemerzt, und nichts blieb übrig, als eine Reihe harmloser Märchen, die, gleich den Novellen des Decamerone, dazu dienen könnten, jene pestilenzielle Wirklichkeit, die uns dermalen umgiebt, für einige Stunden zu vergessen. Das Gedicht, welches am Schlusse des Buches[2], habe ich selber verfaßt, und ich denke, es wird meinen Feinden viel Vergnügen machen; ich habe kein besseres geben können. Die Zeit der Gedichte ist überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern, und die Kleindichter in Schwaben, statt mir zu grollen, sollten sie mich vielmehr brüderlichst in ihre Schule aufnehmen .. das wird auch wohl das Ende des Spaßes sein, daß ich in der schwäbischen Dichterschule, mit Fallhütchen auf dem Kopf, neben den andern

---

1) Ursprünglich das Vorwort zum dritten Teil des „Salon," mußte dieser Aufsatz 1837 als besondere Broschüre erscheinen, da ihm die Zensur das Imprimatur verweigerte. Die späteren Ausgaben des dritten Salonbandes enthalten jedoch bereits dieses Vorwort. Vgl. den Brief an Campe vom 12. Januar 1836 ff.

2) Das Tannhäuserlied. Vgl. Bd. I. S. 299, und Bd. V. S. 367.

auf das kleine Bänkchen zu sitzen komme und das schöne Wetter besinge, die Frühlingssonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein und die Quetschenbäume. Ich hatte längst eingesehen, daß es mit den Versen nicht mehr so recht vorwärts ging, und deshalb verlegte ich mich auf gute Prosa. Da man aber in der Prosa nicht ausreicht mit dem schönen Wetter, Frühlingssonne, Maienwonne, Gelbveiglein und Quetschenbäumen, so mußte ich auch für die neue Form einen neuen Stoff suchen; dadurch geriet ich auf die unglückliche Idee, mich mit Ideen zu beschäftigen, und ich dachte nach über die innere Bedeutung der Erscheinungen, über die letzten Gründe der Dinge, über die Bestimmung des Menschengeschlechts, über die Mittel, wie man die Leute besser und glücklicher machen kann, u. s. w. Die Begeisterung, die ich von Natur für diese Stoffe empfand, erleichterte mir ihre Behandlung, und ich konnte bald in einer äußerst schönen, vortrefflichen Prosa meine Gedanken darstellen ... Aber ach! Als ich es endlich im Schreiben so weit gebracht hatte, da ward mir das Schreiben selber verboten. Ihr kennt den Bundestagsbeschluß vom Dezember 1835, wodurch meine ganze Schriftstellerei mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir so viel Mühe gegeben mit der deutschen Sprache, mit dem Akkusativ und Dativ, ich wußte die Worte so schön aneinander zu reihen, wie Perl an Perl, ich fand schon Vergnügen an dieser Beschäftigung, sie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutsch schrieb, so konnte ich mir einbilden, ich sei in der Heimat bei der Mutter ... Und nun ward mir das Schreiben verboten! Ich war sehr weich gestimmt, als ich an den Bundestag jene Bittschrift schrieb, die ihr ebenfalls kennt, und die von manchem unter euch als gar zu unterthänig getadelt worden.[1]) Meine Konsulenten, deren Responsa ich bei diesem Ereignisse einholte, waren alle der Meinung, ich müsse ein groß Spektakel erheben, große Memoiren anfertigen, darin beweisen: „daß hier ein Eingriff in Eigentumsrechte stattfände, daß man mir nur durch richterlichen Urteilsspruch die Ausbeutung meiner Besitztümer, meiner schriftstellerischen Fähigkeiten, untersagen könne, daß der Bundestag kein Gerichtshof und zu richterlichen Erkenntnissen nicht befugt sei, daß ich

1) Vgl. den Brief an die deutsche Bundesversammlung vom 28. Januar 1836. (Bd. IX.)

protestieren, künftigen Schadenersatz verlangen, kurz Spektakel machen müsse.“ Zu dergleichen fühlte ich mich aber keineswegs aufgelegt, ich hege die größte Abneigung gegen alle deklamatorische Rechthaberei, und ich kannte zu gut den Grund der Dinge, um durch die Dinge selbst aufgebracht zu sein. Ich wußte im Herzen, daß es durchaus nicht darauf abgesehen war, durch jenes Interdikt mich persönlich zu kränken; ich wußte, daß der Bundestag, nur die Beruhigung Deutschlands beabsichtigend, aus bester Vorsorge für das Gesamtwohl gegen den Einzelnen mit Härte verfuhr; ich wußte, daß es der schnödesten Angeberei gelungen war, einige Mitglieder der erlauchten Versammlung, handelnde Staatsmänner, die sich mit der Lektüre meiner neueren Schriften gewiß wenig beschäftigen konnten, über den Inhalt derselben irre zu leiten und ihnen glauben zu machen, ich sei das Haupt einer Schule, welche sich zum Sturze aller bürgerlichen und moralischen Institutionen verschworen habe . . . Und in diesem Bewußtsein schrieb ich, nicht eine Protestation, sondern eine Bittschrift an den Bundestag, worin ich, weit entfernt, seine oberrichterlichen Befugnisse in Abrede zu stellen, den betrübsamen Beschluß als ein Kontumazialurteil betrachtete, und, auf alten Präcedenzien fußend, demütigst bat, mich gegen die im Beschlusse angeführten Beschuldigungen vor den Schranken der erlauchten Versammlung verteidigen zu dürfen. Von der Gefährdung meiner pekuniären Interessen that ich keine Erwähnung. Eine gewisse Scham hielt mich davon ab. Nichtsdestoweniger haben viele edle Menschen in Deutschland, wie ich aus manchen errötenden Stellen ihrer Trostbriefe ersah, aufs tiefste gefühlt, was ich verschwieg. Und in der That, wenn es schon hinlänglich betrübsam ist, daß ich, ein Dichter Deutschlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muß, so wird es gewiß jeden fühlenden Menschen doppelt schmerzen, daß ich jetzt noch obendrein meines litterarischen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigstens gegen physisches Elend schützen konnte.

Ich sage dieses mit Kummer, aber nicht mit Unmut. Denn wen sollte ich anklagen? Nicht die Fürsten; denn, ein Anhänger des monarchischen Prinzips, ein Bekenner der Heiligkeit des Königtums, wie ich mich seit der Juliusrevolution, trotz dem bedenklichsten Gebrülle meiner Umgebung, gezeigt habe, möchte

ich wahrlich nicht mit meinen besonderen Beklagnissen dem verwerflichen Jakobinismus einigen Vorschub leisten. Auch nicht die Räte der Fürsten kann ich anklagen; denn, wie ich aus den sichersten Quellen erfahren, haben viele der höchsten Staatsmänner den exzeptionellen Zustand, worin man mich versetzt, mit würdiger Teilnahme bedauert und baldigste Abhilfe versprochen; ja, ich weiß es, nur wegen der Langsamkeit des Geschäftsgangs ist diese Abhilfe noch nicht gesetzlich an den Tag getreten, und vielleicht, während ich diese Zeilen schreibe, wird dergleichen in Deutschland zu meinen Gunsten promulgiert. Selbst entschiedenste Gegner unter den deutschen Staatsmännern haben mir wissen lassen, daß die Strenge des erwähnten Bundestagsbeschlusses nicht den *ganzen* Schriftsteller treffen sollte, sondern nur den politischen und religiösen Teil desselben, der poetische Teil desselben dürfe sich unverhindert aussprechen in Gedichten, Dramen, Novellen, in jenen schönen Spielen der Phantasie, für welche ich so viel Genie besitze ... Ich könnte fast auf den Gedanken geraten, man wolle mir einen Dienst leisten und mich zwingen, meine Talente nicht für undankbare Themata zu vergeuden ... In der That, sie waren sehr undankbar, haben mir nichts als Verdruß und Verfolgung zugezogen . . . Gottlob! ich werde mit Gendarmen auf den besseren Weg geleitet, und bald werde ich bei euch sein, ihr Kinder der schwäbischen Schule, und wenn ich nicht auf der Reise den Schnupfen bekomme, so sollt ihr euch freuen, wie fein meine Stimme, wenn ich mit euch das schöne Wetter besinge, die Frühlingssonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein, die Quetschenbäume.

Dieses Buch diene schon als Beweis meines Fortschreitens nach hinten. Auch hoffe ich, die Herausgabe desselben wird weder oben noch unten zu meinem Nachteile mißdeutet werden. Das Manuskript war zum größten Teile schon seit einem Jahre in den Händen meines Buchhändlers, ich hatte schon seit anderthalb Jahren mit demselben über die Herausgabe stipuliert, und es war mir nicht möglich, diese zu unterlassen.

Ich werde zu einer andern Zeit mich ausführlicher über diesen Umstand aussprechen, er steht nämlich in einer Verbindung mit jenen Gegenständen, die meine Feder nicht berühren soll. Dieselbe Rücksicht verhindert mich, mit klaren Worten das Gespinnste von Verleumdungen zu beleuchten, womit es einer in

den Annalen deutscher Litteratur unerhörten Angeberei gelungen ist, meine Meinungen als staatsgefährlich zu denunzieren und das erwähnte Interdikt gegen mich zu veranlassen. Wie und in welcher Weise dieses geschehen, ist notorisch, auch ist der Denunziant, der litterarische Mouchard, schon längst der öffentlichen Verachtung verfallen; es ist purer Luxus, wenn nach so viel edlen Stimmen des Unwillens auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart die Ehrlosigkeit, die Infamia, auszusprechen. Nie hat deutsche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruten gestrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der beides so schmutzig, so miserabel mißbrauchte!

Ich lasse es dahingestellt sein, ob es das Talent oder das Blatt war, wodurch die Stimme des Herrn Menzel so weitreichend gewesen, daß seine Denunziation so betrübsam wirken konnte, daß beschäftigte Staatsmänner, die eher Litteraturblätter als Bücher lesen, ihm aufs Wort glaubten. So viel weiß ich, sein Wort mußte um so lauter erschallen, je ängstlichere Stille damals in Deutschland herrschte.... Die Stimmführer der Bewegungspartei hielten sich in einem klugen Schweigen versteckt, oder saßen in wohlvergittertem Gewahrsam und harrten ihres Urteils, vielleicht des Todesurteils.... Höchstens hörte man manchmal das Schluchzen einer Mutter, deren Kind in Frankfurt die Konstablerwache mit dem Bajonette eingenommen hatte und nicht mehr hinauskonnte, ein Staatsverbrechen, welches gewiß ebenso unbesonnen wie strafwürdig war und den feinöhrigsten Argwohn der Regierungen überall rechtfertigte.... Herr Menzel hatte sehr gut seine Zeit gewählt zur Denunziation jener großen Verschwörung, die unter dem Namen „Das junge Deutschland" gegen Thron und Altar gerichtet ist und in dem Schreiber dieser Blätter ihr gefährlichstes Oberhaupt verehrt.

Sonderbar! Und immer ist es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle schlechten Subjekte ihre Angriffe beschönigen! Sie greifen uns an, nicht aus schäbigen Privatinteressen, nicht aus Schriftstellerneid, nicht aus angebornem Knechtsinn, sondern um den lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten. Herr Menzel,

welcher jahrelang, während er mit Herrn Gutzkow befreundet war [1]), mit kummervollem Stillschweigen zugesehen, wie die Religion in Lebensgefahr schwebte, gelangt plötzlich zur Erkenntnis, daß das Christentum rettungslos verloren sei, wenn er nicht schleunigst das Schwert ergreift und dem Gutzkow von hinten ins Herz stößt. Um das Christentum selber zu retten, muß er freilich ein bißchen unchristlich handeln; doch die Engel im Himmel und die Frommen auf der Erde werden ihm die kleinen Verleumdungen und sonstigen Hausmittelchen, die der Zweck heiligt, gern zu gute halten.

Wenn einst das Christentum wirklich zu Grunde ginge (vor welchem Unglück uns die ewigen Götter bewahren wollen!), so würden es wahrlich nicht seine Gegner sein, denen man die Schuld davon zuschreiben müßte. Auf jeden Fall hat sich unser Herr und Heiland, Jesus Christus, nicht bei Herrn Menzel und dessen bayrischen Kreuzbrüdern zu bedanken, wenn seine Kirche auf ihrem Felsen stehen bleibt! Und ist Herr Menzel wirklich ein guter Christ, ein besserer Christ als Gutzkow und das sonstige junge Deutschland? Glaubt er alles, was in der Bibel steht? Hat er immer die Lehren des Bergpredigers strenge befolgt? Hat er immer seinen Feinden verziehen, nämlich allen denen, die in der Litteratur eine glänzendere Rolle spielten, als er? Hat Herr Menzel seine linke Wange sanftmütig hingehalten, als ihm der Buchhändler Franckh auf die rechte Wange eine Ohrfeige oder schwäbisch zu sprechen, eine Maulschelle gegeben? Hat Herr Menzel Witwen und Waisen immer gut rezensiert? War er jemals ehrlich, war sein Wort immer ja oder nein? Wahrlich nein, nächst einer geladenen Pistole hat Herr Menzel nie etwas mehr gescheut als die Ehrlichkeit der Rede, er war immer ein zweideutiger Duckmäuser, halb Hase, halb Wetterfahne, grob und windig zu gleicher Zeit, wie ein Polizeidiener. Hätte er in jenen ersten Jahrhunderten gelebt, wo ein Christ mit seinem Blute Zeugnis geben mußte für die Wahrheit des Evangeliums, da wäre er wahrlich nicht als Verteidiger desselben aufgetreten, sondern vielmehr als der Ankläger derer, die sich zum Christentume bekannten, und die man damals des Atheismus und der Immoralität beschuldigte. Wohnte Herr Menzel in Peking statt

---

1) Vgl. dessen „Gesammelte Werke" (Jena 1873. XII.) Bd. I. S. 243 ff.

in Stuttgart, so schriebe er jetzt vielleicht lange delatorische Artikel gegen „das junge China," welches, wie aus den jüngsten Dekreten der chinesischen Regierung hervorgeht, eine Rotte von Bösewichtern zu sein scheint, die durch Schrift und Wort das Christentum verbreiten, und deshalb von den Mandarinen des himmlischen Reiches für die gefährlichsten Feinde der bürgerlichen Ordnung und der Moral erklärt werden.

Ja, nächst der Religion ist es die Moral, für deren Untergang Herr Menzel zittert. Ist er vielleicht wirklich so tugendhaft, der unerbittliche Sittenwart von Stuttgart? Eine gewisse physische Moralität will ich Herrn Menzel keineswegs absprechen. Es ist schwer, in Stuttgart nicht moralisch zu sein. In Paris ist es schon leichter, das weiß Gott! Es ist eine eigne Sache mit dem Laster. Die Tugend kann jeder allein üben, er hat niemand dazu nötig als sich selber; zu dem Laster aber gehören immer zwei. Auch wird Herr Menzel von seinem Äußern aufs glänzendste unterstützt, wenn er das Laster fliehen will. Ich habe eine zu vorteilhafte Meinung von dem guten Geschmacke des Lasters, als daß ich glauben dürfte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe war nicht so glücklich begabt, und es war ihm nicht vergönnt, immer tugendhaft zu bleiben. Die schwäbische Schule sollte ihrem nächsten Musenalmanach das Bildnis des Herrn Menzel voransetzen; es wäre sehr belehrsam. Das Publikum würde gleich bemerken: er sieht gar nicht aus wie Goethe. Und mit noch größerer Verwunderung würde man bemerken: dieser Held des Deutschtums, dieser Vorkämpe des Germanismus, sieht gar nicht aus wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmuck!

Dieses ist nun freilich verdrießlich für einen Mann, der beständig auf Nationalität pocht, gegen alles Fremdländische unaufhörlich loszieht und unter lauter Teutomanen lebt, die ihn nur als einen nützlichen Verbündeten, jedoch keineswegs als einen reinen Stammgenossen betrachten. Wir aber sind keine altdeutsche Rassenmäkler, wir betrachten die ganze Menschheit als eine große Familie, deren Mitglieder ihren Wert nicht durch Hautfarbe und Knochenbau, sondern durch die Triebe ihrer Seele, durch ihre Handlungen offenbaren. Ich würde gern, wenn es Herrn Menzel Vergnügen machte, ihm zugestehen, daß er ein makelloser

Abkömmling Teuts, wo nicht gar ein legitimer Enkel Herrmanns und Thusneldens sei, wenn nur sein Inneres, sein Charakter, seine Handlungen eine solche Annahme rechtfertigen könnten; aber diese widersprechen seinem Germanentume noch weit bedenklicher, als sein Gesicht.

Die erste Tugend der Germanen ist eine gewisse Treue, eine gewisse schwerfällige, aber rührend großmütige Treue. Der Deutsche schlägt sich selbst für die schlechteste Sache, wenn er einmal Handgeld empfangen, oder auch nur im Rausche seinen Beistand versprochen; er schlägt sich alsdann mit seufzendem Herzen, aber er schlägt sich; wie auch die bessere Überzeugung in seiner Brust murre, er kann sich doch nicht entschließen, die Fahne zu verlassen, und er verläßt sie am allerwenigsten, wenn seine Partei in Gefahr oder vielleicht gar von feindlicher Übermacht umzingelt ist.... Daß er alsdann zu den Gegnern überliefe, ist weder dem deutschen Charakter angemessen, noch dem Charakter irgend eines anderen Volkes.... Aber in diesem Falle noch gar als Denunziant zu agieren, das kann nur ein Schurke.

Und auch eine gewisse Scham liegt im Wesen der Germanen; gegen den Schwächeren oder Wehrlosen wird er nimmermehr das Schwert ziehen, und den Feind, der gebunden und geknebelt zu Boden liegt, wird er nicht antasten, bis derselbe seiner Bande entledigt und wieder auf freien Füßen steht. Herr Menzel aber schwang seinen Flamberg am liebsten gegen Weiber, er hat sie zu Dutzenden niedergesäbelt, die deutschen Schriftstellerinnen, arme Wesen, die, um Brot für ihre Kinder zu erwerben, zur Feder gegriffen und der rohen öffentlichen Verspottung nichts als heimliche Thränen entgegensetzen konnten! Er hat gewiß uns Männern einen wichtigen Dienst geleistet, indem er uns von der Konkurrenz der weiblichen Schriftsteller befreite, er hat vielleicht auch der Litteratur dadurch genützt, aber ich möchte in einem solchen Feldzuge meine Sporen nimmermehr erworben haben. Auch gegen Herrn Gutzkow, und wäre Gutzkow ein Vatermörder gewesen, hätte ich nicht meine Philippika donnern mögen, während er im Kerker lag oder gar vor Gericht stand. Und ich bin weit davon entfernt, auf alle germanischen Tugenden Anspruch zu machen, vielleicht am wenigsten auf eine gewisse Ehrlichkeit, die ebenfalls als ein besonderes

Kennzeichen des Germanentums zu betrachten ist. Ich habe manchem Thoren ins Gesicht gesagt, er sei ein Weiser, aber ich that es aus Höflichkeit. Ich habe manchen Verständigen einen Esel gescholten, aber ich that es aus Haß. Niemals habe ich mich der Zweideutigkeit beflissen, ängstlich die Ereignisse abwartend, in der Politik wie im Privatleben, und gar niemals lag meinen Worten ein erbärmlicher Eigennutz zum Grunde. Von der Menzelschen Politik in der Politik darf ich hier nicht reden, wegen der Politik. Übrigens ist das öffentliche Leben des Herrn Menzel sattsam bekannt, und jeder weiß, daß sein Betragen als württembergischer Deputierter ebenso heuchlerisch wie lächerlich. Über sein Privatschelmenleben kann ich, schon wegen Mangel an Raum, ebenfalls nicht reden. Auch seiner litterarischen Gaunerstreiche will ich hier nicht erwähnen; es wäre zu langweilig, wenn ich ausführlich zeigen müßte, wie Herr Menzel, der ehrliche Mann, von den Autoren, die er kritisiert, ganz andere Dinge citiert, als in ihren Büchern stehn, wie er, statt der Originalworte, lauter sinnverfälschende Synonyme liefert u. s. w. Nur die kleine humoristische Anekdote, wie nämlich Herr Menzel dem alten Baron Cotta seine „Deutsche Litteratur“ zum Verlag anbot, kann ich des Spaßes wegen nicht unerwähnt lassen. Das Manuskript dieses Buches enthielt am Schlusse die großartigsten Lobsprüche auf Cotta, die jedoch keineswegs denselben verleiteten, das geforderte Honorar dafür zu bewilligen. Es schmeichelte aber immerhin dem seligen Baron, sich mal recht tüchtig gelobt zu sehen, und als bald darauf das Buch bei Gebrüder Franckh herauskam, sprach er freudig zu seinem Sohne: Georg, lies das Buch, darin wird mein Verdienst anerkannt, darin werde ich mal nach Gebühr gelobt! Georg aber fand, daß in dem Buche alle Lobsprüche ausgestrichen und im Gegenteil die derbsten Seitenhiebe auf seinen Vater eingeschaltet worden. Der Alte war zum Küssen liebenswürdig, wenn er diese Anekdote erzählte.

Und noch eine Tugend giebt es bei den Germanen, die wir bei Herrn Menzel vermissen: die Tapferkeit. Herr Menzel ist feige. Ich sage dieses beileibe nicht, um ihn als Mensch herabzuwürdigen; man kann ein guter Bürger sein, und doch den Tabaksrauch mehr lieben als den Pulverdampf, und gegen bleierne Kugeln eine größere Abneigung empfinden als gegen schwäbische Mehlklöße; denn letztere können zwar schwer im

Magen lasten, sind aber lange nicht so unverdaulich. Auch ist Morden eine Sünde, und gar das Duell! wird es nicht aufs bestimmteste verboten durch die Religion, durch die Moral und durch die Philosophie? Aber will man beständig mit deutscher Nationalität bramarbasieren, will man für einen Helden des Deutschtums gelten, so muß man tapfer sein, so muß man sich schlagen, sobald ein beleidigter Ehrenmann Genugthuung fordert, so muß man mit dem Leben einstehen für das Wort, das man gesprochen. Das tapferste Volk sind die Deutschen. Auch andere Völker schlagen sich gut, aber ihre Schlachtlust wird immer unterstützt durch allerlei Nebengründe. Der Franzose schlägt sich gut, wenn sehr viele Zuschauer dabei sind, oder irgend eine seiner Lieblingsmarotten, z. B. Freiheit und Gleichheit, Ruhm und dergleichen mehr auf dem Spiele steht. Die Russen haben sich gegen die Franzosen sehr gut geschlagen, weil ihre Generäle ihnen versicherten, daß diejenigen unter ihnen, welche auf deutschem oder französischem Boden fielen, unverzüglich hinten in Rußland wieder auferstünden; und um nur geschwind wieder nach Hause zu kommen, nach Juchtenheim, stürzten sie sich mutig in die französischen Bajonette; es ist nicht wahr, daß damals bloß der Stock und der Branntewein sie begeistert habe. Die Deutschen aber sind tapfer ohne Nebengedanken, sie schlagen sich, um sich zu schlagen, wie sie trinken, um zu trinken. Der deutsche Soldat wird weder durch Eitelkeit, noch durch Ruhmsucht, noch durch Unkenntnis der Gefahr in die Schlacht getrieben, er stellt sich ruhig in Reih und Glied und thut seine Pflicht, — kalt, unerschrocken, zuverlässig. Ich spreche hier von der rohen Masse, nicht von der Elite der Nation, die auf den Universitäten, jenen hohen Schulen der Ehre, wenn auch selten in der Wissenschaft, doch desto öfter in den Gefühlen der Manneswürde die feinste Ausbildung erlangt hat. Ich habe fast sieben Jahre studierenshalber auf deutschen Universitäten zugebracht, und deutsche Schlaglust wurde für mich ein so gewöhnliches Schauspiel, daß ich an Feigheit kaum mehr glaubte. Diese Schlaglust fand ich besonders bei meinen speziellen Landsleuten, den Westfalen, die von Herzen die gutmütigsten Kinder, aber bei vorfallenden Mißverständnissen, den langen Wortwechsel nicht liebend, gewöhnlich geneigt sind, den Streit auf einem natürlichen, sozusagen freundschaftlichen Wege, nämlich durch die Entscheidung des Schwertes, schleunigst

zu beendigen. Deshalb haben die Westfalen auf den Universitäten immer die meisten Duelle. Herr Menzel aber ist kein Westfale, ist kein Deutscher, Herr Menzel ist eine Memme. Als er mit den frechsten Worten die bürgerliche Ehre des Herrn Gutzkow angetastet, die persönlichsten Verleumdungen gegen denselben losgegeifert, und der Beleidigte nach Sitte und Brauch deutscher Jugend die geziemende Genugthuung forderte: da griff der germanische Held zu der kläglichen Ausflucht, daß dem Herrn Gutzkow ja die Feder zu Gebote stände, daß er ja ebenfalls gegen ihn drucken lassen könne, was ihm beliebe, daß er ihm nicht im stillen Wald mit materiellen Waffen, sondern öffentlich, auf dem Streitplatze der Journalistik, mit geistigen Waffen die geforderte Genugthuung geben werde. . . .[1]) Und der germanische Held zog es vor, in seinem Klatschblatte wie ein altes Weib zu keifen, statt auf der Walstätte der Ehre wie ein Mann sich zu schlagen.

Es ist betrübsam, es ist jammervoll, aber dennoch wahr, Herr Menzel ist feige. Ich sage es mit Wehmut, aber es ist für höhere Interessen notwendig, daß ich es öffentlich ausspreche: Herr Menzel ist feige. Ich bin davon überzeugt. Will Herr Menzel mich vom Gegenteile überzeugen, so will ich ihm gerne auf halbem Wege entgegenkommen. Oder wird er auch mir anbieten, mittelst der Druckerpresse, durch Journale und Broschüren, mich gegen die Insinuationen zu verteidigen, die er seiner ersten Denunziation zum Grunde gelegt, die er seitdem noch fortgesetzt, und die er jetzt gewiß noch verdoppeln wird? Diese Ausflucht konnte damals gegen Herrn Gutzkow angewendet werden; denn damals war das bekannte Dekret des Bundestages noch nicht erschienen, und Herr Gutzkow ward auch seitdem von der Schwere desselben nicht so sehr niedergehalten wie ich. Auch waren in der Polemik desselben, da er Privatverleumdungen, Angriffe auf die Person, abzuwehren hatte, die Persönlichkeiten vorherrschend. Ich aber hätte mehr die Verleumdung meines Geistes, meiner Gefühl- und Denkweise zu besprechen, und ich könnte mich nicht verteidigen, ohne meine Ansichten von Religion und Moral unumwunden darzustellen; nur durch positive Bekenntnisse kann ich mich von den angeschuldigten Negationen,

---

1) Vgl. Gutzkow: „Rückblicke auf mein Leben“ (Berlin 1875), S. 147.

Atheismus und Immoralität, vollständigst reinigen. Und Ihr wißt, wie beschränkt das Feld ist, das jetzt meine Feder beackern darf.

Wie gesagt, Herr Menzel hat mich nicht persönlich angegriffen, und ich habe wahrlich gegen ihn keinen persönlichen Groll. Wir waren sogar ehemals gute Freunde, und er hat mich oft genug wissen lassen, wie sehr er mich liebe. Er hat mir nie vorgeworfen, daß ich ein schlechter Dichter sei, und auch ich habe ihn gelobt. Ich hatte meine Freude an ihm und ich lobte ihn in einem Journale, welches dieses Lob nicht lange überlebte.[1] Ich war damals ein kleiner Junge, und mein größter Spaß bestand darin, daß ich Flöhe unter ein Mikroskop setzte und die Größe derselben den Leuten demonstrierte. Herr Menzel hingegen setzte damals den Goethe unter ein Verkleinerungsglas, und das machte mir ebenfalls ein kindisches Vergnügen. Die Späße des Herrn Menzel mißfielen mir nicht; er war damals witzig, und ohne just einen Hauptgedanken zu haben, eine Synthese, konnte er seine Einfälle sehr pfiffig kombinieren und gruppieren, daß es manchmal aussah, als habe er keine losen Streckverse, sondern ein Buch geschrieben. Er hatte auch einige wirkliche Verdienste um die deutsche Litteratur; er stand vom Morgen bis Abend im Kote, mit dem Besen in der Hand, und fegte den Unrat, der sich in der deutschen Litteratur angesammelt hatte. Durch dieses unreinliche Tagwerk aber ist er selber so schmierig und anrüchig geworden, daß man am Ende seine Nähe nicht mehr ertragen konnte; wie man den Latrinenfeger zur Thüre hinausweist, wenn sein Geschäft vollbracht, so wird Herr Menzel jetzt selber zur Litteratur hinausgewiesen. Zum Unglück für ihn hat das mistduftige Geschäft so völlig seine Zeit verschlungen, daß er unterdessen gar nichts Neues gelernt hat. Was soll er jetzt beginnen? Sein früheres Wissen war kaum hinreichend für den litterarischen Hausbedarf; seine Unwissenheit war immer eine Zielscheibe der Mokerie für seine näheren Bekannten; nur seine Frau hatte eine große Meinung von seiner Gelehrsamkeit. Auch imponierte er ihr nicht wenig! Der Mangel an Kenntnissen und das Bedürfnis, diesen Mangel zu verbergen, hat vielleicht die meisten Irrtümer oder Schel-

1) Vgl. S. 142 ff. — Menzel und Heine waren in Bonn Kommilitonen, und auch später bis 1829 befreundet. Vgl. W. Menzels: „Denkwürdigkeiten" (Bielefeld 1877) S. 142 ff.

mereien des Herrn Menzel hervorgebracht. Hätte er Griechisch verstanden, so würde es ihm nie in den Sinn gekommen sein, gegen Goethe aufzutreten. Zum Unglück war auch das Lateinische nicht seine Sache, und er mußte sich mehr ans Germanische halten, und täglich stieg seine Neigung für die Dichter des deutschen Mittelalters, für die edle Turnkunst und für Jakob Böhm, dessen deutscher Stil sehr schwer zu verstehen ist, und den er auch in wissenschaftlicher Form herausgeben wollte.

Ich sage dieses nur, um die Keime und Ursprünge seiner Teutomanie nachzuweisen, nicht um ihn zu kränken; wie ich denn überhaupt, was ich wiederholen muß, nicht aus Groll oder Böswilligkeit ihn bespreche. Sind meine Worte hart, so ist es nicht meine Schuld. Es gilt dem Publikum zu zeigen, welche Bewandtnis es hat mit jenem bramarbasierenden Helden der Nationalität, jenem Wächter des Deutschtums, der beständig auf die Franzosen schimpft und uns arme Schriftsteller des jungen Deutschlands für lauter Franzosen und Juden erklärt hat. Für Juden, das hätte nichts zu bedeuten; wir suchen nicht die Allianz des gemeinen Pöbels, und der Höhergebildete weiß wohl, daß Leute, die man als Gegner des Deismus anklagte, keine Sympathie für die Synagoge hegen konnten; man wendet sich nicht an die überwelken Reize der Mutter, wenn einem die alternde Tochter nicht mehr behagt. Daß man uns aber als die Feinde Deutschlands, die das Vaterland an Frankreich verrieten, darstellen wollte, das war wieder ein ebenso feiges wie hinterlistiges Bubenstück.

Es sind vielleicht einige ehrliche Franzosenhasser unter dieser Meute, die uns ob unserer Sympathie für Frankreich so erbärmlich verkennen und so aberwitzig anklagen. Andere sind alte Rüden, die noch immer bellen wie Anno 1813, und deren Gekläffe eben von unserem Fortschritte zeugt. „Der Hund bellt, die Karawane marschiert,“ sagt der Beduine. Sie bellen weniger aus Bosheit, denn aus Gewohnheit, wie der alte räudige Hofhund, der ebenfalls jeden Fremden wütend anbelfert, gleichviel, ob dieser Böses oder Gutes im Sinne führt. Die arme Bestie benutzt vielleicht diese Gelegenheit, um an ihrer Kette zu zerren und damit bedrohlich zu klirren, ohne daß es ihr der Hausherr übel nehmen darf. Die meisten aber unter jenen Franzosenhassern sind Schelme, die sich diesen Haß absichtlich angelogen,

ungetreue, schamlose, unehrliche, feige Schelme, die, entblößt von allen Tugenden des deutschen Volkes, sich mit den Fehlern desselben bekleiden, um sich den Anschein des Patriotismus zu geben und in diesem Gewande die wahren Freunde des Vaterlandes gefahrlos schmähen zu dürfen. Es ist ein doppelt falsches Spiel. Die Erinnerungen der napoleonischen Kaiserzeit sind noch nicht ganz erloschen in unserer Heimat, man hat es dort noch nicht ganz vergessen, wie derb unsere Männer und wie zärtlich unsere Weiber von den Franzosen behandelt worden, und bei der großen Menge ist der Franzosenhaß noch immer gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe; durch ein geschicktes Ausbeuten dieses Hasses hat man also wenigstens den Pöbel auf seiner Seite, wenn man gegen junge Schriftsteller zu Felde zieht, die eine Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln suchen. Freilich, dieser Haß war einst staatsnützlich, als es galt, die Fremdherrschaft zurückzudrängen; jetzt aber ist die Gefahr nicht im Westen, Frankreich bedroht nicht mehr unsere Selbständigkeit, die Franzosen von heute sind nicht mehr die Franzosen von gestern, sogar ihr Charakter ist verändert, an die Stelle der leichsinnigen Eroberungslust trat ein schwermütiger, beinahe deutscher Ernst, sie verbrüdern sich mit uns im Reiche des Geistes, während im Reiche der Materie ihre Interessen mit den unsrigen sich täglich inniger verzweigen: Frankreich ist jetzt unser natürlicher Bundesgenosse. Wer dieses nicht einsieht, ist ein Dummkopf; wer dieses einsieht und dagegen handelt, ist ein Verräter.

Aber was hatte ein Herr Menzel zu verlieren bei dem Untergange Deutschlands? Ein geliebtes Vaterland? Wo ein Stock ist, da ist des Sklaven Vaterland. Seinen unsterblichen Ruhm? Dieser erlischt in derselben Stunde, wo der Kontrakt abläuft, der ihm die Redaktion des „Stuttgarter Litteraturblattes“ zusichert. Ja, will der Baron Cotta eine kleine Geldsumme als stipulierte Entschädigung springen lassen, so hat die Menzelsche Unsterblichkeit schon heute ein Ende. Oder hätte er etwas für seine Person zu fürchten? Lieber Himmel! wenn die mongolischen Horden nach Stuttgart kommen, läßt Herr Menzel sich aus der Theatergarderobe ein Amorkostüm holen, bewaffnet sich mit Pfeil und Bogen, und die Baschkiren, sobald sie nur sein Gesicht sehen, rufen freudig: Das ist unser geliebter Bruder!

Ich habe gesagt, daß bei unseren Teutomanen der affichierte Franzosenhaß ein doppelt falsches Spiel ist. Sie bezwecken dadurch zunächst eine Popularität, die sehr wohlfeil zu erwerben ist, da man dabei weder Verlust des Amtes noch der Freiheit zu befürchten hat. Das Losdonnern gegen heimische Gewalten ist schon weit bedenklicher. Aber um für Volkstribunen zu gelten, müssen unsere Teutomanen manchmal ein freiheitliches Wort gegen die deutschen Regierungen riskieren und in der frechen Zagheit ihres Herzens bilden sie sich ein, die Regierungen würden ihnen gern gelegentlich ein bißchen Demagogismus verzeihen, wenn sie dafür desto unabläßiger den Franzosenhaß predigten. Sie ahnen nicht, daß unsere Fürsten jetzt Frankreich nicht mehr fürchten, des Nationalhasses nicht mehr als Verteidigungsmittel bedürfen, und den König der Franzosen als die sicherste Stütze des monarchischen Prinzips betrachten.

Wer je seine Tage im Exil verbracht hat, die feuchtkalten Tage und schwarzen langen Nächte, wer die harten Treppen der Fremde jemals auf und abgestiegen, der wird begreifen, weshalb ich die Verdächtigung in betreff des Patriotismus mit wortreicherem Unwillen von mir abweise, als alle andern Verleumdungen, die seit vielen Jahren in so reichlicher Fülle gegen mich zum Vorschein gekommen, und die ich mit Geduld und Stolz ertrage. Ich sage: mit Stolz; denn ich konnte dadurch auf den hochmütigen Gedanken geraten, daß ich zu der Schar jener Auserwählten des Ruhmes gehörte, deren Andenken im Menschengeschlechte fortlebt, und die überall neben den geheiligten Lichtspuren ihrer Fußstapfen auch die langen, kotigen Schatten der Verleumdung auf Erden zurücklassen.

Auch gegen die Beschuldigung des Atheismus und der Immoralität möchte ich nicht mich, sondern meine Schriften verteidigen. Aber dieses ist nicht ausführbar, ohne daß es mir gestattet wäre, von der Höhe einer Synthese meine Ansichten über Religion und Moral zu entwickeln. Hoffentlich wird mir dieses, wie ich bereits erwähnt habe, bald gestattet sein. Bis dahin erlaube ich mir nur eine Bemerkung zu meinen Gunsten. Die zwei Bücher, die eigentlich als Corpora delicti wider mich zeugen sollten, und worin man die strafbaren Tendenzen finden will, deren man mich bezichtigt, sind nicht gedruckt, wie ich sie geschrieben habe, und sind von fremder Hand so verstümmelt

worden, daß ich zu einer andern Zeit, wo keine Mißdeutung zu befürchten gewesen wäre, ihre Autorschaft abgelehnt hätte. Ich spreche nämlich vom zweiten Teile des „Salon“ und von der „Romantischen Schule.“ Durch die großen, unzähligen Ausscheidungen, die darin stattfanden, ist die ursprüngliche Tendenz beider Bücher ganz verloren gegangen, und eine ganz verschiedene Tendenz ließ sich später hineinlegen. Worin jene ursprüngliche Tendenz bestand, sage ich nicht; aber so viel darf ich behaupten, daß es keine unpatriotische war. Namentlich im zweiten Teile des „Salon“ enthielten die ausgeschiedenen Stellen eine glänzendere Anerkennung deutscher Volksgröße, als jemals der forcierte Patriotismus unserer Teutomanen zu Markte gebracht hat; in der französischen Ausgabe, im Buche „De l'Allemagne,“ findet jeder die Bestätigung des Gesagten. Die französische Ausgabe der inkulpierten Bücher wird auch jeden überzeugen, daß die Tendenzen derselben nicht im Gebiete der Religion und der Moral lagen. Ja, manche Zungen beschuldigen mich der Indifferenz in betreff aller Religions- und Moralsysteme, und glauben, daß mir jede Doktrin willkommen sei, wenn sie sich nur geeignet zeige, das Völkerglück Europas zu befördern, oder wenigstens bei der Erkämpfung desselben als Waffe zu dienen. Man thut mir aber unrecht. Ich würde nie mit der Lüge für die Wahrheit kämpfen.

Was ist Wahrheit? Holt mir das Waschbecken, würde Pontius Pilatus sagen.

Ich habe diese Vorblätter in einer sonderbaren Stimmung geschrieben. Ich dachte während dem Schreiben mehr an Deutschland, als an das deutsche Publikum, meine Gedanken schwebten um liebere Gegenstände, als die sind, womit sich meine Feder soeben beschäftigte . . . ja, ich verlor am Ende ganz und gar die Schreiblust, trat ans Fenster, und betrachtete die weißen Wolken, die eben, wie ein Leichenzug, am nächtlichen Himmel dahinziehen. Eine dieser melancholischen Wolken scheint mir so bekannt und reizt mich unaufhörlich zum Nachsinnen, wann und wo ich dergleichen Luftbildung schon früher einmal gesehen. Ich glaube endlich, es war in Norddeutschland, vor sechs Jahren, kurz nach der Juliusrevolution, an jenem schmerzlichen Abend, wo ich auf immer Abschied nahm von dem treuesten Waffenbruder, von dem uneigennützigsten Freunde der

Menschheit.[1]) Wohl kannte er das trübe Verhängnis, dem jeder von uns entgegenging. Als er mir zum letztenmale die Hand drückte, hub er die Augen gen Himmel, betrachtete lange jene Wolke, deren kummervolles Ebenbild mich jetzt so trübe stimmt, und wehmütigen Tones sprach er: „Nur die schlechten und die ordinären Naturen finden ihren Gewinn bei einer Revolution. Schlimmsten Falles, wenn sie etwa mißglückt, wissen sie doch immer noch zeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber möge die Revolution gelingen oder scheitern, Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer sein."

Denen, die da leiden im Vaterlande, meinen Gruß.

Geschrieben zu Paris, den 24. Januar 1837.

Heinrich Heine.

1) Varnhagen von Ense.

Der Schwabenspiegel.

(1839.)[1]

Vorbemerkung.

Die hier mitgeteilten Blätter wurden im Beginn des Frühlings als Nachrede zum zweiten Teil des „Buchs der Lieder“ und mit der Bitte um schleunigsten Abdruck nach Deutschland gesendet. Ich dachte nun, das Buch sei dort längst erschienen, als mir vor ein paar Wochen mein Verleger meldete, in einem süddeutschen Staate[2]), wo er das Manuskript zur Zensur gegeben, habe man ihn während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten, und er schlüge mir vor, die Nachrede als besonderen Artikel in einer periodischen Publikation vorweg abdrucken zu lassen. Indem ich sie also in solcher Weise dem verehrungswürdigen Leser mitteile, glaube ich, daß er ohne große Anstrengung seines Scharfsinns erraten wird, warum ich seit zweiundeinhalb Jahren so vielen Schlichen und Ränken begegne, wenn ich jene Denunziatoren besprechen will, die ihrerseits ganz ohne alle Zensur- und Redaktionsbeschränkung den größten Teil der deutschen Pressen mißbrauchen dürfen. —

Paris, im Spätherbst 1838.

---

1) Aus dem „Jahrbuch der Litteratur“ (Hamburg 1839), wo jedoch der Aufsatz in so verstümmelter Form zum Abdruck kam, daß sich Heine zu folgender „Erklärung“ veranlaßt sah, die in der „Zeitung für die elegante Welt,“ Nr. 28 vom 8. Februar 1839, abgedruckt war:

> „‚Der Schwabenspiegel,‘ ein mit meinem Namen unterzeichneter und im ‚Jahrbuch der Litteratur‘ von Hoffmann & Campe abgedruckter Aufsatz, ist im Interesse der darin besprochenen Personagen, durch die heimliche Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten dergestalt verstümmelt worden, daß ich die Autorschaft desselben ablehnen muß.
>
> Paris, den 21. Januar 1839.
>
> Heinrich Heine.“

Das Originalmanuskript des Aufsatzes ist leider bisher noch nicht aufgefunden worden.

2) In Darmstadt.

Nach Brauch und Sitte deutscher Dichterschaft sollte ich meiner Gedichtsammlung, die den Titel „Buch der Lieder“ führt und jüngst in erneutem Abdruck erschienen ist, auch die nachfolgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, als klänge in dem „Buch der Lieder“ ein Grundton, der durch Beimischung späterer Erzeugnisse seine schöne Reinheit einbüßen möchte. Diese späteren Produktionen übergebe ich daher dem Publikum als besonderen Nachtrag, und indem ich bescheidentlich fühle, daß an dem Grundton dieser zweiten Sammlung wenig zu stören ist, füge ich ein dramatisches Gedicht hinzu, welches, in einer frühesten Periode entstanden, zu einer Reihe von Dichtungen gehört, die seitdem durch betrübsames Mißgeschick unwiederbringlich verloren gegangen sind. Dieses dramatische Gedicht (Ratcliff) kann vielleicht in der Sammlung meiner poetischen Werke eine Lakune füllen und Zeugnis geben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen flammten oder wenigstens knisterten.

Etwas Ähnliches möchte ich in Beziehung auf das „Lied vom Tannhäuser“ andeuten. Es gehört einer Periode meines Lebens, wovon ich ebenfalls wenige schriftliche Urkunden dem Publikum mitteilen kann, oder vielmehr mitteilen darf.

Der Einfall, dieses Buch [1]) mit einem Konterfei meines Antlitzes zu schmücken, ist nicht von mir ausgegangen. Das Porträt des Verfassers vor den Büchern erinnert mich unwillkürlich an Genua, wo vor dem Narrenhospital die Bildsäule des Stifters aufgestellt ist. Es war mein Verleger, welcher auf die Idee geraten ist, dem Nachtrag zum „Buch der Lieder,“ diesem gedrucktem Narrenhause, worin meine verrückten Gedanken eingesperrt sind, mein Bildnis voranzukleben. Mein Freund

1) Das „Jahrbuch der Litteratur“ brachte Heines Bild nach dem Porträt von M. Oppenheim.

Julius Campe ist ein Schalk, und wollte gewiß den lieben Kleinen von der schwäbischen Dichterschule, die sich gegen mein Gesicht verschworen haben, einen Schabernack spielen . . .[1]) Wenn sie jetzt an meinen Liedern klauben und knuspern, und die Thränen zählen, die darin vorkommen, so können sie nicht umhin, manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt ihr mir so unversöhnbar, ihr guten Leutchen? Warum zieht ihr gegen mich los in weitschweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt ihr gegen mein Gesicht? Beiläufig will ich hier bemerken, daß das Porträt im Musenalmanach gar nicht getroffen ist. Das Bild, welches ihr heute schaut, ist weit besser, besonders der Oberteil des Gesichtes; der untere Teil ist viel zu mächtig. Ich bin nämlich seit einiger Zeit sehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeister aussehn; — ach, die schwäbische Schule macht mir so viel Kummer!

Ich sehe, wie der geneigte Leser mit verwunderten Augen um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „schwäbische Schule" eigentlich verstehe. Was ist das, die schwäbische Schule? Es ist noch nicht lange her, daß ich selber an mehre reisende Schwaben diese Frage richtete und um Auskunft bat. Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelten sehr sonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frühmorgens am ersten April eine leichtgläubige Magd zu ihnen in den Laden kömmt und für zwei Kreuzer Mückenhonig verlangt. In meiner Einfalt glaubte ich anfangs, unter dem Namen schwäbische Schule verstünde man jenen blühenden Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entsprossen, jene Rieseneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln, und deren Wipfel hinanfragt bis an die Sterne . . . Und ich frug: Nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schöpfer, der „Die Räuber" schuf? . . . Nein, lautete die Antwort, mit dem haben wir nichts zu schaffen, solche Räuberdichter gehören nicht zur schwäbischen Schule; bei uns geht's hübsch ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem Land hinaus müssen. Gehört denn Schelling zur schwäbischen Schule, Schelling, der irrende Weltweise, der König Artus der Philosophie, welcher

1) Vgl. Bd. II. S. 443. Anm.

vergeblich das absolute Montsalvatsch aufsucht und verschmachten muß in der mystischen Wildnis? Wir verstehen das nicht, antwortete man mir, aber so viel können wir Ihnen versichern, der Schelling gehört nicht zur schwäbischen Schule. Gehört Hegel dazu, der Geistesweltumsegler, der unerschrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo einem das Gehirn einfriert im abstrakten Eis? . . . Den kennen wir gar nicht. Gehört denn David Strauß dazu, der David mit der tödlichen Schleuder? . . . Gott bewahre uns vor dem, den haben wir sogar exkommuniziert, und wollte der sich in die schwäbische Schule aufnehmen lassen, so bekäme er gewiß lauter schwarze Kugeln.

Aber, um des Himmels willen — rief ich aus, nachdem ich fast alle große Namen Schwabens aufgezählt hatte und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verstanden, ja, bis auf die Hohenstaufen, die so herrlich auf Erden leuchteten, irdische Sonnen im deutschen Kaisermantel — Wer gehört denn eigentlich zur schwäbischen Schule?

Wohlan, antwortete man mir, wir wollen Ihnen die Wahrheit sagen: die Renommeen, die Sie eben aufgezählt, sind vielmehr europäisch als schwäbisch, sie sind gleichsam ausgewandert und haben sich dem Auslande aufgedrungen, statt daß die Renommeen der schwäbischen Schule jenen Kosmopolitismus verachten und hübsch patriotisch und gemütlich zu Hause bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelsuppen des teuren Schwabenlandes. — Und nun kam ich endlich dahinter, von welcher bescheidenen Größe jene Berühmtheiten sind, die sich seitdem als schwäbische Schule aufgethan, in demselben Gedankenkreise umherhüpfen, sich mit denselben Gefühlen schmücken und auch Pfeifenquäste von derselben Farbe tragen.

Der bedeutendste von ihnen ist der evangelische Pastor Gustav Schwab. Er ist ein Hering in Vergleichung mit den anderen, die nur Sardellen sind; versteht sich, Sardellen ohne Salz. Er hat einige schöne Lieder gedichtet, auch etwelche hübsche Balladen; freilich, mit einem Schiller, mit einem großen Walfisch, muß man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doktor Justinus Kerner, welcher Geister und vergiftete Blutwürste sieht, und einmal dem Publikum aufs ernsthafteste erzählt hat, daß ein

paar Schuhe, ganz allein, ohne menschliche Hilfe, langsam durch das Zimmer gegangen sind bis zum Bette der Seherin von Prevorst. Das fehlt noch, daß man seine Stiefel des Abends festbinden muß, damit sie einem nicht des Nachts, trapp! trapp! vor's Bett kommen und mit lederner Gespensterstimme die Gedichte des Herrn Justinus Kerner vordeklamieren! Letztere sind nicht ganz und gar schlecht, der Mann ist überhaupt nicht ohne Verdienst, und von ihm möchte ich dasselbe sagen, was Napoleon von Murat gesagt hat, nämlich: „Er ist ein großer Narr, aber der beste General der Kavallerie.“ Ich sehe schon, wie sämtliche Insassen von Weinsberg über dieses Urteil den Kopf schütteln und mit Befremden entgegnen: Unser teurer Landsmann, Herr Justinus, ist freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beste General der Kavallerie! Nun, wie ihr wollt, ich will euch gern einräumen, daß er kein vorzüglicher Kavalleriegeneral ist.

Herr Karl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt, ist ein anderer Dichter der schwäbischen Schule, und man versichert, daß er den Geist und den Charakter derselben am treuesten offenbare; er ist eine matte Fliege und besingt Maikäfer. Er soll sehr berühmt sein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor dessen Thoren man ihm eine Statue setzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieses hölzerne Ebenbild des Sängers soll alle Jahr mit Ölfarbe neu angestrichen werden, alle Jahr im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer summen. Auf dem Piedestal wird die Inschrift zu lesen sein: Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der schwäbischen Schule, versichert man mir, ist Herr *** —[1]) er sei erst kürzlich zum Bewußtsein, aber noch nicht zur Erscheinung gekommen; er habe nämlich seine Gedichte noch nicht drucken lassen. Man sagt mir, er besinge nicht bloß Maikäfer, sondern sogar Lerchen und Wachteln, was gewiß sehr löblich ist. Lerchen und Wachteln sind wahrhaftig wert, daß man sie besinge, nämlich wenn sie gebraten sind. Über den Charakter und respektiven Wert der ***schen Dichtungen kann ich, solange sie noch nicht zur äußeren Erscheinung gekommen sind, gar kein Urteil fällen, ebensowenig

1) Bezieht sich wohl auf Eduard Mörike. Vgl. den Brief an Campe vom 7. Juli 1838. (Bd. IX.)

wie über die Meisterwerke so vieler anderen großen Unbekannten der schwäbischen Schule.

Die schwäbische Schule hat wohl gefühlt, daß es ihrem Ansehen nicht schaden würde, wenn sie neben ihren großen Unbekannten, die uns nur vermittelst eines Hydro-Gasmikroskops sichtbar werden, auch einige kleine Bekannte, einige Renommeen, die nicht bloß in der umfriedeten Heimlichkeit schwäbischer Gauen, sondern auch im übrigen Deutschland einige Geltung erworben, zu den Ihrigen zählen könnte. Sie schrieben daher an den König Ludwig von Bayern, den gekrönten Sänger, welcher aber absagen ließ. Übrigens ließ er sie freundlich grüßen und schickte ihnen ein Prachtexemplar seiner Poesien mit Goldschnitt und Einband von rotem Maroquinpapier. Hierauf wandten sich die Schwaben an den Hofrat Winkler, welcher unter dem Namen Theodor Hell seinen Dichterruhm verbreitet hat; dieser aber antwortete, seine Stellung als Herausgeber der „Abendzeitung“ erlaubte ihm nicht, sich in die schwäbische Schule aufnehmen zu lassen, dazu komme, daß er selber eine sächsische Schule stiften wolle, wozu er bereits eine bedeutende Anzahl poetischer Landsleute engagiert habe.[1]) In ähnlicher Weise haben auch einige berühmte Oberlausitzer und Hinterpommern die Anträge der schwäbischen Schule abgewiesen.

In dieser Not begingen die Schwaben einen Schwabenstreich, sie nahmen nämlich zu Mitgliedern ihrer schwäbischen Schule einen Ungar und einen Kaschuben. Ersterer, der Ungar, nennt sich Nikolaus Lenau, und ist seit der Juliusrevolution durch seine liberalen Bestrebungen, auch durch den anpreisenden Eifer meines Freundes Laube, zu einer Renommee gekommen, die er bis zu einem gewissen Grade verdient. Die Ungarn haben jedenfalls viel dadurch verloren, daß ihr Landsmann Lenau unter die Schwaben gegangen ist; indessen, solange sie ihren Tokayer behalten, können sie sich über diesen Verlust trösten.

Die andere Acquisition der schwäbischen Schule ist minder brillant; sie besteht nämlich in der Person des gefeierten Wolfgang Menzel, welcher unter den Kaschuben das Licht erblickt[2]), an den Marken Polens und Deutschlands, an jener Grenze, wo der germanische Flegel den slawischen Flegel versteht, wie der alte Voß

---

1) Vgl. Bd. I. S. 98.
2) Wolfgang Menzel wurde am 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien geboren.

sagen würde, der alte Johann Heinrich Voß, der ungeschlachte, aber ehrliche sächsische Bauer, der, wie in seiner Gesichtsbildung, so auch in seinem Gemüte die Merkmale des Deutschtums trug. Daß dieses bei Herrn Wolfgang Menzel nicht der Fall ist, daß er weder dem Äußeren noch dem Innern nach ein Deutscher ist, habe ich in der kleinen allerliebsten Schrift „Über den Denunzianten“ gehörig bewiesen.[1]) Ich hätte, beiläufig gestanden, diese kleine Schrift nicht herausgegeben, wenn mir die Abhandlungen über denselben Gegenstand, die großen Bomben von Ludwig Börne und David Strauß, vorher zu Gesicht gekommen wären. Aber dieser kleinen Schrift, welche die Vorrede zum dritten Teile des „Salons“ bilden sollte, ward von dem Zensor dieses Buches das Imprimatur verweigert — „aus Pietät gegen Wolfgang Menzel,“ — und das arme Ding, obgleich in politischer und religiöser Beziehung zahm genug abgefaßt, mußte während sieben Monaten von einem Zensor zum andern wandern, bis es endlich notdürftig unter die Haube kam. Wenn du, geneigter Leser, das Büchlein in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg selber holst, so wird dir dort mein Freund Julius Campe bereitwillig erzählen, wie schwer es war, den „Denunzianten“ in die Presse zu bringen, wie das Ansehen desselben durch gewisse Autoritäten geschützt werden sollte, und wie endlich durch unleugbare Urkunden, durch ein Autograph des Denunzianten, der sich in den Händen von Theodor Mundt befindet, der Titel meiner Schrift aufs glänzendste gerechtfertigt wird. Was der Gefeierte dagegen vorgebracht hat, ist dir vielleicht bekannt, mein teurer Leser. Als ich ihm Stück vor Stück die Fetzen des falschen Patriotismus und der erlogenen Moral vom Leibe riß, da erhub er wieder ein ungeheures Geschrei: die Religion sei in Gefahr, die Pfeiler der Kirche brächen zusammen, Heinrich Heine richte das Christentum zu Grunde! Ich habe herzlich lachen müssen, denn dieses Zetergeschrei erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatz zu Lübeck mit Staupenschlag und Brandmark abgestraft wurde, und plötzlich, als das rote Eisen seinen Rücken berührte, ein entsetzliches Mordio erhob und beständig schrie: „Feuer! Feuer! Es brennt, es brennt, die Kirche steht in

1) Vgl. S. 188 ff. — Ludwig Börne: „Menzel der Franzosenfresser“ (Paris 1837); David Strauß: „Streitschriften“ (Tübingen 1837. III.).

Flammen!“ Die alten Weiber erschraken auch diesmal über solchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und sprachen: Der arme Schelm! nur sein eigner Rücken ist entzündet, die Kirche steht sicher auf ihrem alten Platze, auch hat dort die Polizei, aus Furcht vor Brandstiftung, noch einige Spritzen aufgestellt und aus frommer Vorsorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Zigarre geraucht werden! Wahrlich, das Christentum ward nie ängstlicher geschützt, als eben jetzt.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Gerüchte zu widersprechen, als habe Herr Wolfgang Menzel, auf Andrang seiner Kollegen, sich endlich entschlossen, jene Großmut zu benutzen, womit ich ihm gestattete, sich wenigstens von dem Vorwurf der persönlichen Feigheit zu reinigen. Ehrlich gestanden, ich war immer darauf gefaßt, daß mir Ort und Zeit anberaumt würde, wo der Ritter der Vaterlandsliebe, des Glaubens und der Tugend sich bewähren wolle in all' seiner Mannhaftigkeit. Aber leider bis auf diese Stunde wartete ich vergebens[1]), und die Witzlinge in deutschen Blättern mokierten sich obendrein über meine Leichtgläubigkeit. Spottvögel haben sich sogar den Spaß erlaubt, mir im Namen der unglücklichen Gattin des Denunzianten einen Brief zu schreiben, worin die arme Frau sich über die häuslichen Nöten, die sie seit dem Erscheinen meiner kleinen Schrift zu erdulden habe, schmerzlich beklagt. Jetzt sei gar kein Auskommen mehr mit ihrem Manne, der zu Hause zeigen wolle, daß er ein Held sei. Die geringste Anspielung auf Feigheit brächte ihn zur Wut. Eines Abends habe er das kleine Kind geprügelt, weil es „Häschen an der Wand“ spielte. Jüngst sei er wie rasend aus der Ständekammer gekommen und habe wie ein Ajax getobt, weil dort alle Blicke auf ihn gerichtet gewesen, als die Gesetzfrage, „ob man jemanden ungestraft dem öffentlichen Gelächter preisgeben dürfe?“ diskutiert wurde. Ein andermal habe er bitterlich geweint, als einer von den undankbaren Juden, die er emanzipieren wolle, ihm ins Gesicht gemauschelt: Sie sind doch kein Patriot, Sie thun nichts fürs Volk, Sie sind nicht der Ätte, sondern die Memme des Vaterlandes. Aber gar des Nachts beginne der rechte Jammer, und dann seufze er und wimmere und stöhne, daß sich ein Stein drob erbarmen könnte. Das sei nicht länger

1) Vgl. die Briefe Heines vom 3. Mai und 3. Oktober 1837.

zum Aushalten, schloß der angebliche Brief der armen Frau, sie wolle lieber sterben, als diesen Zustand länger ertragen, und um der Sache ein Ende zu machen, sei sie erbötig, statt ihres furchtsamen Gemahls, sich selber mit mir zu schlagen. Gehorsame Dienerin.

Als ich diesen Brief las, und in meiner Einfalt die offenbare Mystifikation nicht gleich merkte, rief ich mit Begeisterung: Edles Weib! würdige Schwäbin! würdig deiner Mütter, die einst zu Weinsberg ihre Männer huckepack trugen!

Die Weiber im Schwabenland scheinen überhaupt mehr Energie zu besitzen als ihre Männer, die nicht selten nur auf Geheiß ihrer Ehehälften zum Schwerte greifen. Weiß ich doch eine schöne Schwäbin, die mir seit Jahren wütender als zwanzig Teufel den Krieg macht und mich mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgt.

Ein Naturforscher hat ganz richtig die Bemerkung gemacht, daß im Sommer, besonders in den Hundstagen, weit mehr gegen mich geschrieben wird, als im Winter.

Daß es nicht die altpoetische Vornehmigkeit ist, welche mich davon abhält, dergleichen Angriffe zu besprechen, habe ich bereits an einem andern Ort erwähnt. Einesteils liegt mir ein gewisser Knebel im Munde, sobald ich mich gegen Anschuldigung von Immoralität oder irreligiöser Frivolität, oder gar politischer Inkonsequenz, durch Erörterung der letzten Gründe von all' meinem Dichten und Trachten, verteidigen wollte. Anderenteils befinde ich mich meinen Widersachern gegenüber in derselben Lage, die Freund Semilasso[1]) irgendwo in seiner afrikanischen Reisebeschreibung mit der richtigen Empfindung erwähnt. Er erzählt uns nämlich, daß, als er in einem Beduinenlager übernachtete, rings um sein Zelt eine große Menge Hunde unaufhörlich bellten und heulten und winselten, was ihn aber am Schlafen gar nicht gehindert habe; „wär es nur ein einziger Kläffer gewesen," setzt er hinzu, „so hätte ich die ganze Nacht kein Auge zuthun können." Das ist es: weil der Kläffer so viele sind, und weil der Mops den Spitz, dieser wieder den gemütlichen Dachs, letzterer das edle Windspiel oder die fromme Dogge überbellt und die schnöden Laute der verschiedenen Bestien im Gesamtgeheul verloren gehen, kann mir ein ganzer Hundelärm wenig anhaben.

1) Fürst Pückler-Muskau, der Autor von „Semilasso in Afrika" (Stuttgart 1836. V.).

Nein, Herr Gustav Pfizer ebensowenig wie die anderen hat mir jemals den Schlaf gekostet, und man darf es mir aufs Wort glauben, daß bei Erwähnung dieses Dichterlings auch nicht die mindeste Bitterkeit in meiner Seele waltet. Aber ich kann ihn, der Vollständigkeit wegen, nicht unerwähnt lassen: die schwäbische Schule zählt ihn nämlich zu den Ihrigen, was mir sonderbar genug dünkt, da er im Gegensatze zu dieser Genossenschaft mehr als reflektierende Fledermaus, denn als gemütlicher Maikäfer umherflattert, und vielmehr nach der Schubartschen Totengruft als nach Gelbveiglein riecht. Mir wurden mal seine Gedichte aus Stuttgart zugeschickt, und die freundlichen Begleitungszeilen veranlaßten mich, einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen; ich fand sie herzlich schlecht. Dasselbe kann ich auch von seiner Prosa sagen; sie ist herzlich schlecht. Ich gestehe freilich, daß ich nichts anderes von ihm gelesen habe, als eine Abhandlung, die er gegen mich geschrieben.[1]) Sie ist geistlos und unbeholfen und miserabel stilisiert; letzteres ist um so unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien dazu kotisiert. Das Beste in der ganzen Abhandlung ist der wohlbekannte Kniff, womit man verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammenstellt, um demselben jede beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden. Freilich, der Kniff ist nicht neu, doch bleibt er immer probat, da von seiten des angefochtenen Autors keine Widerlegung möglich ist, wenn er nicht etwa ganze Folianten schreiben wollte, um zu beweisen, daß der eine von den angeführten Sätzen humoristisch gemeint, der andere zwar ernst gemeint sei, aber sich auf einen Vordersatz beziehe, der ihm eben seine richtige Bedeutung verleiht; daß ferner die aneinander gereihten Sätze nicht bloß aus ihrem logischen, sondern auch aus ihrem chronologischen Zusammenhang gerissen worden, um einige scheinbare Widersprüche hervorzuklauben; daß aber eben diese Widersprüche von der höchsten Konsequenz zeugen würden, wenn man Zeitfolge, Zeitumstände, Zeitbedingungen bedächte — ach! wenn man bedächte, wie die Strategie eines Autors, der für die Sache der europäischen Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt ist, wie seine Taktik allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute etwas als

1) In der „Deutschen Vierteljahresschrift" von W. Menzel und F. W. Kölle (Stuttgart 1838), Heft 1.

äußerst wichtig verfechten muß, was ihm morgen ganz gleichgültig sein kann, wie er heute diesen Punkt, morgen einen andern zu beschützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenpartei, die wechselnden Allianzen, die Siege oder die Niederlagen des Tages erfordern!

Das einzige Neue und Eigentümliche, was ich in der oben erwähnten Abhandlung des Herrn Gustav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht bloß eine listige Verkehrung des Wortsinnes meiner Schriften, sondern sogar die Fälschung meiner Worte selbst. — Dieses ist neu, ist eigentümlich, wenigstens bis jetzt hat man in Deutschland noch nicht einen Autor mit verfälschten Worten citiert. Doch Herr Gustav Pfizer scheint noch ein junger Anfänger zu sein, es juckt ihm zwar die Begabnis des Fälschens in seinen Fingern, doch merkt man an ihm noch eine gewisse Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. „Hostien“ citiert, statt der gewöhnlichen „Oblaten“ des Originaltextes, oder mehrmals „göttlich“ citiert, statt des ursprünglichen „vortrefflich“ — so weiß er doch noch nicht recht, welchen Gebrauch er von solcher Fälschung machen kann. Er ist ein junger Anfänger. Aber sein Talent ist unleugbar, er hat es hinlänglich offenbart, die geziemendste Anerkennung darf ihm nicht verweigert werden, er verdient, daß ihm Wolfgang Menzel mit der tapferen Hand seinen schäbigsten Lorbeerkranz aufs Haupt drückt.

Indessen, ehrlich gestanden, ich rate ihm, sein Talent nicht bedeutender auszubilden. Es könnte ihn einst das Gelüste anwandeln, jenes edle Talent auch auf außerlitteträrische Gegenstände anzuwenden. Es giebt Länder, wo dergleichen mit einem Halsband von Hanf belohnt wird. Ich sah zu Old-Bailey in London jemanden hängen, der ein falsches Citat unter einen Wechsel geschrieben hatte [1]) — und der arme Schelm mochte es wohl aus Hunger gethan haben, nicht aus Büberei oder aus eitel Neid, oder gar um eine kleine Lobspende im „Stuttgarter Litteraturblatt,“ ein litterärisches Trinkgeld, zu verdienen. Ich hatte deshalb Mitleid mit dem armen Schelm, bei dessen Exekution sehr viele Zögerungen vorfielen. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß das Hängen in England so schnell von statten gehe. Die Zubereitungen dauerten fast eine Viertelstunde.

---

1) Vgl. Bd. IV. S. 32 ff.

Ich ärgere mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher Langsamkeit dem armen Menschen die Schlinge um den Hals gelegt und die weiße Nachtmütze über die Augen gezogen wurde. Neben ihm standen seine Freunde, vielleicht die Genossen der Schule, wozu er gehörte, und harrten des Augenblicks, wo sie ihm den Liebesdienst erweisen konnten; dieser Liebesdienst besteht darin, daß sie den gehenkten Freund, um seine zuckende Todesqual abzukürzen, so stark als möglich an den Beinen ziehen.

Ich habe von Herrn Gustav Pfizer geredet, weil ich ihn bei Besprechung der schwäbischen Schule nicht füglich übergehen konnte. So viel darf ich versichern, daß ich in der Heiterkeit meines Herzens nicht den mindesten Unmut wider Herrn Pfizer empfinde. Im Gegenteil, sollte ich je im stande sein, ihm einen Liebesdienst zu erweisen, so werde ich ihn gewiß nicht lange zappeln lassen.

— — — Und nun laß uns ernsthaft reden, lieber Leser; was ich dir jetzt noch zu sagen habe, verträgt sich nicht mit dem scherzenden Tone, mit der leichtsinnig guten Laune, die mich beseelte, während ich diese Blätter schrieb. Es liegt mir drückend etwas im Sinne, was ich nicht mit ganz freier Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigste Geständnis nötig wäre. Ich hege nämlich eine wahre Scheu, bei Gelegenheit — der schwäbischen Schule auch von Ludwig Uhland zu sprechen, von dem großen Dichter, den ich schier zu beleidigen fürchte, wenn ich seiner in so kläglicher Gesellschaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genossen ausgeben, so könnte man hier jedes Verschweigen seines Namens als eine Unredlichkeit betrachten. Weit entfernt, an seinem Werte zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich seinen Dichtungen zolle, mit den volltönendsten Worten an den Tag geben. Es wird sich mir bald dazu eine passendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, daß sich in meiner früheren Beurteilung des trefflichen Sängers zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verstimmungen einschleichen konnten, daß ich aber nie die Absicht hegte, an seinem inneren Werte, an seinem Talente selbst, eine Ungerechtigkeit zu begehen.[1]) Nur über die litterärhistorischen Beziehungen, über

1) Vgl. Bd. V. S. 280 ff.

die äußeren Verhältnisse seiner Muse, habe ich unumwunden eine Ansicht, die vielleicht seinen Freunden mißfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr ist, aussprechen müssen. Als ich nämlich Ludwig Uhland im Zusammenhang mit der „Romantischen Schule“ in dem Buche, welches eben diesen Namen führt, flüchtig beurteilte, habe ich deutlich genug nachgewiesen, daß der vortreffliche Sänger nicht eine neue, eigentümliche Sangesart aufgebracht hat, sondern nur die Töne der romantischen Schule gelehrig nachsprach; daß, seitdem die Lieder seiner Schulgenossen verschollen sind, Uhlands Gedichtesammlung als das einzig überlebende lyrische Denkmal jener Töne der romantischen Schule zu betrachten ist; daß aber der Dichter selbst, ebenso gut wie die ganze Schule, längst tot ist. Ebenso gut, wie Schlegel, Tieck, wie Fouqué, ist auch Uhland längst verstorben, und hat vor jenen edlen Leichen nur das größere Verdienst, daß er seinen Tod wohl begriffen und seit zwanzig Jahren nichts mehr geschrieben hat. Es ist wahrlich ein ebenso widerwärtiges wie lächerliches Schauspiel, wenn jetzt meine schwäbischen Dichterlinge den Uhland zu den Ihrigen zählen, wenn sie den großen Toten aus seinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen aufs Haupt stülpen und ihn in ihr niedriges Schulstübchen hereinzerren, — oder wenn sie gar den erblichenen Helden wohlgeharnischt aufs hohe Pferd packen, wie einst die Spanier ihren Cid, und solchermaßen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der schwäbischen Schule, losrennen lassen!

Das fehlt mir noch, daß ich auch im Gebiete der Kunst mit Toten zu kämpfen hätte! Leider muß ich es oft genug in anderen Gebieten, und ich versichere euch bei allen Schmerzen meiner Seele! solcher Kampf ist der fatalste und verdrießlichste. Da ist keine glühende Ungeduld, die da hetzt Hieb auf Hieb, bis die Kämpfer wie trunken hinsinken und verbluten. Ach, die Toten ermüden uns mehr als sie uns verwunden, und der Streit verwandelt sich am Ende in eine fechtende Langeweile. Kennst du die Geschichte von dem jungen Ritter, der in den Zauberwald zog? Sein Haar war goldig, auf seinem Helm wehten die kecken Federn, unter dem Gitter des Visiers glühten die roten Wangen und unter dem blanken Harnisch pochte der frischeste Mut. In dem Walde aber flüsterten die Winde sehr sonderbar. Gar unheimlich schüttelten sich die Bäume, die

manchmal, häßlich verwachsen, an menschliche Mißbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hie und da ein gespenstisch weißer Vogel, der fast verhöhnend kicherte und lachte. Allerlei Fabelgetier huschte schattenhaft durch die Büsche. Mitunter freilich zwitscherte auch mancher harmlose Zeisig, und nickte aus den breitblättrigen Schlingpflanzen manch stille schöne Blume. Der junge Fant aber, immer weiter vordringend, rief endlich mit Übertrotz: Wann erscheint denn der Kämpe, der mich besiegen kann? Da kam, nicht eben rüstig, aber doch nicht allzu schlotterig, herangezogen ein langer, magerer Ritter mit geschlossenem Visier, und stellte sich zum Kampfe. Sein Helmbusch war geknickt, sein Harnisch war eher verwittert als schlecht, sein Schwert war schartig, aber vom besten Stahl, und sein Arm war stark. Ich weiß nicht, wie lange die beiden miteinander fochten, doch es mag wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die Blätter fielen unterdessen von den Bäumen, und diese standen lange kahl und frierend, und dann knospeten sie wieder aufs neue und grünten im Sonnenschein, und so wechselten die Jahrzeiten — ohne daß sie es merkten, die beiden Kämpfer, die beständig aufeinander loshieben, anfangs unbarmherzig wild, später minder heftig, dann sogar etwas phlegmatisch, bis sie endlich ganz und gar die Schwerter sinken ließen und erschöpft ihre Helmgitter aufschlossen — das gewährte einen betrübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausgeforderte Kämpe, war ein Toter, und aus dem geöffneten Visier grinste ein fleischloser Schädel. Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug jetzt ein verfallen fahles Greisenantlitz und sein Haar war schneeweiß. — Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnend, kicherte und lachte das gespenstisch weiße Gevögel.

Geschrieben zu Paris, im Wonnemond 1838.

Einleitung

zur Prachtausgabe des

„Don Quichotte.“ [1])

(1837.)

„Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quichotte von der Mancha beschrieben von Miguel Cervantes de Saavedra,“ war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Kindesalter getreten und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens vom Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quichotte zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so karessierend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die lüsternen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küßten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee, unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt

---

1) Als Einleitung zu dem Werke: „Cervantes Don Quichotte. Aus dem Spanischen übersetzt; mit dem Leben von Cervantes nach Viardot und einer Einleitung von Heinrich Heine“ (Pforzheim 1837) geschrieben. — Vgl. Bd. III. S. 386 ff. und den Brief an Campe vom 3. Mai 1837.



wurde, so meinte ich doch, das müsse so sein, das gehöre nun mal zum Heldentum, das Ausgelachtwerden ebenso gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich ebenso sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all' seinen Edelmut nur Undank und Prügel genoß. Da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, ebenso wie die Kinder, vpn der Weltironie nichts wissen, so hielten sie gleichfalls alles für baren Ernst und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Verwunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und daß seine Thaten um so preisenswerter, je schwächer und ausgedörrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je armseliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geschmückt mit buntseidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geisteskraft und Edelsinn so weit überlegen war. Dulcineas Ritter stieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wundersamen Buche las, was in demselben Garten täglich geschah, so daß ich schon im Herbste das Ende der Geschichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergessen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter so schmählich unterliegen mußte!

Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen schmerzlich von den Bäumen, schwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu heben, als wenn

er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt, und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verleugne, — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den mutigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

Es sind nun acht Jahre, daß ich für den vierten Teil der „Reisebilder“ diese Zeilen geschrieben, worin ich den Eindruck schilderte, den die Lektüre des Don Quichotte vor weit längerer Zeit in meinem Geiste hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre schnell dahin schwinden! Es ist mir, als habe ich erst gestern in der Seufzerallee des Düsseldorfer Hofgartens das Buch zu Ende gelesen, und mein Herz sei noch erschüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des großen Ritters. Ist mein Herz die ganze Zeit über stabil geblieben, oder ist es nach einem wunderbaren Kreislauf zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das letztere mag wohl der Fall sein, denn ich erinnere mich, daß ich in jedem Lustrum meines Lebens den Don Quichotte mit abwechselnd verschiedenartigen Empfindungen gelesen habe. Als ich ins Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Rosenbüsche des Lebens hineingriff und auf die höchsten Felsen klomm, um der Sonne näher zu sein, und des Nachts von nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen, da war mir der Don Quichotte ein sehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, so schob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als ich zum Manne heranreifte, versöhnte ich mich schon einigermaßen mit Dulcineas unglücklichem Kämpen und ich fing schon an, über ihn zu lachen. Der Kerl ist ein Narr, sagte ich. Doch, sonderbarerweise, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und seines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiste und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbschlummer erwachte, sah ich im Frühnebel zwei wohlbekannte Gestalten neben mir einherreiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quichotte von der Mancha auf seiner abstrakten Rosinante, und die andere, zu

meiner Linken, war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegenflatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die ersten französischen Gendarmen, die unsern zum Vorschein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rosinantes begeistertes Gewieher und die bejahenden Töne des Esels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquichottismus bestehe darin, daß der edle Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen gerieten. Ach, ich habe seitdem erfahren, daß es eine ebenso undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will, und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klepper, eine sehr morsche Rüstung und einen ebenso gebrechlichen Körper besitzt! Wie über jenen, so auch über diesen Donquichottismus schüttelt der Weise sein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboso ist dennoch das schönste Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch diese Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders — stoßt zu mit euren Lanzen, ihr silbernen Mondritter, ihr verkappten Barbiergesellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er sein großes Buch schrieb? Beabsichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lektüre zu seiner Zeit in Spanien so stark grassierte, daß geistliche und weltliche Verordnungen dagegen unmächtig waren? Oder wollte er alle Erscheinungen der menschlichen Begeisterung überhaupt und zunächst das Heldentum der Schwertführer ins Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er durch Beleuchtung ihrer Absurditäten dem allgemeinen Gespötte und also dem Untergange überliefern wollte. Dieses gelang ihm auch aufs glänzendste; denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkstelligen konnten, das erwirkte ein armer Schriftsteller mit seiner Feder; er richtete die Ritterromane so gründlich zu Grunde, daß bald nach dem Erscheinen

des Don Quichotte der Geschmack für jene Bücher in ganz Spanien erlosch, und auch keins derselben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius ist immer größer als er selber, sie reicht immer weit hinaus über seine zeitlichen Absichten, und ohne daß er sich dessen klar bewußt wurde, schrieb Cervantes die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung. Nimmermehr ahnte er dieses, er selber, der Held, welcher den größten Teil seines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im späten Alter sich noch oft darüber freute, daß er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er diesen Ruhm mit dem Verluste seiner linken Hand bezahlt hatte.

Über Person und Lebensverhältnisse des Dichters, der den Don Quichotte geschrieben, weiß der Biograph nur weniges zu melden. Wir verlieren nicht viel durch solchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Basen der Nachbarschaft aufgegabelt werden. Diese sehen ja nur die Hülle; wir aber sehen den Mann selbst, seine wahre, treue, unverleumdete Gestalt.

Er war ein schöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war hoch und sein Herz war weit. Wundersam war die Zauberkraft seines Auges. Wie es Leute giebt, welche durch die Erde schauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen sehen können, so drang das Auge des großen Dichters durch die Brust des Menschen, und er sah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war sein Blick ein Sonnenstrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Bösen war sein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grausam zerschnitt. Sein Blick drang forschend in die Seele eines Menschen und sprach mit ihr, und wenn sie nicht antworten wollte, folterte er sie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle sich herablassend vornehm gebärdete. Was Wunder, daß ihm dadurch sehr viele Leute abhold wurden, und ihn auf seiner irdischen Laufbahn nur saumselig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlstand, und von all' seinen mühseligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, sondern nur leere Muscheln nach Hause. Man sagt, er habe den Wert des Geldes nicht zu schätzen gewußt; aber ich versichere euch, er wußte den Wert des Geldes sehr zu schätzen, sobald er keins mehr hatte. Nie aber schätzte er es so hoch, wie seine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm

verfaßten Charte, die Apollo den Dichtern oktroyiert, bestimmt der erste Paragraph: wenn ein Dichter versichert, kein Geld zu haben, so solle man ihm aufs Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Musik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für letztere ging es ihm manchmal herzlich schlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewußtsein künftiger Größe ihn genugsam trösten in seiner Jugend, wenn schnippische Rosen ihn mit ihren Dornen verletzten? — Einst an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am Tajo spazieren mit einer sechzehnjährigen Schönen, die sich beständig über seine Zärtlichkeit mokierte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, sie glühte noch in ihrer goldigsten Pracht; aber oben am Himmel stand schon der Mond, winzig und blaß, wie ein weißes Wölkchen. „Siehst du," sprach der junge Dichter zu seiner Geliebten, „siehst du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? Der Fluß hier neben uns, worin sie sich abspiegelt, scheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf seinen stolzen Fluten zu tragen, und die gekräuselten Wellen werfen es zuweilen spottend ans Ufer. Aber laß nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blasse Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der ganze Fluß wird überstrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin so wegwerfend übermütig, erschauern jetzt bei dem Anblick dieses glänzenden Gestirns und schwellen ihm entgegen mit Wollust."

In den Werken der Dichter muß man ihre Geschichte suchen, und hier findet man ihre geheimsten Bekenntnisse. Überall, mehr noch in seinen Dramen als im Don Quichotte, sehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daß Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That, das römische Wort: „Leben heißt Krieg führen!" findet auf ihn seine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meisten jener wilden Waffenspiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und seiner eigenen Lust in allen Landen aufführte. Dieser Umstand, daß Cervantes dem größten Kämpen des Katholizismus seine ganze Jugend gewidmet, daß er für die katholischen Interessen persönlich gekämpft, läßt vermuten, daß diese Interessen ihm auch teuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene vielverbreitete Meinung, daß nur die Furcht vor der Inquisition ihn abgehalten habe, die

protestantischen Zeitgedanken im Don Quichotte zu besprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römischen Kirche, und nicht bloß blutete sein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebenedeite Fahne, sondern er litt für sie auch mit seiner ganzen Seele das peinlichste Märtyrtum während seiner langjährigen Gefangenschaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen ebenso großen Helden. Die Gefangenschaftsgeschichte widerspricht aufs glänzendste der melodischen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Augustus und allen deutschen Schulfüchsen weiß gemacht hat, er sei ein Dichter, und Dichter seien feige.[1] Nein, der wahre Dichter ist auch ein wahrer Held, und in seiner Brust wohnt die Geduld, die, wie der Spanier sagt, ein zweiter Mut ist. Es giebt kein erhabeneres Schauspiel, als den Anblick jenes edlen Kastilianers, der dem Dei zu Algier als Sklave dient, beständig auf Befreiung sinnt, seine kühnen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegen blickt und, wenn das Unternehmen scheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daß er nur mit einer Silbe die Mitschuldigen verriete. Der blutgierige Herr seines Leibes wird entwaffnet von so viel Großmut und Tugend, der Tiger schont den gefesselten Löwen und zittert vor dem schrecklichen Einarm, den er doch mit einem Worte in den Tod schicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm“ ist Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dei gesteht, daß er ruhig schlafen könne und der Ruhe seiner Stadt, seiner Armee und seiner Sklaven versichert sei, wenn er nur den einhändigen Spanier in festem Gewahrsam wisse.

Ich habe erwähnt, daß Cervantes beständig gemeiner Soldat war; aber da er sogar in so untergeordneter Stellung sich auszeichnen und namentlich seinem großen Feldherrn Don Juan d'Austria bemerkbar machen konnte, so erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichsten Zeugnisbriefe für den König, dem seine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algierischen Korsaren, die ihn auf dem mittelländischen Meere gefangen nahmen, diese Briefe sahen, hielten sie ihn für eine Person von äußerst

---

1) Horaz. Vgl. Bd. II. S. 375.

bedeutendem Stande, und forderten deshalb ein so erhöhtes Lösegeld, daß seine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte, und der arme Dichter dadurch desto länger und qualsamer in der Gefangenschaft gehalten wurde. So ward sogar die Anerkennung seiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und so bis ans Ende seiner Tage spottete seiner jenes grausame Weib, die Göttin Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daß er auch ohne ihre Gönnerschaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber ist das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entspringt es als Notwendigkeit aus seiner innern Natur und der Natur seiner Umgebung? Tritt seine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit seiner edlen Seele?

Die Gesellschaft ist eine Republik. Wenn der Einzelne emporstrebt, drängt ihn die Gesamtheit zurück durch Ridikül und Verlästerung. Keiner soll tugendhafter und geistreicher sein, als die übrigen. Wer aber durch die unbeugsame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, diesen trifft der Ostracismus der Gesellschaft, sie verfolgt ihn mit so gnadenloser Verspottung und Verleumdung, daß er sich endlich zurückziehen muß in die Einsamkeit seiner Gedanken.

Ja, die Gesellschaft ist ihrem Wesen nach republikanisch. Jede Fürstlichkeit ist ihr verhaßt, die geistige ebenso sehr wie die materielle. Letztere stützt nicht selten auch die erstere mehr, als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch selber zu dieser Einsicht bald nach der Juliusrevolution, als der Geist des Republikanismus in allen gesellschaftlichen Verhältnissen sich kund gab. Der Lorbeer eines großen Dichters war unsern Republikanern ebenso verhaßt, wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geistigen Unterschiede der Menschen wollten sie vertilgen, und indem sie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entsprossen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Stils zu dekretieren. Und in der That, ein guter Stil wurde als etwas Aristokratisches verschrieen, und vielfach hörten wir die Behauptung: „Der echte Demokrat schreibt wie das Volk, herzlich, schlicht und schlecht.“ Den meisten Männern der Bewegung gelang dieses sehr leicht; aber nicht jedem ist es gegeben, schlecht

zu schreiben, zumal wenn man sich zuvor das Schönschreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: „Das ist ein Aristokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunst, ein Feind des Volks.“ Sie meinten es gewiß ehrlich, wie der heilige Hieronymus, der seinen guten Stil für eine Sünde hielt und sich weidlich dafür geißelte.[1])

Ebensowenig, wie antikatholische, finden wir auch antiabsolutistische Klänge im Don Quichotte. Kritiker, welche dergleichen darin wittern, sind offenbar im Irrtum. Cervantes war der Sohn einer Schule, welche den unbedingten Gehorsam für den Oberherrn sogar poetisch idealisiert hatte. Und dieser Oberherr war König von Spanien, zu einer Zeit, wo die Majestät desselben die ganze Welt überstrahlte. Der gemeine Soldat fühlte sich im Lichtstrahl jener Majestät und opferte gern seine individuelle Freiheit für solche Befriedigung des kastilianischen Nationalstolzes.

Die politische Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüt seiner Schriftsteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiste eines spanischen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karls V. Die wilden Kämpfe mit den Morisken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am stärksten duften, so erblüht die Poesie immer am herrlichsten nach einem Bürgerkrieg. Dieselbe Erscheinung sehen wir in England zur Zeit der Elisabeth, und gleichzeitig mit Spanien entsprang dort eine Dichterschule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert. Dort sehen wir Shakespeare, hier Cervantes als die Blüte der Schule.

Wie die spanischen Dichter unter den drei Philippen, so haben auch die englischen unter der Elisabeth eine gewisse Familienähnlichkeit, und weder Shakespeare noch Cervantes können auf Originalität in unserem Sinne Anspruch machen. Sie unterscheiden sich von ihren Zeitgenossen keineswegs durch besonderes Fühlen und Denken oder besondere Darstellungsart, sondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen sind mehr durchdrungen uud umflossen vom Äther der Poesie.

Aber beide Dichter sind nicht bloß die Blüte ihrer Zeit, sondern sie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakespeare

1) Vgl. Bd. VI. S. 479.

durch den Einfluß seiner Werke, namentlich auf Deutschland und das heutige Frankreich, als der Stifter der späteren dramatischen Kunst zu betrachten ist, so müssen wir in Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der sogenannte Ritterroman, entsprang aus der Poesie des Mittelalters; er war zuerst eine prosaische Bearbeitung jener epischen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreise Karls des Großen und des heiligen Grals gehörten; immer bestand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Personen, die darin agierten, waren entweder fabelhafte Phantasiegebilde, oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Diese Ritterromane, die in der absurdesten Weise ausarteten, stürzte Cervantes durch seinen Don Quichotte. Aber indem er eine Satire schrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er selber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren; sie begründen zugleich etwas Neues, indem sie das Alte zerstören; sie negieren nie, ohne etwas zu bejahen. Cervantes stiftete den modernen Roman, indem er in den Ritterroman die getreue Schilderung der niederen Klassen einführte, indem er ihm das Volksleben beimischte. Die Neigung, das Treiben des gemeinsten Pöbels, des verworfensten Lumpenpacks, zu beschreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, sondern der ganzen litterarischen Zeitgenossenschaft, und sie findet sich, wie bei den Poeten, so auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Murillo, der dem Himmel die heiligsten Farben stahl, womit er seine schönen Madonnen malte, konterfeite mit derselben Liebe auch die schmutzigsten Erscheinungen dieser Erde. Es war vielleicht die Begeisterung für die Kunst selber, wenn diese edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Betteljungen, der sich laust, dasselbe Vergnügen empfanden, wie an der Darstellung der hochgebenedeiten Jungfrau. Oder es war der Reiz des Kontrastes, welcher eben die vornehmsten Edelleute, einen geschniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Minister wie Mendoza [1]), antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gauner-

1) Franciско de Quevedo y Villegar (1580—1645) und Diego de Mendoza (1503—1575), klassische Schriftsteller der spanischen Litteratur.

romane zu schreiben; sie wollten sich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantasie in eine entgegengesetzte Lebenssphäre versetzen, wie wir dasselbe Bedürfnis bei manchen deutschen Schriftstellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht diese einseitige Richtung, das Unedle ganz abgesondert darzustellen; er vermischt nur das Ideale mit dem Gemeinen, das eine dient dem andern zur Abschattung oder zur Beleuchtung, und das adeltümliche Element ist darin noch ebenso mächtig wie das volkstümliche. Dieses adeltümliche, chevalereske, aristokratische Element verschwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerst nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es sind prosaische Naturen, diese englischen Romandichter seit Richardsons Regierung, der prüde Geist ihrer Zeit widerstrebt sogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir sehen jenseit des Kanals jene bürgerlichen Romane entstehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoisie sich abspiegelt. Diese klägliche Lektüre überwässerte das englische Publikum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Restauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratische Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einseitig rittertümliche herrschend war, so brachte Walter Scott in den Roman wieder das aristokratische Element zurück, als dieses gänzlich darin erloschen war, und nur prosaische Spießbürgerlichkeit dort ihr Wesen trieb. Durch ein entgegengesetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes schöne Ebenmaß wieder gegeben, welches wir im Don Quichotte des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieser Beziehung ist das Verdienst des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine torhschen Neigungen, seine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilsam für die Litteratur, für jene Meisterwerke seines Genius, die überall sowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aschgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es ist ein Irrtum, wenn man Walter Scott nicht als den Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und letztern von deutschen

Anregungen herleitet. Man verkennt, daß das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht, daß Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements aufs schönste herstellte, statt daß unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Geleise des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué ist nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den „Amadis von Gallien" und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Mut, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Don Quichotte seine Ritterbücher geschrieben hat.[1]) Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen und das Publikum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Litteratur diese Vorliebe für das Rittertum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied nehmen von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht sind, nahmen wir Abschied mit einem Kusse. Wir drückten zum letztenmale unsere Lippen auf die alten Leichensteine. Mancher von uns freilich gebärdete sich dabei höchst närrisch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die toten Voreltern aus dem Grabe heraus, schaukelte ihren Sarg, als wär es eine Wiege, und mit aberwitzig kindischem Lallen sang er dabei: „Schlaf, Großväterchen, schlafe!"

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und seine Romane Meisterwerke genannt. Aber nur seinem Genius wollte ich das höchste Lob erteilen. Seine Romane selbst kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichstellen. Dieser übertrifft ihn an epischem Geist. Cervantes war, wie ich schon erwähnt habe, ein katholischer Dichter, und dieser Eigenschaft verdankt er vielleicht jene große epische Seelenruhe, die wie ein Kristallhimmel seine bunten Dichtungen überwölbt; nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des spanischen Nationalcharakters. Walter Scott aber gehört

---

1) Vgl. Bd. V. S. 274.

einer Kirche, welche selbst die göttlichen Dinge einer scharfen Diskussion unterwirft; als Advokat und Schotte ist er gewöhnt an Handlung und Diskussion, und, wie in seinem Geiste und Leben, so ist auch in seinen Romanen das Dramatische vorherrschend. Seine Werke können daher nimmermehr als reines Muster jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den besten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zusprechen muß, daß sie im Drama das höchste geleistet.

Und den Deutschen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir sind die besten Liederdichter dieser Erde. Kein Volk besitzt so schöne Lieder, wie die Deutschen. Jetzt haben die Völker allzu viele politische Geschäfte; wenn aber diese einmal abgethan sind, wollen wir Deutsche, Briten, Spanier, Italiener, wir wollen alle hinausgehen in den grünen Wald und singen, und die Nachtigall soll Schiedsrichterin sein. Ich bin überzeugt, bei diesem Wettgesange wird das Lied von Wolfgang Goethe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakespeare und Goethe bilden das Dichtertriumvirat, das in den drei Gattungen poetischer Darstellung, im Epischen, Dramatischen und Lyrischen, das höchste hervorgebracht. Vielleicht ist der Schreiber dieser Blätter besonders befugt, unsern großen Landsmann als den vollendetsten Liederdichter zu preisen. Goethe steht in der Mitte zwischen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eignen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienste: sie förderten indirekterweise das Gedeihen der deutschen Poesie. Die erstere bewirkte eine heilsame Reaktion gegen den einseitigen Idealismus im deutschen Liede, sie führte den Geist zurück zur starken Realität und entwurzelte jenen sentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyrische Donquichotterie erschienen ist. Die schwäbische Schule wirkte ebenfalls indirekt zum Heile der deutschen Poesie. Wenn in Norddeutschland kräftig gesunde Dichtungen zum Vorschein kommen konnten, so verdankt man dieses vielleicht der schwäbischen Schule, die alle kränkliche, bleichsüchtige, fromm gemütliche Feuchtigkeit an sich zog. Stuttgart war gleichsam die Fontanelle der deutschen Muse.

Indem ich die höchsten Leistungen im Drama, im Roman

und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuschreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetischen Werte anderer großer Dichter zu mäkeln. Nichts ist thörichter, als die Frage: welcher Dichter größer sei, als der andere? Flamme ist Flamme, und ihr Gewicht läßt sich nicht bestimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämersinn kommt mit seiner schäbigen Käsewage und will den Genius wägen. Nicht bloß die Alten, sondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poesie ebenso prachtvoll lodert, wie in den Meisterwerken von Shakespeare, Cervantes und Goethe. Jedoch diese Namen halten zusammen, wie durch ein geheimes Band. Es strahlt ein verwandter Geist aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde, wie der Atem Gottes; es blüht darin die Bescheidenheit der Natur. Wie an Shakespeare, erinnert Goethe auch beständig an Cervantes, und diesem ähnelt er bis in die Einzelheiten des Stils, in jener behaglichen Prosa, die von der süßesten und harmlosesten Ironie gefärbt ist. Cervantes und Goethe gleichen sich sogar in ihren Untugenden, in der Weitschweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht selten sitzt nur ein einziger Gedanke in so einer breit ausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutsche mit sechs panachierten Pferden gravitätisch dahinfährt. Aber dieser einzige Gedanke ist immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverän.

Über den Geist des Cervantes und den Einfluß seines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Über den eigentlichen Kunstwert seines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzu weit ins Gebiet der Ästhetik hinabführen würden. Ich darf hier auf die Form seines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt desselben bilden, nur im allgemeinen aufmerksam machen. Die Form ist nämlich die der Reisebeschreibung, wie solches von jeher die natürlichste Form für diese Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den goldenen Esel des Apulejus, den ersten Roman des Altertums.[1]) Der Einförmigkeit dieser Form haben die späteren Dichter durch das, was wir heute die Fabel

1) Lucius Apulejus (125 n. Chr.), schrieb den Roman: „Metamorphoseon libri XI. (De asino aureo)“ nach dem „Lucius“ das Lucian.

des Romans nennen, abzuhelfen gesucht. Aber wegen Armut an Erfindung haben jetzt die meisten Romanschreiber ihre Fabeln von einander geborgt, wenigstens haben die einen mit wenig Modifikationen immer die Fabeln der andern benutzt, und durch die dadurch entstehende Wiederkehr derselben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publikum am Ende die Romanlektüre einigermaßen verleidet. Um sich vor der Langweiligkeit abgedroschener Romanfabeln zu retten, flüchtete man sich für einige Zeit in die uralte, ursprüngliche Form der Reisebeschreibung. Diese wird aber wieder ganz verdrängt, sobald ein Originaldichter mit neuen, frischen Romanfabeln auftritt. In der Litteratur, wie in der Politik, bewegt sich alles nach dem Gesetz der Aktion und Reaktion.

Was nun jene zwei Gestalten betrifft, die sich Don Quichotte und Sancho Pansa nennen, sich beständig parodieren und doch so wunderbar ergänzen, daß sie den eigentlichen Helden des Romans bilden, so zeugen sie im gleichen Maße von dem Kunstsinn, wie von der Geistestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftsteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Person durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kund zu geben, so kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten lassen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodiert, tritt die Intention des Dichters um so sichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward seitdem die Doppelfigur, die dem Roman des Cervantes eine so kunstvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter, wie aus einem einzigen Kern, der ganze Roman mit all' seinem wilden Laubwerk, seinen duftigen Blüten, strahlenden Früchten und Affen und Wundervögeln, die sich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indischen Riesenbaum sich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier alles auf Rechnung sklavischer Nachahmung zu setzen; sie lag so nahe, die Einführung solcher zwei Figuren, wie Don Quichotte und Sancho Pansa, wovon die eine, die poetische, auf Abenteuer zieht, und die andere, halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz, hinterdrein läuft durch Sonnenschein und Regen, wie wir selber sie oft im Leben begegnet haben. Um dieses Paar unter den verschiedenartigsten Vermummungen überall wieder zu erkennen, in der Kunst wie

im Leben, muß man freilich nur das Wesentliche, die geistige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erscheinung ins Auge fassen. Der Beispiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quichotte und Sancho Pansa nicht ebenso gut in den Gestalten Don Juans und Leporellos, wie etwa in der Person Lord Byrons und seines Bedienten Fletcher? Erkennen wir dieselben zwei Typen und ihr Wechselverhältnis nicht in der Gestalt des Ritters von Waldsee und seines Kaspar Larifari [1]) ebenso gut, wie in der Gestalt von so manchem Schriftsteller und seinem Buchhändler, welcher letztere die Narrheiten seines Autors wohl einsieht, aber dennoch, um reellen Vorteil daraus zu ziehen, ihn getreusam auf allen seinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei diesem Geschäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht bloß unter Männern, sondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quichottes und seines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer schönen Engländerin, einer schwärmerischen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpension entsprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein so edles Männerherz zu suchen, wie sie es in sanften Mondscheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine untersetzte Brünette, hoffte bei dieser Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideale, doch wenigstens einen Mann von gutem Aussehen zu erbeuten. Ich sehe sie noch, mit ihren liebesüchtigen blauen Augen, die schlanke Gestalt, wie sie am Strande von Brighton weit über das flutende Meer nach der französischen Küste hinüber schmachtete ... Ihre Freundin knackte unterdessen Haselnüsse, freute sich des süßen Kerns und warf die Schalen ins Wasser.

Jedoch weder in den Meisterwerken anderer Künstler, noch in der Natur selber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechselverhältnisse so genau ausgeführt, wie bei Cervantes. Jeder Zug im Charakter und der Erscheinung des einen entspricht hier einem entgegengesetzten und doch verwandten Zuge bei dem andern. Hier hat jede Einzelheit eine parodistische Bedeutung. Ja, sogar zwischen Rosinanten und Sanchos

---

1) In der alten Oper „Das Donauweibchen" (Wien 1792) von K. F. Hensler.

Grauchen herrscht derselbe ironische Parallelismus, wie zwischen dem Knappen und seinem Ritter, und auch die beiden Tiere sind gewissermaßen die symbolischen Träger derselben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, so offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigsten Gegensätze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Übersetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho ins Deutsche übertrug. Durch seine gehackte, nicht selten unsaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Markulf [1]), der ebenfalls einem pathetischen Idealismus gegenüber das Erfahrungswissen des gemeinen Volkes in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quichotte hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes, und auch in der Grandezza des wohlgeründeten Periodenbaues repräsentiert er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen ist dieser Periodenbau allzuweit ausgesponnen, und die Sprache des Ritters gleicht einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid, mit langer rauschender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe; die langen Perioden schließen mit den anmutigsten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quichottes und Sancho Pansas resumieren wir in den Worten: der erstere, wenn er redet, scheint immer auf seinem hohen Pferde zu sitzen, der andere spricht, als säße er auf seinem niedrigen Esel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illustrationen zu sprechen, womit die Verlagshandlung diese neue Übersetzung des Don Quichotte, die ich hier bevorworte, ausgeschmückt hat. Diese Ausgabe ist das erste der schönen Litteratur angehörige Buch, das in Deutschland auf diese Weise verziert ans Licht tritt. In England, und namentlich in Frankreich sind dergleichen Illustrationen an der Tagesordnung und finden einen fast enthusiastischen Beifall. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiß die Frage aufwerfen: Sind den Interessen wahrer Kunst dergleichen Illustrationen förderlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen sie, wie die geistreich und leicht schaffende Hand eines Malers die Gestalten des Dichters auffaßt und wiedergiebt; sie bieten

1) Markolf, der bekannte Hofnarr des Königs Salomon. Vgl. über die im Mittelalter vielverbreitete Markolfsage F. Bobertag: „Narrenbuch“ (Berlin o. J.) S. 295 ff.

auch für die etwaige Ermüdung durch die Lektüre eine angenehme Unterbrechung; aber sie sind ein Zeichen mehr, wie die Kunst, herabgezerrt von dem Piedestale ihrer Selbständigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann ist hier für den Künstler nicht bloß die Gelegenheit und Verführung, sondern sogar die Verpflichtung, seinen Gegenstand nur flüchtig zu berühren, ihn beileibe nicht zu erschöpfen. Die Holzschnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit diesen Illustrationen nicht verglichen werden.

Die Illustrationen der vorliegenden Ausgabe sind nach Zeichnungen von Tony Johannot von den ersten Holzschneidern Englands und Frankreichs geschnitten.[1]) Sie sind, wie es schon Tony Johannots Name verbürgt, ebenso elegant als charakteristisch aufgefaßt und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung sieht man, wie der Künstler in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Sehr geistreich und phantastisch sind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiß mit tiefsinnig poetischer Intention hat der Künstler zu den Verzierungen meistens moreske Dessins gewählt. Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen schönen fernen Hintergrund überall im Don Quichotte hervorschimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichsten und bedeutendsten Künstler in Paris, ist ein Deutscher von Geburt.

Auffallend ist es, daß ein Buch, welches so reich an pittoreskem Stoff, wie der Don Quichotte, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets zu einer Reihe selbständiger Kunstwerke entnommen hätte. Ist der Geist des Buches etwa zu leicht und phantastisch, als daß nicht unter der Hand des Künstlers der bunte Farbenstaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der Don Quichotte, so leicht und phantastisch er ist, fußt auf derber, irdischer Wirklichkeit, wie das ja sein mußte, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Ist es etwa, weil hinter den Gestalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künstler nicht wiedergeben kann, so daß er nur die äußere Erscheinung, wie saillant sie auch vielleicht sei, nicht aber den tieferen Sinn festhalten und reproduzieren könnte? Das ist wahrscheinlich der Grund. — Versucht haben sich übrigens viele

1) Vgl. Bd. VII. S. 53.

Künstler an Zeichnungen zum Don Quichotte. Was ich von englischen, spanischen und früheren französischen Arbeiten dieser Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muß ich hier an unseren großen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat eine Reihe Darstellungen zum Don Quichotte gezeichnet, die, von Berger in Chodowieckis Sinn radiert, die Bertuchsche Übersetzung begleiteten.[1]) Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-konventionelle Begriff, den der Künstler, wie seine übrigen Zeitgenossen, vom spanischen Kostüme hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, daß Chodowiecki den Don Quichotte vollkommen verstanden hat. Das hat mich gerade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde aufeinander losschlagen. Chodowieckis Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Litteratur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen mußte, war dem Verständnisse des Don Quichotte eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, daß seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, daß er Gestalten wie Don Quichotte und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind seiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verstanden und anerkannt wurde.

Von neuesten Darstellungen zum Don Quichotte erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellsten aller lebenden französischen Maler.[2]) — Aber nur ein Deutscher kann Don Quichotte ganz verstehen, und das fühlte ich dieser Tage in erfreutester Seele, als ich an den Fenstern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt sah, welches den edlen Manchaner in seinem Studierzimmer darstellt und nach Adolf Schrödter, einem großen Meister, gezeichnet ist.

Geschrieben zu Paris, im Karneval 1837.

Heinrich Heine.

---

1) Daniel Chodowiecki (1726—1801). — Seine Darstellungen zieren die Übersetzung von F. J. Bertuch: „Leben und Thaten des weisen Junkers Don Quichotte von La Mancha" (Leipzig 1775. VI.).
2) Vgl. Bd. VII. S. 17. — Adolf Schrödter (1805—1875).

Verschiedenartige Geschichtsauffassung.[1]

Das Buch der Geschichte findet mannigfaltige Auslegungen. Zwei ganz entgegengesetzte Ansichten treten hier besonders hervor. — Die einen sehen in allen irdischen Dingen nur einen trostlosen Kreislauf; im Leben der Völker wie im Leben der Individuen, in diesem, wie in der organischen Natur überhaupt, sehen sie ein Wachsen, Blühen, Welken und Sterben: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. „Es ist nichts Neues unter der Sonne!“ ist ihr Wahlspruch; und selbst dieser ist nichts Neues, da schon vor zwei Jahrtausenden der König des Morgenlandes ihn hervorgeseufzt. Sie zucken die Achsel über unsere Zivilisation, die doch endlich wieder der Barbarei weichen werde; sie schütteln den Kopf über unsere Freiheitskämpfe, die nur dem Aufkommen neuer Tyrannen förderlich seien; sie lächeln über alle Bestrebungen eines politischen Enthusiasmus, der die Welt besser und glücklicher machen will, und der doch am Ende erkühle und nichts gefruchtet; — in der kleinen Chronik von Hoffnungen, Nöten, Mißgeschicken, Schmerzen und Freuden, Irrtümern und Enttäuschungen, womit der einzelne Mensch sein Leben verbringt, in dieser Menschengeschichte sehen sie auch die Geschichte der Menschheit. In Deutschland sind die Weltweisen der historischen Schule und die Poeten aus der Wolfgang-Goetheschen Kunstperiode ganz eigentlich dieser Ansicht zugethan, und letztere pflegen damit einen sentimentalen Indifferentismus gegen alle politischen Angelegenheiten des Vaterlandes allersüßlichst zu beschönigen. Eine zur Genüge wohlbekannte Regierung in Norddeutschland weiß ganz besonders diese Ansicht zu schätzen, sie

1) Aus dem Nachlaß. Der Aufsatz stammt wohl aus den dreißiger Jahren.

läßt ordentlich Menschen darauf reisen, die unter den elegischen Ruinen Italiens die gemütlich beschwichtigenden Fatalitätsgedanken in sich ausbilden sollen, um nachher, in Gemeinschaft mit vermittelnden Predigern christlicher Unterwürfigkeit, durch kühle Journalaufschläge das dreitägige Freiheitsfieber des Volkes zu dämpfen. Immerhin, wer nicht durch freie Geisteskraft emporsprießen kann, der mag am Boden ranken; jener Regierung aber wird die Zukunft lehren, wie weit man kommt mit Ranken und Ränken.[1])

Der oben besprochenen, gar fatalen fatalistischen Ansicht steht eine lichtere entgegen, die mehr mit der Idee einer Vorsehung verwandt ist, und wonach alle irdischen Dinge einer schönen Vervollkommenheit entgegen reifen, und die großen Helden und Heldenzeiten nur Staffeln sind zu einem höheren gottähnlichen Zustande des Menschengeschlechtes, dessen sittliche und politische Kämpfe endlich den heiligsten Frieden, die reinste Verbrüderung und die ewigste Glückseligkeit zur Folge haben. Das goldne Zeitalter, heißt es, liege nicht hinter uns, sondern vor uns; wir seien nicht aus dem Paradiese vertrieben mit einem flammenden Schwerte, sondern wir müßten es erobern durch ein flammendes Herz, durch die Liebe; die Frucht der Erkenntnis gebe uns nicht den Tod, sondern das ewige Leben. — „Zivilisation“ war lange Zeit der Wahlspruch bei den Jüngern solcher Ansicht. In Deutschland huldigte ihr vornehmlich die Humanitätsschule. Wie bestimmt die sogenannte philosophische Schule dahin zielt, ist männiglich bekannt. Sie war den Untersuchungen politischer Fragen ganz besonders förderlich, und als höchste Blüte dieser Ansicht predigt man eine idealische Staatsform, die, ganz basiert auf Vernunftgründen, die Menschheit in letzter Instanz veredeln und beglücken soll. — Ich brauche wohl die begeisterten Kämpen dieser Ansicht nicht zu nennen. Ihr Hochstreben ist jedenfalls erfreulicher, als die kleinen Windungen niedriger Ranken; wenn wir sie einst bekämpfen, so geschehe es mit dem kostbarsten Ehrenschwerte, während wir einen rankenden Knecht nur mit der wahlverwandten Knute abfertigen werden.

Beide Ansichten, wie ich sie angedeutet, wollen nicht recht

---

1) Gegen Leopold von Ranke gerichtet, der damals Italien bereiste, und kurz vorher in der „Staatszeitung“ einen Aufsatz zur Verteidigung der absoluten Regierungsform geschrieben hatte.

mit unseren lebendigsten Lebensgefühlen überein klingen; wir wollen auf der einen Seite nicht umsonst begeistert sein und das Höchste setzen an das unnütz Vergängliche; auf der anderen Seite wollen wir auch, daß die Gegenwart ihren Wert behalte, und daß sie nicht bloß als Mittel gelte und die Zukunft ihr Zweck sei. Und in der That, wir fühlen uns wichtiger gestimmt, als daß wir uns nur als Mittel zu einem Zwecke betrachten möchten; es will uns überhaupt bedünken, als seien Zweck und Mittel nur konventionelle Begriffe, die der Mensch in die Natur und in die Geschichte hinein gegrübelt, von denen aber der Schöpfer nichts wußte, indem jedes Erschaffnis sich selbst bezweckt und jedes Ereignis sich selbst bedingt, und alles, wie die Welt selbst, seiner selbst willen da ist und geschieht. — Das Leben ist weder Zweck noch Mittel; das Leben ist ein Recht. Das Leben will dieses Recht geltend machen gegen den erstarrenden Tod, gegen die Vergangenheit, und dieses Geltendmachen ist die Revolution. Der elegische Indifferentismus der Historiker und Poeten soll unsere Energie nicht lähmen bei diesem Geschäfte; und die Schwärmerei der Zukunftbeglücker soll uns nicht verleiten, die Interessen der Gegenwart und das zunächst zu verfechtende Menschenrecht, das Recht zu leben, aufs Spiel zu setzen. — Le pain est le droit du peuple, sagte Saint-Just [1]), und das ist das größte Wort, das in der ganzen Revolution gesprochen worden.

---

1) Vgl. Bd. IV. S. 126.

Vorwort

zu

A. Weills „Sittengemälden

aus dem elsässischen Volksleben.“ [1])

(1847.)

Herr A. Weill, der Verfasser der elsässischen Idyllen, denen wir einige Geleitzeilen widmen, behauptet, daß er der erste gewesen, der dieses Genre auf den deutschen Büchermarkt gebracht. Es hat mit dieser Behauptung vollkommen seine Richtigkeit, wie uns Freunde versichern, die sich zugleich dahin aussprechen, als habe der erwähnte Autor nicht bloß die ersten, sondern auch die besten Dorfnovellen geschrieben. Unbekanntschaft mit den Meisterwerken der Tagesschriftstellerei jenseits des Vater Rheins hindert uns, hierüber ein selbständig eignes Urteil zu fällen. Dem Genre selbst, der Dorfnovellistik, möchten wir übrigens keine bedeutende Stellung in der Litteratur anweisen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, so überschätzen wir ebenfalls nicht dieses Verdienst. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Arbeit, die uns vorliegt, in ihrer Art gut und gelungen ist, und in dieser Beziehung zollen wir ihr das ehrlichste Lob und die freundlichste Anerkennung.

Herr Weill ist freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabnis für plastische Gestaltung ihre stillsinnig harmonische Kunstgebilde schaffen, aber er besitzt dagegen in übersprudelnder Fülle eine seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthusiastisches Gemüt und

1) Alexander Weill (1813), ein Freund Heines. Vgl. über seine Beziehungen zu dem Dichter Heines „Souvenirs intimes de Henri Heine“ (Paris 1883), die jedoch nicht durchaus zuverlässig sind. — Über diese Vorrede vergleiche den Brief an Laube vom 3./4. 1847.

eine Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu statten kommt und seinen litterarischen Erzeugnissen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Äußerung, er ertappt es auf der That, und er selbst ist, sozusagen, ein passioniertes Daguerreotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetisch abspiegelt. Dieses merkwürdige Talent, oder, besser gesagt, dieses Naturell bekundet sich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in seinem jüngsten Geschichtsbuche über den Bauernkrieg und in seinen sehr interessanten, sehr pikanten und sehr tumultuarischen Aufsätzen, wo er für die große Sache unserer Gegenwart aufs löblich tollste Partei ergreift. Hier zeigt sich unser Autor mit allen seinen sozialen Tugenden und ästhetischen Gebrechen; hier sehen wir ihn in seiner vollen agitatorischen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier ist er ganz der zerrissene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagnisse und Ekeltümer unserer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß, und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee . . .

Ja, solche Menschen sind nicht allein die Träger einer Idee, sondern sie werden selbst davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: sie sind gleichsam mit ihrem nackten Leibe festgebunden an die Idee, wie Mazeppa an seinem wilden Rosse auf den bekannten Bildern des Horace Vernet — sie werden davon fortgeschleift, durch alle fürchterliche Konsequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dornengestrüppe zerfleischt ihre Glieder — die Waldesbestien schnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden sie zuletzt anlangen? Unter donischen Kosaken, wie auf dem Vernetschen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückseligen Gärten, wo da wandeln jene Götter . . .

Wer sind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie sie heißen, jedoch die großen Dichter und Weisen aller Jahrhunderte haben sie längst verkündigt. Sie sind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht aussprechen, denn bei diesem

Anblick durchzuckt mich immer ein stolzer Schreck, und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtischen Demut, jener knirschenden Selbstverachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderthalb Jahrtausenden siechte, und die wir mit der abergläubischen Muttermilch eingesogen ... Ich darf es nicht aussagen, was ich geschaut ... Aber unsere gesünderen Nachkommen werden in freudigster Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn sie hören, daß weiland die Menschen sich alle Genüsse dieser Erde versagten, ihren Leib kasteiten und ihren Geist verdumpften, Mädchenblüten und Jünglingsstolz abschlachteten, beständig logen und greinten, das abgeschmackteste Elend duldeten ... ich brauche wohl nicht zu sagen, wem zu Gefallen!

In der That, unsere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und sie werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst, eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpalästen sitzen, um den Altar, den sie sich selber geweiht haben, und sich von alten Menschheitsgeschichten unterhalten, die schönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greise, daß es ein Zeitalter gab, in welchem ein Toter als Gott angebetet und durch ein schauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man sich einbildete, das Brot, welches man esse, sei sein Fleisch, und der Wein, den man trinke, sei sein Blut. Bei dieser Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze sichtbar erbeben auf ihren schönlockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar streuen, um durch Wohlduft die düsteren, unheimlichen Erinnerungen zu verscheuchen.

Geschrieben zu Paris, am Karfreitage 1847.

Heinrich Heine.

Briefe über Deutschland.[1]

Erster Brief.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie, mein Herr, haben unlängst in der Revue des deux mondes, bei Gelegenheit einer Kritik gegen Ihre Frankfurter Landsmännin Bettina Arnim, mit einer Begeisterung auf die Verfasserin der „Corinna“ hingewiesen, die gewiß aus wahrhaften Gefühlen hervorging; denn Sie haben zeigen wollen, wie sehr sie die heutigen Schriftstellerinnen, namentlich die Mères d'Eglise und die Mères des compagnons überragt. Ich teile in dieser Beziehung nicht Ihre Meinungen, die ich hier nicht widerlegen will, und die ich überall achten werde, wo sie nicht dazu beitragen können, in Frankreich irrige Ansichten über Deutschland, seine Zustände und ihre Repräsentanten zu verbreiten. Nur in dieser Absicht trat ich bereits vor zwölf Jahren dem Buche der Frau von Staël „De l'Allemagne“ in einem eignen Buche entgegen, welches denselben Titel führte. An dieses Buch knüpfe ich eine Reihe von Briefen, deren erster Ihnen gewidmet sein soll.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

1) Nach seinem Besuche Hamburgs im Herbste 1843 beabsichtigte Heine eine Reihe von „Briefen über Deutschland“ zu schreiben, in welchen er die veränderten Zustände in der Heimat zu besprechen gedachte. Es scheint jedoch nur das hier aus dem Nachlaß mitgeteilte Fragment des ersten Briefes geschrieben worden zu sein, welches Heine später teilweise für die „Geständnisse“ benutzte. Vgl. Bd. VII. S. 442 ff. Die Eingangsworte beziehen sich auf einen Artikel von Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) über Bettina von Arnim in der „Revue des deux mondes“ vom 15. April 1844, S. 296 ff. —

Ja, das Weib ist ein gefährliches Wesen. Ich weiß ein Lied davon zu singen. Auch andre machen diese bittere Erfahrung, und noch gestern erzählte mir ein Freund in dieser Beziehung eine furchtbare Geschichte. Er hatte in der Kirche Saint-Méry einen jungen deutschen Maler gesprochen, der geheimnisvoll zu ihm sagte: „Sie haben Madame la Comtesse de * * in einem deutschen Artikel angegriffen. Sie hat es erfahren, und Sie sind ein Mann des Todes, wenn es wieder geschieht. Elle a quatre hommes, qui ne demandent pas mieux qui d'obéir à ses ordres." Ist das nicht schrecklich? Klingt das nicht wie ein Schauder- und Nachtstück von Anna Radcliffe?[1]) Ist diese Frau nicht eine Art Tour de Nesle? Sie braucht nur zu nicken, und vier Spadassins stürzen auf dich zu und machen dir den Garaus, wenn auch nicht physisch, doch gewiß moralisch. Wie kommt aber diese Dame zu einer solchen düstern Gewalt? Ist sie so schön, so reich, so vornehm, so tugendhaft, so talentvoll, daß sie einen so unbedingten Einfluß auf ihre Seïden ausübt, und diese ihr blindlings gehorchen? Nein, diese Gaben der Natur und des Glücks besitzt sie nicht in allzu hohem Grade. Ich will nicht sagen, daß sie häßlich sei; kein Weib ist häßlich. Aber ich kann mit Fug behaupten, daß, wenn die schöne Helena so ausgesehen hätte wie jene Dame, so wäre der ganze trojanische Krieg nicht entstanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr besungen den Zorn des Peliden Achilles. Auch so vornehm ist sie nicht, und das Ei, woraus sie hervorgekrochen, hatte weder ein Gott gezeugt, noch eine Königstochter ausgebrütet; auch in Bezug auf die Geburt kann sie nicht mit der Helena verglichen werden; sie ist einem bürgerlichen Kaufmannshause zu Frankfurt entsprungen.[2]) Auch ihre Schätze sind nicht so groß wie die, welche die Königin von Sparta mitbrachte, als Paris, welcher die Zither so schön spielte (das Piano war damals noch nicht erfunden), sie von dort entführte; im Gegenteil, die Fournisseurs der Dame seufzen, sie soll ihr letztes Ratelier noch schuldig sein. Nur in Bezug auf die Tugend mag sie der berühmten Madame Menelaus gleichgestellt werden.

Ja, die Weiber sind gefährlich; aber ich muß doch die

---

1) Anna Radcliffe (1764—1823), englische Romanschriftstellerin.
2) Eine Anspielung auf Madame Wohl, Börnes Freundin. Vgl. Bd. VII. S. 249. Anm.

Bemerkung machen, daß die schönen lange nicht so gefährlich sind wie die häßlichen. Denn jene sind gewohnt, daß man ihnen die Kur mache, letztere aber machen jedem Manne die Kur und gewinnen dadurch einen mächtigen Anhang. Namentlich ist dies in der Litteratur der Fall. Ich muß hier zugleich erwähnen, daß die französischen Schriftstellerinnen, die jetzt am meisten hervorragen, alle sehr hübsch sind. Da ist George Sand, der Autor des Essai sur le développement du dogme catholique, Delphine Girardin, Madame Merlin, Luise Collet — lauter Damen, die alle Witzeleien über die Grazienlosigkeit der bas bleux zu schanden machen, und denen wir, wenn wir ihre Schriften des Abends im Bette lesen, gern persönlich die Beweise unseres Respekts darbringen möchten. Wie schön ist George Sand und wie wenig gefährlich, selbst für jene bösen Katzen, die mit der einen Pfote sie gestreichelt und mit der andern sie gekratzt, selbst für die Hunde, die sie am wütendsten anbellen; hoch und milde schaut sie auf diese herab, wie der Mond. Auch die Fürstin Belgiojoso, diese Schönheit, die nach Wahrheit lechzt, kann man ungestraft verletzen[1]); es steht jedem frei, ein Madonna von Raffael mit Kot zu bewerfen, sie wird sich nicht wehren. Madame Merlin, die nicht bloß von ihren Feinden, sondern sogar von ihren Freunden immer gut spricht, kann man ebenfalls ohne Gefahr beleidigen; gewohnt an Huldigungen, ist die Sprache der Roheit ihr fast fremd, und sie sieht dich an verwundert. Die schöne Muse Delphine, wenn du sie beleidigst, ergreift ihre Leier, und ihr Zorn ergießt sich in einem glänzenden Strom von Alexandrinern. Sagst du etwas Mißfälliges über Madame Collet, so ergreift sie ein Küchenmesser und will es dir in den Leib stoßen. Das ist auch nicht gefährlich. Aber beleidige nicht die Komtesse * *! Du bist ein Kind des Todes. Vier Vermummte stürzen auf dich ein — vier souteneurs littéraires — das ist die Tour de Nesle — du wirst erstochen, erwürgt, ersäuft — den andern Morgen findet man deine Leiche in den Entrefilets der Presse.

Ich kehre zurück zu Frau von Staël, welche nicht schön war, und dem großen Kaiser Napoleon sehr viel Böses zufügte. Sie beschränkte sich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu schreiben,

---

1) Vgl. Bd. IV. S. 364. Anm.

sondern sie suchte ihn auch durch nichtlitterarische Mittel zu befehden, sie war einige Zeit die Seele diplomatischer Intrigen, welche der Koalition gegen Napoleon voran gingen; auch sie wußte ihrem Feinde einige Spadassins auf den Hals zu jagen, welche freilich keine Valets waren, wie die Champions der erwähnten Dame, sondern Könige. Napoleon unterlag, und Frau von Staël zog siegreich ein in Paris mit ihrem Buche „De l'Allemagne“ und einigen hunderttausend Deutschen, die sie gleichsam als eine lebendige Illustration ihres Buches mitbrachte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Seit der Zeit sind die Franzosen Christen geworden, und Romantiker und Burggrafen.[1]) Das ginge mich am Ende nichts an, und ein Volk hat wohl das Recht, so langweilig und lauwarm zu werden, wie ihm beliebt, um so mehr, da es bisher das geistreichste und heldenmütigste war, das jemals auf dieser Erde geschanzt und gekämpft hatte. Aber ich bin doch bei jener Umwandlung etwas interessiert, denn als die Franzosen dem Satan und seiner Herrlichkeit entsagten, haben sie auch die Rheinprovinzen abgetreten, und ich ward bei dieser Gelegenheit ein Preuße. Ja, so schrecklich das Wort klingt, ich bin es, ich bin ein Preuße, durch das Recht der Eroberung. Nur mit Not, als es nicht länger auszuhalten war, gelang es mir, meinen Bann zu brechen, und seitdem lebe ich als Prussien libéré hier in Paris, wo es gleich nach meiner Ankunft eine meiner wichtigsten Beschäftigungen war, dem herrschenden Buche der Frau von Staël den Krieg zu machen.

Ich that dieses in einer Reihe Artikel, welche ich bald darauf als vollständiges Buch unter dem Titel „De l'Allemagne“ herausgab. Es fällt mir nicht ein, durch diese Titelwahl mit dem Buche der berühmten Frau in eine litterarische Rivalität treten zu wollen. Ich bin einer der größten Bewunderer ihrer geistigen Fähigkeiten, sie hat Genie, aber leider hat dieses Genie ein Geschlecht, und zwar ein weibliches. Es war meine Pflicht als Mann, jenem brillanten Kankan zu widersprechen, der um so gefährlicher wirkte, da sie in ihren deutschen Mitteilungen eine Masse von Dingen vorbrachte, die in Frankreich unbekannt, und durch den Reiz der Neuheit die Geister bezauberte. Ich

1) Eine Anspielung auf das romantische Drama Viktor Hugos: „Les Burgraves.“

ließ mich auf die einzelnen Irrtümer und Fälschungen nicht ein, und beschränkte mich zunächst den Franzosen zu zeigen, was eigentlich jene romantische Schule bedeutete, die Frau von Staël so sehr rühmte und feierte. Ich zeigte, daß sie nur aus einem Haufen Würmern bestand, die der heilige Fischer zu Rom sehr gut zu benutzen weiß, um damit Seelen zu ködern. Seitdem sind auch vielen Franzosen in dieser Beziehung die Augen aufgegangen, und sogar sehr christliche Gemüter haben eingesehen, wie sehr ich recht hatte, ihnen in einem deutschen Spiegel die Umtriebe zu zeigen, die auch in Frankreich umher schlichen, und jetzt kühner als je das geschorene Haupt erheben.

Dann wollte ich auch über die deutsche Philosophie eine wahre Auskunft geben, und ich glaube, ich hab' es gethan. Ich hab' unumwunden das Schulgeheimnis ausgeplaudert, das nur den Schülern der ersten Klasse bekannt war, und hierzulande stutzte man nicht wenig über diese Offenbarung. Ich erinnere mich, wie Pierre Leroux mir begegnete und mir offen gestand, daß auch er immer geglaubt habe, die deutsche Philosophie sei ein gewisser mystischer Nebel, und die deutschen Philosophen seien eine Art frommer Seher, die nur Gottesfurcht atmeten. Ich habe freilich den Franzosen keine ausführliche Darstellung unserer verschiedenen Systeme geben können — auch liebte ich sie zu sehr, als daß ich sie dadurch langweilen wollte — aber ich habe ihnen den letzten Gedanken verraten, der allen diesen Systemen zu Grunde liegt, und der eben das Gegenteil ist von allem, was wir bisher Gottesfurcht nannten. Die Philosophie hat in Deutschland gegen das Christentum denselben Krieg geführt, den sie einst in der griechischen Welt gegen die ältere Mythologie geführt hat, und sie erfocht hier wieder den Sieg. In der Theorie ist die heutige Religion ebenso aufs Haupt geschlagen, sie ist in der Idee getötet, und lebt nur noch ein mechanisches Leben, wie eine Fliege, der man den Kopf abgeschnitten, und die es gar nicht zu merken scheint, und noch immer wohlgemut umher fliegt. Wie viel Jahrhunderte die große Fliege, der Katholizismus, noch im Bauche hat (um wie Cousin zu reden), weiß ich nicht, aber es ist von ihm gar nicht mehr die Rede. Es handelt sich weit mehr um unseren armen Protestantismus, der, um seine Existenz zu fristen, alle möglichen Konzessionen gemacht, und dennoch sterben muß: es half ihm nichts, daß er

seinen Gott von allem Anthropomorphismus reinigte, daß er ihm durch Aderlässe alles sinnliche Blut auspumpte, daß er ihn gleichsam filtrierte zu einem reinen Geiste, der aus lauter Liebe, Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend besteht — alles half nichts, und ein deutscher Porphyrius, genannt Feuerbach (auf Französisch fleuve de flamme) mokiert sich nicht wenig über diese Attribute des „Gott-Reiner-Geist," dessen Liebe kein besonderes Lob verdiene, da er ja keine menschliche Galle habe; dem die Gerechtigkeit ebenfalls nicht viel koste, da er keinen Magen habe, der gefüttert werden muß per fas et nefas; dem auch die Weisheit nicht hoch anzurechnen sei, da er durch keinen Schnupfen gehindert werde im Nachdenken; dem es überhaupt schwer fallen würde, nicht tugendhaft zu sein, da er ohne Leib ist! Ja, nicht bloß die protestantischen Rationalisten, sondern sogar die Deisten sind in Deutschland geschlagen, indem die Philosophie eben gegen den Begriff „Gott" alle ihre Katapulte richtete, wie ich eben in meinem Buche „De l'Allemagne" gezeigt habe.

Man hat mir von mancher Seite gezürnt, daß ich den Vorhang fortriß von dem deutschen Himmel und jedem zeigte, daß alle Gottheiten des alten Glaubens daraus verschwunden, und daß dort nur eine alte Jungfer sitzt mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Notwendigkeit. — Ach! ich habe nur früher gemeldet, was doch jeder selber erfahren mußte, und was damals so befremdlich klang, wird jetzt auf allen Dächern gepredigt, jenseits des Rheines. Und in welchem fanatischen Tone manchmal werden die antireligiösen Predigten abgehalten! Wir haben jetzt Mönche des Atheismus, die Herrn von Voltaire lebendig braten würden, weil er ein verstockter Deist ist. Ich muß gestehen, diese Musik gefällt mir nicht, aber sie erschreckt mich auch nicht, denn ich habe hinter dem Maëstro gestanden, als er sie komponierte, freilich in sehr undeutlichen und verschnörkelten Zeichen, damit nicht jeder sie entziffre — ich sah manchmal, wie er sich ängstlich umschaute, aus Furcht, man verstünde ihn. Er liebte mich sehr, denn er war sicher, daß ich ihn nicht verriet, ich hielt ihn damals für servil. Als ich einst unmutig war über das Wort: „Alles, was ist, ist vernünftig," lächelte er sonderbar und bemerkte: „Es könnte auch heißen: ‚Alles, was vernünftig ist, muß sein.'" Er sah sich hastig um, beruhigte sich aber bald, denn nur Heinrich Beer

hatte das Wort gehört.[1]) Später erst verstand ich solche Redensarten. So verstand ich auch erst spät, warum er in der Philosophie der Geschichte behauptet hatte: das Christentum sei schon deshalb ein Fortschritt, weil es einen Gott lehre, der gestorben, während die heidnischen Götter von keinem Tode etwas wußten. Welch ein Fortschritt ist es also, wenn der Gott gar nicht existiert hat! — — — — — — — — — —

Mit dem Umsturz der alten Glaubensdoktrinen ist auch die ältere Moral entwurzelt. Die Deutschen werden doch noch lange an letzterer halten. Es geht ihnen wie gewissen Damen, die bis zum vierzigsten Jahre tugendhaft waren, und es nachher nicht mehr der Mühe wert hielten, das schöne Laster zu üben, wenn auch ihre Grundsätze laxer geworden. Die Vernichtung des Glaubens an den Himmel hat nicht bloß eine moralische, sondern auch eine politische Wichtigkeit: die Massen tragen nicht mehr mit christlicher Geduld ihr irdisches Elend, und lechzen nach Glückseligkeit auf Erden. Der Kommunismus ist eine natürliche Folge dieser veränderten Weltanschauung, und er verbreitet sich über ganz Deutschland. Es ist eine ebenso natürliche Erscheinung, daß die Proletarier in ihrem Ankampf gegen das Bestehende die fortgeschrittensten Geister, die Philosophen der großen Schule, als Führer besitzen; diese gehen über von der Doktrin zur That, dem letzten Zweck alles Denkens, und formulieren das Programm. Wie lautet es? Ich hab' es längst geträumt und ausgesprochen in den Worten: „Wir wollen keine Sanskülotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien." Diese Worte stehen in meinem Buche „De l'Allemagne," wo ich bestimmt vorausgesagt habe, daß die politische Revolution der Deutschen aus jener Philosophie hervor gehen wird, deren Systeme man so oft als eitel Scholastik verschrieen. Ich hatte leicht prophezeien! Ich hatte ja gesehen, wie die geharnischten Männer emporwachsen, die mit ihrem Waffengetümmel die Welt erfüllen, aber auch leider sich untereinander erwürgen würden!

1) Vgl. Bd. VII. S. 464.

Seitdem das mehrerwähnte Buch erschienen, habe ich für das Publikum nichts über Deutschland veröffentlicht. Wenn ich heute mein langes Stillschweigen breche, so geschieht es weniger, um die Bedürfnisse des eigenen Herzens zu befriedigen, als vielmehr, um den dringenden Wünschen meiner Freunde zu genügen. Diese sind manchmal weit mehr, als ich, indigniert über die brillante Unwissenheit, die in Bezug auf deutsche Geistergeschichte hierzulande herrscht, eine Unwissenheit, die von unseren Feinden mit großem Erfolg ausgebeutet wird. Ich sage: von unseren Feinden, und verstehe darunter nicht jene armseligen Geschöpfe, die von Zeitungsbüreau zu Zeitungsbüreau hausieren gehen, und rohe, absurde Verleumdungen feilbieten und einige sogenannte Patrioten als Allümeurs mit sich schleppen; diese Leute können auf die Länge nicht schaden, sie sind zu dumm, und sie werden es noch dahin bringen, daß die Franzosen am Ende in Zweifel ziehen, ob wir Deutschen wirklich das Pulver erfunden haben. Nein, unsere wahrhaft gefährlichen Feinde sind jene Familiaren der europäischen Aristokratie, die unter allerlei Vermummungen, sogar in Weiberröcken, uns überall nachschleichen, um im Dunkeln unseren guten Leumund zu meucheln. Die Männer der Freiheit, die in der Heimat dem Kerker, der geheimen Hinrichtung oder jenen kleinen Verhaftsbefehlen, welche das Reisen so unsicher und unbequem machen, glücklich entronnen sind, sollen hier in Frankreich keine Ruhe finden, und die man leiblich nicht mißhandeln konnte, sollen wenigstens ihren Namen tagtäglich beschimpft und gekreuzigt sehen. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Ludwig Marcus.

Denkworte.

(Geschrieben zu Paris, den 22. April 1844.)[1])

Was ist der Grund, warum von den Deutschen, die nach Frankreich herüber gekommen, so viele in Wahnsinn verfallen? Die meisten hat der Tod aus der Geistesnacht erlöst; andere sind in Irrenanstalten gleichsam lebendig begraben; viele auch, denen ein Funken von Bewußtsein geblieben, suchen ihren Zustand zu verbergen, und gebärden sich halbweg vernünftig, um nicht eingesperrt zu werden. Dies sind die Pfiffigen; die Dummen können sich nicht lange verstellen. Die Anzahl derer, die mit mehr oder minder lichten Momenten an dem finstern Übel leiden, ist sehr groß, und man möchte fast behaupten, der Wahnsinn sei die Nationalkrankheit der Deutschen in Frankreich. Wahrscheinlich bringen wir den Keim des Gebrestens mit über den Rhein, und auf dem hitzigen Boden, dem glühenden Asphaltpflaster der hiesigen Gesellschaft, gedeiht rasch zur blühendsten Verrücktheit, was in Deutschland lebenslang nur eine närrische Krüppelpflanze geblieben wäre. Oder zeugt es schon von einem hohen Grade des Wahnwitzes, daß man das Vaterland verließ, um in der Fremde „die harten Treppen" auf und abzusteigen, und das noch härtere Brot des Exils mit seinen Thränen zu feuchten? Man muß jedoch beileibe nicht glauben, als seien es exzentrische Sturm- und Drangnaturen, oder gar Freunde des Müßiggangs und der entfesselten Sinnlichkeit, die sich hier in die Abgründe des Irrsinns verlieren — nein, dieses Unglück

---

1) Zuerst in der „A. A. Z." Nr. 123 und 124 vom 2. und 3. Mai 1844 und nachher in den „Vermischten Schriften" (Bd. I. S. 291 ff.) abgedruckt. Vgl. auch den Brief an Kolb vom 12. April 1844 und an Campe vom 19. März 1854.

betraf immer vorzugsweise die honorabelsten Gemüter, die fleißigsten und enthaltsamsten Geschöpfe.

Zu den beklagenswertesten Opfern, die jener Krankheit erlagen, gehört auch unser armer Landsmann Ludwig Marcus. Dieser deutsche Gelehrte, der sich durch Fülle des Wissens ebenso rühmlich auszeichnete, wie durch hohe Sittlichkeit, verdient in dieser Beziehung, daß wir sein Andenken durch einige Worte ehren.

Seine Familienverhältnisse und das ganze Detail seiner Lebensumstände sind uns nie genau bekannt gewesen. Soviel ich weiß, ist er geboren zu Dessau im Jahre 1798[1]), von unbemittelten Eltern, die dem gottesfürchtigen Kultus des Judentums anhingen. Er kam Anno 1820 nach Berlin, um Medizin zu studieren, verließ aber bald diese Wissenschaft. Dort zu Berlin sah ich ihn zuerst, und zwar im Kollegium von Hegel, wo er oft neben mir saß und die Worte des Meisters gehörig nachschrieb. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch seine äußere Erscheinung war nichts weniger als jugendlich. Ein kleiner, schmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greisenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine solche Mißförmigkeit aber war nicht an ihm zu bemerken, und eben über diesen Mangel wunderte man sich. Diejenigen, welche den verstorbenen Moses Mendelssohn persönlich gekannt, bemerkten mit Erstaunen die Ähnlichkeit, welche die Gesichtszüge des Marcus mit denen jenes berühmten Weltweisen darboten, der sonderbarer Weise ebenfalls aus Dessau gebürtig war. Hätten sich die Chronologie und die Tugend nicht allzubestimmt für den ehrwürdigen Moses verbürgt, so könnten wir auf einen sehr frivolen Gedanken geraten.

Aber dem Geiste nach war Marcus wirklich ein ganz naher Verwandter jenes großen Reformators der deutschen Juden, und in seiner Seele wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmut, der bescheidene Rechtsinn, lächelnde Verachtung des Schlechten, und eine unbeugsame, eiserne Liebe für die unterdrückten Glaubensgenossen. Das Schicksal derselben war, wie bei jenem Moses, auch bei Marcus der schmerzlich glühende Mittelpunkt aller seiner Gedanken, das Herz seines Lebens. Schon damals in Berlin war Marcus ein Polyhistor,

---

1) Nach Fürst: „Bibliotheca Judaica," Bd. II. S. 323 wurde Marcus am 31. Oktober 1796 geboren.

er stöberte in allen Bereichen des Wissens, er verschlang ganze Bibliotheken, er verwühlte sich in allen Sprachschätzen des Altertums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellsten wie im partikularsten Sinne, war am Ende sein Lieblingsstudium geworden; es gab auf diesem Erdball kein Faktum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen seinen Geistesexkursionen kam er immer gleichsam nach Hause zurück zu der Leidensgeschichte Israels, zu der Schädelstätte Jerusalems und zu dem kleinen Väterdialekt Palästinas, um dessentwillen er vielleicht die semitischen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Dieser Zug war wohl der hervorstechend wichtigste im Charakter des Ludwig Marcus, und er giebt ihm seine Bedeutung und sein Verdienst; denn nicht bloß das Thun, nicht bloß die Thatsache der hinterlassenen Leistung giebt uns ein Recht auf ehrende Anerkennung nach dem Tode, sondern auch das Streben selbst, und gar besonders das unglückliche Streben, das gescheiterte, fruchtlose, aber großmütige Wollen.

Andere werden vielleicht das erstaunliche Wissen, das der Verstorbene in seinem Gedächtnis aufgestapelt hatte, ganz besonders rühmen und preisen; für uns hat dasselbe keinen sonderlichen Wert. Wir konnten überhaupt diesem Wissen, ehrlich gestanden, niemals Geschmack abgewinnen. Alles, was Marcus wußte, wußte er nicht lebendig organisch, sondern als tote Geschichtlichkeit, die ganze Natur versteinerte sich ihm, und er kannte im Grunde nur Fossilien und Mumien. Dazu gesellte sich eine Ohnmacht der künstlerischen Gestaltung, und wenn er etwas schrieb, war es ein Mitleid anzusehen, wie er sich vergebens abmühte, für das Darzustellende die notdürftigste Form zu finden. Ungenießbar, unverdaulich, abstrus waren daher die Artikel und gar die Bücher, die er geschrieben.

Außer einigen linguistischen, astronomischen und botanischen Schriften, hat Marcus eine Geschichte der Vandalen in Afrika, und in Verbindung mit dem Professor Duisberg eine nordafrikanische Geographie herausgegeben. Er hinterläßt in Manuskript ein ungeheuer großes Werk über Abyssinien, welches seine eigentliche Lebensarbeit zu sein scheint, da er sich schon zu Berlin mit Abyssinien beschäftigt hatte.[1]) Nach diesem Lande

1) Vgl. Fürst, l. c. II. 323.

zogen ihn wohl zunächst die Untersuchungen über die Falaschas, einen jüdischen Stamm, der lange in den abyssinischen Gebirgen seine Unabhängigkeit bewahrt hat. Ja, obgleich sein Wissen sich über alle Weltgegenden verbreitete, so wußte Marcus doch am besten Bescheid hinter den Mondgebirgen Äthiopiens, an den verborgenen Quellen des Nils und seine größte Freude war, den Bruce oder gar den Hasselquist auf Irrtümern zu ertappen.[1]) Ich machte ihn einst glücklich, als ich ihn bat, mir aus arabischen und talmudischen Schriften alles zu kompilieren, was auf die Königin von Saba Bezug hat.[2]) Dieser Arbeit, die sich vielleicht noch unter meinen Papieren befindet, verdanke ich es, daß ich noch zu heutiger Stunde weiß, weshalb die Könige von Abyssinien sich rühmen, aus dem Stamme David entsprossen zu sein: sie leiten diese Abstammung von dem Besuch her, den ihre Ältermutter, die besagte Königin von Saba, dem weisen Salomon zu Jerusalem abgestattet. Wie ich aus besagter Kompilation ersah, ist diese Dame gewiß ebenso schön gewesen wie die Helena von Sparta. Jedenfalls hat sie ein ähnliches Schicksal nach dem Tode, da es verliebte Rabbinen giebt, die sie durch kabbalistische Zauberkunst aus dem Grabe zu beschwören wissen; nur sind sie manchmal übel daran mit der beschworenen Schönen, die den großen Fehler hat, daß sie, wo sie sich einmal hingesetzt, gar zu lange sitzen bleibt. Man kann sie nicht los werden.

Ich habe bereits angedeutet, daß irgend ein Interesse der jüdischen Geschichte immer letzter Grund und Antrieb war bei den gelehrten Arbeiten des seligen Marcus; inwieweit dergleichen auch bei seinen abyssinischen Studien der Fall war, und wie auch diese ihn ganz frühzeitig in Anspruch genommen, ergiebt sich unabweisbar aus einem Artikel, den er schon damals zu Berlin in der „Zeitschrift für Kultur und Wissenschaft des Judentums“ abdrucken ließ. Er behandelt nämlich darin die Beschneidung bei den Abyssinierinnen. Wie herzlich lachte der verstorbene Gans, als er mir in jenem Aufsatze die Stelle zeigte, wo der Verfasser den Wunsch aussprach, es möchte jemand diesen Gegenstand bearbeiten, der demselben besser gewachsen sei.[3])

Die äußere Erscheinung des kleinen Mannes, die nicht selten

---

1) James Bruce (1730—1794), Fr. Hasselquist (1722—1752), berühmte Afrikareisende.
2) Vgl. Bd. II. S. 168.
3) Der Aufsatz führt den Titel: „Über die Naturseiten des jüdischen Staates“ und ist Bd. I. S. 401 ff. der obencitierten Zeitschrift abgedruckt.

zum Lachen reizte, verhinderte ihn jedoch keineswegs, zu den ehrenwertesten Mitgliedern jener Gesellschaft zu zählen, welche die obenerwähnte Zeitschrift herausgab, und eben unter dem Namen: „Verein für Kultur und Wissenschaft des Judentums“ eine hochfliegend große, aber unausführbare Idee verfolgte. Geistbegabte und tiefherzige Männer versuchten hier die Rettung einer längst verlornen Sache, und es gelang ihnen höchstens, auf den Walstätten der Vergangenheit die Gebeine der ältern Kämpfer aufzufinden. Die ganze Ausbeute jenes Vereins besteht in einigen historischen Arbeiten, in Geschichtsforschungen, worunter namentlich die Abhandlungen des Dr. Zunz über die spanischen Juden im Mittelalter[1]) zu den Merkwürdigkeiten der höheren Kritik gezählt werden müssen.

Wie dürfte ich von jenem Vereine reden, ohne dieses vortrefflichen Zunz zu erwähnen, der in einer schwankenden Übergangsperiode immer die unerschütterlichste Umwandelbarkeit offenbarte, und trotz seinem Scharfsinn, seiner Skepsis, seiner Gelehrsamkeit, dennoch treu blieb dem selbst gegebenen Worte, der großmütigen Grille seiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geschaffen und gewirkt, wo andere träumten, und mutlos hinsanken.

Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid[2]) zu erwähnen, der mit Geist und Charakterstärke eine großartig urbane Bildung vereinigte und, obgleich schon hochbejahrt, an den jugendlichsten Irrgedanken des Vereins teil nahm. Er war ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlicht griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit seines Lebens der eifrigste Anhänger der Kantischen Philosophie, für diese litt er in seiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er sich nie trennen von der alten Gemeinde des mosaischen Bekenntnisses, er wollte nie die äußere Glaubenskokarde ändern. Schon der Schein einer solchen Verleugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie gesagt, ein eingefleischter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken seines Geistes angedeutet. Wenn wir von Hegel-

1) Leopold Zunz (1794—1885), Heines Freund. Vgl. Bd. I. S. XVII.
2) Lazarus Bendavid (1762—1832).



scher Philosophie sprachen, schüttelte er sein kahles Haupt und sagte, das sei Aberglaube. Er schrieb ziemlich gut, sprach aber viel besser. Für die Zeitschrift des Vereins lieferte er einen merkwürdigen Aufsatz über den Messiasglauben bei den Juden, worin er mit kritischem Scharfsinn zu beweisen suchte, daß der Glaube an einen Messias durchaus nicht zu den Fundamentalartikeln der jüdischen Religion gehöre, und nur als zufälliges Beiwerk zu betrachten sei.

Das thätigste Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele desselben, war M. Moser[1]), der vor einigen Jahren starb, aber schon im jugendlichsten Alter nicht bloß die gründlichsten Kenntnisse besaß, sondern auch durchglüht war von dem großen Mitleid für die Menschheit, von der Sehnsucht, das Wissen zu verwirklichen in heilsamer That. Er war unermüdlich in philanthropischen Bestrebungen, er war sehr praktisch und hat in scheinloser Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publikum hat von seinem Thun und Schaffen nichts erfahren, er focht und blutete inkognito, sein Name ist ganz unbekannt geblieben, und steht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung. Unsere Zeit ist nicht so ärmlich, wie man glaubt; sie hat erstaunlich viele solcher anonymen Märtyrer hervorgebracht.

Der Nekrolog des verstorbenen Marcus leitete mich unwillkürlich zu dem Nekrolog des Vereins, zu dessen ehrenwertesten Mitgliedern er gehörte, und als dessen Präsident der schon erwähnte, jetzt ebenfalls verstorbene Eduard Gans sich geltend machte. Dieser hochbegabte Mann kann am wenigsten in Bezug auf bescheidene Selbstaufopferung, auf anonymes Märtyrertum gerühmt werden. Ja, wenn auch seine Seele sich rasch und weit erschloß für alle Heilsfragen der Menschheit, so ließ er doch selbst im Rausche der Begeisterung niemals die Personalinteressen außer acht. Eine witzige Dame, zu welcher Gans oft des Abends zum Thee kam, machte die richtige Bemerkung, daß er während der eifrigsten Diskussion und trotz seiner großen Zerstreutheit dennoch, nach dem Teller der Butterbröte hinlangend, immer diejenigen Butterbröte ergreife, welche nicht mit gewöhnlichem Käse, sondern mit frischem Lachs bedeckt waren.

---

1) Moses Moser, Heines intimster Jugendfreund. Vgl. Bd. I. S. XVII.

Die Verdienste des verstorbenen Gans um deutsche Wissenschaft sind allgemein bekannt. Er war einer der rührigsten Apostel der Hegelschen Philosophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömischen Rechts, welche, ohne Ahnung von dem Geiste, der in der alten Gesetzgebung einst lebte, nur damit beschäftigt sind, die hinterlassene Garderobe derselben auszustäuben, von Motten zu säubern, oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu flicken. Gans fuchtelte solchen Servilismus selbst in seiner elegantesten Livree. Wie wimmert unter seinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift förderte Gans die Entwickelung des deutschen Freiheitssinnes, er entfesselte die gebundensten Gedanken und riß der Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeist, dessen Witzfunken vortrefflich zündeten, oder wenigstens herrlich leuchteten. Aber den trübsinnigen Ausspruch des Dichters (im zweiten Teile des „Faust")[1]):

„Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daß Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
Daß, wo sie immer irgend auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt" —

dieses fatale Wort müssen wir auch auf das Verhältnis der Genialität zur Tugend anwenden, diese beiden leben ebenfalls in beständigem Hader und kehren sich manchmal verdrießlich den Rücken. Mit Bekümmernis muß ich hier erwähnen, daß Gans in Bezug auf den erwähnten Verein für Kultur und Wissenschaft des Judentums nichts weniger als tugendhaft handelte, und sich die unverzeihlichste Felonie zu schulden kommen ließ.[2]) Sein Abfall war um so widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators gespielt und bestimmte Präsidialpflichten übernommen hatte. Es ist hergebrachte Pflicht, daß der Kapitän immer der letzte sei, der das Schiff verläßt, wenn dasselbe scheitert — Gans aber rettete sich selbst zuerst. Wahrlich in moralischer Beziehung hat der kleine Marcus den großen Gans überragt, und er konnte

1) Akt III, Anfang.
2) Vgl. Bd. I. S. 196.

hier ebenfalls beklagen, daß Gans seiner Aufgabe nicht besser gewachsen war.

Wir haben die Teilnahme des Marcus an dem Verein für Kultur und Wissenschaft des Judentums als einen Umstand bezeichnet, der uns wichtiger und denkwürdiger erschien, als all' sein stupendes Wissen und seine sämtlichen gelehrten Arbeiten. Ihm selber mag ebenfalls die Zeit, wo er den Bestrebungen und Illusionen jenes Vereins sich hingab, als die sonnigste Blütenstunde seines kümmerlichen Lebens erschienen sei. Deshalb mußte hier jenes Vereines ganz besonders Erwähnung geschehen, und eine nähere Erörterung seines Gedankens wäre wohl nicht überflüssig. Aber der Raum und die Zeit und ihre Hüter gestatten in diesen Blättern keine solche ausgeführte Darstellung, da letztere nicht bloß die religiösen und bürgerlichen Verhältnisse der Juden, sondern auch die aller deistischen Sekten auf diesem Erdball umfassen müßte. Nur so viel will ich hier aussprechen, daß der esoterische Zweck jenes Vereins nichts anderes war, als eine Vermittlung des historischen Judentums mit der modernen Wissenschaft, von welcher man annahm, daß sie im Laufe der Zeit zur Weltherrschaft gelangen würde. Unter ähnlichen Umständen, zur Zeit des Philo, als die griechische Philosophie allen alten Dogmen den Krieg erklärte, ward in Alexandrien ähnliches versucht, mit mehr oder minderem Mißgeschick. Von schismatischer Aufklärerei war hier nicht die Rede, und noch weniger von jener Emanzipation, die in unsern Tagen manchmal so ekelhaft geistlos durchgetrātscht wird, daß man das Interesse dafür verlieren könnte. Namentlich haben es die israelitischen Freunde dieser Frage verstanden, sie in eine wässerig graue Wolke von Langweiligkeit zu hüllen, die ihr schädlicher ist, als das blödsinnige Gift der Gegner. Da giebt es gemütliche Pharisäer, die noch besonders damit prahlen, daß sie kein Talent zum Schreiben besitzen und dem Apollo zum Trotz für Jehovah die Feder ergriffen haben. Mögen die deutschen Regierungen doch recht bald ein ästhetisches Erbarmen mit dem Publikum haben, und jenen Salbadereien ein Ende machen durch Beschleunigung der Emanzipation, die doch früh oder spät bewilligt werden muß.

Ja, die Emanzipation wird früh oder spät bewilligt werden müssen, aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Klugheit, aus Notwendig-

keit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Klassen keine religiöse Wurzel mehr, und bei den untern Klassen transformiert sie sich täglich mehr und mehr in den sozialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhaß hat jetzt einen andern Namen, sogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, so sind sie endlich zur hochweisen Ansicht gelangt, daß der Staat ein organischer Körper ist, und daß derselbe nicht zu einer vollkommenen Gesundheit gelangen kann, solange ein einziges seiner Glieder, und sei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreste leidet. Ja, der Staat mag noch so keck sein Haupt tragen und mit breiter Brust allen Stürmen trotzen, das Herz in der Brust, und sogar das stolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müssen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeschränkungen sind solche Hühneraugen an den deutschen Staatsfüßen.

Und bedächten gar die Regierungen, wie entsetzlich der Grundpfeiler aller positiven Religionen, die Idee des Deismus selbst, von neuen Doktrinen bedroht ist, wie die Fehde zwischen dem Wissen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes Scharmützel, sondern bald eine wilde Todesschlacht sein wird — bedächten die Regierungen diese verhüllten Nöten, sie müßten froh sein, daß es noch Juden auf der Welt giebt, daß die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter sie genannt hat, noch auf den Beinen steht, daß es noch ein Volk Gottes giebt. Statt sie von ihrem Glauben durch gesetzliche Beschränkungen abtrünnig zu machen, sollte man sie noch durch Prämien darin zu stärken suchen, man sollte ihnen auf Staatskosten ihre Synagogen bauen, damit sie nur hineingehen, und das Volk draußen sich einbilden mag, es werde in der Welt noch etwas geglaubt. Hütet euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das ist eitel Wasser und trocknet leicht. Befördert vielmehr die Beschneidung, das ist der Glauben, eingeschnitten ins Fleisch; in den Geist läßt er sich nicht mehr einschneiden. Befördert die Zeremonie der Denkriemen, womit der Glaube festgebunden wird auf den Arm; der Staat sollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, sowie auch das Mehl zu Matzekuchen, woran das gläubige Israel schon drei Jahrtausende knuspert. Fördert, beschleunigt die Emanzipation, damit sie nicht zu spät komme und überhaupt noch Juden

in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es giebt ein Sprichwort: Während der Weise sich besinnt, besinnt sich auch der Narr.

Die vorstehenden Betrachtungen knüpfen sich natürlich an die Person, die ich hier zu besprechen hatte, und die, wie ich schon bemerkt, weniger durch individuelle Bedeutung, als vielmehr durch historische und moralische Bezüge, unser Interesse in Anspruch nimmt. Ich kann auch aus eigener Anschauung nur Geringfügiges berichten über das äußere Leben unseres Marcus, den ich zu Berlin bald aus den Augen verlor. Wie ich hörte, war er nach Frankreich gewandert, da er trotz seines außerordentlichen Wissens und seiner hohen Sittlichkeit, dennoch in den Überbleibseln mittelalterlicher Gesetze ein Hindernis der Beförderung im Vaterlande fand. Seine Eltern waren gestorben und aus Großmut hatte er zum Besten seiner hilfsbedürftigern Geschwister auf die Verlassenschaft verzichtet. Etwa fünfzehn Jahre vergingen, und ich hatte lange nichts mehr gehört, weder von Ludwig Marcus, noch von der Königin von Saba, weder von Hasselquist, noch von den beschnittenen Abyssinierinnen, da trat mir eines Tages der kleine Mann hier zu Paris wieder entgegen und erzählte mir, daß er unterdessen Professor in Dijon gewesen, jetzt aber einer ministeriellen Unbill wegen die Professur aufgegeben habe und hier bleiben wolle, um die Hilfsquellen der Bibliothek für sein großes Werk zu benützen. Wie ich von andern hörte, war ein bißchen Eigensinn im Spiel, und das Ministerium hatte ihm sogar vorgeschlagen, wie in Frankreich gebräuchlich, seine Stelle durch einen wohlfeiler besoldeten Suppleanten zu besetzen und ihm selber den größten Teil seines Gehalts zu lassen. Dagegen sträubte sich die große Seele des Kleinen, er wollte nicht fremde Arbeit ausbeuten, und er ließ seinem Nachfolger die ganze Besoldung. Seine Uneigennützigkeit ist hier um so merkwürdiger, da er damals blutarm in rührender Dürftigkeit sein Leben fristete. Es ging ihm sogar sehr schlecht, und ohne die Engelhilfe einer schönen Frau wäre er gewiß im darbenden Elend verkommen.[1]) Ja, es war eine sehr schöne und große Dame von Paris, eine der glänzendsten Erscheinungen des hiesigen Weltlebens, die, als sie von dem wunderlichen Kauz hörte, in die Dunkelheit seines kümmerlichen

---

1) Die Baronin Betty von Rothschild. Vgl. Bd. II. S. 353.

Lebens hinabstieg und mit anmutiger Zartsinnigkeit ihn dahin zu bringen wußte, einen bedeutenden Jahrgehalt von ihr anzunehmen. Ich glaube, seinen Stolz zähmte hier ganz besonders die Aussicht, daß seine Gönnerin, die Gattin des reichsten Bankiers dieses Erdballs, späterhin sein großes Werk auf ihre Kosten drucken lassen werde. Einer Dame, dachte er, die wegen ihres Geistes und ihrer Bildung so viel gerühmt wird, müsse doch sehr viel daran gelegen sein, daß endlich eine gründliche Geschichte von Abyssinien geschrieben werde, und er fand es ganz natürlich, daß sie dem Autor durch einen Jahrgehalt seine große Mühe und Arbeit zu vergüten suchte.

Die Zeit, während welcher ich den guten Marcus nicht gesehen, etwa fünfzehn Jahre, hatte auf sein Äußeres eben nicht verschönernd gewirkt. Seine Erscheinung, die früher ans Possierliche streifte, war jetzt eine entschiedene Karikatur geworden, aber eine angenehme, liebliche, ich möchte fast sagen: erquickende Karikatur. Ein spaßhaft wehmütiges Ansehen gab ihm sein von Leiden durchfurchtes Greisengesicht, worin die kleinen, pechschwarzen Äuglein vergnüglich lebhaft glänzten, und gar sein abenteuerlicher, fabelhafter Haarwuchs! Die Haare nämlich, welche früher pechschwarz und anliegend gewesen, waren jetzt ergraut, und umgaben in krauser aufgesträubter Fülle das schon außerdem unverhältnismäßig große Haupt. Er glich so ziemlich jenen breitköpfigen Figuren mit dünnem Leibchen und kurzen Beinchen, die wir auf den Glasscheiben eines chinesischen Schattenspiels sehen. Besonders wenn mir die zwerghafte Gestalt in Gesellschaft seines Kollaborators, des ungeheuer großen und stattlichen Professors Duisberg, auf den Boulevards begegnete, jauchzte mir der Humor in der Brust. Einem meiner Bekannten, der mich frug, wer der Kleine wäre, sagte ich, es sei der König von Abyssinien, und dieser Name ist ihm bis an sein Ende geblieben. Hast du mir deshalb gezürnt, teurer, guter Marcus? Für deine schöne Seele hätte der Schöpfer wirklich eine bessere Enveloppe erschaffen können. Der liebe Gott ist aber zu sehr beschäftigt; manchmal, wenn er eben im Begriff ist, der edlen Perle eine prächtig ziselierte Goldfassung zu verleihen, wird er plötzlich gestört, und er wickelt das Juwel geschwind in das erste, beste Stück Fließpapier oder Läppchen — anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Ungefähr fünf Jahre lebte Marcus im weisesten Seelenfrieden zu Paris; es ging ihm gut, ja sogar einer seiner Lieblingswünsche war in Erfüllung gegangen: er besaß eine kleine Wohnung mit eigenen Möbeln, und zwar in der Nähe der Bibliothek! Ein Verwandter, ein Schwestersohn, besucht ihn hier eines Abends und kann sich nicht genug darüber wundern, daß der Oheim sich plötzlich auf die Erde setzt und mit wilder, trotziger Stimme die scheußlichsten Gassenlieder zu singen beginnt. Er, der nie gesungen, und in Wort und Ton immer die Keuschheit selbst war! Aber die Sache ward noch grauenhaft befremdlicher, als der Oheim zornig emporsprang, das Fenster aufstieß und erst seine Uhr zur Straße hinabschmiß, dann seine Manuskripte, Tintenfaß, Federn, seine Geldbörse. Als der Neffe sah, daß der Oheim das Geld zum Fenster hinauswarf, konnte er nicht länger an seinem Wahnsinn zweifeln. Der Unglückliche ward in die Heilanstalt des Dr. Pinnel zu Chaillot gebracht, wo er nach vierzehn Tagen unter schauderhaften Leiden den Geist aufgab. Er starb am 15. Julius, und ward am 17. auf dem Kirchhof Montmartre begraben. Ich habe leider seinen Tod zu spät erfahren, als daß ich ihm die letzte Ehre erweisen konnte. Indem ich heute diese Blätter seinem Andenken widme, wollte ich das Versäumte nachholen und gleichsam im Geist an seinem Leichenbegängnis teilnehmen.

Jetzt aber öffnet mir noch einmal den Sarg, damit [illegible] nach altem Brauch den Toten um Verzeihung bitte für den Fall, daß ich ihn etwa im Leben beleidigt. — Wie ruhig der kleine Marcus jetzt aussieht! Er scheint darüber zu lächeln, daß ich seine gelehrten Arbeiten nicht besser gewürdigt habe. Daran mag ihm wenig gelegen sein, denn hier bin ich ja doch kein so kompetenter Richter wie etwa sein Freund S. Munk[1]), der Orientalist, der mit einer umfassenden Biographie des Verstorbenen und mit der Herausgabe seiner hinterlassenen Werke beschäftigt sein soll.

---

1) Salomon Munk (1805—1867), berühmter Orientalist, mit Heine in dessen letzten Lebensjahren befreundet.

Spätere Note.

(Im März 1854.)

Da ich mich immer einer guten Gesinnung und eines ebenso guten Stiles beflissen, so genieße ich die Genugthuung, daß ich es wagen darf, unter dem anspruchvollen Namen „Denkworte" die vorstehenden Blätter hier mitzuteilen, obgleich sie anonym für das Tagesbedürfnis der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" bereits vor zehn Jahren geschrieben worden. Seit jener Zeit hat sich vieles in Deutschland verändert, und auch die Frage von der bürgerlichen Gleichstellung der Bekenner des mosaischen Glaubens, die gelegentlich in obigen Blättern besprochen ward, hat seitdem sonderbare Schicksale erlitten. Im Frühling des Jahres 1848 schien sie auf immer erledigt, aber, wie mit so vielen andern Errungenschaften aus jener Blütezeit deutscher Hoffnung, mag es jetzt in unsrer Heimat auch mit besagter Frage sehr rückgängig aussehen, und an manchen Orten soll sie sich wieder, wie man mir sagt, im schmachvollsten statu quo befinden. Die Juden dürften endlich zur Einsicht gelangen, daß sie erst dann wahrhaft emanzipiert werden können, wenn auch die Emanzipation der Christen vollständig erkämpft und sichergestellt worden. Ihre Sache ist identisch mit der des deutschen Volks, und sie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutschen längst gebührte.

Ich habe in obigen Blättern angedeutet, daß sich der Gelehrte S. Munk mit einer Herausgabe der hinterlassenen Schriften des seligen Marcus beschäftigen werde. Leider ist dieses jetzt unmöglich, da jener große Orientalist an einem Übel leidet, das ihm nicht erlaubt, sich einer solchen Arbeit zu unterziehen; er ist nämlich seit zwei Jahren gänzlich erblindet. Ich vernahm erst kürzlich dieses betrübsame Ereignis, und erinnere mich jetzt, daß der vortreffliche Mann trotz bedenklicher Symptome sein leidendes Gesicht nie schonen wollte. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn auf der königlichen Bibliothek zu sehen, saß er vergraben in einem Wust von arabischen Manuskripten, und es war schmerzlich anzusehen, wie er seine kranken, blassen Augen mit der Entzifferung des phantastisch geschnörkelten Abrakadabra anstrengte. Er war Kustos in besagter Bibliothek, und er ist jetzt nicht mehr im stande, dieses kleine Amt zu verwalten. Haupt-

sächlich mit dem Ertrag seiner litterarischen Arbeiten bestritt er den Unterhalt einer zahlreichen Familie. Blindheit ist wohl die härteste Heimsuchung, die einen deutschen Gelehrten treffen kann. Sie trifft diesmal die bravste Seele, die gefunden werden mag; Munk ist uneigennützig bis zum Hochmut, und bei all' seinem reichen Wissen von einer rührenden Bescheidenheit. Er trägt gewiß sein Schicksal mit stoischer Fassung und religiöser Ergebung in den Willen des Herrn.

Aber warum muß der Gerechte so viel leiden auf Erden? Warum muß Talent und Ehrlichkeit zu Grunde gehen, während der schwadronierende Hanswurst, der gewiß seine Augen niemals durch arabische Manuskripte trüben mochte, sich räkelt auf den Pfühlen des Glücks und fast stinkt vor Wohlbehagen? Das Buch Hiob löst nicht diese böse Frage. Im Gegenteil, dieses Buch ist das hohe Lied der Skepsis, und es zischen und pfeifen darin die entsetzlichen Schlangen ihr ewiges: Warum? Wie kommt es, daß bei der Rückkehr aus Babylon die fromme Tempelarchiv-Kommission, deren Präsident Esra war, jenes Buch in den Kanon der heiligen Schrift aufgenommen? Ich habe mir oft diese Frage gestellt. Nach meinem Vermuten thaten solches jene gotterleuchteten Männer nicht aus Unverstand, sondern weil sie in ihrer hohen Weisheit wohl wußten, daß der Zweifel in der menschlichen Natur tief begründet und berechtigt ist, und daß man ihn also nicht täppisch ganz unterdrücken, sondern nur heilen muß. Sie verfuhren bei dieser Kur ganz homöopathisch, durch das Gleiche auf das Gleiche wirkend, aber sie gaben keine homöopathisch kleine Dosis, sie steigerten vielmehr dieselbe aufs ungeheuerste, und eine solche überstarke Dosis von Zweifel ist das Buch Hiob; dieses Gift durfte nicht fehlen in der Bibel, in der großen Hausapotheke der Menschheit. Ja, wie der Mensch, wenn er leidet, sich ausweinen muß, so muß er sich auch auszweifeln, wenn er sich grausam gekränkt fühlt in seinen Ansprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigste Weinen, so entsteht auch durch den höchsten Grad des Zweifels, den die Deutschen so richtig die Verzweiflung nennen, die Krisis der moralischen Heilung. — Aber wohl demjenigen, der gesund ist und keiner Medizin bedarf!

Loeve-Veimars.[1]

(1855.)

Als ich das Übersetzungstalent des seligen Loeve-Veimars für verschiedene Artikel benutzte, mußte ich bewundern, wie derselbe während solcher Kollabaration mir nie meine Unkenntnis der französischen Sprachgewohnheiten oder gar seine eigne linguistische Überlegenheit fühlen ließ. Wenn wir nach langstündigem Zusammenarbeiten endlich einen Artikel zu Papier gebracht hatten, lobte er meine Vertrautheit mit dem Geiste des französischen Idioms so ernsthaftig, so scheinbar erstaunt, daß ich am Ende wirklich glauben mußte, alles selbst übersetzt zu haben, um so mehr, da der feine Schmeichler sehr oft versicherte, er verstünde das Deutsche nur sehr wenig.

Es war in der That eine sonderbare Marotte von Loeve-Veimars, daß derselbe, der das Deutsche ebenso gut verstand, wie ich, dennoch allen Leuten versicherte, er verstünde kein

1) Diese Biographie ist einer Vorrede entnommen, welche Heine im Winter 1855 zu einer französischen Übersetzung des „Neuen Frühlings“ und anderer Gedichte schrieb. Von dieser unvollendeten oder verloren gegangenen Arbeit ist nur der Anfang erhalten, der folgendermaßen lautet: „Der ‚Neue Frühling‘ und die vorstehenden zwei Piecen sollten eine Trilogie bilden, wovon ich nur den ersten Teil unter dem erwähnten Titel in der Revue des deux mondes mitzuteilen gedachte. Ich glaubte, daß es unmöglich sei, diese Gedichte nur einigermaßen genießbar ins Französische zu übersetzen, und ich wollte vielleicht auch das Publikum nicht mit einer allzugroßen Dosis von Rosenmondschein und Nachtigallenfrikassee überfüttern. Die Übersetzung des ‚Neuen Frühlings‘ hatte jedoch einen bessern Erfolg, als ich erwartete, und ich kann nicht umhin, über die besonderen Umstände, welche mich hier begünstigten, dem teilnehmenden Leser einige Andeutungen mitzuteilen. Ich hatte nämlich vor geraumer Zeit mit meinem Freunde Taillandier, der so vortrefflich das Buch ‚Lazarus‘ übersetzt, über die größeren Schwierigkeiten gesprochen, welche eine Übertragung des ‚Neuen Frühlings‘ böte, und dieser Freund äußerte, ‚daß er dennoch einen Versuch machen wolle.‘ Späterhin dachte ich, daß dieses Projekt wohl in Vergessenheit geraten sein möchte; ich unternahm selbst die Arbeit, und ich hatte eben die Übersetzung des ‚Neuen Frühlings‘ vollendet, als mein Freund Taillandier . . . . . .“ — Adolphe Loeve-Veimars (1801—1854), der erste Übersetzer von Heines „Reisebildern.“



Deutsch. In den eben erschienenen „Memoiren eines Bourgeois de Paris“ befindet sich in dieser Beziehung eine sehr ergötzliche Anekdote. [1])

Mit großem Leidwesen habe ich erfahren, daß Loeve-Veimars, der unlängst gestorben, von seinen Nekrologen in der Presse sehr unglimpflich besprochen worden, und daß sogar der alte Kamerad, der lange Zeit jeden Morgen sein brillanter Nebenbuhler war, mehr Nesseln als Blumen auf sein Grab gestreut hat. Und was hatte er ihm vorzuwerfen? Er sprach von dem erschrecklichen Lärm, welchen auf dem Pavé der idyllisch ruhigen Rue des Prêtres die heranrasselnde Karosse des Baron Loeve-Veimars verursachte, als derselbe nach seiner Rückkehr aus Bagdad einen Besuch bei der Redaktion des „Journals des Débats“ abstattete. Und die Karosse war stattlich armoiriert, die kostbar angeschirrten Pferde waren grispommelé, und der Jäger, der vom Hinterbrett herabspringend mit unverschämter Heftigkeit die gellende Hausklingel zog, der lange Bursche trug einen hellgrünen Rock mit goldnen Tressen, an seinem Bandelier hing ein Hirschfänger, auf dem Haupte saß ein Offizierhut mit ebenfalls grünen Hahnenfedern, die keck und stolz flatterten!

Ja, das ist wahr, dieser Jäger war prächtig. Er hieß Gottlieb, trank viel Bier, roch außerordentlich stark nach Tabak, suchte so dumm als möglich auszusehen, und behauptete, der französischen Sprache unkundig zu sein, im Gegensatz zu seinem Herrn, der sich, wie ich oben erwähnt, immer ein Air gab, als verstünde er kein Wort Deutsch. Nebenbei gesagt, trotz seines radebrechenden Französisch und seiner gemeinen Manieren hatte ich Monsieur Gottlieb, der durchaus ein Deutscher sein wollte, im Verdacht, niemals schwäbische Originalklöße gegessen zu haben und gebürtig zu sein aus Meaux, Departement de Seine & Oise.

Ich, der ich den Lebenden selten Schmeicheleien sage, empfinde auch keinen Beruf, den Abgeschiedenen zu schmeicheln, die wir dadurch am besten würdigen, wenn wir die Wahrheit sagen. Und wahrlich, unser armer Loeve braucht diese nicht zu fürchten.

---

1) L. Véron erzählt in seinen „Mémoires d'un bourgeois de Paris“ (Paris 1854. VI), Bd. III. S. 97, er habe einst die Tänzerin Fanny Elsler zu Tische geladen und Loeve-Veimars den Platz neben ihr angewiesen, mit der Bemerkung: „Sie können ja Deutsch reden.“ Loeve-Veimars antwortete lachend: „Ich verstehe kein Wort Deutsch, aber Fräulein Elsler versteht Französisch, und ich behalte also meinen Platz.“ — Vgl. Bd. VII. S. 145 ff.

Dazu kommt, daß seine guten Handlungen immer durch glaubwürdige Zeugnisse konstatiert sind, während alles bösliche Gerücht, das über ihn in Umlauf war, immer unerwiesen blieb, auch unerweislich war, und schon mit seinem Naturell in Widerspruch stand. Das Schlimmste, was man gegen ihn vorbrachte, war nur die Eitelkeit, sich zum Baron zu machen — aber wem hat er dadurch Schaden zugefügt? In all dieser adligen Ostentation sehe ich kein so großes Verbrechen, und ich begreife nicht, wie dadurch der alte Kamerad, der sonst so liebenswürdig menschlich intelligent war, einen so grämlichen Anfall von puritanischem Zelotismus bekommen konnte. Der illustre Biograph Debureaus [1]) und des toten Esels schien vergessen zu haben, daß er seine eigene Karosse besaß, daß er ebenfalls zwei Pferde hatte in seinen Ställen, auch mit einem galonierten Kutscher behaftet war, der sehr viel Hafer fraß, daß er ebenfalls ein Halbdutzend Bediente, Müßiggänger in Livree, besoldete, was ihn freilich nicht verhinderte, jedesmal, wenn bei ihm geklingelt ward, selbst heran zu springen und die Thüre aufzumachen — Er trug dabei auf dem Haupte eine lilienweiße Nachtmütze, das baumwollene Nest, worin die tollen Einfälle des großen französischen Humoristen lustig zwitscherten —

In der That, letzterer hätte geringeren Geistern die posthumen Ausfälle gegen Loeve-Veimars überlassen sollen. Mancher darunter, der demselben sein Hauptvergehen, die Baronisierung, vorwarf, würde sich vielleicht ebenfalls mit einem mittelalterlichen Titel affübliert haben, wenn er nur den Mut seiner Eitelkeit besessen hätte. Loeve-Veimars aber hatte diesen Mut, und wenn man auch heimlich lächelte, so intimidierte er doch die öffentlichen Lacher, und die Hozier [2]) unserer Tage mäkelten nicht zu sehr an seinem Stammbaum, da er immer stählerne Urkunden in Bereitschaft hielt, welche aus dem Archiv von Lepage hervorgegangen.

Ja, jedenfalls die ritterliche Bravour konnte unserem Loeve nicht abgesprochen werden, und wenn er wirklich kein Baron war — worüber ich nie nachforschte — so war ich doch überzeugt, daß er verdiente, ein Baron zu sein. Er hatte alle guten Eigenschaften eines Grand Seigneur. In hohem Grade

1) A. Dumas. Vgl. Bd. IV. S. 196.
2) Pierre de Hozier (1592—1660), bekannter genealogischer Forscher.

besaß er z. B. die der Freigebigkeit. Er übte sie bis zum Exzeß, und er mahnte mich in dieser Beziehung zuweilen an die arabischen Ritter der Wüste, welche vielleicht zu seinen Ahnherren gehörten, und bei denen die Freigebigkeit als die höchste Tugend gerühmt ward. Ist sie es wirklich? Ich erinnere mich immer, mit welchem Entzücken ich in den arabischen Märchen, die uns Galland übersetzt hat [1]), die Geschichte von dem jungen Menschen las, der den großen Reichtum, den ihm sein Vater hinterlassen, durch übertriebene Freigebigkeit vergeudet hatte, so daß ihm am Ende von allen seinen Schätzen nur eine außerordentlich schöne Sklavin übrig geblieben. In letztere war er sterblich verliebt; doch als ein unbekannter Beduine, der sie gesehen, ihre Schönheit mit Begeisterung bewunderte, überwältigte ihn die angeborene Großmut und höflich sagte er: „Wenn diese Dame dir so außerordentlich gefällt, so nimm sie hin als Geschenk.“ Trotz seiner großen Leidenschaft für die Sklavin, welche in Thränen ausbrach, befahl er ihr, dem Unbekannten zu folgen, doch dieser war der berühmte Kalif Harun al Raschid, der in der Verkleidung eines Beduinen nächtlich in Bagdad umher zog, um sich inkognito mit eigenen Augen zu unterrichten, und der Kalif war von der Großmut des freigebigen jungen Menschen so sehr erbaut, daß er ihm nicht bloß seine Geliebte zurückschickte, sondern ihn auch zu seinem Großvezier machte und mit neuen Reichtümern und einem prächtigen Palast, dem schönsten in Bagdad, beschenkte.

Bagdad, der Schauplatz der meisten Märchen der Scheherezade, die Hauptstadt von „Tausend und eine Nacht,“ diese Stadt, deren Name schon einen phantastischen Zauber ausübt, war lange Zeit der Aufenthaltsort unseres Loeve-Veimars, der von 1838—1848 als französischer Konsul dort residierte. Niemand hat dort mit größerer Klugheit und Würde die Ehre Frankreichs vertreten, und eben bei den Orientalen war seine natürliche Prunksucht am rechten Platze, und er imponierte ihnen durch Verschwendung und Pracht. Wenn er in seiner Litère oder in einem verschlossenen, reichgeschmückten Palankin durch die Straßen von Bagdad getragen ward, umgab ihn seine Dienerschaft in den abenteuerlichsten Kostümen, einige Dutzend Sklaven

1) A. Galland: „Milles et une nuits, contes arabes“ (Paris 1704—8. XII.)

aus allen Ländern und von allen Farben, Bewaffnete in den sonderbarsten Armaturen, Pauken- und Zinken- und Tamtam-Schläger, die, auf Kamelen oder reich karapakonierten Maultieren sitzend, einen ungeheuren Lärm machten, und dem Zuge voran ging ein langer Bursche, der in einem Kaftan von Goldbrokat stak, auf dem Haupte einen indischen Turban trug, der mit Perlenschnüren, Edelsteinen und Maraboutfedern geschmückt, und dieser hielt in der Hand einen langen, goldnen Stab, womit er das andringende Volk forttrieb, während er in arabischer Sprache schrie: „Platz für den allmächtigen, weisen und herrlichen Stellvertreter des großen Sultan Ludwig Philipp!“ Jener Anführer des Gefolges war aber kein anderer als unser Monsieur Gottlieb, der diesmal nicht mehr einen Deutschen, sondern einen Ägypter oder Äthiopen vorstellte, diesmal auch vorgab, keine einzige von allen europäischen Sprachen zu verstehen; und gewiß in den Straßen von Bagdad noch weit mehr Spektakel machte als in der friedlichen Rue des Prêtres zu Paris bei Gelegenheit jener Visite, worüber der alte Kamerad sich so mißlaunig in seinem Montagsfeuilleton vernehmen ließ.

In der That, durch seine äußere Erscheinung imponierte Loeve-Veimars minder den Orientalen, die vielmehr eine große Amtswürde gern durch eine große Korpulenz und sogar Obesität repräsentiert sehen. Diese Vorzüge mangelten aber dem französischen Konsul, der von sehr schmächtiger und eben nicht sehr großer Gestalt war, obgleich er auch durch seine Äußerlichkeit den Grand Seigneur nicht verleugnete. Ja, wie er, wenn er wirklich kein Baron war, doch es zu sein verdiente durch seinen Charakter, so trug auch seine leibliche Erscheinung alle Merkmale adliger Art und Weise. Auch in seinem Äußern war etwas Edelmännisches: eine feine, aalglatte, zierliche Gestatl, vornehme weiße Hände, deren diaphane Nägel mit besonderer Sorgfalt geglättet waren, ein zartes, fast weibisches Gesichtchen mit stechend blauen Augen, und Wangen, deren rosige Blüte mehr ein Produkt der Kunst als der Natur, und blondes Haar, das äußerst spärlich die Glatze bedeckte, aber durch alle möglichen Öle, Kämme und Bürsten sehr sorgfältig unterhalten wurde. Mit einer glücklichen Selbstzufriedenheit zeigte Loeve seinen Freunden zuweilen den Kasten, worin jene Kosmetika, die unzähligen Kämme und Bürsten von allen Dimensionen und die

dazu gehörigen Schwämme und Schwämmchen enthalten waren. Es war die Freude eines Kindes, das seine Spielsachen mustert — aber war das ein Grund, so bitterböse über ihn Zeter zu schreien? Er gab sich für keinen Cato aus, und unsere Catonen hatten kein Recht, von ihm jene Tugenden zu verlangen, mit welchen sie in ihren Journalen sich so republikanisch drapieren. Loeve-Veimars war kein Aristokrat, seine Gesinnung ist vielmehr demokratisch, aber seine Gefühlsweise war, wie gesagt, die eines Gentilhomme. . . . .
. . .

Eingangsworte

zur

Übersetzung eines lappländischen Gedichts.[1])

Lappland bildet die äußerste Spitze der russischen Besitzungen im Norden, und die vornehmen oder wohlhabenden Lappländer, welche an der Schwindsucht leiden, pflegen nach St. Petersburg zu reisen, um hier die Annehmlichkeiten eines südlichen Klimas zu genießen. Bei manchen dieser kranken Exulanten gesellen sich dann zu dem physischen Siechtum auch wohl die moralischen Krankheiten der europäischen Zivilisation, mit welcher sie in Kontakt kommen. Sie beschäftigen sich jetzt mit Politik und Religion. Die Lektüre der „Soirées de St. Petersbourg,“[2]) die sie für ein nützliches Handbuch hielten, für einen Guide dieser Hauptstadt, belehrte sie, daß der Stützpunkt der bürgerlichen Gesellschaft der Henker sei; doch die Reaktion bleibt nicht aus, und von der Bourreaukratie des de Maistre springen sie über zum herbsten Kommunismus, sie erklären alle Renntiere und Seehunde als Staatseigentum, sie lesen Hegel und werden Atheisten; doch bei zunehmender Rückgratschwindsucht lenken sie wieder gelinde ein und schlagen über in weinerlichen Pietismus, werden Mucker, wo nicht gar Anhänger der Sionsmutter. — Dem französischen Leser sind diese zwei Religionssekten vielleicht wenig bekannt; in Deutschland sind sie es leider desto mehr, in Deutschland, ihrer eigentlichen Heimat. Die Mucker herrschen vorzüglich in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie, wo die höchsten Beamten zu ihnen gehörten. Sie huldigen der

1) Aus dem Nachlaß. Auch diese Arbeit scheint aus dem Jahre 1855 zu stammen. Zu welchem Gedicht diese Eingangsworte geschrieben wurden, ist nicht bekannt.
2) „Soirées de St. Petersbourg“ (Petersburg 1840).

Lehre, daß es nicht hinreichend sei, sein Leben ohne Sünde zu verbringen, sondern daß man auch mit der Sünde gekämpft und ihr widerstanden haben müsse; der Sieger, und sei er auch mit Sündenwunden bedeckt, wäre gottgefälliger als der unverwundete Rekrut der Tugend, der nie in der Schlacht gewesen. Deshalb in ihren Zusammenkünften, oder auch in einem tête-à-tête von Personen beiderlei Geschlechter, suchen sie sich wechselseitig durch wollüstige Betastungen zur Sünde zu reizen, doch sie widerstehen allen Anfechtungen der Sünde. — Ist es nicht der Fall, je nun, so werden ein andermal die Angriffe, das ganze Manöver, wiederholt.

Die Sekte von der Sionsmutter hatte ihren Hauptsitz in einer westpreußischen Provinz, nämlich im Wupperthale des Großherzogtums Berg, und das Prinzip ihrer Lehre hat eine gewisse Hegelsche Färbung. Es beruht auf der Idee: nicht der einzelne Mensch, sondern die ganze Menschheit sei Gott; der Sohn Gottes, der erwartete Heiland unserer Zeit, der sogenannte Sion, könne daher nicht von einem einzelnen Menschen, sondern er könne nur von der ganzen Menschheit gezeugt werden, und seine Gebärerin, die Sionsmutter, müsse daher nicht von einem einzelnen Menschen, sondern von der Gesamtheit der Menschen, von der Menschheit, befruchtet werden. Diese Idee einer Befruchtung durch die Gesamtheit der Menschen suchte nun die Sionsmutter so nahe als möglich zu verwirklichen, sie substituierte ihr die Vielheit der Menschen und es entstand eine mystische Polyandrie, welcher die preußische Regierung durch Gendarmen ein Ende machte. Die Sionsmutter im Wupperthale war eine vierzigjährige, bläßliche und krankhafte Person. Sie verschwand vom Schauplatz, und ihre Mission ist gewiß auf eine andere übergegangen. — Wer weiß, die Sionsmutter lebt vielleicht hier unter uns zu Paris, und wir, die wir ihre heilige Aufgabe nicht kennen, verlästern sie und ihren Eifer für das Heil der Menschheit.

Unter die Krankheiten, denen die Lappländer ausgesetzt sind, welche nach Petersburg kommen, um die Milde eines südlichen Klimas zu genießen, gehört auch die Poesie. Einer solchen Kontagion verdanken wir das nachstehende Gedicht, dessen Verfasser ein junger Lappländer ist, der wegen Rückenmarkschwindsucht nach Petersburg emigrierte und dort vor geraumer Zeit

gestorben. Er hatte viel Talent, war befreundet mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt und beschäftigte sich viel mit deutscher Philosophie, die ihn bis an den Rand des Atheismus brachte. Durch die besondere Gnade des Himmels ward er aber noch zeitig aus dieser Seelengefahr gerettet, er kam noch vor seinem Tode zur Erkenntnis Gottes, was seine Unglaubensgenossen sehr skandalisierte: der ganze hohe Klerus des Atheismus schrie Anathem über den Renegaten der Gottlosigkeit. Unterdessen aber nahmen seine körperlichen Leiden zu, seine Finanzen nahmen ab, und die wenigen Renntiere, welche sein Vermögen ausmachten, waren bald bis zum letzten aufgegessen. Im Hospitale, dem letzten Asyl der Poeten, sprach er zu einem der zwei Freunde, die ihm treu geblieben: „Leb' wohl! Ich verlasse diese Erde, wo das Geld und die Intrigue zur Alleinherrschaft gelangt. — Nur eins that mir weh: ich sah, daß man durch Geld und Intrigue auch den Ruhm eines Genies erlangen, als solches gefeiert werden kann, nicht bloß von einer kleinen Anzahl Unmündiger, sondern von den Begabtesten, von der ganzen Zeitgenossenschaft und bis zum äußersten Winkel der Welt.“ In diesem Augenblicke klang unter den Fenstern des Hospitals ein Leierkasten, dudelnd: „Das Gold ist nur Chimäre,“ die berühmte Melodie von Meyerbeer. — Der Kranke lächelte, verhüllte das Haupt und starb.

Eine Denkschrift.[1]

(1854.)

Der alte Baron Cotta mit seiner edlen Treue und glücklichen Beharrlichkeit war würdig, der Freund Schillers und Goethes zu sein, und er teilte mit diesen beiden ihren Kosmopolitismus, der ihn wahrlich nicht hinderte, zugleich ein großer Patriot zu sein, indem er es nicht bei einer müßigen Anerkennung der Verdienste der Nachbarvölker bewenden ließ, sondern auch für die Interessen der eigenen Landsleute rastlos thätig war. Durch seine kolossalen Geldmittel, durch seine Bekanntschaft mit den besten deutschen Schriftstellern, hauptsächlich durch diplomatische Verhältnisse, die ihn mit den bedeutendsten Staatsmännern in allen Weltgegenden in Verbindung setzten, ward es ihm möglich, die „Allgemeine Zeitung“ zum höchsten Flor zu bringen. Auch war sie sein Stolz und seine Freude, der Gelderwerb ward Nebensache. Die „Allgemeine Zeitung“ war er selbst, und wer den alten Cotta liebte, mußte am Ende auch das Blatt lieben, das eine Inkarnation des alten Herrn war und in welchem er nach seinem leiblichen Hinscheiden geistig fortlebte.

Diesem Zauber gehorchte auch das Gemüt des Schreibers dieser Blätter, der seine Freundschaft für den alten Baron auch auf sein Lieblingswerk übertrug, und dieses Gefühl trug viel dazu bei, daß ich so lange Zeit bei der „Allgemeinen Zeitung“ aushielt. Durch diese blieb ich zugleich in Verbindung mit dem

---

1) Aus dem Nachlaß. Die A. A. Z. hatte Heines „Geständnisse,“ die vorher französisch in der „Revue des deux mondes“ erschienen waren, ohne seine Erlaubnis, ja obwohl Heine sogar das Erscheinen einer deutschen Version bereits angekündigt hatte, ins Deutsche übersetzt. Vgl. darüber seinen Brief an den Fürsten Pückler-Muskau vom 17. Oktober 1854.

Vaterland selbst und mit den lieben Freunden und Gesinnungs-genossen, die ebenfalls an der „Allgemeinen Zeitung“ arbeiteten, und wovon mehrere sogar in Augsburg lebten — in der That, im Exil gewährt selbst eine solche gedruckte Korrespondenz ein wehmütiges Labsal, und es war mir, als korrespondierte ich nach Hause, an die Familie. Die Freunde sind seitdem dahingestorben und das Journal nahm allmählich eine Farbe an, die mir nicht gefällt, obgleich der jetzige Baron Cotta, Eigentümer des Journals, den Traditionen seines Vaters eben nicht untreu geworden zu sein scheint. Ich weiß nicht, welche Einflüsse seiner besseren Einsicht entgegenwirken. Bei seiner Oberlenkung des Journals verfügt er nicht bloß über große pekuniäre, sondern auch über große intellektuelle Mittel, obgleich er sie aus Bescheidenheit nicht zur Schau stellt. In dem jüngsten Briefe, womit er mich beehrte, fand ich die rührenden Worte: „Ich erbte nicht den Geist meines Vaters, aber ich glaube, sein Herz habe ich geerbt.“ Um solches zu sagen, muß man wirklich Geist besitzen.

Ein sonderbares Ereignis drängte mich heute bei Besprechung der „Allgemeinen Zeitung“ auch zu erwähnen, wie sehr ich den edlen Charakter des Herrn von Cotta hochschätze, der mir bis zur jüngsten Zeit bewiesen hat, daß er auch einiges von der Sympathie geerbt hat, womit mich sein seliger Vater beehrte. Öffentliche Blätter verbreiteten nämlich die Nachricht, als sei ich sowohl ob einer persönlichen Verunglimpfung als auch ob Verletzung meiner Geldinteressen im Begriff, die „Allgemeine Zeitung“ mit einer gerichtlichen Klage zu behelligen. Es ist, wie sich von selbst versteht, kein wahres Wort daran. Dieses falsche Gerücht verdankt aber seine Entstehung einem Ereignisse, welches leider nicht erfunden ist. Nämlich in derselben „Augsburger Allgemeinen Zeitung,“ woran ich seit fünfundzwanzig Jahren Mitarbeiter war und die mich mit so liebreichem Eifer gegen Lüge und Schmähsucht verteidigt, ja in dieser „Allgemeinen Zeitung“ ward eine Büberei gegen mich verübt, die unerhört in den Annalen der Schriftwelt: unter dem Vorwand, einen Artikel von mir in der Revue des Deux Mondes so schnell als möglich dem deutschen Vaterlande mitzuteilen, ward dieser Artikel „Les aveux d'un poète“, der zu gleicher Zeit bei meinem Buchhändler Campe in Hamburg deutsch erschien, dennoch aus der französischen Version in das miserabelste und zugleich perfideste

Deutsch übersetzt und mit den rohesten und gemeinsten Zuthaten begleitet.

Da diese Schmähungen nur bekannte Themata enthielten, welche die sogenannte nationale Partei, oder vielmehr die mauvaise queue der alten Teutomanen und Gallophoben bereits seit Jahren in allen Tonarten gegen mich gegeifert, so berührten sie mich sehr wenig. Ich kenne sie bis jetzt auch nur durch Berichterstattung — und ich weiß, daß sie alles Maß überschimpften und nur Ekel hervorgebracht haben. Nur der Umstand, daß die „Allgemeine Zeitung" sich zu einer solchen Publikation hergab, setzte mich in ein betrübsames Erstaunen.

Als ich dem Fürsten Pückler-Muskau meine Widmungsepistel zur „Lutetia" sandte und einen Brief desselben beantwortete, worin er mit Entrüstung sein Befremden über „das Pasquill" der „Allgemeinen Zeitung" aussprach, gestand ich dem Fürsten, daß ich das Verfahren der Redaktion nicht begreifen könne, um so mehr, da meine Seele den Dr. Kolb auch von der entferntesten Mitwissenschaft freisprechen muß. Um mir aus der besten Quelle eine authentische Auskunft zu verschaffen, schrieb der Fürst einen Brief an den Baron Cotta nach Stuttgart, worin er den erwähnten Schmähartikel und seinen Verfasser und dessen Gemeinheit in seiner superioren witzigen Weise stigmatisiert und mit den Worten schließt: „Ich denke, Euer Hochwohlgeboren müssen, sich wie ich unwillkürlich der Fabel des kranken Löwen erinnernd, erstaunt gewesen sein, daß jener ihm den letzten Streich versetzende Esel, statt aus einem Augiasstalle, Ihnen unbewußt aus Ihrem eigenen Palast entsprungen sei."

In seiner Antwort, datiert vom 28. Dezember vorigen Jahres, bekundete der Baron Cotta, daß er in der That auch das Herz seines Vaters geerbt hat, und unumwunden desavouierte er den Mißbrauch, den ein Interim-Redakteur von seiner kurzen Macht ausgeübt.

Ich habe jener Differenz mit der „Allgemeinen Zeitung" erwähnen müssen, damit man wisse, wie wenig einige harten Äußerungen über dieselbe in der „Lutetia" eine wirkliche Animosität zu Grunde haben. Das bedauerliche Ereignis hatte mich freilich im ersten Augenblicke verstimmt, aber ich genese leicht von solcher Mißempfindung. Ich lachte zuletzt über mich selbst.

Eine Stelle aus einer verschollenen englischen Komödie von

Farquhar [1]) schoß mir selbstverhöhnend durch den Sinn. Die Szene spielt in einem ziemlich unanständigen Etablissement, und ein alter irländischer Major beklagt sich hier, daß man ihm, der seit einem Vierteljahrhundert Stammgast und Zierde des Hauses gewesen, am Ende ein sehr zweideutiges Geschirr an den Kopf geschmissen habe! Die Wirtin sucht ihn zu beruhigen und sagt ihm, daß die Metze, die sich eines solchen Mangels an Anstand schuldig gemacht, schmählich fortgejagt werden solle, und ein hoher Geist, wie er, nicht von einer so niedrigen Person beleidigt werden könnte. Der Major brümmelt jedoch, das sei alles sehr wahr, aber seine Perücke sei von dem unreinlichen Ereignisse acht Tage lang sehr übelriechend gewesen.

1) George Farquhar (1678—1707), englischer Bühnendichter.

Offenes Sendschreiben

an

Jakob Venedey.[1])

Wahrhaftig, als Bileam, der Sohn Boers, sah, daß sein Esel den Mund aufthat und sprach, war er gewiß nicht so bestürzt, wie ich es gewesen bin, als ich sah, wie mein guter Venedey so ganz aus der Haut gefahren, daß er plötzlich zum Dichter geworden und Verse machte! Und welche!

> Entsetzlich ist's, den Leu zu wecken,
> Verderblich ist des Tigers Zahn,
> Jedoch das Schrecklichste der Schrecken
> Das ist der Esel in seinem Wahn,

wenn er ruft: auch ich bin ein Poet, und sein versifiziertes I-a ausstößt.

Nein, Liebster, diese Poesie ist nicht auszuhalten; selbst ein minder zivilisierter Magen würde seekrank davon werden; selbst ein plattnasiger Russe würde den Geruch dieses gereimten Spülichts nicht aushalten können, und man sollte diese Gedichte an Mentschikof nach Sebastopol schicken — er würde sich gewiß gleich übergeben! Ihre wiederkäuende Prosa ist noch Ambrosia gegen diese vierfüßige Poesie.

Jeder Vers ein Esel! Goethe würde sich im Grab herumdrehen, wenn er diese Töne hörte. Jakob Grimm könnte der Schlag rühren, sähe er, wie Ihre Verse unsere schöne deutsche

1) Aus dem Nachlaß. Jakob Venedey hatte gegen Heine wegen des Gedichtes „Kobes der Erste" (Bd. II. S. 483) einen scharfen Angriff in der „Kölnischen Zeitung" gerichtet. Vgl. auch den Brief Heines an A. Dumas vom 8. Februar 1855.

Muttersprache versäuen. Die arme deutsche Muse — mit schamroten Wangen und händeringend ruft sie: O Jakob Venedey, du hast mir wehe gethan, ja sehr wehe gethan, denn meine reine weiße Tunika hast du besudelt mit dem kölnischen Wasser deiner Poesie, die wahrlich nicht so wohlriechend ist wie das Wasser deines Landsmanns Maria Farina!

Ach, liebster Venedey, Sie sind ein weit größerer Sünder als ich, der ich nur in knabenhaftem Übermute die Röcke alter Weiber, und, ich gestehe es, auch Ihren neuen Mantel ein bißchen anfeuchtete, während Sie meine hohe Göttin, die deutsche Muse, unsere schöne deutsche Sprache, die Seele des Vaterlandes besudelt haben. Und unsere Sprache ist das beste, was wir Deutsche besitzen, sie ist das Vaterland selbst, und dieses haben Sie stinkig gemacht. O! was haben Sie gethan, Sie, der Sie vorgeben, ein Patriot zu sein.

Verzeihen Sie mir, ich fühle, wie mich der Patriotismus überwältigt, wie ich alle angelernte welsche Höflichkeit abstreifend, echt deutsch sackgrob werden und ausrufen könnte: Unflätiger Knecht, die Natur hat dich dazu bestimmt, ein Abtrittsfeger zu sein, und kein deutscher Dichter! Betaste mir nicht mit deinen schmierigen Daktylen die deutsche Muse, und besudle nicht ihre weiße Robe, die ich ihr geschenkt!

Entschuldigen Sie diesen Ausdruck der Roheit — auch ich bin ein Deutscher.

Gedanken und Einfälle.[1]

I. Persönliches.

Um meine Wiege spielten die letzten Mondlichter des achtzehnten und das erste Morgenrot des neunzehnten Jahrhunderts.

*

Die Mutter erzählt, sie habe während ihrer Schwangerschaft im fremden Garten einen Apfel hängen sehen, ihn aber nicht abbrechen wollen, damit ihr Kind kein Dieb werde. Mein Leben hindurch behielt ich ein geheimes Gelüste nach schönen Äpfeln, aber verbunden mit Respekt vor fremdem Eigentum und Abscheu vor Diebstahl.

*

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Thür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt — Ja, man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt worden.

*

Ich bin nicht vindikativ — ich möchte gern meine Feinde lieben; aber ich kann sie nicht lieben, ehe ich mich an ihnen

1) Aus dem Nachlaß.

gerächt habe — dann erst öffnet sich ihnen mein Herz. Solange man sich nicht gerächt, bleibt immer eine Bitterkeit im Herzen zurück.

*

Daß ich Christ ward, ist die Schuld jener Sachsen, die bei Leipzig plötzlich umsattelten, oder Napoleons, der doch nicht nötig hatte, nach Rußland zu gehen, oder seines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht gesagt hat, daß es zu Moskau im Winter sehr kalt ist.

*

Wenn Montalembert Minister wird und mich von Paris fortjagen wollte, würde ich katholisch werden — Paris vaut bien une messe!

*

Ich ließ mich nicht naturalisieren, aus Furcht, daß ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie man für eine Mätresse kühler wird, sobald man bei der Mairie ihr legal angetraut worden.[1]) Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe fortleben.

*

Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt.

*

Gott wird mir die Thorheiten verzeihen, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Thorheiten verzeihe, die sie gegen mich geschrieben, obgleich sie geistig so tief unter mir standen, wie ich unter dir stehe, o mein Gott!

II. Religion und Philosophie.

Die Erde ist der große Felsen, woran die Menschheit, der eigentliche Prometheus, gefesselt ist und vom Geier des Zweifels zerfleischt wird. Sie hat das Licht gestohlen und leidet nun Martern dafür.

*

1) Vgl. Bd. VI. S. 413.

Kunst und Philosophie, das Bild und der Begriff, wurden erst durch die Griechen voneinander getrennt. Die Verschmelzung derselben in der Religion ging beiden voran.

*

Der Gedanke der Persönlichkeit Gottes als Geist ist ebenso absurd wie der rohe Anthropomorphismus, denn die geistigen Attribute bedeuten nichts und sind lächerlich ohne die körperlichen.

*

Der Gott der besten Spiritualisten ist eine Art von luftleerem Raume im Reiche des Gedankens, angestrahlt von der Liebe, die wieder ein Abglanz der Sinnlichkeit.

*

Der Engel, der Karikaturen malt, ist ein Bild des Pantheisten, der seinen Gott in der Brust trägt.

*

Notwendigkeit des Deismus.

ER und Ludwig Philipp, beide sind notwendig — ER ist der Ludwig Philipp des Himmels.

*

Der Gedanke ist die unsichtbare Natur, die Natur der sichtbare Gedanke.

*

Im Altertum gab es keinen Gespensterglauben. Die Leiche wurde verbrannt, der Mensch entschwand als Rauch in die Höhe, er ging auf in dem reinsten, geistigsten Element, im Feuer. Bei den Christen wird der Leib (aus Hohn oder Verachtung?) der Erde zurückgegeben — er ist wie das Korn, und sproßt wieder hervor als Gespenst (ein körperlicher Leib wird gesäet, ein geistiger entsproßt) — er behält die Schauer der Verwesung.

*

Gott hat nichts manifestiert, was auf eine Fortdauer nach dem Tode hinwiese; auch Moses redet nicht davon. Es ist Gott vielleicht gar nicht recht, daß die Frommen die Fortdauer so fest annehmen. — In seiner väterlichen Güte will er uns vielleicht damit eine Surprise machen.

*

Bei keinem Volke ist der Glaube an Unsterblichkeit stärker gewesen, wie bei den Kelten; man konnte Geld bei ihnen geliehen bekommen, um es in der andern Welt wiederzugeben. Fromme christliche Wucherer sollten sich daran spiegeln!

*

Irdisches gewährte und verhieß das Heidentum, und darum pflegten die Glücklichen, welchen die Erfüllung ihrer Wünsche und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunst derselben zeugte, frömmere Götterdiener als die Unglücklichen zu sein. Vgl. Aristoteles' Rhetoric., Lic. II., cap. 17, p. 240. Tom. IV, ed. Bipont.

*

Der verzweiflungsvolle Zustand der Menschheit zur Zeit der Cäsaren erklärt den Succeß des Christentums. Der Selbstmord der stolzen Römer, welche auf einmal die Welt aufgaben, war so häufig in jener Zeit. Wer den Mut nicht hatte, auf einmal von der Welt Abschied zu nehmen, ergriff den langsamen Selbstmord der Entsagungsreligion. (Christi Passion war ja ebenfalls eine Art Selbstmord.) Sklaven und unglückliches Volk waren die ersten Christen; durch ihre Menge und den neuen Fanatismus wurden sie eine Macht, die Konstantin begriff, und der römische Weltherrschaftsgeist bemächtigte sich bald derselben, und disziplinierte sie durch Dogma und Kultus.

*

Bei der Polemik zwischen Christen und heidnischen Philosophen vertauschen die Gegner oft im Kampfgetümmel die Waffen: hier sehen wir einen christlichen Vorsehungshelm auf dem Haupte des Griechen, dort ein griechisches Götterschwert in der Hand des Christen. Ketzereien entspringen, Glaubenshelden verfallen in Irrtum und Zweifel.

*

Die Apologeten des Christentums mußten in ihrem Kampfe gegen das Heidentum um so eher sich auf das Feld der Philosophen hinaus wagen, da die Philosophie damals (von Marc Aurel bis Julian) auf dem Throne saß — durch Polemik arbeitet sich das Dogma aus.

*

Unterschied des Heidentums (der Inder, Perser) vom Judentum: Sie haben alle ein unendliches, ewiges Urwesen, aber dieses ist bei jenen in der Welt, mit welcher es identisch, und es entfaltet sich mit dieser aus dem Gesetze der Notwendigkeit — der Gott der Juden ist außer der Welt und erschafft sie durch einen Akt des freien Willens.

*

Judentum — Aristokratie: Ein Gott hat die Welt erschaffen und regiert sie; alle Menschen sind seine Kinder, aber die Juden sind seine Lieblinge und ihr Land ist sein auserwähltes Dominium. Er ist ein Monarch, die Juden sind der Adel, und Palästina ist das Exarchat Gottes.

Christentum — Demokratie: ein Gott, der alles erschaffen und regiert, aber alle Menschen gleich liebt und alle Reiche gleich beschützt. Er ist kein Nationalgott mehr, sondern ein universeller.

*

Das Christentum tritt auf zur Tröstung: die, welche in diesem Leben viel Glück genossen, werden im künftigen davon eine Indigestion haben — die, welche zu wenig gegessen, werden nachträglich das beste Gastmahl aufgetischt finden; die irdischen Prügelflecken werden von den Engeln gestreichelt werden.

*

Die, welche den Kelch der Freuden hienieden getrunken, bekommen dort oben den Katzenjammer.

*

Im Christentume kommt der Mensch zum Selbstbewußtsein des Geistes durch den Schmerz — Krankheit vergeistigt selbst die Tiere.

*

Das Christentum wußte die blaue Luft der Provence zu entheitern und erfüllte sie mit seinem Glockengeläute.

*

Beim Anblick eines Domes.

Sechshundert Jahr wurde dran gebaut, und du genießest in einem Augenblick die Ruhe nach einer sechshundertjährigen

Arbeit. Wie Meereswellen sind die Generationen daran vorbei gewogt, und noch kein Stein ist bewegt worden. Das Mausoleum des Katholizismus, das er sich noch bei Lebzeiten bauen lassen, ist die steinerne Hülle eines erloschenen Gefühls — (ironisch droben die Uhr). — Drinnen in diesem Steinhause blühte einst ein lebendiges Wort, drinnen ist es tot und lebt nur noch in der äußeren Steinrinde. (Hohler Baum.)

*

In der Kirche.

Wehmütiger Orgelton, die letzten Sterbeseufzer des Christentums.

*

Verehrung für Rom.

Wie mancher ging aus, die Kirche zu schmähen, zu befeinden, und änderte plötzlich seinen Sinn und kniete nieder und betete an. Es ging manchem wie Bileam, dem Sohne Boers, der Israel zu fluchen auszog und gegen seine Absicht es segnete. Warum? Und doch hatte er nur die Stimme seines Esels gehört.

*

Die Thoren meinen, um das Kapitol zu erobern, müsse man zuerst die Gänse angreifen.

*

Die katholischen Schriftsteller haben gute Kriegswerkzeuge, wissen sie aber nicht zu gebrauchen. Wie die Chinesen haben sie gute Kanonen, auch Pulver und Kugeln, aber schießen ist eine andere Sache. Sie sind Kinder mit großen Säbeln, die sie nicht aufheben können; mit Helmen, die ihnen den Kopf eindrücken. Und gar die Kanonen wissen sie erst recht nicht zu handhaben.

*

Die römische Kirche mißtraut ihren modernen Seïden — sie fürchtet, daß so ein Eiferer, statt den Pantoffel zu küssen, ihr in den Fuß beiße mit rasender Inbrunst.

*

Die römische Kirche stirbt an jener Krankheit, wovon niemand genest: Erschöpfung durch die Macht der Zeit. Weise, wie sie ist, lehnt sie alle Ärzte ab: sie hat in ihrer langen Praxis so

manchen Greis schneller als nötig sterben sehen, weil ein energischer Arzt ihn kurieren wollte. Doch wird ihre Agonie noch lange dauern. Sie wird uns alle überleben, den Schreiber dieses Artikels, den Drucker, der ihn setzt, selbst den kleinen Lehrjungen, der die Druckbogen abholt.

*

Die Juden waren die einzigen, die bei der Christlichwerdung Europas sich ihre Glaubensfreiheit behaupteten.

*

Judäa, dieses protestantische Ägypten.

*

Die Germanen ergriffen das Christentum aus Wahlverwandtschaft mit dem jüdischen Moralprinzip, überhaupt dem Judaismus. Die Juden waren die Deutschen des Orients, und jetzt sind die Protestanten in den germanischen Ländern (in Schottland, Amerika, Deutschland, Holland) nichts anderes als altorientalische Juden.

*

Der Judenhaß beginnt erst mit der romantischen Schule, mit der Freude am Mittelalter, Katholizismus, Adel, gesteigert durch die Teutomanen (Rühs).[1])

*

Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!

*

Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch, und schriebe man über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht — das ist das Allertragischste.

*

Es ist charakteristisch für den Hamburger Judenkrawall (im September 1830), daß die Revolutionäre erst ihr Tagesgeschäft vollendeten und eine Abendrevolution machten.

---

1) Fr. Rühs, der Autor der Schrift: „Über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht" (Berlin 1818).

Ich war bei Van Aken während des Tumults: Der Löwe war am ruhigsten, vornehm indigniert, die Affen freuten sich, die Schlangen wanden sich, die Hyäne war unruhig gierig, der Eisbär streckte sich bequem hin und wartete, das Chamäleon veränderte jeden Augenblick die Farbe, rot, blau, weiß, endlich sogar dreifarbig — die Tiere sahen menschlich vernünftig aus, im Gegensatz zu den Menschen, die tierisch wild rasten.

Ein Jude sagte zum andern: „Ich war zu schwach." Dies Wort empfiehlt sich als Motto zu einer Geschichte des Judentums.

Eine Phryne, welche am Dammthor stand, sagte: „Wenn heute die Juden beleidigt werden, so geht's bald gegen den Senat, und endlich gegen uns." Kassandra der Drehbahn, wie bald gingen deine Worte in Erfüllung!

*

Seid ganz tolerant oder gar nicht, geht den guten Weg oder den bösen; um am Scheidewege zagend stehen zu bleiben, dazu seid ihr zu schwach — dies vermochte kein Herkules, und er mußte sich für einen der Wege bald entscheiden.

*

Der Taufzettel ist das Entreebillet zur europäischen Kultur.

*

Niemals von jüdischen Verhältnissen sprechen! Der Spanier, welcher sich im Traume mit der Mutter Gottes allnächtlich unterhält, berührt nie ihr Verhältnis zu Gott-Vater aus Delikatesse: die unmakulierteste Empfängnis sei doch immer eine Empfängnis.

*

Ich liebe sie (die Juden) persönlich.

*

B. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich dessen eher rühmen, als schämen.

A. Ach, das thät' ich auch, wenn unser Heiland der einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen — aber es ist demselben soviel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daß diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich ward.

*

Die Juden, wenn sie gut, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer als die Christen.

*

Für das Porzellan, daß die Juden einst in Sachsen kaufen mußten, bekommen die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Wert bezahlt. — Am Ende wird Israel für seine Opfer entschädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe.

*

Die Juden — dieses Volksgespenst, das bei seinem Schatze, der Bibel, unabweisbar wachte! Vergebens war der Exorzismus — Deutsche hoben ihn.

*

Ist die Mission der Juden geendigt? Ich glaube: wenn der weltliche Heiland kommt: Industrie, Arbeit, Freude. Der weltliche Heiland kommt auf einer Eisenbahn, Michel bahnt ihm den Weg, Rosen werden gestreut auf seinen Pfaden.

*

Wie viel hat Gott schon gethan, um das Weltübel zu heilen! Zu Mosis Zeit that er Wunder über Wunder, später in der Gestalt Christi ließ er sich sogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Gestalt Enfantins that er das Ungeheuerste, um die Welt zu retten: er machte sich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfaßt ihn vielleicht der Wahnsinn der Verzweiflung, und er zerschellt sein Haupt an der Welt, und er und die Welt zertrümmern.

*

Das Heidentum endigt, sobald die Götter von den Philosophen als Mythen rehabilitiert werden. Das Christentum ist auf demselben Punkt gelangt, Strauß ist der Porphyrius [1]) unserer Zeit.

*

Es sind in Deutschland die Theologen, die dem lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais trahi que par les siens.

*

In Deutschland wird das Christentum gleichzeitig in der Theorie gestürzt und in den Thatsachen: Ausbildung der Industrie und des Wohlstandes.

*

1) Der neuplatonische Philosoph Porphyrius (233—305) schrieb fünfzehn Bücher gegen das Christentum.

Die Philosophen zerstörten in ihrem Kampfe gegen die Religion die heidnische, aber eine neue, die christliche, stieg hervor. Auch diese ist bald abgefertigt, doch es kommt gewiß eine neue, und die Philosophen werden wieder neue Arbeit bekommen, jedoch wieder vergeblich: die Welt ist ein großer Viehstall, der nicht so leicht wie der des Augias gereinigt werden kann, weil, während gefegt wird, die Ochsen drin bleiben und immer neuen Mist anhäufen.

*

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am besten durch die Religion geleitet, wie in stockfinstrer Nacht ein Blinder unser bester Wegweiser ist; er kennt Wege und Stege besser, als ein Sehender. — Es ist aber thöricht, sobald es Tag ist, noch immer die alten Blinden als Wegweiser zu gebrauchen.

*

Wie die Männer der Wissenschaft während der mittelalterlich christlichen Periode aus der Bibel heraus die wissenschaftlichen Wahrheiten zu entdecken suchten, so suchen jetzt die Männer der Religion die theologischen Wahrheiten in der Wissenschaft zu entdecken, in der Geschichte, in der Philosophie, in der Physik: die Dreieinigkeit in der indischen Mythologie, die Inkarnationslehre in der Logik, die Sündflut in der Geologie u. s. w.

*

Bei den früheren Religionen wurde der Geist der Zeit durch einzelne ausgesprochen und durch Mirakel bestätigt. Bei den jetzigen Religionen wird der Geist der Zeit durch viele ausgesprochen und bestätigt durch die Vernunft. Jetzt giebt es keine Mirakel mehr, nachdem die Physik ausgebildet worden; Oken sieht dem lieben Gott auf die Finger, und dieser will nicht mit Bosko rivalisieren.

*

Jede Religion gewährt auf ihre Art Trost im Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: „Wir sind in der Gefangenschaft, Jehovah zürnt uns, aber er schickt einen Retter.“ Bei den Mohammedanern Fatalismus: „Keiner entgeht seinem Schicksal, es steht oben geschrieben auf Steintafeln, tragen wir das Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!“ Bei den Christen

spiritualistische Verachtung des Angenehmen und der Freude, schmerzsüchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Versuchung des Bösen, dort oben Belohnung. — Was bietet der neue Glauben?

*

Die Herrlichkeit der Welt ist immer adäquat der Herrlichkeit des Geistes, der sie betrachtet. Der Gute findet hier sein Paradies, der Schlechte genießt schon hier seine Hölle.

*

Unsere Moralbegriffe schweben keineswegs in der Luft: die Veredelung des Menschen, Recht und Unsterblichkeit haben Realität in der Natur. Was wir Heiliges denken, hat Realität, ist kein Hirngespinnst.

*

Heilige wie der Stylit [1]) sind jetzt unmöglich, da die Philanthropie sie gleich in einer Irrenanstalt unterbringen würde.

*

Giebt's in der Geschichte auch Tag und Nacht wie in der Natur? — Mit dem dritten Jahrhundert des Christentums beginnt die Dämmerung, wehmütiges Abendrot der Neoplatoniker, das Mittelalter war dicke Nacht, jetzt steigt das Morgenlicht herauf — ich grüße dich, Phöbus Apollo! Welche Träume in jener Nacht, welche Gespenster, welche Nachtwandler, welcher Straßenlärm, Mord und Totschlag — ich werde davon erzählen.

*

Ich sehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein rosenfarbiger, und hindurch schimmern goldene Säulen und Geschmeide und klingt es süß.

---

1) Simeon, der Stylit (390), verbrachte dreißig Jahre seines Lebens auf einer achtzig Fuß hohen Säule in der Nähe von Antiochien predigend und lehrend.

III. Kunst und Litteratur.

Ein Buch will seine Zeit, wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebene Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurteil gegen den Verfasser; eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt.

*

Dem Dichter wird während des Dichtens zu Mute, als habe er, nach der Seelenwanderungslehre der Pythagoräer, in den verschiedensten Gestalten ein Vorleben geführt — seine Intuition ist wie Erinnerung.

*

Eine Philosophie der Geschichte war im Altertum unmöglich. Erst die Jetztzeit hat Materialien dazu: Herder, Bossuet ꝛc.[1]) — Ich glaube, die Philosophen müssen noch tausend Jahr warten, ehe sie den Organismus der Geschichte nachweisen können; bis dahin glaube ich, nur folgendes ist anzunehmen. Für Hauptsache halte ich: die menschliche Natur und die Verhältnisse (Boden, Klima, überlieferte Gesetzgebung, Krieg, unvorhergesehene und unberechenbare Bedürfnisse), beide in ihrem Konflikt oder in ihrer Allianz geben den Fond der Geschichte, sie finden aber immer ihre Signatur im Geiste, und die Idee, von welcher sie sich repräsentieren lassen, wirkt wieder als drittes auf sie ein; das ist hauptsächlich in unseren Tagen der Fall, auch im Mittelalter. Shakespeare zeigt uns in der Geschichte nur die Wechselwirkung von der menschlichen Natur und den äußern Verhältnissen — die Idee, das dritte, tritt nie auf in seinen Tragödien; daher eine viel klarere Gestaltung und etwas Ewiges, Unwandelbares in seinen Entwickelungen, da das Menschliche immer dasselbe bleibt zu allen Zeiten. Das ist auch der Fall bei Homer. Beider Dichter Werke sind unvergänglich. Ich glaube nicht, daß sie so gut ausgefallen wären, wenn sie eine Zeit darzustellen gehabt hätten, wo eine Idee sich geltend machte, z. B. im Beginne des aufkommenden Christentums, zur Zeit der Revolution.

*

Bei den Griechen herrschte Identität des Lebens und der Poesie. Sie hatten daher keine so großen Dichter wie wir, wo

---

1) Herder: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (Riga 1784—91. IV.); Bossuet: „Discours sur l'histoire universelle" (Paris 1681).

das Leben oft den Gegensatz der Poesie bildet. Shakespeares große Zehe enthält mehr Poesie, als alle griechischen Poeten, mit Ausnahme des Aristophanes. Die Griechen waren große Künstler, nicht Dichter; sie hatten mehr Kunstsinn als Poesie. In der Plastik leisteten sie so Bedeutendes, eben weil sie hier nur die Wirklichkeit zu kopieren brauchten, welche Poesie war und ihnen die besten Modelle bot.

*

Wie die Griechen das Leben blühend und heiter darstellten und zur Aussicht gaben die trübe Schattenwelt des Todes, so hingegen ist nach christlichen Begriffen das jetzige Leben trüb und schattenhaft, und erst nach dem Tod kommt das heitre Blütenleben. Das mag Trost im Unglück geben, aber taugt nicht für den plastischen Dichter. Darum ist die Ilias so heiter jauchzend, das Leben wird um so heiterer erfaßt, je näher unsre Abfahrt zur zweiten Schattenwelt, z. B. von Achilles.

*

Die Griechen gaben dem Christentum die Kunst: — Kunst des Wortes (Dogmatik und Mythologie) und Kunst der Sinne (Malerei und Baukunst). Die gotische ist nichts als kranke Kunst. Als ich im Dom von Toulouse (St. Sernin) doppelt sah, sah ich das Zentrum gebrochen in der Mitte, und begriff die Entstehung des gotischen Spitzbogens aus dem römischen Kreisbogen.

*

Kunstwerk.

Das sichtbare Werk spricht harmonisch den unsichtbaren Gedanken aus; daher ist auch Lebekunst die Harmonie des Handelns und unsrer Gesinnung.

Schön ist das Kunstwerk, wenn das Göttliche sich dem Menschlichen freundlich zuneigt — Diana küßt Endymion; erhaben, wenn das Menschliche sich zum Göttlichen gewaltsam emporhebt — Prometheus trotzt dem Jupiter, Agamemnon opfert sein Kind. Die Christusmythe ist schön und erhaben zugleich.

*

In der Kunst ist die Form alles, der Stoff gilt nichts. Staub[1]) berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, den-

1) Ein bekannter Pariser Modeschneider.

selben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er lasse sich nur die Form bezahlen und den Stoff schenke er.

*

In Bezug auf die Frage von den eingeborenen Ideen möchte folgende Lösung richtig sein: Es giebt Menschen, denen alles von außen kommt, die sogenannten Talente, wie Lessing, erinnernd an Affen, wo die äußere Nachahmung waltet — nichts ist in ihrem Geiste, was sie nicht durch die Sinne aufgenommen. Es giebt aber auch Menschen, denen alles aus der Seele kommt, Genien, wie Raffael, Mozart, Shakespeare, denen das Gebären aber schwerer wird, wie dem sogenannten Talente. Bei jenen ein Machen ohne Leben, ohne Innerlichkeit, Mechanismus — bei diesen ein organisches Entstehen.

*

Das Genie trägt im Geiste ein Abbild der Natur, und durch diese erinnert gebiert es dies Abbild; das Talent bildet die Natur nach und schafft analytisch, was das Genie synthetisch schafft. Es giebt aber auch Charaktere, welche zwischen beiden schweben.

*

Die Daguerreotypie ist ein Zeugnis gegen die irrige Ansicht, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur sei — die Natur hat selbst den Beweis geliefert, wie wenig sie von der Kunst versteht, wie kläglich es ausfällt, wenn sie sich mit Kunst abgiebt.

*

Philarète Chasles ordnet als Litteraturhistoriker die Schriftsteller nicht nach Äußerlichkeiten (Nationalität), Zeitalter, Gattung der Werke [Epos, Drama, Lyrik], sondern nach dem inneren geistigen Prinzip, nach Wahlverwandtschaft. So will Paracelsus die Blumen nach dem Geruch klassifizieren — wie viel sinnreicher, als Linné nach Staubfäden! Wäre es gar so sonderbar, wenn man auch die Litteraten nach ihrem Geruch klassifizierte? Die, welche nach Tabak, die, welche nach Zwiebeln riechen u. s. w.

*

Die Sage von dem Bildhauer, dem die Augen ausgestochen wurden, damit er nicht eine ähnliche Statue anfertige, beruht

auf demselben Grunde wie die Sitte, nach welcher das Glas, woraus eine hohe Gesundheit getrunken wurde, zerbrochen wird.

*

Ein Skulptor, der zugleich Napoleon und Wellington meißelt, kommt mir vor wie ein Priester, der um zehn Uhr Messe lesen und um zwölf Uhr in der Synagoge singen will — Warum nicht? Er kann es; aber wo es geschieht, wird man bald weder die Messe noch die Synagoge besuchen.

Den Dichtern wird es noch schwerer, zwei Sprachen zu reden — ach! die meisten können kaum eine Sprache reden.

*

Man preist den dramatischen Dichter, der es versteht, Thränen zu entlocken. — Dies Talent hat auch die kümmerlichste Zwiebel, mit dieser teilt er seinen Ruhm.

*

Das Theater ist nicht günstig für Poeten.

*

Eine neue Periode ist in der Kunst angebrochen: Man entdeckt in der Natur dieselben Gesetze, die auch in unserem Menschengeiste walten, man vermenschlicht sie, (Novalis), man entdeckt in dem Menschengeiste die Gesetze der Natur, Magnetismus, Elektrizität, anziehende und abstoßende Pole (Heinrich von Kleist). Goethe zeigt das Wechselverhältnis zwischen Natur und Mensch; Schiller ist ganz Spiritualist, er abstrahiert von der Natur, er huldigt der kantischen Ästhetik.

*

Goethes Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch. Solche Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord; sie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht sich zu konsumieren. Die großmütige Flamme, die Seele Schillers loderte mit Aufopferung — jede Flamme opfert sich selbst; je schöner sie brennt, desto mehr nähert sie sich der Vernichtung, dem Erlöschen. Ich beneide nicht die stillen Nachtlichtchen, die so bescheiden ihr Dasein fristen.

*

Bei Schiller feiert der Gedanke seine Orgien — nüchterne Begriffe, weinlaubumkränzt, schwingen den Thyrsus, tanzen wie Bacchanten — besoffene Reflexionen.

*

Jacobi, diese greinende, keifende Natur, diese klebrichte Seele, dieser religiöse Wurm, der an der Frucht der Erkenntnis nagte, um uns solche zu verleiden.

*

Die wehmütig niedergedrückte Zeit, der alles Laute untersagt war und die sich auch vor dem Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüsterte, fand in dieser gedämpften Poesie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtete die alten gebrochenen Türme mit Wehmut, und lächelte über das Heimchen, das darin melancholisch zirpte.

*

In den altdänischen Romanzen sind alle Gräber der Liebe Heldengräber, große Felsmassen sind darauf getürmt mit schmerzwilder Riesenhand. In den Uhlandschen Gedichten sind die Gräber der Liebe mit hübschen Blümchen, Immortellen und Kreuzchen verziert, wie von Händen gefühlvoller Predigerstöchter. Die Helden der „Kämpeviser" sind Normannen, die Helden des Uhland sind immer Schwaben, und zwar Gelbfüßler.

*

Die Sonettenwut grassiert so in Deutschland, daß man eine Sonettensteuer einrichten sollte.

*

Clauren ist jetzt in Deutschland so berühmt, daß man in keinem Bordell eingelassen wird, wenn man ihn nicht gelesen hat.

*

Auffenberg hab ich nicht gelesen — ich denke: er ist ungefähr wie Arlincourt, den ich auch nicht gelesen habe.[1])

*

Wir haben das körperliche Indien gesucht, und haben Amerika gefunden; wir suchen jetzt das geistige Indien — was werden wir finden?

*

1) Vgl. I. S. 90 das Sonett: „Bamberg und Würzburg." Ch. d'Arlincourt (1789—1856), französischer Romanschriftsteller.

Es ist zu wünschen, daß sich das Genie des Sanskritstudiums bemächtige; thut es der Notizengelehrte, so bekommen wir bloß ein gutes Kompendium.

*

Die epischen Gedichte der Indier sind ihre Geschichte; doch können wir sie erst dann zur Geschichte benutzen, wenn wir die Gesetze entdeckt haben, nach welchen die Indier das Geschehene ins phantastisch Poetische umwandelten. Dies ist uns noch nicht bei der Mythologie der Griechen gelungen, doch mag es bei diesen schwerer sein, weil diese das Geschehene beständig zur Fabel ausbildeten in immer bestimmterer Plastik. Bei den Indiern hingegen bleibt die phantastische Umbildung immer noch Symbol, das das Unendliche bedeutet und nicht nach Dichterlaune in bestimmtern Formen ausgemeißelt wird.

*

Die Mahabaratas, Ramayanas und ähnliche Riesenfragmente sind geistige Mammutsknochen, die auf dem Himalaya zurückgeblieben.

*

Der Indier konnte nur ungeheuer große Gedichte liefern, weil er nichts aus dem Weltzusammenhang schneiden konnte, wie überhaupt der Anschauungsmensch. Die ganze Welt ist ihm ein Gedicht, wovon der Mahabarata nur ein Kapitel. — Vergleich der indischen mit unserer Mystik: diese übt den Scharfsinn an Zerteilung und Zusammensetzung der Materie, bringt es aber nicht zum Begriff. — Anschauungsideen sind etwas, das wir gar nicht kennen. Die indische Muse ist die träumende Prinzessin der Märchen.

*

Anno 1794 lieferte der Vieux cordelier eine Paraphrase jenes Kapitels des Tacitus, wo dieser den Zustand Roms unter Nero schildert. Ganz Paris fand darin auch das Bild seiner eigenen Schreckenszeit, und wenn es auch dem furchtbaren Robespierre gelang, den Verfasser jener Paraphrase, den edlen Camille Desmoulins, hinrichten zu lassen, so blieb doch dessen Wort am Leben; gleich geheimnisvoller Saat wucherte es im Herzen des Volkes, getränkt von Märtyrerblut schoß diese Saat um so üppiger empor, und ihre Frucht war der neunte Thermidor.

Paraphrasen des Tacitus gehören also nicht bloß ins Gebiet der Schulstube, und dürften wohl in „Politischen Annalen" ihre Stelle finden.[1])

*

Goethe, im Anfang des „Fausts," benutzt die „Sakontala."

*

Wie überhaupt jeder einen bestimmten Gegenstand in der Sinnenwelt auf eine andere Weise sieht, so sieht auch jeder in einem bestimmten Buche etwas anderes, als der andere. Folglich muß auch der Übersetzer ein geistig begabter Mensch sein, denn er muß im Buche das Bedeutendste und Beste sehen, um dasselbe wieder zu geben. Den Wortverstand, den körperlichen Sinn kann jeder übersetzen, der eine Grammatik gelesen, und ein Wörterbuch sich angeschafft hat. Nicht kann aber der Geist von jedem übersetzt werden. Möchte dies nur bedenken jener nüchterne, prosaische Übersetzer Scottscher Romane, der so sehr prahlt mit seiner Übersetzungstreue![2]) Wie es auf den Geist ankommt, beweise zunächst Forsters Wiederübersetzung der „Sakontala."

*

In der Zeit der Romantiker liebte man in der Blume nur den Duft — in unserer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktischen, zur Prosa, zum Hausbackenen.

*

Der Hauptzug der jetzigen Dichter ist Gesundheit — westfälische, österreichische, ja ungarische Gesundheit.

*

Die höchsten Blüten des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blütezeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe; Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte Welt stürzt die rohe Thatsache, der Dampfwagen der Eisenbahn giebt uns eine zittrige Gemütserschütterung, wobei kein Lied aufgehen

---

1) Diese Bemerkung schickte Heine als Redaktionsnote einem Aufsatz seines Freundes, Dr. J. Lautenbacher: „Paraphrase einer Stelle des Tacitus" in den „Neuen Politischen Annalen" Bd. XXVII. 4. voraus.

2) Bezieht sich wohl auf die Gothaer Ausgabe von W. Scotts sämtlichen Werken, die Josef Meyer 1826—34 herausgegeben.

kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht.

*

Unsre Lyrik ist ein Produkt des Spiritualismus, obgleich der Stoff sensualistisch; die Sehnsucht des isolierten Geistes nach Verschmelzung mit der Erscheinungswelt, to mingle with nature. Mit dem Sieg des Sensualismus muß diese Lyrik aufhören, es entsteht Sehnsucht nach dem Geist: Sentimentalität, die immer dünner verdämmert, nihilistische Pimperlichkeit, hohler Phrasennebel, eine Mittelstation zwischen Gewesen und Werden, Tendenzpoesie.

*

Der harmlose Dichter, der plötzlich politisch wird, erinnert mich an das Kind in der Wiege: „Vater, iß nicht, was die Mutter gekocht!“

*

Sowie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat alle Poesie ein Ende. Der Übergang zu diesem Ende ist die Tendenzpoesie. Deshalb — nicht bloß weil sie ihrer Tendenz dient — wird die Tendenzpoesie von der Demokratie begünstigt. Sie wissen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poesie ein Ende.

*

In der Poetenwelt ist der tiers état nicht nützlich, sondern schädlich.

*

Die Demokratie führt das Ende der Litteratur herbei: Freiheit und Gleichheit des Stils. Jedem sei er erlaubt, nach Willkür, also so schlecht er wolle, zu schreiben, und doch soll kein andrer ihn stilistisch überragen und besser schreiben dürfen.

*

Demokratischer Haß gegen die Poesie — der Parnaß soll geebnet werden, nivelliert, makadamisiert, und wo einst der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauscht, wird bald eine platte Landstraße sein, eine Eisenbahn, wo der Dampfkessel wiehert und der geschäftigen Gesellschaft vorüber eilt.

Demokratische Wut gegen das Besingen der Liebe — Warum die Rose besingen, Aristokrat! besing die demokratische Kartoffel, die das Volk nährt!

*

In einer vorwiegend politischen Zeit wird selten ein reines Kunstwerk entstehen. Der Dichter in solcher Zeit gleicht dem Schiffer auf stürmischem Meere, welcher fern am Strande ein Kloster auf einer Felsklippe ragen sieht; die weißen Nonnen stehen dort singend, aber der Sturm überschrillt ihren Gesang.

*

Die Werke gewisser Lieblingsschriftsteller des Tages sind ein Steckbrief der Natur, keine Beschreibung.

*

Es ist nicht der arme Unger Nimbsch oder der Handlungsbeflissene aus Lippe-Detmold, welcher das schöne Gedicht hervorgebracht, sondern der Weltgeist.[1]) Nur diesem gebührt der Ruhm und es ist lächerlich, wenn jene sich etwas darauf einbilden, etwa wie der Père Rachel auf den Succeß seiner Tochter — da steht ein alter Jude im Parterre des Theatre français und glaubt, er sei Iphigenie oder Andromache, es sei seine Deklamation, welche alle Herzen rühre, und applaudiert man, so verbeugt er sich mit errötendem Antlitz.

*

Savigny ein Römer? Nein, ein Bedienter des römischen Geistes, un valet du romanisme.

*

Savignys Eleganz des Stils gleicht dem klebrichten Silberschleim, den die Insekten auf dem Boden zurücklassen, worüber sie hingekrochen.

*

Mit den Werken Johannes von Müllers geht es wie mit Klopstock — keiner liest ihn, jeder spricht mit Respekt von ihm. Es ist unser großer Historiker wie jener unser großer Epiker war, den wir dem Auslande mit Stolz entgegensetzten. Er ist steiflangweilig — Alpen und keine Idee darauf. Wir glaubten ein Epos und einen Historiker zu haben.

*

1) Lenau hieß eigentlich Nimbsch v. Strehlenau. Freiligrath stammte aus Detmold.

Raumer ist das räsonnierende Leder, — der litterarische Laufbursche der Brockhausischen Buchhandlung — wenn er älter, wird er ein Ladenhüter.[1])

*

Gervinus' Litteraturgeschichte.

Die Aufgabe war: was H. Heine in einem kleinen Büchlein voll Geist gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geist zu geben — die Aufgabe ist gut gelöst.

*

Historiker, welche selbst alle Geschichte machen wollen, gleichen den Komödianten in Deutschland, welche die Wut hatten, selbst Stücke zu schreiben. Haller bemerkt, daß man desto besser spiele, je schlechter das Stück — schrieben sie schlecht, um sich als gute Schauspieler zu zeigen? oder spielten sie schlecht, um als gute Schriftsteller zu scheinen? Dasselbe könnte man bei unsern Historikern fragen.

*

Hütet euch vor Hengstenberg — der stellt sich nur so dumm, das ist ein Brutus, der einst die Maske fallen läßt, sich vernunftgläubig zeigt und euer Reich stürzt.

*

Ruge ist der Philister, welcher sich mal unparteiisch im Spiegel betrachtet und gestanden hat, daß der Apoll vom Belvedere doch schöner sei. Er hat die Freiheit schon im Geiste, sie will ihm aber noch nicht in die Glieder, und wie sehr er auch für hellenische Nacktheit schwärmt, kann er sich doch nicht entschließen, die barbarisch modernen Beinkleider, oder gar die christlich germanischen Unterhosen der Sittlichkeit auszuziehen. Die Grazien sehen lächelnd diesem inneren Kampfe zu.

*

Jacob Venedey.

Die Natur erschuf dich zum Abtrittsfeger — Schäme dich dessen nicht, deutscher Patriot! es sind die Latrinen deines deutschen Vaterlandes, die du fegst.[2])

*

1) In der ersten Ausgabe des Nachlasses stand irrtümlich „Ranke."
2) Vgl. S. 273 ff.

Ich werde von ihm schweigen, kann ihn als komische Figur nicht gebrauchen, wie Maßmann. Der Spaß war, daß dieser Latein verstand — Venedey aber versteht's nicht; Langweiligkeit ist nicht komisch.

*

König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in seiner Walhalla. Man darf's ihm nicht verübeln, er fühlt im Herzen, daß wenn Luther eine Walhalla gebaut, er ihn als Dichter nicht darin aufgenommen hätte.

*

Die Este, Medicis, Gonzagas, Scalas sind berühmt als Mäcene. Unsre Fürsten haben gewiß ebenso guten Willen, aber es fehlt ihnen die Bildung, die wahren Talente und Genies heraus zu suchen — denn diese melden sich nicht bei ihren Kammerdienern — Sie protegieren nur solche, die mit ihnen selbst auf gleicher Bildungsstufe stehen, und wie man die italienischen Fürsten kennt, indem man bloß zu nennen braucht, wer ihre Protegés waren, so wird man einst die unsern gleich kennen, wenn man die Männer nennt, denen sie Dosen, Becher, Pensionen und Orden verliehen. Man sagt, es sei von großen Männern unklug, die obskuren — und sei es auch durch bittere Schilderung — auf die Nachwelt zu bringen; aber wir thun es zur Schande ihrer Mäcene.

*

Diese Menschen müssen Stockschläge im Leben haben; denn nach ihrem Tode kann man sie nicht bestrafen, man kann ihren Namen nicht schmähen, nicht fletrieren, nicht brandmarken — denn sie hinterlassen keinen Namen.

*

Wolfgang Menzel ist der witzigste Kopf — es wird interessant und wichtig für die Wissenschaft sein, wenn man an seinem Schädel einst phrenologische Untersuchungen machen kann. Ich wünsche, daß man ihm den Kopf schone, wenn man ihn prügelt, damit die Beulen, die neu sind, nicht für Witz und Poesie gehalten werden.

*

Und dieser unwissende Hase gebärdet sich als der Champion des deutschen Volks, des tapfersten und gelehrtesten Volks, eines Volks, das auf tausend Schlachtfeldern seinen Mut und in hunderttausend Büchern seinen Tiefsinn bewiesen hat, eines Volks, dessen breite Brust mit glorreichen Narben bedeckt ist und über dessen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahin gezogen und die ehrwürdigsten Furchen hinterlassen haben!

*

Gutzkow.

Die Natur war sehr bescheiden, als sie ihn schuf, ihn, den Unbescheidensten.

Er hat Heine nachahmen wollen, aber es fehlte ihm an aller Poesie, und er brachte es nur bis zur Nachahmung Börnes. Seine Darstellung und Sprache hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig auf der Lauer, um die Tagesschwächen des Publikums zu erspähen, sie in seinem Privatinteresse auszubeuten. Jenen Schwächen huldigend und schmeichelnd, darf er immerhin Talent, Kenntnisse und Charakter entbehren, er weiß es. Er giebt dem Publikum keine eigenen Impulsionen, sondern er empfängt sie von demselben; er zieht die Livree der Tagesidee an, er ist ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er katzenbuckelt und verlangt sein Trinkgeld.

*

Gisquet[1]) erzählt im dritten Teil seiner Memoiren von dem Polizeiagenten, welcher den Dieb errät, der die Medaillen gestohlen, wegen der feinen Arbeit des Erbrechens: das gut geflochtene Seil, das Stück Wachslicht in der Diebslaterne statt des Talgs — So errate ich Herrn ** in dem anonymen Artikel.

*

Warum sollte ich jetzt widersprechen? In wenigen Jahren bin ich tot, und dann muß ich mir alle Lügen doch gefallen lassen. ** hat nicht zu fürchten, daß man nach seinem Tode Lügen von ihm sagt.

*

1) H. Gisquet (1792—1866), Polizeipräfekt von Paris unter Ludwig Philipp, schrieb: „Mémoires“ (Paris 1840. IV.).

Grabbes „Gothland."

Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerensklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt sie an der Kette in das Bagno der Poesie.[1])

*

Freiligrath.

Das Wesen der neuern Poesie spricht sich vor allem in ihrem parabolischen Charakter aus. Ahnung und Erinnerung sind ihr hauptsächlicher Inhalt. Mit diesen Gefühlen korrespondiert der Reim, dessen musikalische Bedeutung besonders wichtig ist. Seltsame, fremdgrelle Reime sind gleichsam eine reichere Instrumentation, die aus der wiegenden Weise ein Gefühl besonders hervortreten lassen soll, wie sanfte Waldhornlaute durch plötzliche Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhnlichen Reime zu benutzen zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei letzterem zeigt sich schon der Übergang in den komischen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beständiger Janitscharenmusik, die aus einem Fabrikantenirrtume entspringt. Seine schönen Reime sind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath ist ein Uneingeweihter in das Geheimnis, er besitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entspringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke ist Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eigenen Gemütes, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied — Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich so nennen; halb episch, halb lyrisch) partizipiert mehr oder minder vom Liede, selbst in den breitesten Rhythmen — nicht so bei Freiligrath; sein Wohllaut ist meistens rhetorischer Art.

Es existiert eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Freiligrath und Platen. Dieser hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt musikalischer, aber ihm fehlt die Cäsur, die Freiligrath besser hat, weil er gesunder fühlt —

---

1) Vgl. Bd. VII. S. 386.

Cäsur ist der Herzschlag des dichtenden Geistes und läßt sich nicht nachahmen, wie Wohllaut.

Freiligrath ahmt Viktor Hugo nach. Er ist Genremaler, er giebt Genrebilder des Meeres, nicht Historienbilder des lebendigen Ozeans. Seine morgenländischen Genrebilder sind türkische Holländerei.

Sein Charakter ist die Sehnsucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in südliche Zustände. Aber der Orient ist ihm nicht aufgegangen in seiner Poesie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorschwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tausend und eine Nacht" uns zusammengeträumt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poesie-Orient — Nein, er ist exakt wie Burkhard und Niebuhr [1]), seine Gedichte sind ein Appendix zum Cottaschen „Ausland," und die Verlagshandlung hat seine Kenntnis der Geographie und Völkerkunde sehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher sein Wert für die große Masse, die nach realistischer Kost verlangt: seine Anerkennung ist ein bedenkliches Zeichen einreißender Prosa.

*

Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Konversation gebrauchen wir nur den zehnten Teil dieses Reichtums, faktisch sind wir also spracharm.

Die französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen alles, was sie enthält, in der Konversation auszubeuten, und sie sind daher sprachreich in der That.

Nur in der Litteratur zeigen die Deutschen ihren ganzen Sprachschatz, und die Franzosen, davon geblendet, denken, Wunders wie glänzend wir zu Hause — sie haben auch keinen Begriff davon, wie wenig Gedanken bei uns im Umlauf zu Hause. Bei den Franzosen just das Gegenteil: mehr Ideen in der Gesellschaft, als in den Büchern, und die Geistreichsten schreiben gar nicht oder bloß zufällig.

*

Voltaire hebt sich kühn empor, ein vornehmer Adler, der in die Sonne schaut — Rousseau ist ein edler Stern, der aus der Höhe niederblickt; er liebt die Menschen von oben herab.

*

1) J. L. Burckhardt (1784—1817) und Karstens Niebuhr (1733—1815), berühmte Orientreisende, deren Beschreibungen von Nubien, Arabien, Syrien u. s. w. bekannt sind.

Voltaire huldigt (man lese seine Dedikation des „Mahomed“) dem Papste ironisch und freiwillig.

Rousseau konnte nicht dazu gebracht werden, sich dem Könige präsentieren zu lassen — sein Instinkt leitete ihn richtig; er war der Enthusiasmus, der sich nicht abfinden kann.

*

Die älteren französischen Schriftsteller hatten einen bestimmten Standpunkt: Licht und Schatten sind immer richtig, nach den Gesetzen des Standpunkts. Die neueren Schriftsteller springen von einem Standpunkt auf den anderen, und in ihren Gemälden ist eine widerwärtige Konfusion von Licht und Schatten — hier eine Bemerkung, die der pantheistischen Weltansicht angehört, dort ein Gefühl, das aus dem Materialismus hervorgeht, Zweifel und Glaube sich kreuzend, — eine Harlekinsjacke.

*

In der französischen Litteratur herrscht jetzt ein ausgebildeter Plagiatismus. Hier hat ein Geist die Hand in der Tasche des andern, und das giebt ihnen einen gewissen Zusammenhang. Bei diesem Talent des Gedankendiebstahls, wo einer dem andern den Gedanken stiehlt, ehe er noch ganz gedacht, wird der Geist Gemeingut — In der république des lettres ist Gedankengütergemeinschaft.

*

Die neufranzösische Litteratur gleicht den Restaurants des Palais-royal — Wenn man in der Küche gelauscht, die Ingredienzen der Gerichte und ihre Zubereitung gesehen, würde man den Appetit verlieren — der schmutzige Koch zieht Handschuh an, wenn er auf blanker Schüssel sein Gemätsch aufträgt.

*

Die französischen Autoren der Gegenwart gleichen den Restaurants, wo man für zwei Franken zu Mittag speist. Anfangs munden ihre Gerichte, später entdeckt man, daß sie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und schon alt oder verfault bezogen.

*

Die neufranzösischen Romantiker sind Dilettanten des Christentums, sie schwärmen für die Kirche, ohne ihrem Symbol gehorsam anzuhängen, sie sind catholiques marrons.

*

Sollte es wahr sein, daß Frankreich zum Christentume zurückverlangt? Ist Frankreich so krank? Es läßt sich Märchen erzählen — Will es sich auf dem Sterbebette bekehren? Verlangt es die Sakramente? Gebrechlichkeit, dein Name ist Mensch!

*

Chateaubriand will das Christentum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt, predigen. Er befindet sich im umgekehrten Falle wie der neapolitanische Kapuziner, der den Leuten das Kreuz vorhält: „Ecco il vero policinello!“ Chauteaubriand ist ein Polichinell, der seine Marotte den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“

*

Chateaubriand ist ein Faselhans, Royalist durch Prinzip, Republikaner durch Inklination, ein Ritter, der eine Lanze bricht, für die Keuschheit jeder Lilje, und statt Mambrins Helm eine rote Mütze trägt mit einer weißen Kokarde.

*

Büffon sagt, der Stil sei der Mensch selbst. Villemain ist eine lebende Widerlegung dieses Axioms, sein Stil ist schön, wohlgewachsen und reinlich.[1])

*

Wenn man, wie Charles Nodier, in seiner Jugend mehrmals guillotiniert worden, ist es sehr natürlich, daß man im Alter keinen Kopf mehr hat.

*

Blaze de Bury[2]) beobachtet die kleinen Schriftsteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas.

*

Amaury ist der Patron der Schriftstellerinnen, er hilft den Dürftigen, er ist ihr petit manteau blanc, ihr Beichtiger, seine

1) Vgl. Bd. VII. S. 451, Anm.
2) A. H. Blaze de Bury (1813) und A. Amaury, bekannte französische Kritiker.

Artikel sind eine kleine Sakristei, wo sie verschleiert hinein schleichen, sogar die Toten beichten ihm ihre Sünden, Eva gesteht ihm Dinge, die ihr die Schlange gesagt und wovon wir nichts erfuhren, weil sie solche dem Adam verschwieg.

Er ist kein Kritiker für große, aber für kleine Schriftsteller — Walfische haben keinen Platz unter seiner Lupe, wohl aber interessante Flöhe.

*

Bei Léon Gozlan [1]) tötet nicht der Buchstabe, sondern der Geist.

*

Michel Chevalier ist Konservateur und Progressivster zugleich — mit der einen Hand stützt er das alte Gebäude, damit es nicht den Leuten auf den Kopf stürze, mit der andern zeichnet er den Riß für das neue, größere Gesellschaftsgebäude der Zukunft.

*

Man könnte Thierry mit Merlin vergleichen: Er liegt wie lebendig begraben, der Leib existiert nicht mehr, nur die Stimme ist geblieben. — Der Historiker ist immer ein Merlin, er ist die Stimme einer begrabenen Zeit, man befragt ihn und er giebt Antwort, der rückwärts schauende Prophet.

*

Die französische Kunst ist eine Nachbildung des Realen. Da aber die Franzosen seit fünfzig Jahren so viel erleben und sehen konnten, so sind ihre Kunstwerke durch die Nachbildung des Erlebten und Geschehenen viel bedeutender, als die Werke deutscher Künstler, die nur durch Seelentraum zu ihren Anschauungen gelangten.

Nur in der Architektur, wo die Natur nicht nachgebildet werden kann, sind die Franzosen zurück.

In der Musik geben sie den Ton ihrer Nationalität: Verstand und Sentimentalität, Geist und Grazie; — im Drama: Passion. Der Eklektizismus in der Musik wurde nach Meyerbeer eingeführt.

*

Meyerbeer ist der musikalische maître de plaisir der Aristokratie.

*

---

1) Léon Gozlan (1803—1866), französischer Romanschriftsteller.

Meyerbeer ist ganz Jude geworden. Wenn er wieder nach Berlin in seine früheren Verhältnisse zurücktreten will, muß er sich erst taufen lassen.

*

Rossinis „Othello" ist ein Vesuv, der strahlende Blumen speit.

Der Schwan von Pesaro hat das Gänsegeschnatter nicht mehr ertragen können.

Aufhören der Poesie im Künstler — der Kranz schwindet ihm vom Haupte.

Sein Pasticcio hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der spanischen Galerie, der als Leiche die Psalmen schreibt. Es fröstelt einen, wie beim Anfühlen einer Statue.

*

Alle Bilder Ary Scheffers zeigen ein Heraussehnen aus dem Diesseits, ohne an ein Jenseits recht zu glauben — vaporöse Skepsis.

*

Lessing sagt: „Hätte man Raffael die Hände abgeschnitten, so wär er doch ein Maler gewesen." In derselben Weise könne man sagen: Schnitte man Herrn * * den Kopf ab, er bliebe doch ein Maler, er würde weiter malen, ohne Kopf, und ohne daß man merkte, daß er keinen Kopf hätte.

*

Shakespeare hat die dramatische Form von den Zeitgenossen; Unterscheidung dieser Form von der französischen.

Den Stoff seiner Dramen hat er immer bis ins Detail entlehnt; sogar die rohen Umrisse, wie die ersten Ausmeißelungen des Bildhauers, behält er.

Ist die Teilung der Arbeit auch im geistigen Produzieren vorteilhaft? Das Höchste wird nur dadurch erreicht.

Wie Homer nicht allein die Ilias gemacht, hat auch Shakespeare nicht allein seine Tragödien geliefert — er gab nur den Geist, der die Vorarbeiten beseelte.

Bei Goethe sehen wir ähnliches — seine Plagiate.

*

Junius ist der Ritter der Freiheit, der mit geschlossenem Visier gekämpft.

*

Dante ist der öffentliche Ankläger der Poesie.

IV. Staat und Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist immer Republik — die einzelnen streben immer empor und die Gesamtheit drängt sie zurück.

*

Bei den Alten rühmen sich die Patrioten beständig, z. B. Cicero. Auch die Neueren machen es zur Zeit der höchsten Freiheit ebenso, z. B. Robespierre, Camille Desmoulins ꝛc. Kommt bei uns diese Zeit, so werden wir uns gleichfalls rühmen. Die Ruhmlosen haben gewiß recht, wenn sie die Bescheidenheit predigen. Es wird ihnen so leicht, diese Tugend auszuüben, sie kostet ihnen keine Überwindung, und durch ihre Allgemeinheit bemerkt man nicht ihre Thatenlosigkeit.

*

Man muß ganz Deutschland kennen, ein Stück ist gefährlich. Es ist die Geschichte vom Baume, dessen Blätter und Früchte wechselseitiges Gegengift sind.

*

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte uns wieder: er gab uns die Kartoffel.

*

Das Öl, das auf die Köpfe der Könige gegossen wird, stillt es die Gedankenstürme?

*

Es giebt kein deutsches Volk: Adel, Bürgerstand, Bauern sind heterogener, als bei den Franzosen vor der Revolution.

*

Der preußische Adel ist etwas Abstraktes, er bezieht sich rein auf den Begriff der Geburt, nicht auf Eigentum. Die preußischen Junker haben kein Geld.

*

Die hannövrischen Junker sind Esel, die nur von Pferden sprechen.

*

Bediente, die keinen Herrn haben, sind darum doch keine freien Menschen — die Dienstbarkeit ist in ihrer Seele.

*

Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht, ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele; schlimmer als die materielle Sklaverei ist die spiritualisierte. Man muß die Deutschen von innen befreien, von außen hilft nichts.

*

Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegt, bellt mit dem H . . . . n — Das Denken auf Umweg äußert sich noch mißduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks.

*

Die Deutschen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität, kommen aber damit zu spät. Wenn sie dieselbe fertig haben, wird das Nationalitätswesen in der Welt aufgehört haben und sie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müssen, ohne wie Franzosen oder Briten Nutzen davon gezogen zu haben.

*

Ich betrachtete den Dombau immer als ein Spielzeug; ich dachte: ein Riesenkind, wie das deutsche Volk, bedarf ebenfalls eines so kolossalen Spielzeugs wie der Kölner Dom ist — aber jetzt denk ich anders. Ich glaube nicht mehr, daß das deutsche Volk ein Riesenkind; jedenfalls ist es kein Kind mehr, es ist ein großer Junge, der viel natürliche Anlagen hat, aus dem aber doch nichts Ordentliches wird, wenn er nicht ernsthaft die Gegenwart benutzt und die Zukunft ins Auge faßt. Wir haben keine Zeit mehr zum Spielen, oder die Träume der Vergangenheit auszubauen.

*

Politische Wetterfahnen.

Sie beschwören Stürme und verlassen sich auf ihre Beweglichkeit — sie vergessen, daß ihnen ihre Beweglichkeit nichts helfen wird, wenn mal der Sturmwind den Turm stürzt, worauf sie stehen.

*

Demagogie, die heilige Allianz der Völker.

*

Wenn ich von Pöbel spreche, nehme ich davon aus: erstens alle, die im Adreßbuch stehen, und zweitens alle, die nicht drin stehen.

*

Die neubürgerliche Gesellschaft will im Taumel der Vergnügungen hastig den letzten Becher leeren, wie die altadlige vor 1789 — auch sie hört schon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Festsaal eintreten werden und die Tische umstürzen.

*

Der junge Schweinehirt will als Reicher seine Schweine zu Pferde hüten — Diese Bankiers haben sich aufs hohe Pferd gesetzt und treiben noch immer das alte schmutzige Handwerk.

*

* * liebt die Juden nicht. Als ich ihn darüber befragte, sagte er: „Sie sind schlecht ohne Grazie, flößen Abscheu ein gegen die Schlechtigkeit und schaden mir mehr als sie nutzen.“

*

Auch Rothschild könnte eine Walhalla bauen — ein Pantheon aller Fürsten, die bei ihm Anlehen gemacht.

*

Die Hauptarmee der Feinde Rothschilds besteht aus allen, die nichts haben; sie denken alle: was wir nicht haben, hat Rothschild. Hinzu fließt die Masse derer, die ihr Vermögen verlieren; statt ihrer Dummheit diesen Verlust zuzuschreiben, glauben sie, die Pfiffigkeit derer, die ihr Vermögen behalten, sei daran schuld. Sowie einer kein Geld mehr hat, wird er Rothschilds Feind.

*

Der Kommunist, welcher mit Rothschild seine 300 Millionen teilen will; dieser schickt ihm seinen Teil, 9 Sous — „Nun laß mich zufrieden!“

*

Die Kommunisten hegen einen achselzuckenden Widerwillen gegen Patriotismus, Ruhm und Krieg.

*

Nach den fetten Kühen kommen die magern, nach den magern gar kein Fleisch.

*

Ich will prophezeien: Ihr werdet einmal im Winter eine Revolution erleben, die wird schrecklicher als alle früheren sein! Wenn das Blut im Schnee rinnt ....

*

Der Volksstrom gleicht dem empörten Meere: die Wolken darüber geben ihm nur die Färbung, weiße Wellen (Müller und Brauer) dazwischen; Schriftsteller färben mit dem Wort die vorhandenen Empörungselemente.

*

Eine Assoziation der Ideen, in dem Sinne, wie Assoziation in der Industrie, z. B. Verbündung philosophischer Gedanken mit staatswirtschaftlichen, würde überraschende neue Resultate ergeben.

*

Das alte Märchen der drei Brüder realisiert sich. Der eine läuft hundert Meilen in einigen Stunden, der andere sieht hundert Meilen weit, der dritte schießt so weit, der vierte bläst Armeen fort — Eisenbahn, Fernrohr, Kanonen, Pulver oder Presse.

*

Place de la concorde.

Ich möchte wissen, wenn man auf diesen Ort säet, ob Korn wachsen wird?

*

Die Hinrichtungen in Masse auf dem Grèveplatze und dem Platze Ludwigs XV. waren ein argumentum ad hominem: jeder konnte hier sehen, daß das adlige Blut nicht schöner war, als das Bürgerlicher. Der wahnsinnige Bürger, der jeder Exekution beiwohnt, wie einem praktischen Experimente zum Beweis der idealen Theorie.

*

Vision.

Der Platz Ludwigs XVI. — Eine Leiche, der Kopf dabei, der Arzt macht Versuche, ob er wieder zusammen zu heilen, schüttelt das Haupt: „Unmöglich!“ und geht seufzend fort — Höflinge versuchen das tolle Haupt festzubinden, es fällt aber immer herunter.

Wenn ein König den Kopf verloren, ist ihm nicht mehr zu helfen.

*

Der Wahnsinnige will nicht in den Tuilerien spazieren gehen; er sieht die Bäume zwar schön grün, aber die Wurzeln in der Erde blutrot.

*

Je näher die Leute bei Napoleon standen, desto mehr bewunderten sie ihn — bei sonstigen Helden ist das Umgekehrte der Fall.

*

Napoleon war nicht aus dem Holz, woraus man die Könige macht — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht.

*

Napoleon haßt die Boutiquiers und die Advokaten — er mitrailliert jene und jagt diese zum Tempel hinaus. Sie unterwerfen sich, aber sie hassen ihn (sie glauben die Revolution für sich gemacht zu haben und Napoleon benutzt sie für sich und für das Volk). Sie sehen die Restauration mit Vergnügen.

*

Der Kaiser war keusch wie Eisen.

Seine Feinde die Nebelgespenster, die des Nachts die Vendomesäule umtanzen und hineinbeißen.

*

Sie schimpfen auf ihn, aber doch immer mit einem gewissen Respekt — während sie mit der rechten Hand Kot auf ihn werfen, halten sie in der linken den Hut.

*

Die Verfertiger des Code Napoléon hatten glücklicherweise in Revolutionszeiten gelebt, wo sie die Leidenschaften und höchsten Lebensfragen mitfühlen lernten.

*

Eine Nation kann nicht regeneriert werden, wenn ihre Regierung keine hohe, moralische Kraft zeigt. Diese Kraft regeneriert. Daher war die fünfzehnjährige Regierung Napoleons notwendig — er heilte durch Feuer und Eisen die kranke Nation, seine Regierung war eine Kurzeit. Er war der Moses der Franzosen; wie dieser sein Volk durch die Wüste herumzieht, um es durch diese Kurzeit zu heilen, so trieb er die Franzosen durch Europa. — Dieser Regierung steht die Partei der Pourris gegenüber als Opposition, und zu ihr gehörte Frau von Staël. Ihre Koterie ist geistreich, witzig, liebenswürdig — aber faul: Talleyrand, der Doyen der Putrifikation, der Nestor der Lüge, le parjure des deux siècles. Chauteaubriand — wir ehren, wir lieben ihn, aber er ist — le grand inconsequent, ein unsterblicher Dupe, ein Dichter, ein Pilger mit einer Flasche Jordanwasser, eine wandelnde Elegie, un esprit d'outre tombe, aber kein Mann. Ihre andern Freunde, einige Edelleute des edlen Faubourg, ritterliche Schatten, liebenswürdig, aber krank, leidend, ohnmächtig. Benjamin Constant war der beste, und der hat noch auf dem Totenbette Geld genommen von Ludwig Philipp!

*

Le style c'est l'homme — c'est aussi la femme! Frau von Staëls Unwahrheit: ein ganzes Ratelier unwahrer Gedanken und Redeblumen, welche bösen Dünsten gleichen — Sie rühmt Wellington, ce héros de cuir avec un coeur de bois et un cerveau de papier-maché!

Frau von Staël war eine Schweizerin. Die Schweizer haben Gefühle, so erhaben wie ihre Berge, aber ihre Ansichten der Gesellschaft sind so eng wie ihre Thäler.

Ihr Verhältnis zu Napoleon: sie wollte dem Cäsar geben, was des Cäsars war; als dieser aber dessen nicht wollte, frondierte sie ihn, gab sie Gott das Doppelte.

Sie hatte keinen Witz, sie beging den Unsinn, Napoleon einen Robespierre zu Pferde zu nennen. Robespierre war nur ein aktiver Rousseau, wie Frau von Staël ein passiver Rousseau, und man könnte sie selber eher einen Robespierre in Weibskleidern nennen.

Überall spricht sie von Religion und Moral — nirgends aber sagt sie, was sie darunter versteht.

Sie spricht von unserer Ehrlichkeit und unserer Tugend und unserer Geistesbildung — sie hat unsere Zuchthäuser, unsere Bordelle und unsere Kasernen nicht gesehen, sie sah nicht unsere Buchhändler, unsere Clauren, unsere Leutnants.

*

Pozzo di Borgo und Stein — saubere Helden! Der eine ein Renegat, der für ein paar Rubel sein Vaterland, seine Freunde und sein eigenes Herz verkaufte, der andere ein hochnasiger Krautjunker, der unter dem Mantel des Patriotismus den Wappenrock der Vergangenheit verbarg — Verrat und Haß.

*

Man weiß nicht, warum unsere Fürsten so alt werden — sie fürchten sich zu sterben, sie fürchten in der andern Welt den Napoleon wiederzufinden.

*

Wie im Homer die Helden auf dem Schlachtfeld ihre Rüstungen, so tauschten die Völker dort ihre Haut: die Franzosen zogen unsere Bärenhaut, wir ihre Affenhaut an. Jene thun nun gravitätisch, wir klettern auf Bäume. Jene schelten uns Voltairianer — seid ruhig, wir haben nur eure Haut an, wir sind doch Bären im Herzen.

*

Was man nicht erlebt in unserer Wunderzeit! sogar die Bourbonen werden Eroberer!

*

Das Volk von Paris hat die Welt befreit und nicht mal ein Trinkgeld dafür angenommen.

*

Ja, wieder errang sich Paris den höchsten Ruhm. Aber die Götter, neidisch ob der Größe der Menschen, suchen sie herabzudrücken, demütigen sie, durch erbärmliche Ereignisse zum Beispiel.

*

Die Presse gleicht jenem fabelhaften Baume: genießt man die Frucht, so erkrankt man, genießt man die Blätter, so genest

man von dieser Krankheit, und umgekehrt. So ist es mit der Lektüre der legitimistischen und der republikanischen Blätter in Frankreich.

*

Die französischen Journale tragen sämtlich eine ganz bestimmte Parteifarbe; sie weisen jeden Artikel zurück, der sich nicht mit den augenblicklichen Tagesinteressen, den sogenannten Aktualitäten beschäftigt. — In Deutschland ist just das Gegenteil der Fall, und wenn ich auch zuweilen darüber lächeln muß, daß die deutschen Blätter so viele Gegenstände, die mit den zeitlichen Landesfragen in keiner entferntesten Berührung stehen, so gründlich behandeln, z. B. die chinesischen oder ostindischen Kulturbezüge: so muß ich dennoch mich freuen über diesen Kosmopolitismus der deutschen Presse, die sich selbst für die abenteuerlichsten Nöten auf dieser Erde interessiert und alle menschentümlichen Besprechungen so gastlich aufnimmt! [1])

*

Lafayette.

Die Welt wundert sich, daß einmal ein ehrlicher Mann gelebt — die Stelle bleibt vakant.

*

Der Engländer, welcher van Amburgh nachstreift, allen seinen Vorstellungen beiwohnt, überzeugt, daß der Löwe ihn doch am Ende zerreißt, und dieses Schauspiel durchaus betrachten will, gleicht dem Historiker, der in Paris darauf wartet, bis das französische Volk endlich den Ludwig Philipp zerreißt, und der nun diesen Löwen inzwischen täglich beobachtet.

*

Wenn ein Prix Monthyon für Könige gestiftet würde, so wäre Ludwig Philipp der beste Kandidat! Unter ihm herrschte Glück und Freiheit — er war der Roi d'Yvetot der Freiheit.[2])

*

Guizot ist kein Engländer, sondern ein Schotte, er ist Puritaner, aber für sich, weil's sein Naturell. Da er aber die

---

1) Vgl. Bd. VI. S. 257 ff.

2) Das Königreich von Yvetot der französischen Sage ist durch das Lied von Béranger „Le roi d'Yvetot" populär geworden.

entgegengesetztesten Naturen begreift, ist er tolerant selbst gegen die Frivolität.

Die hervorragendste Eigenschaft ist sein Stolz: Wenn er in den Himmel zum lieben Gott kömmt, wird er diesem ein Kompliment darüber machen, daß er ihn so gut erschaffen.

*

Durch die Eisenbahnen werden plötzliche Vermögenswechsel herbeigeführt. Dieses ist in Frankreich gefährlicher, als in Deutschland. Deshalb geht die Regierung mit Scheu an die Eisenbahnen.

*

Nicht der Vortrefflichkeit ihrer Lehre wegen, sondern wegen der Vulgarität derselben, und weil die große Menge unfähig ist eine höhere Doktrin zu fassen, glaube ich, daß die Republikaner, zunächst in Frankreich, allmählich die Oberhand gewinnen und für einige Zeit ihr Regiment befestigen werden. Ich sage: für einige Zeit, denn jene plebejischen Republiken, wie unsere Radikalen sie träumen, können sich nicht lange halten . . . Indem wir mit Gewißheit ihre kurze Dauer voraussehen, trösten wir uns ob der Fortschritte des Republikanismus. Er ist vielleicht eine notwendige Übergangsform, und wir wollen ihm gern den verdrießlich eingepuppten Raupenzustand verzeihen, in der Hoffnung, daß der Schmetterling, der einst daraus hervorbricht, desto farbenreicher beflügelt seine Schwingen entfalten und im süßen Sonnenlichte mit allen Lebensblumen spielen wird! Wir sollten euch eigentlich wie griesgrämige Väter behandeln, deren zugeknöpft pedantisches Wesen zwar unbequem für weltlustige Söhne, aber dennoch nützlich ist für deren künftiges Etablissement. Aus Pietät, wenn nicht schon aus Politik, sollten wir daher nur mit einer gewissen Zurückhaltung über diese trüben Käuze unsere Glossen aussprechen. Wir wollen euch sogar ehren, wo nicht gar unterstützen, nur verlangt nicht zu viel, und werdet keine Brutusse an uns, wenn etwa eure allzu einfache Suppen uns nicht munden und wenn wir manchmal zurück schmachten nach der Küche der Tarquinier!

Sonderbar! wir wiegen und trösten uns mit dieser Hypothese von einer kurzen Dauer des republikanischen Regiments in derselben Weise, wie jene greisen Anhänger des alten Regimes,

die aus Verzweiflung über die Gegenwart nur in dem Siege der Republikaner ihr Heil sehen, und um Heinrich V. auf den Thron zu bringen, mit Todesverachtung die Marseillaise anstimmen . . .

Qù allez vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez![1])

*

Für die Güte der Republik könnte man denselben Beweis anführen, den Boccaccio für die Religion anführt: sie besteht trotz ihrer Beamten.

*

Der geheime Haß der höchsten Republikbeamten gegen die Republik gleicht dem geheimen Hasse der vornehmen Römer, die als Bischöfe und Prälaten ihre alte Auctoritas fortsetzen mußten.

*

Die Franzosen sind sicherer im Umgang, eben weil sie positiv und traumlos — der träumende Deutsche schneidet dir eines Morgens ein finsteres Gesicht, weil ihm geträumt, du hättest ihn beleidigt, oder sein Großvater hätte von dem deinigen einen Fußtritt bekommen.

*

Die Franzosen sind allem Traumwesen so entgegen gesetzt, daß man selbst von ihnen nie träumt, sondern nur von Deutschen.

*

Die Deutschen werden nicht besser im Ausland, wie das exportierte Bier.

*

Unter den hier lebenden kleinen Propheten sind wenige Deutsche — die meisten kommen nach Frankreich, um zu zeigen, daß sie auch in der Fremde keine Propheten sind.

*

Das junge Mädchen sagte: „Der Herr muß sehr reich sein, denn er ist sehr häßlich.“ Das Publikum urteilt in derselben Weise: „Der Mann muß sehr gelehrt sein, denn er ist sehr langweilig.“ Daher der Succeß vieler Deutschen in Paris.

*

1) Vgl. Bd. VII. S. 370, Anm.

Es scheint die Mission der Deutschen in Paris zu sein, mich vor Heimweh zu bewahren.

*

Wie im Schattenspiel ziehen die durchreisenden Deutschen mir hier vorbei, keiner entwickelt sich.

*

Gefährliche Deutsche! Sie ziehen plötzlich ein Gedicht aus der Tasche oder beginnen ein Gespräch über Philosophie.

*

Deutsche und französische Frauen.

Die deutschen Öfen wärmen besser als die französischen Kamine, aber daß man hier das Feuer lodern sieht, ist angenehmer; ein freudiger Anblick, aber Frost im Rücken — Deutscher Ofen, wie wärmst du treu und scheinlos!

*

Eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland hätte, bei der Affinität beider Länder, nichts so gar Unnatürliches. In beiden Ländern herrscht der Geist der Revolution: hier in der Masse, dort konzentriert in einer Person; hier in republikanischen, dort in absolutistischen Formen; hier die Freiheit, dort die Zivilisation im Auge haltend; hier idealen Prinzipien, dort der praktischen Notwendigkeit huldigend, an beiden Orten aber revolutionär agierend gegen die Vergangenheit, die sie verachten, ja hassen. Die Schere, welche die Bärte der Juden in Polen abschneidet, ist dieselbe, womit in der Konciergerie dem Ludwig Capet die Haare abgeschnitten wurden, es ist die Schere der Revolution, ihre Zensurschere, womit sie nicht einzelne Phrasen oder Artikel, sondern den ganzen Menschen, ganze Zünfte, ja ganze Völker aus dem Buche des Lebens schneidet. Nikolaus war gegen Frankreich, weil dieses seiner Regierungsform, dem Absolutismus, propagandistisch gefährlich war, nicht seinen Regierungsprinzipien; ihm mißfiel an Ludwig Philipp das beschränkt Bürgerkönigliche, das ihm eine Parodie der wahren Königsherrlichkeit dünkte, aber dieser Unmut weicht in Kriegsfällen vor der Notwendigkeit, die ihm das höchste Gesetz — die Zaren unterwerfen sich demselben immer, und müssen sie dabei auch

ihre persönlichen Sympathien opfern. Das ist ihre Force, sie sind deshalb immer so stark, und ist einer schwach, so stirbt er bald an der Familienkrankheit und macht einem Stärkeren Platz.

Richtig beobachtete Custine[1]) ihre Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit, gegen das Alterthümliche. Er bemerkte auch richtig den Zug der Raillerie bei den Vornehmen; diese muß auch im Zar ihre Spitze finden: von seiner Höhe sieht er den Kontrast der kleinen Verhältnisse mit den großen Phrasen, und im Bewußtsein seiner kolossalen Macht muß er jede Phraseologie bis zur Persiflage verachten. (Der Marquis verstand das nicht.) Wie kläglich müssen ihm die chevaleresken Polen erscheinen, diese Leichen des Mittelalters mit modernen Phrasen im Munde, die sie nicht verstehen; er will sie zu Russen machen, zu etwas Lebendigem: auch die Mumien, die Juden will er beleben; und was sind die gemeinen Russen, als zweibeiniges Vieh, das er zu Menschen heran knutet? Sein Wille ist edel, wie schrecklich immer seine Mittel sind.

*

In Rußland zeigt sich die Tendenz, die Einheit der Autorität durch politische, nationale und sogar religiöse Gleichheit zu stärken. Die Autorität, geübt durch die höchste Intelligenz, verfährt terroristisch gegen sich selbst, jede Schwäche von sich ausscheidend; Peter III. stirbt, Paul stirbt, Konstantin tritt ab, und eine Reihe der ausgezeichnetsten Herrscher tritt auf seit Peter I., z. B. Katharina II., Alexander, Nikolaus. Die Revolution trägt hier eine Krone und ist gegen sich selbst so unerbittlich, wie es das Comité du salut public nur jemals sein konnte.

*

Nikolaus ist, sozusagen, ein Erbdiktator. Er zeigt die vollständige Gleichgültigkeit gegen das Herkömmliche, das Verjährte, das Geschichtliche.

*

Es war grausam von den Russen, den polnischen Juden das Schubbez[2]) zu nehmen — sie brauchten kein Hemd darunter

1) A. v. Custine (1793—1857), französischer Schriftsteller, schrieb das berühmte Werk: „La Russie en 1839“ (Paris 1843. IV.).
2) Schubbez, der lange Kaftan, Peies, die Ringellöckchen, die die polnischen Juden, nach Auslegung einer alten Vorschrift, trugen.

zu tragen, es war so bequem zum Kratzen! — und die Bärte — die Hauptsache war: er selber ging so hinterher! — und die Pajes, die heiligen Schlaflocken, ihren einzigen Stolz!

*

Wir sollen uns jetzt auf Rußland stützen, auf den Stock, womit wir einst geprügelt worden!

V. Frauen, Liebe und Ehe.

Wo das Weib aufhört, fängt der schlechte Mann an.

*

Wenn ich Weltgeschichte lese, und irgend eine That oder Erscheinung mich frappiert, so möchte ich manchmal das Weib sehen, das als geheime Triebfeder dahinter steckt (als Agens mittel- oder unmittelbar) — Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur“ nur Männernamen verzeichnet — sie machen Geschichte, obgleich der Historiker nur Männernamen kennt — Herodots Anfang ist ingenios.

*

Bei der Erklärung der Liebe muß ein physikalisches Phänomen, oder ein historisches Faktum angenommen werden. Ist es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eisen anzieht? Oder ist eine Vorgeschichte vorhanden, deren dunkles Bewußtsein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abstoßung sich ausspricht?

*

In der Jugend ist die Liebe stürmischer, aber nicht so stark, so allmächtig wie später. Auch ist sie in der Jugend nicht so dauernd, denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe, und leiht der Seele allen Ungestüm seines Blutes, die Überfülle seiner Sehnenkraft. Später, wo diese aufhört, wo das Blut langsamer in den Adern sintert, wo der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht, da sie nicht so gebrechlich ist, wie der Leib, nimmt sie sich Zeit und liebt nicht mehr so stürmisch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenschlicher.

*

Daß der Gatte Xanthippes ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht, das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

*

Wieviel höher steht die Frau bei Moses, als bei den anderen Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mohammedanern! Diese sagen bestimmt, daß die Frau nicht einmal ins Paradies kommt; Mohammed hat sie davon ausgeschlossen. Glaubte er etwa, daß das Paradies kein Paradies mehr sei, wenn jeder seine Frau dort wiederfände.

*

Jeder, wer heiratet, ist wie der Doge, der sich mit dem Adriatischen Meere vermählt — er weiß nicht, was drin, was er heiratet: Schätze, Perlen, Ungetüme, unbekannte Stürme.

*

Die Musik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Musik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

*

Die deutschen Frauen sind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

*

Die deutsche Ehe ist keine wahre Ehe. Der Ehemann hat keine Ehefrau, sondern eine Magd, und lebt sein isoliertes Hagestolzleben im Geiste fort, selbst im Kreis der Familie. Ich will darum nicht sagen, daß er der Herr sei, im Gegenteil ist er zuweilen nur der Bediente seiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hause nicht.

VI. Vermischte Einfälle.

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie.

*

Neben dem Denker ein prosaischer Mensch, der ruhig sein Geschäft treibt — neben jeder Krippe, worin ein Heiland, eine welterlösende Idee, den Tag erblickt, steht auch ein Ochse, der ruhig frißt.

*

Kadmus bringt die phönikische Buchstabenschrift, die Schriftkunst nach Griechenland — diese sind die Drachenzähne, die er gesäet; die avozierten geharnischten Männer zerstören sich wechselseitig.

*

Es giebt hohe Geister, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben sind und den Thron nur für einen Stuhl ansehen, der bedeckt mit rotem Samt — Es giebt niedere Geister, denen alles Ideale unbedeutend dünkt und denen der Pranger nur ein Halsband von Eisen ist. Sie haben keine Scheu vor der eisernen Kravatte, wenn sie nur dadurch ein Publikum um sich versammeln können; diesem imponieren sie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt worden.

*

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unsere Gesinnung, durch beständige Beschäftigung mit dem Gegensatz. Der Garde municipal, welcher den Kankan überwacht, findet denselben am Ende gar nicht mehr so unanständig und möchte wohl gar mittanzen. Der Protestant sieht nach langer Polemik mit dem Katholizismus ihn nicht mehr für so greuelhaft an, und hörte vielleicht nicht ungern eine Messe.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir selbst Ruinen sind.

*

De mortuis nil nisi bene — man soll von den Lebenden nur Böses reden.

*

Kourtoisie.

Wenn man einen König prügelt, muß man zugleich aus Leibeskräften „Es lebe der König!“ rufen.

*

Es giebt Leute, welche den Vogel ganz genau zu kennen glauben, weil sie das Ei gesehen, woraus er hervorgekrochen.

*

Der Giftbereiter muß gläserne Handschuh anziehen.

*

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifestation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraumes und beständiger Öffentlichkeit. „Vor seinem Tode," sagt Solon, „ist niemand glücklich zu schätzen" — und wir dürfen auch sagen: Vor seinem Tode ist niemand als Charakter zu preisen. Herr** ist noch jung und es bleibt ihm Zeit genug zu künftigen Schuftereien — wartet nur einige Jährchen, er tauft sich in der **kirche, er wird der Advokat für Schelmenstreiche — vielleicht aber hat er schon die Muße dazu angewendet, und wir kennen nur seine Thaten nicht, wegen seiner obskuren Weltstellung.

*

Wie kommt es, daß der Reichtum seinem Besitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das furchtbarste Verderben? Die uralten Mythen vom goldnen Vließ und vom Nibelungshort sind sehr bedeutungsvoll. Das Gold ist ein Talisman, worin Dämonen hausen, die alle unsre Wünsche erfüllen, aber uns dennoch gram sind ob des knechtischen Gehorsams, womit sie uns dienen müssen, und diesen Zwang tränken sie uns ein durch geheime Tücke, indem sie eben die Erfüllung unserer Wünsche zu unserem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöten bereiten.

*

Wie die Theater mehrmals abbrennen müssen, ehe sie als ganz prachtvoll gebaut hervorsteigen, wie ein Phönix aus der Asche, so gewisse Bankiers. Jetzt glänzt das Haus **, nachdem es drei- bis viermal falliert, am glänzendsten. Nach jedem Brande erhob es sich prunkvoller — die Gläubiger waren nicht verassekuriert.

*

„Gebe Gotte, was Gottes, dem Cäsar, was des Cäsars ist!" — Aber das gilt nur vom Geben, nicht vom Nehmen.

*

Wie vernünftige Menschen oft sehr dumm sind, so sind die Dummen manchmal sehr gescheit.

*

Ich las das langweilige Buch, schlief drüber ein, im Schlafe träumte ich weiter zu lesen, erwachte vor Langeweile, und das dreimal.

*

Fräulein ** bemerkt, daß der Anfang der Bücher immer so langweilig, erst in der Mitte amüsiere man sich, man sollte jemand dafür haben, der für uns die Bücher zu lesen anfängt, wie man Stickerinnen dafür bezahlt, daß sie die Teppiche anfangen zu brodieren.

*

Die schöne, junge ** heiratet den alten A. Der Hunger trieb sie dazu — sie hatte zu wählen zwischen ihm und dem Tod, der noch magerer und grauenhafter. A., sei stolz darauf, daß sie deinem Skelett den Vorzug gab.

*

Wenn das Laster so großartig, wird es minder empörend. Die Engländerin, die sonst eine Scheu vor nackten Statuen hatte, war beim Anblick eines ungeheuren Herkules minder choquiert: „Bei solchen Dimensionen scheint mir die Sache nicht mehr so unanständig."

*

In Hamburg hat man die Steuern erhöht wegen der Entfestigung und der Promenaden, die sehr schön sind, wie sich denn Hamburg überhaupt gern ein schönes Äußere geben will, und Promenaden anlegt, damit der, welcher im Innern der Stadt nichts mehr zu essen hat, während der Mittagsstunden eine Promenade um die Stadt machen kann; — auch Bänke zum Lesen, z. B. eines Kochbuchs, und elegische Trauerweiden.

*

Philologie in Handelsstädten.

Handwerker oder Philologe soll man werden — man wird zu allen Zeiten Hosen brauchen, und es wird immer Schulknaben geben, welche Deklinationen und Konjugationen gebrauchen.

*

Die Britinnen tanzen, als wenn sie auf Eseln ritten.

*

Die Affen sehen auf die Menschen herab, wie auf eine Entartung ihrer Rasse, so wie die Holländer das Deutsche für verdorbenes Holländisch erklären.

*

E. ist mehr ein Freund der Gedanken als der Menschen. Er hat etwas von Abälard — hat er seine Heloise gefunden?

*

** gehört zu jenen Engeln, die Jakob im Traume gesehen und die eine Leiter nötig hatten, um vom Himmel auf die Erde herabzusteigen — ihre Flügel sind nicht stark genug.

*

Ehe ** Mystiker wurde, war er ein schlichter, verständiger Mensch.

*

Wie Mohammed nur ein Kameltreiber war, ehe ihn der Engel zum Propheten erleuchtete, so war ** zwar nicht ein Kameltreiber, aber ein Kamel selbst, ehe ihm das neue Licht gekommen.

*

Der Autor hält sich ängstlich in dem Kreis des Kirchenglaubens, er kennt die Schrecknisse, die außerhalb desselben die begabtesten Geister überwältigen. Er gleicht dem Zauberer, der nicht den Kreis zu überschreiten wagt, wo er sich selbstwillig gebannt und sicher ist.

*

Man nennt ** einen zweiten Duprez [1]) — man wird bald Herrn Duprez einen zweiten ** nennen, so schlecht singt er schon.

*

Ob sie tugendhaft war, weiß ich nicht; aber sie war immer häßlich, und Häßlichkeit bei einem Weibe ist schon der halbe Weg zur Tugend.

*

Im Dorf war ein Ochs, der so alt war, daß er endlich kindisch ward, und als man ihn schlachtete, schmeckte sein Fleisch wie bejahrtes Kalbfleisch.

*

1) Ein bekannter französischer Tenorist.

Sonne und Mond sind die Fußschemel Gottes, ihm die alternden Füße zu wärmen. Der Himmel ist seine grauwollene Jacke, mit Sternen gestickt.

*

Mr. Colombe, entdecken Sie uns noch eine neue Welt!
Mlle. Thais, stecken Sie noch ein Persepolis in Brand!
Mr. Jesus Christ, lassen Sie sich nochmals kreuzigen!

*

Gefährlicher Gedanke.

Ich hatte ihn out-side of a stage-coach.

*

Da und da hatte ich einen großen Gedanken, hab' ihn aber vergessen. Was mag es wohl sein? Ich plage mich mit Erraten.

*

Der Diamant könnte sich etwas darauf einbilden, wenn ihn ein Dichter mit einem Menschenherzen vergliche.

*

Nach der Erzählung einer edlen That der Ausruf: Größer als alle Pyramiden, als der Himalaya, als alle Wälder und Meere, ist das menschliche Herz — es ist herrlicher als die Sonne und der Mond und alle Sterne, strahlender und blühender — es ist unendlich in seiner Liebe, unendlich wie die Gottheit, es ist die Gottheit selbst.

VII. Bilder und Farbenstriche.

Traum Metternichs: Er sieht sich im Sarg mit einer roten Jakobinermütze.

Traum Rothschilds: er träumt, er habe 100 000 Franken den Armen gegeben und wird krank davon.

*

Bild.

Haushalt Josephs und Marias. Ersterer sitzt an der Wiege des Kindes und schaukelt es, singt auch Eiapopeia — Prosa. Maria sitzt am Fenster zwischen Blumen und streichelt ihre Taube.

*

Zur „Himmelfahrt."

Der Direktor zeigt mir sein Kuriositätenkabinett, z. B. der erste Zahn von Ahasverus.

Die kleinen Engel, welche rauchen.

*

Ein blinder Charlatan auf dem Markte verkauft Augenwasser, das gegen Blindheit schützt. Er hat selbst nicht dran geglaubt und ist blind geworden. Tragische Schilderung der Blindheit.

*

Die wahnsinnige Jüdin, die das Jahrzeitlämpchen des Kindes wiegt.

*

Eindruck bei der Rückkehr in Deutschland.

Zuerst das weiße Haar — Weiß giebt immer die Idee des Märchenhaften, Gespenstischen, des Visionären: weiße Schatten, Puder, Totenlaken.

Die Korpulenz — dicke Gespenster, weit unheimlicher als dünne.

Kirchhof, wo geliebte Gräber.

Bei dem ersten „Werda!" ruf ich: alle guten Geister loben Gott.

*

In den Flaschen sehe ich Greuel, die ihr Inhalt erzeugen wird — ich glaube im Naturalienkabinett Flaschen mit Mißgeburten, Schlangen und Embryos zu sehen.

*

Der Engländer, der mit seiner Miß immer an den Badestrand geht, damit der Anblick der nackten Männer sie gegen Sinnlichkeit abstumpfe.

*

Die Parabel vom Schauspieler. Der Hund, der Esel: „Du sollst bellen, du sollst Stroh fressen!“ — Der arme **, er bellt schon!

*

Calmonius.[1])

Seine Sucht nach Ordensbändern, dieser nagende Bandwurm seiner Seele. Sein Leib laboriert an einem minder lächerlichen Bandwurme.

*

Wenn ** wiederkommt, die Grisetten werden ihn zerreißen, wie die thrakischen Weiber seinen Kollegen, den Orpheus.

*

Fanny Elsler, die Tänzerin beider Welten.

*

Tragödienkritik, wo angenommen wird, der Held wolle ganz etwas anderes, als er sagt. Durchführung des Verschweigens.

*

Die Hoffnung ist eine schöne Jungfrau mit kindlichem Gesicht, aber welken Brüsten, woran . . .

*

Ich finde in einem einsamen Gärtchen eine Rose, die allerlei Erinnerungen weckt — ihr Mund en coeur, ihr ganzes graziöses Wesen, ihr Leichtsinn, ihre Innigkeit.

*

Ihr Lächeln, wie ein strahlendes Netz, sie warf es aus und meine Seele verfing sich darin, und zappelt in den holden Maschen, wie ein Fisch, seit Jahren.

*

Ein gefühlvoll, helles Auge, ruhige sinnreiche Lippen — eine schöne, lächelnde Blume, eine — tiefsinnige Stimme.

---

1) Vgl. Bd. V. S. 400.

Ein süßlich zerquetschtes, eingemachtes Gesicht mit ängstlich kleinlichen Augen.

*

Ein lächelnder Gang.

*

Er sprudelte von Dummheit.

*

Ein Gesicht wie ein Fötus in Weingeist.

*

Eine Dame, welche schon anfing, nicht mehr jung zu sein.

*

Sie blinzelte mit den Augen wie eine Schildwache, der die Sonne ins Gesicht scheint.

*

Sie schrieb anonyme Briefe, unterschrieben: „Eine schöne Seele.“

*

Er lobt sich so stark, daß die Räucherkerzchen im Preise steigen.

*

Er hat es in der Ignoranz am weitesten gebracht.

*

Was ** betrifft, so sagt man, daß er von mehreren Juden abstamme.

*

Ein fetter Mastbrite.

*

Schön gekämmte, frisierte Gedanken.

*

Es steigt herab die große Nacht mit ihren kühnen Sternen.

*

Ich sah einen Wolf, der leckte an einem gelben Stern, bis seine Zunge blutete.

*

Den Mond, dessen Glanz bleich und fahl war, umgab eine Masse gelblicher Wolken, ähnlich dem bleifarbenen Ringe, welcher Augen, die viel von Thränen benetzt werden, zu umsäumen pflegt.

*

Die Felsen, minder hart als Menschenherzen, die ich vergebens anflehte, öffnen sich und der schmerzlindernde Quell rieselt hervor.

*

Hymnus.

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe.

Rund um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt. Wir haben gesiegt, aber rund umher liegen die Leichen meiner Freunde. In die jauchzenden Triumphgesänge tönen die Choräle der Totenfeier. Wir haben aber weder Zeit zur Freude noch zur Trauer. Aufs neue erklingen die Drommeten, es gilt neuen Kampf —

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

Briefe.

(1816—1856.)

1. An Christian Sethe.[1])

Hamburg, den 6. Juli 1816.

An Christian Sethe! . . . .

(Ich weiß nicht, hast Du lieber hochgebohren oder wohlgeboren? kannst Dir's daher selbst beym Namen schreiben.)

Ja! ich will jetzt an meinem Freunde Christian schreiben. Zwar ist es nicht die dazu am besten geeignete Stunde Wunderseltsam ist mir zu Mute und bin gar zu herzbewegt, und habe mich wohl in acht zu nehmen, daß kein leises Wörtlein entschlüpfe das mir den innern Gemütszustand verraten kann. Ich sehe schon wie zwey große wohlbekannte blaue Augen mich anstarren würden; die habe ich zwar sehr lieb, sind aber glaub ich nur zu kalt. — —

Ich habe mich wieder hingesetzt Dir zu schreiben und habe alles aus dem Herzen rauschen gelassen was Dir immer spanische Dörfer bleiben. Ich habe Dich ein bißchen sehr lieb. Wie geht's Dir, Alter? Erfreust mich gar herrlich und königlich, wenn Du mir brav schreibst. Thue es. Aber viel beten kann ich selbst zu unserm lieben Herrgott nicht. — Mir geht's gut. Bin mein eigener Herr, und steh so ganz für mich allein, und steh so stolz und fest und hoch, und schau die Menschen tief unter mir so klein, so zwergenklein; und hab meine Freude dran. Christian, Du kennst ja den eitlen Prahlhans? Doch

> Wenn die Stunde kommt, wo das Herz mir schwillt,
> Und blühender Zauber dem Busen entquillt,
> Dann greif ich zum Griffel rasch und wild,
> Und mahle mit Worten das Zaubergebild. —

— Aber auch verwünschte Prahlerey, es scheint, als sey mir die Muse untreu geworden, und habe mich allein nach Norden ziehen lassen, und sey zurück geblieben. Ist auch ein Weib. Oder fürchtet sie sich vor die furchtbaren Handelsanstallten, die ich mache? Wahr ist es, es ist ein verludertes Kaufmannsnest hier. Huren genug, aber keine Musen. Mancher deutscher Sänger hat sich hier schon die Schwindsucht am Halse gesungen. Muß Dir was erzählen:

---

1) Chr. Sethe (1798—1857). Vgl. über seine Beziehungen zu Heine das Buch von H. Hüffer: „Aus dem Leben Heinrich Heines" (Berlin 1878), S. 1 ff., dem die folgenden Briefe an Sethe entlehnt sind.

1. An Christian Sethe.[1])

Hamburg, den 6. Juli 1816.

An Christian Sethe! . . . .

(Ich weiß nicht, hast Du lieber hochgebohren oder wohlgeboren? kannst Dir's daher selbst beym Namen schreiben.)

Ja! ich will jetzt an meinem Freunde Christian schreiben. Zwar ist es nicht die dazu am besten geeignete Stunde Wunderseltsam ist mir zu Mute und bin gar zu herzbewegt, und habe mich wohl in acht zu nehmen, daß kein leises Wörtlein entschlüpfe das mir den innern Gemütszustand verraten kann. Ich sehe schon wie zwey große wohlbekannte blaue Augen mich anstarren würden; die habe ich zwar sehr lieb, sind aber glaub ich nur zu kalt. — —

Ich habe mich wieder hingesetzt Dir zu schreiben und habe alles aus dem Herzen rauschen gelassen was Dir immer spanische Dörfer bleiben. Ich habe Dich ein bißchen sehr lieb. Wie geht's Dir, Alter? Erfreust mich gar herrlich und königlich, wenn Du mir brav schreibst. Thue es. Aber viel beten kann ich selbst zu unserm lieben Herrgott nicht. — Mir geht's gut. Bin mein eigener Herr, und steh so ganz für mich allein, und steh so stolz und fest und hoch, und schau die Menschen tief unter mir so klein, so zwergenklein; und hab meine Freude dran. Christian, Du kennst ja den eitlen Prahlhans? Doch

> Wenn die Stunde kommt, wo das Herz mir schwillt,
> Und blühender Zauber dem Busen entquillt,
> Dann greif ich zum Griffel rasch und wild,
> Und mahle mit Worten das Zaubergebild. —

— Aber auch verwünschte Prahlerey, es scheint, als sey mir die Muse untreu geworden, und habe mich allein nach Norden ziehen lassen, und sey zurück geblieben. Ist auch ein Weib. Oder fürchtet sie sich vor die furchtbaren Handelsanstallten, die ich mache? Wahr ist es, es ist ein verludertes Kaufmannsnest hier. Huren genug, aber keine Musen. Mancher deutscher Sänger hat sich hier schon die Schwindsucht am Halse gesungen. Muß Dir was erzählen:

---

1) Chr. Sethe (1798—1857). Vgl. über seine Beziehungen zu Heine das Buch von H. Hüffer: „Aus dem Leben Heinrich Heines" (Berlin 1878), S. 1 ff., dem die folgenden Briefe an Sethe entlehnt sind.



Als ich ging nach Ottensen hin,
Auf Klopstocks Grab gewesen ich bin.
Viel schmucke und stattliche Menschen dort standen,
Und den Leichenstein mit Blumen umwanden,
Die lächelten sich einander an
Und glaubten wunders was sie gethan. —
Ich aber stand beim heiligen Ort,
Und stand so still und sprach kein Wort,
Meine Seele war da unten tief
Wo der heilige deutsche Sänger schlief: — —
— — —

Nun? Sieh! selbst auf Klopstocks Grab verstummt meine Muse. Nur erbärmlich mit miserable kann ich noch zusammenreimen. Hauptsächlich, lieber Christian, muß ich Dich bitten, Dich des armen Levys [1]) anzunehmen Es ist die Stimme der Menschlichkeit, die Du hörst. Ich beschwöre Dich bei allem, was Dir heilig ist, hilf ihm. Er ist in der größten Not. Mein Herz blutet. Ich kann nicht viel sprechen; die Worte brennen mir in den Adern.

Ich wasche meine Hände in Unschuld, Du hast alles auf Deine Seele. — — —

Meine Adresse ist Harry Heine bey Witwe Rodbertus auf die Große Bleiche in Hamburg, Nr. 307.

Freu Dich, Freu dich: in 4 Wochen sehe ich Molly. [2])

Mit ihr kehrt auch meine Muse zurück.

Seit 2 Jahr hab ich sie nicht gesehen. Altes Herz, was freust du dich und schlägst so laut! — Leb wohl, lieber Christian, denke mein.

Dein Freund

Harry Heine.

Pellmann zu grüßen, vorzüglich den guten Zugemaglio (bitte Zugemaglio, er soll ein Brief an mich bey Dir einschlagen). Unzer, Lottner und Wünneberg [3]) nicht zu vergessen. Spielt brav, und befutelt Euch untereinander.

Grüße Deine werte Eltern und Geschwister.

2. An Christian Sethe.

Hamburg, den 27. Oktober 1816.

An den Studioso Christian Sethe in Düsseldorf.

Sie liebt mich nicht! — Mußt, lieber Christian, dieses letzte Wörtchen ganz leise, leise aussprechen. In den ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. — Könntest Du Deinem armen Freunde nur ein bißchen ins

1) Joseph Levy, ein Schulkamerad Heines auf dem Lyceum zu Düsseldorf. Vgl. Strodtmann, l. c. I. 29.

2) Die Jugendgeliebte des Dichters, Amalie Heine, die Tochter seines Oheims Salomon, welche er 1814 bei ihrem Besuch im Hause seiner Eltern zu Düsseldorf kennen gelernt hatte.

3) Schulkameraden Heines. Vgl. die „Wünnebergiade," Bd. I. S. 80 und das Sonett an Franz v. Z. Bd. I. S. 87, sowie Hüffer, l. c. S. 14 ff.

Gesicht sehen, wie er so ganz bleich aussieht, und gewaltig verstört und wahnsinnig, so würde sich Dein gerechter Unmut wegen des langen Stillschweigens sehr bald zur Ruhe legen; am besten wäre es zwar, wenn Du einen einzigen Blick in seine inn're Seele werfen könntest, — da würdest Du mich erst recht lieb gewinnen.

Eigentlich mußt Du wissen, lieber Christian, ist jeder meiner Gedanken ein Brief an Dich, oder wenigstens gestaltet er sich so, und ich habe Dir unlängst schon einen Ellenbreit langweiligen Brief zusammengekratzt, wo ich Dir mein ganzes Innere seufzend aufschloß, vom Ey der Leda an bis Trojas Zerstörung; aber diesen Brief habe ich weislich wieder vernichtet, da er doch zu nichts dienen konnte, als in fremde Hände zu fallen und mir alsdann vielleicht den Garaus zu machen. Kannst mir ja so nicht helfen. —

Einen kleinen Spaß will ich Dir erzählen. Du weißt, Christian, von demselben Augenblick an, als ich Dich zum ersten Male sah, ward ich unwillkürlich zu Dir hingezogen, und ohne mir selber davon Rechenschaft geben zu können, warst Du mir immer ganz unendlich lieb und teuer. Ich glaube Dir in dieser Hinsicht schon längst davon gesprochen zu haben: wie ich oft in Deinen Gesichtszügen und vorzüglich in Deinen Augen E t w a s bemerkte, was mich auf eine unbegreifliche Art zugleich von Dir abstieß und zugleich wieder gewaltsam zu Dir hinzog, so daß ich meinte im selben Augenblick liebendes Wohlwollen und auch wieder den bittersten, schnöden, eiskalten Hohn darin zu erkennen. Und siehe! dieses nemliche rätselhafte Etwas habe ich auch in Mollys Blicken gefunden. Und eben dieses ist es was mich auch so ganz konfus macht. Denn obgleich ich die unleugbarsten, unumstößlichsten Beweise habe: daß ich nichts weniger als von ihr geliebt werde — Beweise, die sogar Rektor Schallmeyer [1]) für grundlogisch erkennen und kein Bedenken tragen würde, seinem eigenen Systeme obenan zu stellen, so will doch das arme liebende Herz noch immer nicht sein concedo geben, und sagt immer: was geht mich Deine Logik an, ich habe meine eigene Logik. — Ich habe sie wiedergesehen, —

„Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sey der Leib,
Doch ich allein erwähle
Für mich das schöne Weib."

Hu! Schauderst Du nicht, Christian? Schaudere nur, ich schaudre auch. — Verbrenne den Brief. Gott sey meiner armen Seele gnädig. — Ich habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. — O Gott! Wahnsinn sündigt nicht. — Du! Du! hauche nicht zu stark, da hab ich eben ein wunderhübsches Kartenhaus aufgeschichtet, und ganz oben auf steh ich und halte sie im Arm! —

Sieh, Christian, nur D e i n Freund konnte seinen Blick zum Allerhöchsten erheben (erkennst Du ihn hieran?); freylich scheint es auch, als wenn es sein Verderben sein wird. Aber Du kannst Dir auch kaum vorstellen, lieber Christian, wie mein Verderben so herrlich und lieblich

1) Vgl. Bd. VII. S. 377 ff.

aussieht! — Aut Caesar aut nihil war immer mein Wahlspruch. Alles an Allem.

Ich bin ein wahnsinniger Schach Spieler. Schon beym ersten Stein habe ich die Königin verloren, und doch spiel ich noch, und spiele — um die Königinn. Soll ich weiter spielen? —

„Quand on a tout perdu et qu'on n'a plus d'espoir,
La vie est une opprobre et la mort un devoir.“ [1])

Schweige, verfluchter, lästerlicher Franzose, mit Deinem feigen Verzweiflungsgegreine! Kennst Du nicht die deutsche Minne? Die steht kühn und fest auf zwey ewig unerschütterliche Säulen, Manneswürde und Glauben. — Nur halte mich, o Gott, in sicherer Hut vor die schleichende, finstre Macht der Stunde. — Entfernt von ihr, lange Jahre glühende Sehnsucht im Herzen tragen, das ist Höllenqual, und drängt höllisches Schmerzgeschrey hervor. Aber, in ihrer Nähe seyn, und doch ewig lange Wochen nach ihrem alleinseeligmachenden Anblick oft vergebens schmachten, u — u — und — und — O! — O! — O Christian! Da kann auch das frömste und reinste Gemüt in wilder wahnsinniger Gottlosigkeit auflodern. —

Ach Du bist klug, Christian, und wirst mich gewiß meines langen Stillschweigens wegen nicht strafen wollen. — Du weißt nicht welch ungeheuer Weh mir der dolchscharfe Widerhaken macht, mit welchem sich jedes Wort aus meiner Seele hervorreißt; andern Leuten kosten die schwarzen Striche nichts, können sie nach Belieben hin und her stellen, schreiten auf dem Kothurn um besser durch den Dreck zu kommen. Dies, was Du hier für Kothurn ansehen magst, sind riesig hohe Schmerzgestalten die aus den gähnend weiten blutigen Herzwunden hervorsteigen. — Sei nicht böse, Christian, ich bin Dir ja so gut, so gut, und bin so gewaltig unglücklich dran. Willst Du mich auch verstoßen? Ach die Stimme im Herzen hat mich sehr getäuscht, wird sie auch diesmal Lügnerin seyn? Christian, sag ja oder nein. Du bist allein übergeblieben, sag ja oder nein. Bei allem, was Dir heilig ist, sag mir die Wahrheit. — Ja? nun so hab ich auch Hoffnung, daß mir die Stimme des Herzens auch bey Molly nicht lügt. Nein? nun — — —

Schreib bald, lieber Christian, ja, willst Du?

Das ist auch eine herzkränkende Sache, daß sie meine schöne Lieder, die ich nur für sie gedichtet habe, so bitter und schnöde gedemütigt und mir überhaupt in dieser Hinsicht sehr häßlich mitgespielt hat. — Aber solltest Du es wohl glauben, die Muse ist mir demohngeachtet jetzt noch weit lieber als je. Sie ist mir eine getreue tröstende Freundinn geworden, die ist so heimlich süß und ich liebe sie recht inniglich. Wie tief treffen mich jetzt die Worte Goethes im Tasso [2]):

„Alles ist dahin! — Nur eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Der Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles, —

---

1) Die Verse sind, abgesehen von einzelnen Verstößen gegen Grammatik und Prosodie, der „Mérope“ des Voltaire (Schluß von Akt II) entnommen. Sie lauten dort:

Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
La vie est un opprobre et la mort un devoir.

1) Akt V. Sz. V.

Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide."

Ich dichte viel; denn ich habe Zeit genung, und die ungeheure Handelsspekulationen machen mir nicht viel zu schaffen; — Ob meine jetzigen Poesien besser sind, als die frühern weiß ich nicht; nur das ist gewiß, daß sie viel sanfter und süßer sind; wie in Hönig getauchter Schmerz. Ich bin auch gesonnen, sie balde (das kann indessen doch noch viele Monathe dauern) in Druck zu geben. Aber das ist die Schwerenotssache: da es dazu lauter Minnelieder sind, würde es mir als Kaufmann, ungeheuer schädlich sein; ich kann Dir dies nicht so genau erklären, denn Du kennst nicht den Geist, der hier herrscht. Und gegen Dich kann ichs aufrichtig gestehen: außerdem daß in dieser Schacherstadt nicht das mindeste Gefühl für Poesie zu finden ist, — es sehen denn eigends bestellte Hochzeits — Leichen — oder Kindtaufs-Carminaden, — so hat sich auch noch dazugesellt seit einiger Zeit eine schwüle Spannung zwischen den getauften und ungetauften Juden (alle Hamburger nenne ich Juden und die ich, um sie von den Beschnittenen zu unterscheiden: getaufte Juden benamse, heißen auch vulgo: Christen.) Bey so bewandten Umständen läßt sich leicht voraussehen, daß Christliche Liebe die Liebeslieder eines Juden nicht ungehudelt lassen wird. Da ist guter Rat teuer; auch ohnedies weiß ich nicht, wie man eine Buchherausgabe bewerkstelligt, und darinn sollst Du mich belehren, Christian; verstehst das ja besser.

Ich lebe hier ganz isolirt; aus obigen Andeutungen kannst Du Dir dies sehr leicht erklären. — Mein Oheim lebt auf dem Lande. Dort geht es sehr geziert und geschwänzelt zu, und der freie unbefangene Sänger sündigt sehr oft gegen die Etiquette. Diplomatisches Federvieh, Millionäre, hochweise Senatoren u. s. w. sind keine Leut für mich. Der homerisch göttliche herrliche Blücher aber war unlängst hier, und ich habe das Glück gehabt in seiner Gesellschaft zu speisen bey Onkel; so ein Kerl macht Freude. — —

Der Neffe vom großen (? ? ?) Heine ist zwar überall gern gesehen und empfangen; schöne Mädchen schielen nach ihm hin, und die Busentücher steigen höher, und die Mütter kalkulieren, aber — aber — bleib allein; Niemand bleibt mir übrig als ich selbst. Und wer dieser Sonderling ist, das weiß Christian besser als ich. — Ich bin sehr verlegen, ob Dich dieser Brief noch zu Hause antrifft, oder ob Du ihn, wie ich gewiß erwarte, nachgeschickt erhällst. Auf jeden Fall, wenn noch ein Funken Freundschaft übrig geblieben ist, schreibe mir sogleich ob Du ihn richtig erhalten hast.[1]) Ich kann des Inhalts wegen, eher nicht ruhig schlafen. — Wie geht's Dir? Schreib. Zwar macht es mir viel Vergnügen, Deine Schriftzüge zu entziffern, aber ein bißchen mehr Deutlichkeit könnte nicht schaden Indessen bin ich auch mit Geschmier zufrieden. — —

In relieuser Hinsicht habe ich Dir vielleicht bald etwas sehr verwunderliches mitzuteilen. Ist Heine toll geworden? wirst Du ausrufen.

1) Der Brief trägt die von Sethe geschriebene Notiz: „Accepi den 23. November 1816, respondi den 19. Januar 1817."

Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die Himmlische die Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich scheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid. Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße.

„Werdet wie die Kindlein" lange wähnte ich dies zu verstehen, o ich närrischer Narr! — Kindlein glauben.

Heine.

Schon beynahe ein Monath liegt dieser Brief in meinem Pult; da ich erst nach Ddorf geschrieben habe um zu wissen, ob Du schon weggereißt. Soeben erhalte ich Deinen lieben Brief. Bei Gott! alle Freuden sind mir noch nicht abgestorben. Verzeih mir, guter, edler Christian, ich habe Dich zwar immer von ganzer Seele geliebt, aber auch oft, vielleicht immer verkannt. Dein Stolz erlaubte Dir dem armen Harry dreymahl zu schreiben, ohne zu wissen, ob Du vielleicht Antwort erhallst? Nun, bey Gott! der arme Harry ist so arm nicht mehr! — Aus dem Brief wirst Du sehen wie mir ums Herz ist; ist noch immer so. Aber ich trage den Schmerz jetzt viel männlicher. Ich fühle aber ein inneres Ersterben; auch Poesy verschwimmt in blasse Nebelbilder O M. . Du kost mir viel! — Ich umarme Dich Christian, aber drücke nicht so fest, auf die nackte Brust hängt eine schwarze eiserne Kette, und daran, gerade wo das arme Herz schlägt, hängt ein viel und scharfzackiges schwarze eiserne Kreutz, darin liegt M—s Locke. Hu! Das brennt! . . o Christian!

Ich kann nicht mehr, im Augenblick geht die Post fort. Onkel will mich hier weg haben, auch Vater beschwert sich, daß ich keine Geschäfte mache ohngeachtet der großen Ausgaben; aber coûte ce que coûte bleib ich hier. Schreib mir bald.

Sobald ich Gelegenheit find, erhallst Du den Toback.

---

3. An Friedrich von Beughem.

An Fritz von Beughem![1])

Mein Fritz lebt nun im Vaterland der Schinken,
Im Zauberland, wo Schweinebohnen blühen,
Im dunkeln Ofen Pumpernickel glühen,
Wo Dichtergeist erlahmt, und Verse hinken.

Mein Fritz, gewohnt, aus heil'gem Quell zu trinken,
Soll nun zur Tränke gehn mit fetten Kühen,
Soll gar der Themis Aktenwagen ziehen, —
Ich fürchte fast, er muß im Schlamm versinken.

Mein Fritz, gewohnt, auf buntbeblümten Auen
Sein Flügelroß mit leichter Hand zu leiten,
Und sich zu schwingen hoch, wo Adler horsten;

Mein Fritz wird nun, will er sein Herz erbauen,
Auf einem dürren Prosagaul durchreiten —
Den Knüppelweg von Münster bis nach Dorsten.

1) Aus den „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik," Bd. V. S. 309. — Vgl. Bd. I. S. 91 und 97. Von den untersten Zeilen der zweiten Briefseite ist ein Stück abgerissen, das Strodtmann ergänzt hat.

Es war mir recht erfreulich, lieber Fritz, einen Brief von Dir zu erhalten. Mit Vergnügen habe ich daraus ersehen, daß Du Dich wohl befindest; aber mit Leidwesen sah ich auch, daß Du, der sonst so gern Musen und Busen gereimt hat, sich jetzt so ganz und gar vom Busen der Musen losreißen will. Ich habe oben meine wohlgereimte und ehrlich gemeinte Gesinnungen darüber ausgesprochen. Ich muß Dich wahrlich mit einer vierzehnknötigen Sonett-Geißel wieder zur alten Rüstigkeit aufgeißeln. Denn ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß die Musen, wie eitle Weiber überhaupt, jede absichtliche Vernachlässigung gar fühlbar zu rächen wissen. Auch ich hab mal (schöner Busen halber) die Musen vernachlässigt. Meine Bestrafung hast Du selbst gesehen, nämlich meine poetische Unfruchtbarkeit vom vorigen Winter, die mich insofern ärgerte, da ich mich auf immer von den Musen verlassen wähnte, und nicht einmal ein poetisches Klagelied hierüber zu stande bringen konnte. Aber der alte Schlegel, der überhaupt mit den Damen umzugehen versteht, hat die zürnenden Schönen wieder mit mir versöhnt; und da er ihrer vielgenossenen Reize satt ist, oder sie vielleicht nicht mehr selber bespringen kann, so hat er sie mir gütigst zugekuppelt, und allen neun Schwestern habe ich bereits wieder dicke Bäuche gemacht.

Über mein Verhältnis mit Schlegel könnte ich Dir viel Erfreuliches schreiben. Mit meinen Poesien war er sehr zufrieden, und über die Originalität derselben fast [fre]udig erstaunt. Ich bin zu eitel, um mich hierüber [zu wun]dern. Ich habe mich sehr gebocken gefühlt, als [ich neulich] von Schlegel förmlich eingeladen wurde, [und bei der r]auchenden Kaffeetasse stundenlang mit [ihm plaudert]e. Je öfter ich zu ihm komme, desto mehr finde ich, welch ein großer Kopf er ist, und daß man sagen kann:

> Unsichtbare Grazien ihn umrauschen,
> Um neue Anmut von ihm zu erlauschen.

Seine erste Frage ist immer: wie es mit der Herausgabe meiner Gedichte stehe? und scheint solche sehr zu wünschen. Auch Du, lieber Fritz, scheinst mich hierüber ebenfalls zu fragen. Leider habe ich, wegen der vielen Veränderungen, die ich auf Schlegels Rat gemacht habe, noch viele Gedichte wieder abzuschreiben und viele ganz neue Gedichte und metrische Übersetzungen der Engländer noch hinzuzuschreiben. Letztere gelingen mir besonders gut und werden meine poetische Gewandtheit bewähren. Genug des Selbstlobs.

Du kannst Dir nicht vorstellen, lieber Fritz, wie oft und wie lebhaft ich an Dich denke. Um so mehr, da ich jetzt ein höchst trauriges, kränkelndes und einsames Leben führe. Neue Freundschaften zu suchen, ist bei dem jetzigen Zustand der Dinge ein mißliches und unratsames Geschäft; und was meine alten Freunde betrifft, so scheine ich denselben nicht mehr zu scheinen. Eines Besuches von Seiner Herrlichkeit, dem Staatsrat[1]), habe ich mich lange nicht zu erfreuen gehabt. In stattlicher Schnödigkeit und vornehm nickend sehe ich ihn zuweilen bei mir vorüber schreiten. Seine Obskuranz, der Herr Konsistorialrat

1) Scherzname für Christian Sethe.

Bölling[1]), den ich während seiner Krätz-Krankheit vorigen Winter tagtäglich zu bekneipen pflegte und während den Ferien oft den ganzen Tag mit mir herumschleppte, um seine Teufel zu bannen, besagter Bölling ist, gottlob, wieder gesund. Doch sehen wir uns jetzt nur im Universitätsgebäude; da ich es jetzt bin, der krank und teufelbesessen ist, und er jetzt auf dem Strumpf ist. Das ist ganz in der Ordnung. Daniels[2]) und Schopen[3]) stecken meistens zusammen, und speisen zusammen, und lesen zusammen, und medisieren zusammen. Das ist auch ganz in der Ordnung! Mit Pelmann stehe ich jetzt wieder auf intimem Fuß, und wir wünschen uns oft auf der Straße einen guten Tag. Alle andern freuen sich ihres Daseins.

Steinmann, ein Jude[4]), ein Poet[5]), der Prinz Witgenstein[6]) und dessen Hofmeister sind jetzt mein ganzer Umgang. Die Ferien über will ich wieder hierbleiben und durchochsen. Oktober aber werde ich mich nach Göttingen verfügen, und werde, auf meiner Durchreise, Dich in Hamm besuchen.

Das ist wieder eine von jenen freundlichen Rosen, die auf meinen dornigten Lebenswegen so sparsam gestreut sind.

O lieber Fritz! die Dornen ritzen mich jeden Augenblick; aber sie können mir nicht mehr so sehr wehe thun wie sonst. Denn ich sehe jetzt ein, daß die Menschen Narren sind, wenn sie über große Schmerzen klagen Der Schmerz ist nicht so groß, aber die Brust, die ihn beherbergen soll, ist gewöhnlich zu eng.

Dein Freund

H. Heine,
Stud. Juris.

Bonn, den 15. Juli 1820.

Mit heutigem Postwagen sende ich Dir den längst versprochenen Pfeifenkopf.

---

4. An Friedrich Steinmann.[7])

Göttingen, den 29. Oktober 1820.

Mit zusammengezogener Stirn und rollenden Augen war ich just im Begriff, einen Himmel und Hölle zersprengenden Fluch herauszudonnern, womit ich den dritten Akt meiner Tragödie[8]) schließen wollte, als ein königlich hannövrischer Beamte im Scharlachrock meine Stubenthür öffnete und mir einen Brief von Dir übergab. Herzlich, recht

1) Ein Verwandter der Sethesсhen Familie, welcher damals in Bonn Theologie studierte.
2) Alexander von Daniels (1800—1868), später einer der eifrigsten Vorkämpfer des „christlichen Staates."
3) Ludwig Schopen (1799—1867), später Direktor des Bonner Gymnasiums.
4) Joseph Neunzig, ein Jugendfreund Heines, welcher damals in Bonn Medizin studierte.
5) Vgl. Bd. I. S. 86. Rousseau führte unter seinen studentischen Freunden den Scherznamen „der Poet."
6) Vgl. Bd. I. S. 76 das Gedicht: „Lebensgruß."
7) Aus dem „Mephistopheles" von Fr. Steinmann, Bd. I. S. 196 ff.
8) Heine hatte den „Almansor," von welchem hier die Rede ist, ursprünglich in fünf Akte eingeteilt.

herzlich habe ich mich da gefreut; erheitert, recht lebendig erheitert hat sich mein ganzes Wesen; doch der Fluch, der hübsche Fluch ist dadurch zum Teufel gegangen. Indessen, der Schaden ist so groß nicht, Heine kann nicht lange in einer seelenvergnügten Stimmung bleiben, und vielleicht schon die nächste Stunde schickt mir Ärger an den Hals; die bösen Geister steigen wieder ins Haupt und besagter Tragödienfluch bricht um so furchtbarer heraus.

Wirklich schon, während ich diese Zeilen schreibe, verfliegt allmählich meine vergnügte Stimmung; die alten Schmerzen begeben sich wieder nach ihrer alten Kneipe, welche leider meine eigene Brust ist, und diese ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben; die blinde Großmutter Wehmut hör ich trippeln, ein neugebornes Töchterchen hör ich greinen, Fräulein Reue — so wird diese Kleine getauft, und in ihrem ewigen Gegreine unterscheide ich die Worte: „Du hättest in Bonn bleiben sollen."

Das sind ärgerliche Worte. Doch was hilft's, wenn ich sie in allerlei Variationen nachgreine, und die ganze Tonleiter durchseufze! — Ich habe es ja nicht besser gewollt, und war nicht viel klüger als der Junge, der zufällig seine Schuhe in den Rhein fallen ließ und aus Ärger seine Strümpfe denselben nachwarf.

Ja, wie sehr ich mich auch dadurch blamiere, so will ich euch doch ehrlich bekennen, daß ich mich hier furchtbar ennuyiere. Steifer, patenter, schnöder Ton. Jeder muß hier wie ein Abgeschiedener leben. Nur gut ochsen kann man hier Das war's auch, was mich herzog. Oft, wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradiesischen Beuls[1]) zur Zeit der Dämmerung dämmerte, sah ich im Verklärungsglanze vor mir schweben den leuchtenden Genius des Ochsens, in Schlafrock und Pantoffeln, mit der einen Hand Mackeldeys Institutionen emporhaltend, und mit der andern Hand hinzeigend nach den Türmen Georgia Augustas. Sogar die lauten Wogen des Rheines hatten mir alsdann oft mahnend zugerauscht:

> Ochse, deutscher Jüngling, endlich
> Reite deine Schwänze nach;
> Einst bereust du, daß du schändlich
> Hast vertröbelt manchen Tag!

Klingt das nicht höchst tragisch? Wahrlich, es liegt ein ernsterer und schauerlicherer Sinn drin, als im Schwanengesang der Sappho des Herrn Grillparzer in Wien.

Dieser Brief, wie ihr an der Aufschrift ersehen könnt, ist an euch beide zu gleicher Zeit gerichtet; denn ich wüßte gar nicht, wie ich es anfangen sollte, jedem von euch privatim zu schreiben; sintemal ich doch sehr gut weiß, daß das, was ich dem einen schreibe, dem andern nicht gleichgültig ist. Wie ich bis zur Zeit meiner Abreise gelebt, was ich in Beul gesagt und gesungen, und wie ich mich noch zuletzt in Bonn herumgetrieben habe, wirst Du gewiß schon an Rousseau erzählt haben, lieber Steinmann; ich habe jetzt, bis auf einige Zeilen, den dritten Akt

1) Ein Dorf bei Bonn am Rhein, wo sich Heine während der Sommerferien 1820 aufhielt.

meiner Tragödie geschlossen. Das war der schwerste und längste Akt. Hoffentlich werde ich diesen Winter die beiden übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, so wird es doch wenigstens ein großes Aufsehen erregen. In dieses Stück habe ich mein eigenes Selbst hineingeworfen, mitsamt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne weiteres dem Drucke. Es wird schon aufs Theater kommen — gleichviel wann — Anstrengung hat mir das Stück schon genug gekostet. Und aufrichtig gesagt, ich fange fast an zu glauben, daß eine gute Tragödie zu schreiben viel schwerer sei, als eine gute Klinge zu schlagen; obzwar man in einer Paukerei auf den Schläger zwölf Gänge und in einer Tragödie nur fünf Gänge zu machen braucht — Ich habe mich ganz an den Komment des Aristoteles gehalten, und habe seine Mensur in Hinsicht des Orts, der Zeit und der Handlung gewissenhaft angenommen. — Ich habe ferner auch gesucht, etwas Poesie in meine Tragödie zu bringen; freilich nicht so viel als im „Cervantes“ von Hofrat G. Döring.[1]) Über meine Gedichte nächstens. — Du siehst, mein guter Steinmann, daß ich, gegen meine Gewohnheit, viel auf einmal gedichtet habe. Von Dir hoffe ich dasselbe zu hören. Mit wie viel hundert Stanzen ist Deine Muse niedergekommen? Sind die Kindlein wohlgestaltet? Schone nicht das kritische Amputiermesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächschen mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen Dich selbst; das ist des Künstlers erstes Gebot. Ich glaube, Dir hierin oft ein Beispiel gegeben zu haben. Mit unserm „Poeten“[2]) geht's, gottlob! recht gut. Er hat bisher, wie Du weißt, mit der Muse in wilder Ehe gelebt, hat mit seinem Gassenmensch, der Demagogia, manchen Wechselbalg gezeugt, und wenn er ja mal die echte Muse schwängerte, so hatte er bei solcher Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte. Ich darf mich rühmen, daß ich ihn endlich in den heiligen Dom der Kunst geführt, seine Hand in die der wahren Muse gelegt, und über beide den ehelichen Segen ausgesprochen habe. Ich bin freilich nicht würdig genug, eine solche Weihe der Poesie auszuüben; doch wo der Priester fehlt, da kann auch oft eine schlichte Hebamme die Nottaufe verrichten. Wahrlich lieber Steinmann, Du wirst vor Bewunderung die Augen aufsperren, wenn Du siehst, welch ein tüchtiger Poet unser „Poet“ jetzt geworden ist. Er hat meine Ermahnungen beherzigt, und die oben angedeuteten zwei Hauptfehler: das Dichten, ohne dabei zu denken und das Follenische Kraftworteresieren[3]), endlich abgelegt. Ich habe lange nichts so Hübsches und Zartes gelesen, wie eins seiner Sonette; seine Apologie des Nibelungenliedes enthält wahre poetische Schönheiten und ergreifende Stellen; endlich der Sonettenkranz, womit er des Freundes krankes Haupt umsungen hat, duftet und flimmert wie goldener Johannisberger in einem schöngeschliffenen Kristall-

1) G. Döring: „Cervantes“ (Frankfurt a. M. 1819).
2) J. B. Rousseau.
3) A. C. Follen (1794—1855), bekannter Freiheitssänger.

pokal.[1]) — Du weißt, ich lobe selten; aber wenn ich Grund zum Loben habe, so quillt es mir um so unaufhaltsamer aus der Herzgrube Ringe nur freudig und rüstig, mein lieber Poet; den Lorbeer verdienst Du, und daß man ihn Dir nicht vorenthalten soll, dafür laß nur mich sorgen. Aber Du mußt mir auch folgen. Kümmere Dich nicht um bellende Hunde. Der Mond wird noch immer im selben Glanze leuchten, wenn längst die Hunde verstummt sind, die ihn anbellten. Sein Goldschimmer erstreckt sich über die ganze Erde. Aber wie weit erstreckt sich die Stimme eines Hundes? — Ich habe mehrere Tage in Hamm zugebracht; dort habe ich auch endlich die persönliche Bekanntschaft von Dr. Schulz[2]) gemacht. Mit seinem Associé[3]) habe ich mich auch ziemlich befreundet durch manchen vergnügten Spaziergang, den wir zusammen machten. Recht gut bin ich von beiden aufgenommen worden. Aber mein wundersüßes Bräutchen, Fräulein Romantik, geborne Poesie, hat sich dort sehr ennuyiert. Ich habe meinen Vorsatz aufgegeben, auf den Sandsteppen der Mark einige Blumen aus unserm Poesiegärtlein zu verpflanzen und den Samen derselben dort wuchern zu lassen; denn mit dem Unterhaltungsblatt[4]) ist durchaus nichts anzufangen. Dr. Schulz hat gar keinen Sinn, vielleicht gar Abneigung für Gedichte, und Wundermann liebt nötigenfalls nur Gedichte aus der Gleimschen Schule. Ich habe zwar Deine Gedichte, welche Du mir mitgegeben, demselben zugestellt, lieber Steinmann; doch bei der obigen Bewandtnis der Dinge zweifle ich nicht, daß es mit dem Abdruck sehr saumselig zugehen wird. — Wer weiß, ob mich nicht das Verlangen nach euch, liebe Freunde, nächsten Sommer wieder nach Bonn zurücktreibt. Denn ich zweifle nicht, ihr werdet beide einer auf den andern wohlthätig gewirkt haben. Rousseau wird sich an Steinmanns löbliche plastische Umrisse gewöhnt haben, und Steinmann an Rousseaus romantischen Farbenschmelz und Wortfluß. Aber keiner soll sich an der Eigentümlichkeit des andern vergreifen. — Ich werde euch nächstens mehr schreiben über meine Studien, mein Poetisieren, meinen Umgang ꝛc. Ich habe Dr. Hundeshagens[5]) sämtliche Aufträge richtig besorgt, welches ich ihm nächstens selbst schreiben werde, da jetzt die Post abgeht und es zu spät ist, noch etwas zu schreiben. — Denkt euch, Hofrat Beneke ist hier der einzige, welcher über altdeutsche Litteratur liest, und nur (horribile dictu!!) 9 (sage neun) Zuhörer hat. Unter diese gehört auch meine Wenigkeit. Wenn Hundeshagen nächsten Sommer über Nibelungen lesen wird, so möchte mich dieses wahrscheinlich nach Bonn zurückziehen. Dir, lieber Steinmann, bemerke ich nur noch, daß ich Deinen Brief erbrochen (in England steht darauf der Galgen) erhalten habe, und daß Dein Solinger Freund nur ein neues Kouvert mit meiner Adresse über den erbrochenen Brief gezogen hatte. — — — Schreibe mir nur recht viel, lieber

---

1) Vgl. Bd. VIII. S. 104.
2) Vgl. Bd. VIII. S. 6.
3) Wundermann.
4) Das „Kunst- und Wissenschaftsblatt,“ die Beilage des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers.“
5) K. B. Hundeshagen, damals Privatdozent der Kunstgeschichte und altdeutschen Litteratur in Bonn.

Steinmann, ich hatte lange auf Briefe von Dir gewartet, und erhalte nach so langem Warten nur wenige Zeilen. Grüße mir alle unsere Freunde. — Lebt wohl, sonst geht mir die Post ab. Schreibt! schreibt! schreibt bald!

H. Heine,
Stud. Juris.

5. An Friedrich von Beughem.[1])

Göttingen, den 9. November 1820.

Lieber Fritz!

Soeben bin ich aufgestanden, die Kaffeekanne steht dampfend auf dem Feuerbecken, und Zucker, und Brot, und Butter, und Milch, und alles steht in schöner Ordnung drum herum. Und doch vermisse ich etwas. Ich meine immer, nun müsse auch ein alter gelber Flausch kommen und sich freundlich plaudernd neben mir hinsetzen. Das ist der alte gelbe Flausch, worauf ich mehrere Nächte so behaglich geschlafen, und worin mein guter Fritz beim Frühstück wieder so hübsch paradierte. Die schönen Tage in Aranjuez sind aber vorüber. — Von meiner Reise kann ich Dir nicht viel Sonderliches erzählen. Bis Soest bin ich per pem gewandert. Dort blieb ich die Nacht und den folgenden Tag, da ich erwarten konnte, daß der Staatsrat[2]) gegen Abend kommen würde Ich habe mich auch wirklich in meiner Erwartung nicht getäuscht gefunden. Da hat sich das alte ♡ wieder mal recht gefreut. Mir war's, als wär der Christjan vom Himmel herabgefallen. Doch nur bis zur nächsten Stadt fuhr ich mit dem Postwagen. Dort blieb ich den Rest der Nacht, und machte mich den andern Morgen wieder auf den Weg nach Göttingen. Ohne sonderliches Pech bin ich hier angelangt. Denk Dir, ich habe sogar noch einen ganzen Louis mitgebracht — Es schien mir bis jetzt noch gar nicht in diesem gelehrten Neste. Hätte ich nicht die Länge des Wegs aus Erfahrung gekannt, so wäre ich richtig wieder nach Bonn zurückgelaufen. Patente Pomadehengste, Prachtausgaben wässrichter Prosaiker, plastisch ennuyante Gesichter — da hast Du das hiesige Burschenpersonal.

. . . .[3])

Hundeshagens und Radlofs[4]) Empfehlungen haben mir bei Beneke sehr genutzt und mir viele Auszeichnungen verschafft. Ich höre Benekens

---

1) „Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik," Bd V. S. 311 ff.

2) Christian Sethe.

3) Von dem ersten Blatt dieses Briefes ist unten ein Stück abgerissen. Die hier fehlende Stelle hat Strodtmann in folgender Art zu ergänzen versucht: „Aber die [Professoren sind hier erst recht viel lederner,] als in Bonn[; nur Sartorius, welcher deutsche Geschichte liest] und bei welchem ich [die freundlichste Aufnahme gefunden, hat mich] fast entzückt; ganze Abende [habe ich schon bei ihm zugebracht.]" Die Lücke auf der Rückseite des Blattes ist ebenfalls ergänzt.

4) Vgl. Bd. III. S. 90, Anm.

Kollegium über altdeutsche Sprache mit großem Vergnügen.[1]) Denk Dir, Fritz, nur 9 (sage neun) Studios hören dieses Kollegium. Unter 1300 Studenten, worunter doch gewiß 1000 Deutsche, sind nur 9, die für die Sprache, für das innere Leben und für die geistigen Reliquien ihrer Väter Interesse haben. O Deutschland! Land der Eichen und des Stumpfsinnes!

Die ersten vierzehn Tage meines Hierseins habe ich durchaus nichts anders gethan, als daß ich den dritten Akt meiner Tragödie schrieb. Dieser war der größte. Die noch übrigen zwei Akte werde ich erst künftigen Januar schreiben. Denn jetzt muß ich furchtbar ochsen. Dies geschieht auch. Ging ich ja doch des Ochsens halber hierher. Meine Bonner Freunde schreiben klägliche Briefe über meinen Abgang von Bonn. Besonders Steinmann. Ich habe ihm geschrieben, daß mir in Beul, als ich in der Dämmerung dämmerte, der Genius des Ochsens erschienen ist, in der rechten Hand Mackeldeys Institutionen emporhaltend, und mit der linken hinzeigend nach den Türmen Georgia Augustas. Noch durchschauert's mich, wenn ich denke, wie er mit hohler Stimme sprach:

„Ochse, deutscher Jüngling, endlich,
Reite deine Schwänze nach;
Einst bereust du, daß du schändlich
Hast vertröbelt manchen Tag."

Sei nur ruhig, lieber Fritz, ich will schon zusehen, daß ich diesen Winter etwas loskriege. — Über meine Gedichte werde ich dir wohl schon nächstens Erfreuliches mitteilen können.

[Dem Dr. Schulz habe ich gleich] geschrieben, [mir die Nummern des Kunst- und] Wissenschaftsblattes von Nr. 1 [dieses Jahres an schleunigst] allhier zukommen zu lassen. [Das ist zu meinem Ärger bis] jetzt noch nicht geschehen. Habe doch die Güte, lieber Fritz, die Westf. Anzeiger-Redaktion deshalb zu rüffeln (welches Du doch noch von alters her so gut verstehst), und wenn mein bewußtes Gedicht noch nicht im Wissenschaftsblatt abgedruckt ist, so gehe zu Dr. Schulz und sage ihm, daß ich es mir zurück erbitte.[2]) Schicke es mir alsdann mit Deinem nächsten Briefe. Da ich jetzt alle meine Gedichte gesammelt habe und einen Verleger suche, so darf ich nicht einzelne derselben herumfliegen lassen. Wenn Du an Christian [Sethe] schreibst, so grüße ihn recht herzlich; auch sage, wo er jetzt ist und was er macht. Deinem Freund Wegener sage, daß ich seinen Auftrag halb vergessen habe, da ich vergaß, was und von welchem Pfeifenhändler er etwas haben wolle. — Deinen Bruder (ich glaube Karl) grüße mir recht herzlich; sowie auch den Herrn Wundermann.

Ich erinnere mich dankbar, lieber Fritz, an all das Gute und Herzerfreuende, das Du mir in Hamm erzeigt hast; ich werde schon Satisfaktion zu nehmen wissen.

Du guter Fritz, Du gehörst wahrlich zu jenen seltnern Menschen, durch deren Freundschaft das Gemüt nicht gewaltsam aufgeregt und im

1) Vgl. Bd. I. S. 33 und Bd. V. S. 157, Anm.
2) „Das Liebchen von der Reue," Bd. I. S. 70.

tollen Tanz der Gefühle mit sich herumgeschleudert, sondern still erquickt, von alten Wunden geheilt, ich möchte fast sagen veredelt wird. Und mein tolles, zerrissenes und verwildertes Gemüt, wie sehr bedarf dieses einer solchen Besänftigung, Heilung und Veredlung! —

H. Heine.

Adresse: An H. Heine, Stud. juris, bei Doktorin Wyneker in Göttingen.

---

*6. An F. A. Brockhaus.[1]

Beiliegend erhalten Sie ein Manuskript, betitelt: „Traum und Lied," welches ich Ihnen zum Verlag anbiete. Ich weiß sehr gut, daß Gedichte in diesem Augenblick kein großes Publikum ansprechen und daher als Verlagsartikel nicht sonderlich geliebt sein mögen. Deshalb aber habe ich mich eben an Sie, Herr Brockhaus, gewandt, da es mir auch nicht unbekannt geblieben sein konnte, daß es Ihnen beim Verlag von Poesien auch ein bißchen um der Poesie selbst zu thun ist, und daß Sie das anspruchslos Gute in unserer schönen Litteratur ebenso wirksam zu befördern suchen, wie Sie den gespreizten Dünkel niederzuzerren und zu aller Welts Freude zu demütigen wissen.

Ich kann daher auch, nach dem Beispiel mehrerer meiner Freunde, einem Manne wie Sie die Bestimmung des Honorars gänzlich überlassen, und bemerke nur, daß mir am letzteren weit weniger gelegen ist als an dem guten Papier und Druck, womit Sie gewöhnlich Ihre Verlagsartikel so liberal ausstatten.

Ich wünsche recht sehr, daß Sie selbst mein Manuskript durchlesen möchten, und bei Ihrem bekannten richtigen Sinn für Poesie bin ich überzeugt, daß Sie wenigstens der ersten Hälfte dieser Gedichte die strengste Originalität nicht absprechen werden. Dieses letztere, welches heutzutage schon etwas wert ist, mußten mir auch die zähesten Kunstrichter zugestehen, vorzüglich mein Meister A. W. v. Schlegel, welcher (vorigen Winter und Sommer in Bonn) meine Gedichte mehrmals kritisch durchhechelte, manche Auswüchse derselben hübsch ausmerzte, manches Schöne besser aufstutzte, und das Ganze, Gott sei Dank, ziemlich lobte.

Da mich leidige Verhältnisse zwingen, jedes Gedicht, dem man irgend eine politische Deutung unterlegen könnte, zu unterdrücken, und meist nur erotische Sachen in dieser Sammlung aufzunehmen, so mußte solche freilich ziemlich mager ausfallen. Doch außer sechs Gedichten, welche ich vor ca. vier Jahren in einer Hamburger Zeitschrift „Der Wächter" abdrucken ließ, sind alle Gedichte des Manuskripts noch ungedruckt, und sie mögen schon hinreichen als Belege zu meinen Ansichten über neuere Poesie, welche in dem beigelegten Aufsatze zusammengedrängt ausgesprochen sind.[2]

---

1) Aus dem Buche „Friedrich Arnold Brockhaus" (Leipzig 1881. III.) Bd. III. S. 405 ff.
2) Wahrscheinlich ist der Aufsatz: „Die Romantik" S. 3 ff. gemeint.

Recht sehr bitte ich Sie, mir doch sobald als möglich anzuzeigen, ob Sie von meinem Manuskript Gebrauch machen wollen; und ist das nicht der Fall, so ersuche ich Sie, mir solches unter untenstehender Adresse per Fahrpost zukommen zu lassen.

Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebener

H. Heine.

Göttingen, den 7. November 1820.

Meine Adresse ist: An den Rechtskandidaten H. Heine, bei Dr. Wyneker in Göttingen.

---

7. An den Stud. juris A. Meyer.[1])

Zweitens muß ich Dir sagen, daß Wimmer mich gebeten hat, schon diesen Abend zu lesen. Ich bin's zufrieden. Kann Er auch kommen? Ich bitte Ew. Wohlgeboren mir das zu sagen, sowie auch die Stunde zu bestimmen. Du kannst mir auch Schlegels „Charakteristiken" mitbringen. Hat Er mich verstanden? Ich

Ew. Wohlgeboren

herzlich liebender

H. Heine,

Göttingen, den 1. Februar 1821. königl. hannov. Consil.[2])

P. S. Straube[3]) hat mir sagen lassen soeben: daß er um 8 Uhr käme.

---

8. An Friedrich Steinmann.[4])

Göttingen, den 4. Februar 1821.

Staune! staune! staune! — ich habe hier das Consilium abeundi erhalten!

Ich habe wegen allerlei Mißhelligkeiten schon seit drei Monaten in beständiger Unruhe gelebt, ward von manchem fatalen Pech heimgesucht, und wurde endlich vorige Woche

wegen Übertretung der Duellgesetze

auf ein halb Jahr konsiliiert. Nur unter dem Vorwand, daß ich zu krank sei, das Zimmer zu verlassen, hat man mir's erlaubt, noch einige

---

1) Jetzt Oberjustizrat a. D. in Hannover. — „Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik," Bd. V. S. 312.

2) Consiliarius war im Hannövrischen früher ein Titel für Rechtsanwälte; hier ist es eine Anspielung auf das consilium abeundi, mit welchem Heine am 23. Januar wegen eines beabsichtigten Pistolenduells mit dem Studenten Wilhelm Wiebel aus Eutin belegt worden war. Vgl. Bd. I. S. XVIII.

3) Heinrich Straube, der den Scherznamen „Wimmer" führte. Vgl. Bd. I. S. 89 das Sonett „An H. Str."

4) „Mephistopheles," Bd. I. S. 203 ff.

Tage hier zu bleiben. An ** kannst Du diese Nachricht zeigen, aber Du mußt ihm erst das Wort abnehmen, daß er sie nicht weiter plappert. Denn die dortigen Düsseldorfer würden es erfahren und nach Hause schreiben; dadurch erführe es auch meine Familie, welches ich vermeiden will. Du kannst Dir jetzt meine Verdrießlichkeit wohl vorstellen; sehnsüchtig Spieße von Haus erwartend, Papiere aufräumend, gezwungen, das Zimmer zu hüten, so sitze ich schon den ganzen Morgen, und schrieb soeben jemand ins Stammbuch:

Selig dämmernd, sonder Harm,
Liegt der Mensch in Freundes Arm;
Da kommt plötzlich wie's Verhängnis
Des Consiliums Bedrängnis,
Und weit fort von seinen Lieben,
Muß der Mensch sich weiter schieben.

Aber wohin soll ich mich schieben? Nach Bonn gehe ich, Verhältnisse halber, auf keinen Fall zurück. Ich erwarte, daß man mir von Haus die Universität bestimmen wird, wohin ich mich begeben soll. Wahrscheinlich wird es Berlin sein. Ich werde euch dieses näher anzeigen.

Mit Vergnügen sehe ich, daß Du Dir die Schuhe mit eisernen Nägeln beschlagen hast, um besser den Helikon zu erklimmen. Ich habe mit herzlichem Wohlbehagen Deine übersandten dramatischen Proben gelesen und abermals gelesen. Doch daß Du mein Urteil über dieselben verlangst, setzt mich in Verlegenheit.

Ich kenne zu gut die Menschen im allgemeinen, um nicht zu wissen, daß man nur Lob erwartet, wenn man auch allerdemütigst um die strengste Beurteilung bittet, daß man doch im Herzen letztere ungerecht ansieht, wenn sie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und daß, wenn man auch den ehrlichen Beurteiler deswegen just nicht hassen wird, man ihn doch deshalb nicht noch desto mehr lieben wird. Denn die Menschen sind die eitelsten Kreaturen, und die Poeten sind die eitelsten unter allen Menschen Wer die Eitelkeit eines Poeten beleidigt, begeht daher ein doppeltes Majestätsverbrechen.

Das ist eben mein Wahnsinn, und das macht mich eben allgemein verhaßt, daß ich jene Erfahrung kenne und doch nicht anwende. — Aber ich sehe Dir an, guter Steinmann, Du hast mich beim Rock erfaßt, und bestehst drauf, daß ich mich über Deine Dramen aussprechen soll. Ich will es mit wenigen Worten; aber vorher will ich, da Du es doch dringend verlangst, über meine eigene Tragödie [1]) sprechen.

Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß dabei geschont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entsetzen finde ich, daß dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. — Ja — entzückend schöne Stellen und Szenen sind drin; Originalität schaut überall draus hervor, überall funkeln überraschend poetische Bilder und Gedanken, so daß das Ganze gleichsam in einem

1) Den „Almansor.“

zauberhaften Diamantschleier blitzt und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf, und erklärt das Ganze für — eine schöne Drahtfigur. „Eine Tragödie muß drastisch sein" — murmelt er, und das ist das Todesurteil der meinigen. — Hab ich kein dramatisches Talent? Leicht möglich. Oder haben die französischen Tragödien, die ich sonst sehr bewundert habe, unbewußt ihren alten Einfluß ausgeübt? Dies letztere ist etwas wahrscheinlicher. Denke Dir, in meiner Tragödie sind alle drei Einheiten höchst gewissenhaft beachtet, fast nur vier Personen hört man immer sprechen, und der Dialog ist fast so preziös, geglättet und geründet wie in der „Phèdre" oder in der „Zaire." Du wunderst Dich? Das Rätsel ist leicht gelöst: ich habe versucht, auch im Drama romantischen Geist mit streng plastischer Form zu verbinden. Deshalb wird meine Tragödie ein gleiches Schicksal haben mit Schlegels „Jon." Nämlich weil letzterer ebenfalls in polemischer Absicht geschrieben ist.

Nach Deinen Probeszenen zu urteilen, glaube ich nicht, daß Deine Dramen diesen Fehler haben werden. (Von der Überschrift „dramatisches Gedicht" nehme ich keine Notiz; so etwas besticht mich nicht.) Wenigstens wirst Du wirkliche Tragödien hervorgebracht haben. Doch ob auch gute? „Das ist die Frage" — sagt der Kronprinz von Dänemark. Ich zweifle. Vielleicht liegt's an den vierfüßigen Trochäen, die mir überall unausstehlich sind in einem Drama. Vielleicht aus Vorurteil, nur den fünffüßigen Jambus lasse ich dort gelten. Doch dürfen diese nicht reimen; höchstens in ganz lyrischen Stellen, wie z. B. das Gespräch von Romeo und Julie, durchaus nicht in ruhig gehaltenen Expositionsszenen, wie in Deiner „Anna von Cleve" Der Anfang von letzterer gefällt mir ganz unbändig. In metrischer Hinsicht finde ich die Jamben weit besser, als ich Dir zugetraut. Verbanne nur das holprige Trochäengesindel mit ihren Flickwortskrücken, wie z. B. das oft eingeflickte Wörtchen „hold," dem ich, wie Du weißt, durchaus nicht hold bin. Die poetischen Bilder in jenen zwei Proben sehen aus wie Pharaos magere Kühe. Was mich am meisten bei Dir wundert, ist, daß alles den Charakter der Flüchtigkeit trägt. Arbeite die „Anna von Cleve" fertig. Ich glaube, Du könntest sie auf die Bühne bringen, wenn Du Anspielungen auf den Prozeß der jetzigen Königin von England einwebtest.[1]) Studiere jenen Prozeß. Aber überhaupt sei streng gegen Dich selbst. Dieses ist bei jungen Dichtern nicht genug zu empfehlen Lieblich singt der persische Goethe, der herrliche Saadi:

Streng sei gegen dich selbst. Beschneide die üppigen Reben;
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Aber besonnene Strenge gegen sich selbst ist ganz etwas anderes, als das unbesonnene Gedichte-Autodafé eines wahrscheinlich Besoffenen. Indessen, ich kenne zu gut das Gemüt des Dichters, um nicht zu wissen, daß ein Poet sich weit eher die Nase abschneidet, als daß er seine Gedichte verbrennt. Letzteres ist nur ein stehender Ausdruck für Beiseite-

1) Vgl. Bd. IV S. 62, Anm.

legen. Nur eine Medea kann ihre Kinder umbringen. Und müssen nicht Geisteskinder uns viel teuerer sein, als Leibeskinder, da letztere oft ohne sonderliche Mühe in einer einzigen Nacht gemacht werden, zu ersteren aber ungeheure Anstrengung nnd viel Zeit angewendet wurde? — Wie hat Dir des „Poeten" Gedicht über die Nibelungen gefallen?[1]) Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht satt dran ergötzen. Ich habe es wenigstens schon zwanzigmal laut vorgelesen und die Schönheiten desselben mit gewaltig kritischer Miene entwickelt. Den „Rheinisch-westfälischen Musenalmanach" hab ich hier nicht erhalten können. Was macht der „Poet?" Hätt ich ihn nur wieder in den Klauen! Und was machst Du? Ich spreche jetzt sehr oft von Dir mit Deinem Freunde Funcke.[2]) Viel Vergnügen hat mir die Bekanntschaft des letztern gemacht. Er ist ein herzlich guter Junge. In seinen Gedichten spielen zwar die alten heidnischen Götter die Hauptrolle, und die schöne Daphnis ist seine Heldin; doch haben seine Gedichte etwas Klares, Reines, Bestimmtes, Heiteres. Er hat mit sichtbarem Vorteil seinen Goethe gelesen, und weiß ziemlich gut, was schön ist. Sein Hauskamisol Waldeck ist ein sehr guter Poet und wird mal viel leisten.[3]) Ich habe durch Wort und Beispiel beide tüchtig angespornt, habe denselben meine Ansichten über Poesie faßlich entwickelt, und glaube, daß wenigstens bei letzterm dieser Same wuchern und gute Früchte tragen wird. — Erzähle mir doch frei, welche Studenten in Bonn katholisch geworden sind?[4]) Nun muß ich endlich doch in den sauern Apfel beißen und Dir sagen, wie es mit meinen Gedichten steht. Du thust mir unrecht, wenn Du glaubst, daß ich an der Verzögerung der Herausgabe schuld bin. Ich habe dieselben von Brockhaus zurückerhalten mit der äußerst zierlichen und höflichsten Antwort: daß er gar zu sehr in diesem Augenblicke mit Verlagsartikeln überladen sei. Ich will jetzt sehen, daß ich sie irgend anders unterbringe. Es ist dem großen Goethe ebenso gegangen mit seinem ersten Produkt. Frage mal den „Poeten," ob er Rat weiß? Meine Tragödie werde ich trotz ihrer Mängel dennoch drucken lassen. Lebe wohl!

H. Heine,
Stud. Juris.

Ich werde wahrscheinlich übermorgen abreisen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreise nach dem Harz machen. Du und der „Poet," ihr könnet mir daher nicht eher schreiben, bis ich euch nochmals geschrieben habe. Dies soll in vier Wochen geschehen.

---

1) In J. B. Rousseaus: „Gedichten" (Crefeld 1823).
2) Theobald Funke aus Münster.
3) B. L. Waldeck (1802—1870), der bekannte Politiker.
4) Die Gebrüder Goßler, von denen der eine, Heinrich, später Franziskanermönch zu Paderborn war und als Schriftsteller bekannt wurde.

9. An Friedrich Raßmann.[1])

Einliegend erhalten Euer Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zum „Rheinisch-westfälischen Musenalmanach."

Aus den paar Worten, die ich im „Gesellschafter" über den Almanach gesagt habe[2]), ersehen Ew. Wohlgeboren, daß mir das gute Werk am Herzen liegt. Ich würde zur Beförderung desselben diesmal eine beträchtliche Einsendung machen, wenn nicht just alle meine vorzüglichsten Gedichte in einer geschlossenen Sammlung enthalten wären, die jetzt in der Presse ist und im Verlag der Maurerschen Buchhandlung unter dem Titel: „Gedichte von H. Heine" nächsten Monat erscheinen wird. Ja, ich befürchtete, daß der Almanach wieder so spät erscheinen möchte, daher hielt ich es nicht für ratsam, etwas zu schicken, was in jener Sammlung enthalten ist.

Vor vier Wochen schrieb mir mein Freund Rousseau, daß Ew. Wohlgeboren für die Dichtergalerie biographische Notizen über mich von ihm verlangt haben. Ich untersagte es ihm ernstlich, diese zu geben. aus dem einfachen Grunde: weil ich es jetzt noch gar nicht wert bin, als Dichter genannt zu werden, und erst durch Werke beweisen muß, daß es mir mit der Poesie gar besonders Ernst ist, und weil ich zweifle, ob Rousseau meine äußern Verhältnisse kennt Ist daher die Notiz über mich noch nicht gedruckt, so bitte ich, sie zu streichen; ist es indessen doch der Fall, so erbitte ich mir die Kopie davon. Späterhin schrieb mir Rousseau, daß mein Verbot zu spät kam.

Wenn Ew. Wohlgeboren wünschen, etwas von meiner Persönlichkeit dem Namensverzeichnisse des Almanachs beizufügen, so bitte ich, bloß von folgender Notiz Gebrauch zu machen:

„H. Heine, 24 Jahre alt, geboren in Düsseldorf, erhielt im dortigen Gymnasium seine Schulbildung, studierte Jurisprudenz in Göttingen, Bonn und Berlin, woselbst er jetzt lebt."

Über meine litterarischen Hervorbringungen ist schwerlich was zu sagen.[3])

Ich empfehle mich herzlich dem Wohlwollen Ew. Wohlgeboren und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Wohlgeboren

ganz ergebener

H. Heine.

Berlin, den 20. Oktober 1821. Behrenstraße Nr. 71, 3. Etage.

---

1) Aus dem Buche von Fr. Steinmann: „H. Heine, Denkwürdigkeiten und Erlebnisse" (Prag 1857), S. 170 ff. — Chr. Fr. Raßmann (1772—1831).

2) Vgl. Bd. VIII. S 98 ff.

3) Der betreffende Almanach auf das Jahr 1822 bringt die Notiz: „Harri Heine, geboren zu Düsseldorf 1797, studierte die Rechte zu Bonn, Göttingen und Berlin, an welchem letztern Orte er jetzt lebt; eine Sammlung seiner Gedichte, von denen der ‚Gesellschafter' mehrere Ausstellungen enthält, wird nächstens bei Maurer erscheinen."

*10. An J. W. v. Goethe.[1])

Ich hätte hundert Gründe Ew. Exzellenz meine Gedichte zu schicken. Ich will nur einen erwähnen: Ich liebe Sie. Ich glaube, das ist ein hinreichender Grund. — Meine Poetereyen, ich weiß es, haben noch wenig Wert; nur hier und da wär manches zu finden, woraus man sehen könnte, was ich mahl zu geben im stande bin. Ich war lange nicht mit mir einig über das Wesen der Poesie. Die Leute sagten mir: frage Schlegel. Der sagte mir: lese Goethe. Das hab ich ehrlich gethan, und wenn mahl etwas Rechts aus mir wird, so weiß ich, wem ich es verdanke.

Ich küsse die heilige Hand, die mir und dem ganzen deutschen Volke den Weg zum Himmelreich gezeigt hat, und bin

Ew. Exzellenz

gehorsamster und ergebener

H. Heine,

Cand. Juris.

Berlin, den 29. Dezember 1821.

---

*11. An Adolf Müllner.[2])

Herr Hofrat!

Wenn ich Dichter geworden bin, so war Ew. Wohlgeboren Schuld schuld daran. Diese war mein Lieblingsbüchlein, und ich hatte dieses so lieb, daß ich es als Liebesgeschenk der Geliebten verehrte. Schreiben Sie auch so etwas, sagte die Holde mit spöttischem Tone. Versteht sich, daß ich hoch und teuer versicherte, noch etwas Besseres zu schreiben.

Aber Ew. Wohlgeboren können es mir aufs Wort glauben, daß es mir bis auf dieser Stunde noch nicht gelingen wollte, meine Versicherung zu erfüllen. Indessen zweifle ich nicht im geringsten, daß ich in einigen Jahren den Alleinherrscher im Reiche des Dramas von seinem Bretterthrone verdrängen werde. „Schrecken Dich nicht —s und —s blutige Häupter, in kritischen Blättern warnend aufgesteckt? Nicht das Verderben vieler Tausende, die ihre Schmach in gleichem Wagnis fanden?“ Nein, ich bin unerschrocken.

Wo ein großer Bau unternommen wird, da fallen auch Späne; und das sind die Gedichte, die ich heute so frei bin Ew. Wohlgeboren zu überreichen. Letzteres geschieht nicht, weil ich Ew. Wohlgeboren so sehr verehre; ich hüte mich wohl dieses merken zu lassen. Auch geschieht es nicht aus Dankbarkeit für die schönen Abende, die ich Ew. Wohlgeboren verdanke; denn erstens bin ich undankbar von Natur, weil ich ein Mensch bin, zweitens bin ich undankbar gegen Dichter aus Gewohnheit, weil ich ein Deutscher bin, und drittens kann jetzt von Dankbarkeit gegen Ew. Wohlgeboren bei mir gar nicht die Rede sein, weil ich jetzt glaube, daß ich selbst Dichter bin.

---

1) Aus dem Goethe-Archiv zu Weimar.
2) Aus der Zeitschrift: „Deutsche Dichtung,“ Bd. I. S. 158 ff.

Den beiliegenden Band Gedichte übersende ich Ew. Wohlgeboren, bloß weil ich eine Rezension derselben im litt. Blatte zu sehen wünsche.
Ich gewinne viel, wenn die Rezension gut ausfällt, d. h. nicht gar zu bitter ist. Denn ich habe in einem hiesigen litter. Klub gewettet, daß Hofrat Müllner mich parteilos rezensieren wird, selbst wenn ich sage, daß ich zu seinen Antagonisten gehöre.
Ich verharre in Ehrfurcht

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebener

H. Heine.

Berlin, den 30. Dezember 1821.

---

12. An Christian Sethe.

Lieber Christian!

Du weißt, ich schreibe selten Billette; drum mache Dich darauf gefaßt, etwas Höchstwichtiges, vielleicht auch Höchstvernünftiges zu lesen.
Ich habe mir diese Nacht, als ich nicht schlafen konnte, recht vieles überlegt, und hab mir alles aufgezählt, was ich liebe; und das ist:
Nr. 1 ein weiblicher Schatten, der jetzt nur noch in meinen Gedichten lebt.
Nr. 2 eine köstliche Idee, die in dem Polen[1]) steckt.
Nr. 3 einen Menschen, den ich mir bisher in Dir gedacht.
Nr. 4 meine neue Tragödie.[2])
Nr. 5 eine olla Potrida von: Familie, Wahrheit, französische Revolution, Menschenrechte, Lessing, Herder, Schiller ꝛc. ꝛc. ꝛc.
Mit Nr 3 hat es jetzt seine eigene Bewandtnis. Ich werde Dich noch immer lieben; das hängt nicht von mir ab. Letztere Erfahrung habe ich längst gemacht. Aber Freunde können wir nicht bleiben.
Ich erkläre Dir: daß ich vom 15. April an Dein Freund nicht mehr sein werde, daß ich mich alsdann aller Pflichten gegen Dich entbinde, und daß Du alsdann nur Ansprüche an konventioneller Höflichkeit und Urbanität machen kannst. Sollte es der Fall sein, daß Du, obschon ich es nie ganz glauben konnte, mein Freund wärest, so entbinde ich Dich ebenfalls aller Pflichten derselben für die Folge; nach den Gesetzen des Völkerrechts zwischen ehemaligen Freunden erwarte ich, daß Du nichts von all dem sprichst, was ich mit Dir vor dem 15. April gesprochen, und wovon ich vielleicht wünschte, daß es kein anderer erfahre Aber was ich nach dem 15ten, ich glaube der ist schon morgen, mit Dir spreche, das kannst Du jedem sagen und auch an Klein[3]) sagen, und Klein mag's wieder an seinen Bruder, und der an seine Klicke, und diese an Berlin, und Berlin an ganz Deutschland sagen — Es steht Dir alsdann auch frei, mich, den gelehrtesten der jetzt lebenden Menschen,

---

1) Graf Eugen von Breza. Vgl. Bd. VIII. S. 21.
2) „William Ratcliff."
3) Josef und Bernhard Klein. Vgl. Bd. VIII. S. 30.

als unwissend, dumm und kenntnislos allgemein zu verschreien, nur bitte ich immer dabei zu sagen: daß wir keine Freunde mehr sind, damit die Leute wissen, was sie von Deinem Urteil zu halten haben. Ich glaube gewiß, und ich gebe Dir mein Wort drauf, ich bin davon überzeugt: daß keiner in Deutschland so viel weiß als ich, nur daß ich nicht prahle mit meinem Wissen, und — lieber Christian, glaube nicht, daß ich Dir böse sei; wenn ich Dir sage, daß ich Dein Freund nicht mehr sein kann, so geschieht dieses, weil ich immer offen und ehrlich gegen Dich handelte, und ich Dich auch jetzt nicht hintergehen möchte. Ich lebe jetzt in einer ganz besondern Stimmung, und dies mag wohl an allem den meisten Anteil haben. Alles, was deutsch ist, ist mir zuwider; und Du bist leider ein Deutscher. Alles Deutsche wirke auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt meine Ohren. Die eigenen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, daß sie auf Deutsch geschrieben sind. Sogar das Schreiben dieses Billetts wird mir sauer, weil die deutschen Schriftzüge schmerzhaft auf meine Nerven wirken. Je n'aurais jamais cru que ces bêtes qu'on nomme Allemands, soient une race si ennuyante et malicieuse en même temps. Aussitôt que ma santé sera rétablie, je quitterai l'Allemagne, je passerai en Arabie, j'y menerai une vie pastorale, je serai homme dans toute l'étendue du terme, je vivrai parmis des chameaux qui ne sont pas étudiants je ferai des vers arabes, beaux comme le morlaccat, enfin je serai assis sur le rocher sacré, où Mödschnun a soupiré après Leila. O Christian, wüßtest Du, wie meine Seele nach Frieden lechzt, und wie sie doch täglich mehr und mehr zerrissen wird. Ich kann fast keine Nacht mehr schlafen. Im Traume seh ich meine sogenannten Freunde, wie sie sich Geschichtchen und Notizchen in die Ohren zischeln, die mir wie Bleitropfen ins Hirn rinnen. Des Tags verfolgt mich ein ewiges Mißtrauen, überall hör ich meinen Namen, und hinterdrein ein höhnisches Gelächter. Wenn Du mich vergiften willst, so bringe mir in diesem Augenblick die Gesichter von Klein, Simons, Bölling, Stucker, Plücker[1]) und von Bonner Studenten und Landsleuten vor Augen. Das miserable Gesindel hat auch das Seinige dazu beigetragen, mir die Berliner Luft zu verpesten. Und Dir verdanke ich auch so manches, o Christian! Christian!

Aber glaube nur nicht, daß ich Dir böse sei, daß ein besonderes Faktum Ursache dieses Billettes sei.

Ich hoffe, lieber Christian, daß wir uns, solang ich noch in Berlin sein werde, recht oft sehen und sprechen werden. Ich wünsche, daß Du mich auch mal besuchst, damit ich nicht zu oft Gefahr laufe, Dich in Gesellschaft schauderhafter Gesichter zu treffen. Ich werde Dich diese Tage besuchen, und Dir auch die „Flegeljahre“ mitbringen. Es thut mir sehr leid, lieber Christian, daß ich Dir erst den 1sten Mai die 9 Thaler geben kann, und daß ich vielleicht Ursache bin, daß Du in Geldverlegenheit bist. Es ist schauderhaft von mir, daß ich sie Dir nicht vor einigen Monat gab, als ich meinen Wechsel erhalten. Sonst pflegte Zuverlässigkeit zu meinen Tugenden zu gehören. Ich werde auch diese

1) Später Professor der Mathematik zu Bonn.

Tage Deine Familie besuchen. — Leb wohl, lieber Christian, und sei mir so gut, wie Du es bei den bewandten Umständen sein kannst.

Bis morgen Dein Freund

H. Heine.

Berlin, den 14. April 1822.

13. An Karl Immermann.

Berlin, den 24. Dezember 1822.

Sie sollten längst schon einen Brief von mir haben. Wie ich die menschenversöhnenden Liebesworte las, die Sie vorigen Sommer im „Anzeiger" [1]) über meine „Gedichte" ausgesprochen, nahm ich mir vor, Ihnen zu schreiben. Unterdessen sandte mir unser gemeinschaftlicher Bekannter Dr. Schulz Ihre Tragödien [2]), und ich wollte, statt Ihnen Lobeserhebungen und andere leere Worte zu schicken, Ihnen erst Ihren Liebesdienst wirklich vergelten und in der Domkirche der Litteratur, im kritischen Berlin, bei Ihrem Geisteskinde Gevatter stehen, und ihm den rechten verdienten Namen geben, und es besonders dem Schutze und der Pflege der Frauen empfehlen. Als ich bald drauf — das Wort „Domkirche" ist wohl nicht das rechte, und statt dessen sollte stehen: Packhaus, Börse, Rumpelkammer, Notstall, Spinnhaus, Tanzsaal, und Gott weiß was, aber ich liebe nicht das Ausstreichen, und fahre also lieber fort — als ich bald drauf eine große Reise antrat, nahm ich zwar Ihre Tragödien und die „Papierfenster" [3]) mit, beschäftigte mich geistig mit Ihnen auf der ganzen Reise und wurde sehr vertraut mit Ihnen, aber das Schreiben unterblieb. Bei meiner Zurückkunft hieher wollte ich Ihnen mit Freude gleich schreiben, wie überall, wo ich die Saat Ihres Ruhmes hingestreut, tausendfältige, schwere Halme mir jetzt entgegenwallten; aber Krankheit und Unmut ließen mich nicht dazu kommen. Vor sechs Wochen reiste von hier nach Münster mein bester Freund, der Referendarius Christian Sethe, der wegen einiger Umwegsreisen vielleicht erst jetzt dort eingetroffen, und durch diesen war ich willens Ihnen einen Brief zustellen zu lassen. Aber ich habe noch nicht seine Adresse und will nicht so lange mehr warten, da ich gestern zufällig erfahre, daß Sie in kurzem nach Berlin kommen würden. Zwar glaube ich es nicht, da alles, was mir am liebsten wäre, nie geschieht. Doch ist es mir selber unerklärlich, wie das, was mich eigentlich zu einer Verlängerung meines Stillschweigens veranlassen sollte, mich just am meisten antreibt, Ihnen schnell zu schreiben. Es ist vielleicht die Besorgnis, daß ich bei Ihrer Hierherkunft Ihnen nicht frei ins Gesicht sehen könnte, weil ich so lange damit säumte, Sie meiner höchsten Achtung und innigsten Liebe zu versichern. Ja, ich bin begierig, Ihnen das alles mündlich zu sagen, und wenn sie nicht herkommen, so will ich deshalb diesen Frühling zu Ihnen nach Münster

1) Immermanns Kritik über Heines Gedichte erschien am 13. Mai 1822 im „Kunst- und Wissenschaftsblatt" Nr. 23 des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers."
2) Trauerspiele (Hamm 1822).
3) „Papierfenster eines Eremiten" (Hamm 1822).

kommen. Wenn dieser Brief Sie noch in Münster trifft und mein Freund Sethe schon dort ist, so wünschte ich, daß Sie seine Bekanntschaft machten; Sie sind ihm schon bekannt, und er wird Ihnen sagen, daß ich der Mann bin, der um einer Sache willen, die andere Leute eine bloße Grille nennen, im stande ist, eine bedeutende Reise zu machen Vielleicht sagt er Ihnen sogar, daß ich seinet- und Ihrethalben schon längst das Projekt gefaßt, dieses Frühjahr nach Münster zu kommen. — Ich sehe diese Tage eine kleine Pièce über Goethe und Pustkuchen[1]) von Ihnen angezeigt. Sagen Sie doch an Schulz und Wundermann, daß man sie mir gleich herschicke.

Ihre „Gedichte“[2]) haben mich nicht befriedigt; denn ich las die Tragödien früher. Ein andermal mehr über diesen Punkt, der vielleicht greller aussieht, als er ist. Es ist vielen so gegangen, und ich sage es Ihnen offenherzig, weil ich Sie für den Mann halte, dem man seine Meinung ohne Umschweife sagen kann. Aber wie wäre es mir möglich, das ganze große Foliolob Ihrer Tragödien auf diesem Quartblättchen niederzuschreiben! Ich muß dieses schöne Geschäft mir aber doch vorbehalten für eine schönere Zeit, wo mich nicht Krankheit so sehr niederdrückt wie jetzt. Empfangen Sie nur vorläufig meine heilige Versicherung, daß ich Sie nächst Oehlenschläger für den besten jetzt lebenden Dramatiker halte (denn Goethe ist tot). Ich werde nie den schönen Tag vergessen, wo ich Ihre „Trauerspiele“ erhielt und las und halb freudetoll allen Freunden davon erzählte. Die laue Anzeige derselben im „Gesellschafter“[3]) von Varnhagen v. Ense hat mir mißfallen; ich hatte anders mit ihm gewettet. — Einen Gruß muß ich Ihnen bestellen von einer Ihrer Verehrerinnen, der Frau v. Hohenhausen[4]), der ich in *Ihrem Namen* ein Exemplar der „Trauerspiele“ verehrte. Ich hoffe, Sie werden dieses eigenmächtige Verfahren nicht mißbilligen; die gute Frau hat ehrlich Wort gehalten, zur Verbreitung der Tragödien beizutragen, obschon das, was sie in mehreren Zeitungen, besonders im Leipziger „Konversationsblatte“ darüber schrieb, auch ehrlich flach ist; sie hatte eine bessere Rezension derselben an Müllner geschickt, die dieser bloß benutzt zu seinem Wischiwaschi. An eine Aufführung Ihrer Tragödien auf dem hiesigen Theater glaube ich nicht; sie sind zu gut Mein Freund Köchy[5]), der nächstens im „Konversationsblatte“ über Ihre Tragödien etwas Besseres sagen wird, hat ein Exemplar derselben, das ich ihm auf einer Reise nach Braunschweig mitgegeben, dem dortigen Direktor Klingemann mitgeteilt und von demselben das Versprechen erhalten, den „Petrarcha“ aufzuführen. — Mein Brief würde zu lang werden, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie sehr hier Ihre Tragödien gefallen, wie sie gepriesen worden, kritisiert und getadelt — von Dichterlingen. Letztere sind die natürlichen Feinde der guten Dichter, und dieses Geschmeiß wird nicht ermangeln, Ihren schönen Lorbeer

---

1) „Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten in der zweiten Potenz. Ans Licht gestellet durch K. J. ICtum.“ (Münster 1822.)
2) (Hamm 1822).
3) Jahrgang 1822, S. 604.
4) Vgl. Bd. III. S. 51.
5) Karl Köchy (1800), vgl. Bd. I. S. XVII.

anzufressen. Sie haben bis jetzt noch das besondere Glück gehabt, daß, in dem obskuren Münster, Ihre Persönlichkeit den meisten verborgen war. Aber wo der wahre Dichter auch sei, er wird gehaßt und angefeindet, die Pfennigsmenschen verzeihen es ihm nicht, daß er etwas mehr sein will als sie, und das Höchste, was er erreichen kann, ist doch nur ein Martyrtum. Tief ergriffen haben mich die bedeutungsvollen Worte, die Sie im „Anzeiger" über meine „Gedichte" ausgesprochen; ich gestehe es, sie sind bis jetzt der Einzige, der die Quelle meiner dunklen Schmerzen geahnt. Ich hoffe aber bald ganz von Ihnen gekannt zu werden; vielleicht gelang es mir in meiner nächsten poetischen Schrift, den Passepartout zu meinem Gemütslazarette niedergelegt zu haben. Ich werde dieses Büchlein bald in Druck geben, und es wird zu meinen größten Seelenfreuden gehören, wenn ich es Ihnen mitteile; eigentlich sind es doch nur wenige, für die man schreibt, besonders wenn man, wie ich gethan, sich mehr in sich selbst zurückgezogen. Dieses Buch wird meine kleinen malitiös-sentimentalen Lieder, ein bildervolles südliches Romanzendrama und eine sehr kleine nordisch düstre Tragödie enthalten. Thoren meinen, ich müßte wegen des westfälischen Berührungspunkts (man hat Sie bisher für einen Westfalen gehalten) mit Ihnen rivalisieren, und sie wissen nicht, daß der schöne klar leuchtende Diamant nicht verglichen werden kann mit dem schwarzen Stein, der bloß wunderlich geformt ist, und woraus der Hammer der Zeit böse, wilde Funken schlägt.. Aber was gehen uns die Thoren an? Von mir werden Sie immer das Bekenntnis hören, wie unwürdig ich bin, neben Ihnen genannt zu werden. Professor Gubitz hat mir längst den Auftrag gegeben, Sie für den „Gesellschafter" zu werben; aber ich kann Ihnen nicht raten, sich durch Zeitblätter zu versplittern, bewundre indessen Ihre litterarische Thätigkeit. Die Natur muß Ihnen außer der Poesie noch das schöne Geschenk einer guten Gesundheit gemacht haben. Sie können viel, unendlich viel Gutes wirken. Ich fand dieser Tage eine kleine Burschenschrift: „Ein Wort zu seiner Zeit von Immermann."[1]) Ich glaube, sie ist von Ihnen, und mit Freude habe ich daraus ersehen, wie Ihnen schon früher ein starkes Wollen des Guten und Rechten inne wohnte. Kampf dem verjährten Unrecht, der herrschenden Thorheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in diesem heiligen Kampfe, so reiche ich Ihnen freudig die Hand. Die Poesie ist am Ende doch nur eine schöne Nebensache.

H. Heine

Adresse: H. H. aus Düsseldorf,
beim Universitätspedellen zu erfragen.

---

14. An Ferdinand Dümmler.

Herrn Ferd. Dümmler in Berlin.

Gemeinschaftliche Bekannte haben mir Ihre Thätigkeit und Loyalität gerühmt. Weil ich, durch Erfahrung gewitzigt, diese beiden Eigenschaften

1) Ein Wort zur Beherzigung." (Jena 1817.)

bei einem Buchhändler am höchsten achte, mehr als jedes andere Interesse, so mache ich Ihnen hiemit das Anerbieten, ein Buch von mir in Verlag zu nehmen. Dieses enthält: 1) eine kleine Tragödie (etwa $3^1/_2$ Druckbogen stark), deren Grundidee ein Surrogat für das gewöhnlich Fatum sein soll, und die Lesewelt gewiß vielfach beschäftigen wird, 2) ein größeres dramatisches Gedicht, genannt „Almansor,“ dessen Stoff religiös-polemisch ist, die Zeitinteressen betrifft, und vielleicht etwas mehr als sechs Bogen beträgt, und 3) ein drei bis drei und ein halb Druckbogen starker Cyklus humoristischer Lieder im Volkstone, wovon in Zeitschriften Proben standen, die durch ihre Originalität viel Interesse, Lob und bittern Tadel erregt. Die kleine Tragödie, die ich für die Bühne bestimmt habe, und die gewiß auch aufgeführt wird, nenne ich Ihnen und teile ich Ihnen mit, sobald ich Sie meinem Anerbieten nicht abgeneigt finde; ich wünsche nämlich nicht, daß sie hier bekannt werde, bevor der Druck angefangen, und ich habe sie hier nur zwei Personen, dem Professor Gubitz und dem Legationsrate Varnhagen v. Ense, lesen lassen.

Über meinen eigenen Wert als Dichter darf ich selbst wohl kein Urteil fällen. Nur das bemerke ich, daß meine Poetereien in ganz Deutschland ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregt, und daß selbst die feindliche Heftigkeit, womit man hie und da über dieselben gesprochen, kein übles Zeichen sein möchte. Von den zahlreichen öffentlichen Ausbrüchen der Art schicke ich Ihnen nur beiliegendes Blatt[1]), erstens weil ich nur dieses besitze, und zweitens weil der Tadel darin ziemlich bedeutend ist. Es ist so halb und halb eine Entgegnung auf Karl Immermanns unbedingt lobendes Urteil über mich in derselben Zeitschrift, schließt sich an das, was in den westfälischen und rheinischen Blättern in so vollem Maße über mich gesagt worden, und ist in süddeutschen Blättern (Hesperus, Morgenblatt, Rhein. Erholungen u. s. w.) ebenfalls auf ungewöhnliche Weise ausgesprochen worden.

Ich glaube nicht, daß ich hier in Berlin sehr bekannt bin; aber desto mehr bin ich es in meiner Heimat, am Rhein und in Westfalen, wo man, wie ich von allen Seiten erfahre, auf das Erscheinen meines lang erwarteten poetischen Buches sehr gespannt ist, und wo dasselbe gewiß den größten Absatz finden wird.

Ich habe nächster Tage das Vergnügen, Sie persönlich zu besuchen und mit Ihnen über das Übrige, Honorarbestimmung und dgl. zu sprechen. Ich bin

mit Hochachtung und Ergebenheit

H. Heine.

Berlin, den 5. Januar 1823. Taubenstraße, Nr. 32.

---

1) Das „Kunst- und Wissenschaftsblatt,“ Nr. 24, vom 7. Juni 1822, welches eine mit —Schm— unterzeichnete Kritik der Heineschen Gedichte enthielt. Dieselbe wurde von Strodtmann l. c. Bd. I. S. 201 wieder reproduziert.

15. An Karl Immermann.

Berlin, den 14. Januar 1823.

Lieber Immermann!

Ich will Ihnen eine gute Meinung beibringen von meiner Pünktlichkeit im Schreiben, Berichten, Auskunftgeben u. s. w.; darum zögere ich nicht mit der Beantwortung Ihres lieben Briefes vom 31. — Meine Freunde wollen mich zwar in diesem Punkte nicht sonderlich loben; der gute Sethe — sagen Sie ihm aber, ich schreibe ihm mit nächster Post — wird gewiß auch kein Loblied anstimmen über meine Briefschreibungs-Ordentlichkeit; aber das ist alles bloßes Vorurteil.

Obzwar wir uns durch Ihr freundliches Schreiben näher gerückt sind, gewiß zwanzig Poststationen, etwa bis Potsdam, so ist unsere Entfernung voneinander doch immer noch zu weit, und ein Zentner Briefporto ist zu teuer, und das Briefschreiben ist zu mühsam, und meine Faulheit ist zu groß — als daß ich mit nötiger Ausführlichkeit Ihnen sagen könnte, wie Ihr Brief mir das Gemüt erregt und bewegt und erfreut und getröstet und gestärkt.

Ich will mich daher lieber an das Geschäftliche halten, und Ihnen meine Meinung über das Verlegerwesen mitteilen.

Durch Professor Gubitz hatte sich die Maurersche Buchhandlung zu dem Verlage meiner „Gedichte" bequemt, und außer vierzig Freiexemplaren, wovon mir bis auf diese Stunde noch zehn Exemplare aus filziger Knickrigkeit vorenthalten werden, habe ich keinen Pfennig erhalten. Dieses sage ich Ihnen sub rosa zu Ihrer Tröstung, da ich zweifle, ob das Honorar für Ihr erstes Werk besonders bedeutend gewesen sein mag. Durch ihre häßlichen Winkelzüge und schmutzigen verletzenden Kniffe ist mir aber die Maurersche Buchhandlung (ihr Chef heißt B.) jetzt so verleidet, daß ich ihr diese Tage meinen Unwillen auf die empfindlichste Weise zu erkennen gab, und mein zweites Buch gewiß nicht bei Maurer erscheinen wird, und ich schon diese Woche einen andern Verleger dazu suchen will. Bei meiner angebornen Unbeholfenheit in allen Geschäften, die ins Merkantilische einschlagen, wird mir dieses nicht sehr leicht werden.

Ich schreibe Ihnen dieses Detail, damit Sie sehen, daß ich Ihre Tragödie oder die Zeitschrift in diesem Augenblick Maurer nicht anbieten kann; ich wünsche daher Ihren Bescheid, ob Professor Gubitz in Ihrem Namen besagter Buchhandlung den „Periander" antragen soll. Zwar glaube ich nicht, daß Maurers gegenwärtig zum Verlag belletristischer Artikel geneigt sind; in honorierender Hinsicht sind sie immer die größten Filze. Ich denke aber noch in diesem Monate für meine Dramen einen Verleger zu finden, und da werde ich nicht ermangeln, ihm Ihr Drama und die Zeitschrift anzubieten. Ich bin hier mit keinem Buchhändler außer Maurer persönlich bekannt; doch dieses ist nicht notwendig, wenn man einen Verleger sucht. Es ist hier der Gebrauch, daß der Schriftsteller der Buchhandlung einen schriftlichen Antrag macht. Wollen Sie, daß ich dieses bei einigen hiesigen Buchhändlern in Ihrem Namen thue, so geben Sie mir dazu den bestimmten Auftrag. Ich rate Ihnen aber,

schreiben Sie lieber selbst von Münster an bekannte hiesige Buchhandlungen und bemerken denselben, daß Sie mir den Auftrag gegeben, noch besonders mit ihnen zu sprechen über Ihre Anträge, sowohl des „Perianders“ als der Zeitschrift. — Ich hoffe, daß Sie mich trotz meines konfusen Schreibens verstanden haben. Das Verlegersuchen gehört zu den Anfängen des schriftstellerischen Martyrtums. Nach dem buchhändlerischen Verhöhnen und dem Insgesichtgespucktwerden kommt die theegesellschaftliche Geißelung, die Dornenkrönung dummpfiffigen Lobs, die litteraturzeitungliche Kreuzigung zwischen zwei kritisierten Schächern — es wäre nicht auszuhalten, dächte man nicht an die endliche Himmelfahrt!

Ich hoffe, daß Ihnen in der Verlegernot der Legationsrat Varnhagen v. Ense nützlich sein wird, wenn Sie ihn ebenso als nachhelfenden Buchhändlerbesprecher gebrauchen wollen. Er ist ein Mann, dessen äußere Stellung, Charakter, Kritik und Loyalität das höchste Vertrauen verdient, dessen Zuneigung ich mir ebenfalls durch die schöne Vermittlerin Poesie erworben habe, der übrigens der einzige ist, auf den ich in diesem falschen Neste mich verlassen kann, und dessen freundschaftliche Teilnahme an Ihrem Wirken das Schönste und Beste ist, was Ihnen hier meine Vermittlung erwerben konnte. Ich habe ihm, um ihn über die Verlegersache zu konsultieren, Ihren Brief an mich nebst den Pustkuchiana gleich mitgeteilt, und um Ihnen eine Freude zu machen, und zu gleicher Zeit um nicht nötig zu haben, Ihnen selbst meine Meinung über diese zwei Broschüren[1]) zu sagen, schicke ich Ihnen das Billet, das mir vorgestern Varnhagens Frau darüber geschrieben. Zur Verständnis desselben bemerke ich nur, daß in den von Goethe so schön gewürdigten Briefen über die „Wanderjahre,“ die im „Gesellschafter“[2]) standen, die mit „Friederike“ unterzeichneten aus der Feder von Frau v. Varnhagen geflossen sind, und daß in dem einen (es ist der erste) einige mit Ihrer Schrift gleichlautende Ausdrücke vorkommen. Übrigens ist das die geistreichste Dame, die ich je kennen gelernt, und ich wünsche dieses Billet gelegentlich von Ihnen zurückzuerhalten. Daß mir dessen Inhalt wie aus der Seele herausgeschnitten ist, versteht sich von selbst. Wie Varnhagen über Ihre kritische Schrift urteilt, werden Sie in seiner Anzeige im „Gesellschafter“ lesen. Er läßt Ihnen sagen, daß Sie es doch nicht unterlassen möchten, an Goethe und an Tieck ein Exemplar derselben zu schicken. Wir haben vorgestern abend viel von Ihnen gesprochen; auch Herr v. Varnhagen verspricht sich viel von einer Zeitschrift, worin Sie einen Teil der kritischen Gerechtigkeitspflege ausüben Ich interessiere mich gern für dieses Projekt; doch kann ich in betreff litterarischer Arbeiten keine bestimmte Zusagen machen; von meinem Gesundheitszustande wird alles abhängen. — Mit Freude habe ich Ihre lieben Worte über meine Poeterien gelesen; Ihre schöne Freimütigkeit beweist mir, daß Sie es gut mit mir meinen. Sobald ich Ihnen in Hinsicht der Verlegerangelegenheiten tröstlichere Bescheide mitteilen kann, schreibe ich Ihnen; das Ihnen heute Gesagte mag Ihnen dienen zu

---

1) Vgl. S. 56. Die zweite Schrift führt den Titel: „Briefe an einen Freund über die falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Beilagen.“ (Münster 1823.)
2) Jahrgang 1821, S. 131—138.

einem politischen Verhalten gegen Ihren jetzigen Verleger. Dr. Schulz ist mir immer sehr wacker und brav vorgekommen. — Grüßen Sie Sethe recht freundschaftlich; sagen Sie ihm, daß ich ihn sehr vermisse. — Von ganzer Seele ist Ihnen gut

H. Heine

---

16. An Karl Immermann.

Berlin, den 21. Januar 1823.

In betreff der Verlegerfrage habe ich, bester Immermann, Ihnen einen Nachtrag zu meinem letzten Briefe zu geben. Herr v. Varnhagen schreibt diese Tage an Brockhaus in Leipzig, daß er Ihnen den Rat zukommen lasse, sich in Verlagsangelegenheiten an ihn zu wenden. Varnhagen wird zu gleicher Zeit obigen Buchhändler in Kenntnis setzen, wie vorteilhaft es für ihn ist, litterarische Produktionen von Ihnen in Verlag zu nehmen. Sie können daher schon mit umgehender Post an Brockhaus schreiben und ihm Ihren „Periander“ und die Zeitschrift zum Verlag anbieten. In Hinsicht des „Periander“ werden Sie selbst wissen, was Sie ihm, außer den Honorar- und übrigen Bedingungen, als zweckmäßig schreiben müssen; in Hinsicht der Zeitschrift wird es nötig sein, daß Sie ihm den ganzen Plan und die Tendenz derselben mitteilen. Ich sollte meinen, Leipzig liegt für ihren Zweck nicht gar zu entfernt. Litterarische Entfernungen können nicht nach Meilen berechnet werden.

Professor Gubitz, den ich in meinen eigenen Verlegerangelegenheiten gebraucht, habe ich über denselben Gegenstand befragt, und er erbietet sich, Ihren „Periander“ unterzubringen bei einer sich eben etablierenden, mit großen Fonds versehenen Buchhandlung (ich glaube: die Vereinsbuchhandlung), die schon jetzt viel Bedeutendes druckt, sich meistens mit Verlag beschäftigen wird, und von den besten deutschen Schriftstellern schon Verlagszusicherungen hat. Gubitz wünscht daher, daß Sie ihm Ihre Honorarbedingungen und das Manuskript mitteilen. Ich überlasse es Ihnen, wie Sie von dieser Offerte Gebrauch machen wollen.

Varnhagen und Gubitz sind bis jetzt die einzigen, die ich mit Ihrem Verlegergesuche bekannt gemacht. Ich habe jetzt, wegen meiner eigenen Produkte, mit Dümmler angeknüpft, will aber noch nicht mit ihm über Ihren „Periander“ sprechen, bis Sie es verlangen; sein Verlag ist unbedeutend. Mir ist es um baldigen Druck zu thun. Ich freue mich wie ein Kind auf das Erscheinen meines eigenen Buches; eben weil so viel infames Gesindel mich anfeindet. Warten Sie nur, auch Ihnen werden die Stiefkinder der Muse auf den Hals rücken. Auf Ihren „Erwin,“ sagt man mir, wird heillos geschimpft; Ihr „Petrarcha“ aber soll unter aller Kritik sein. Ich habe den Grundsatz angenommen, alles zu ignorieren, was man über mich schimpft und schimpfen wird. Ich weiß, es hat sich ordentlich eine Sozietät gebildet, die systematisch durch schnöde Gerüchte und öffentliche Kotbewerfung mich in Harnisch bringen will. Einliegend ein Pröbchen aus dem „Freimütigen.“ Scheint mir

von einem armen Edelmann, namens Uechtriz, herzurühren, der geglaubt hat, als das einzige dramatische Licht der Zeit, sobald er auftrete, angebetet zu werden, und der mir die geheime Bosheit nicht verzeihen kann, daß ich in seinen Gesellschaftskreisen die Existenz eines Immermann verkündigte.[1]) Ich kann mir's denken, daß Sie bei Ihrer Gesundheit über Misere und Witzmangel lachen würden.

Ihre Schrift über Goethe und Pustkuchen hab ich nochmals gelesen und nicht genug bewundern können. Sie verdienen die größte Würdigung. Ein Gleichgesinnter wird diese bald im Litteraturblatt des „Morgenblatts" aussprechen. — Leben Sie wohl, gedenken Sie meiner mit Wohlwollen. Wenn Sie mich aus einzelnen Ausdrücken und Beschwernissen für einen Kleinigkeitskrämer halten, so will ich Ihnen gern gestehen, daß ich es bin. Vielleicht rührt's her von meinem Gesundheitszustand, vielleicht aber weil ich noch so halb Kind bin. Es ist ein Kniff, daß ich mir gern die Kindheit so lang als möglich erhalte, eben weil sich im Kinde alles abspiegelt: die Mannheit, das Alter, die Gottheit, sogar die Verruchtheit und die Konvenienz. — Ihr Sie liebender

H. Heine.

---

17. An Christian Sethe.[2])

Berlin, den 21. Januar 1823.

Lieber Christian!

Ich sollte Dir eigentlich gar nicht schreiben, eben weil ich Dir alles schreiben müßte. Außerdem kannst Du es Dir wohl selbst vorstellen, wie ich jetzt lebe und gestimmt bin. — Du bist nicht mehr hier. Das ist das Thema, alles übrige ist Glosse.

Krank, isoliert, angefeindet und unfähig, das Leben zu genießen, so leb ich hier. Ich schreibe jetzt fast gar nichts und brauche Sturzbäder. Freunde hab ich fast gar keine jetzt hier; ein Rudel Schurken haben sich auf alle mögliche Weise bestrebt, mich zu verderben, verbinden sich mit alten Titularfreunden u. s. w. Meine Dramen werden gewiß in sechs bis acht Wochen erscheinen. Dümmler wird sie wahrscheinlich verlegen. Ich schicke Dir mit der nächsten Post meinen Aufsatz über Polen, den ich für Breza und unter dem Wasser der Sturzbäder geschrieben, und den Herr Gubitz auf schändliche Weise mit Surrogatwitzen verändert und die Zensur tüchtig zusammengestrichen. Dieser Aufsatz hat mich bei den Baronen und Grafen sehr verhaßt gemacht; auch höhern Ortes bin ich schon hinlänglich angeschwärzt. Teile doch Immermann das Stück mit, wo von seiner kritischen Schrift die Rede ist.[3]) Immermann hab ich sehr lieb gewonnen, durch das wackre Wesen, das sich in ihm ausspricht. Ich wünschte Dein Urteil über ihn zu hören. Mehr

---

1) Über Fr. v. Uechtritz vgl. Bd. III. S. 105, Anm.
2) H. Hüffer, l. c. S. 54 ff.
3) Vgl. Bd. VIII. S. 66. Die Stelle über Immermanns „kritische Schrift" ist von Gubitz oder dem Zensor gestrichen worden.

noch wünschte ich, daß Du mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen tretest. Ihm hab ich ebenfalls diesen Wunsch geäußert. Ist das der Fall, so besuche ich euch in Münster. — Leb wohl und hab mich lieb.

Meine Adr. ist: H H. aus D., Taubenstraße 32. — Du kannst gar nicht glauben, wie sehr ich Dich vermisse, Dich, den ich so liebe, und gegen den ich nicht zu fürchten hab, daß ich mich blamiere.

Leb wohl und bleibe mir gut.

H. Heine.

---

18. An Immanuel Wohlwill.[1]

Berlin, den 1. April 1823.

An Wolf, genannt Wohlwill!

Glaube nur nicht, Aimabelster, daß an der so lang verzögerten Beantwortung Deines lieben Briefes eine Freundschaftserkaltung von meiner Seite schuld sei; nein, wahrlich, obschon in diesem strengen Winter manche Freundschaft eingefroren ist, so hat sich Dein geliebtes dickes Bild aus den engen Pforten meines Herzens noch nicht herauswinden können, und der Name Wolf, oder besser gesagt: Wohlwill, schwebt warm und lebendig in meinem Gedächtnisse. Noch gestern sprachen wir von Dir anderthalb Stunden — unter wir mußt Du immer verstehen: ich und Moser. Es ist wirklich auffallend, welche äußere Ähnlichkeit Du hast mit Herrn Hang-hoh, einem von den zwei chinesischen Gelehrten, die auf der Behrenstraße für sechs Groschen zu sehen sind. Gans findet diese beide sehr interessant, und in seinem neuen Buche wirst Du, bei Gelegenheit des chinesischen Erbrechtes, folgendes Citat finden: „Siehe die Chinesen auf der Behrenstraße Nr. 65, so wie auch meine Nankinghose, und vgl. damit Teu-zing-leu-li, B. x. Kap. 8."[2] — Man will hier zwar behaupten, daß diese zwei Chinesen verkleidete Österreicher sind, die Metternich hergeschickt hat, um an unserer Konstitution zu arbeiten. Zunz hat die Chinesen noch nicht gesehen... Ich mag ihn gut leiden, und es schmerzt mich bitterlich, wenn ich sehe, wie dieser herrliche Mensch so sehr verkannt wird wegen seines schroffen, abstoßenden Äußern. Ich erwarte viel von seinen nächstens erscheinenden Predigten; freilich keine Erbauung und sanftmütige Seelenpflaster; aber etwas viel Besseres, eine Aufregung der Kraft. Eben an letzterer fehlt es in Israel. Einige Hühneraugenoperateurs (Friedländer[3]) & Co.) haben den Körper des Judentums von seinem fatalen Hautgeschwür durch Aderlaß zu heilen gesucht, und durch ihre Ungeschicklichkeit und spinnwebige Vernunftsbandagen muß Israel verbluten. Möge bald die Verblendung aufhören, daß das Herrlichste in der Ohnmacht, in der Entäußerung aller Kraft, in der einseitigen Negation, im idealischen

---

1) I. Wohlwill (1799—1847), einer der Vorkämpfer der jüdischen Reform, hieß ursprünglich Wolf.

2) Vgl. Bd. III. S. 52.

3) David Friedländer (1750—1834), ein Schüler Mendelssohns und Vertreter der radikalen Reform im Judentum.

Auerbachtume[1]) bestehe. Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, zu fasten, zu hassen, und aus Haß zu dulden: das ist das Motiv unserer Reformation. Die einen, die durch Komödianten ihre Bildung und Aufklärung empfangen, wollen dem Judentum neue Dekorationen und Kulissen geben, und der Souffleur soll ein weißes Beffchen statt eines Bartes tragen; sie wollen das Weltmeer in ein niedliches Bassin von Papiermaché gießen, und wollen dem Herkules auf der Kasseler Wilhelmshöhe das braune Jäckchen des kleinen Markus anziehen. Andere wollen ein evangelisches Christentümchen unter jüdischer Firma, und machen sich ein Talles aus der Wolle des Lamm-Gottes, machen sich ein Wams aus den Federn der heiligen-Geisttaube und Unterhosen aus christlicher Liebe, und sie fallieren, und die Nachkommenschaft schreibt sich: „Gott, Christus & Co." Zu allem Glücke wird sich dieses Haus nicht lange halten, seine Tratten auf die Philosophie kommen mit Protest zurück, und es macht Bankrott in Europa, wenn sich auch seine von Missionarien in Afrika und Asien gestifteten Kommissionshäuser einige Jahrhunderte länger halten. [Dieser endliche Sturz des Chr .... wird mir täglich einleuchtender Lange genug hat sich diese faule Idee gehalten. Ich nenne das Chr .... eine Idee, aber welche! Es giebt schmutzige Ideenfamilien, die in den Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet, wie sich Wanzenfamilien einnisten in der Bettstelle eines polnischen Juden. Zertritt man eine dieser Ideen-Wanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendelang riechbar ist. Eine solche ist das Chr ...., das schon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden, und das uns armen Juden seit der Zeit noch immer die Luft verpestet.][2])

Verzeih mir diese Bitterkeit; Dich hat der Schlag des aufgehobenen Edikts[3]) nicht getroffen. Auch ist alles nicht so ernst gemeint, sogar das Frühere nicht; auch ich habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und mir „Judenmauschel" nachrufen zu lassen und zu fasten rc. Ich hab nicht mal die Kraft, ordentlich Mazzes zu essen. Ich wohne nämlich jetzt bei einem Juden (Mosern und Gans gegenüber) und bekomme jetzt Mazzes statt Brot und zerknacke mir die Zähne. Aber ich tröste mich und denke: wir sind ja im Gohles![4]) Auch das Sticheln auf Friedländer ist nicht so schlimm gemeint, ich habe noch unlängst den schönsten Pudding bei ihm gegessen, und er wohnt mir ganz vis-à-vis, und er steht jetzt am Fenster und schneidet sich eine Feder und schreibt gleich an Elise von der Recke, und auf seinem Gesichte ist schon zu lesen: „Edelgeborene Frau, ich bin wirklich nicht so unausstehlich, wie der Professor Voigt sagt, denn — — —"[5])

---

1) J. L. Auerbach, einer der ersten deutschen Prediger am Jakobsontempel in Berlin.
2) Die eingeklammerte Stelle ist im Originalbriefe durchstrichen.
3) Das Edikt vom 11. März 1812, welches den Juden in Preußen bürgerliche Rechte gewährte, ward 1823 zum großen Teil wieder aufgehoben.
4) Golus, hebr. Exil.
5) David Friedländer richtete an Elisa von der Recke ein Sendschreiben unter dem Titel „Beitrag zur Geschichte der Verfolgung der Juden im neunzehnten Jahrhundert durch Schriftsteller." (Berlin 1820.) — J. Voigt (1786—1863) kannte Friedländer von Königsberg aus.

Berlin, den 7. April 1823.

Es sind jetzt acht Tage her, daß ich hier im Schreiben unterbrochen wurde und schon des Briefes vergaß; unterdessen erhielt ich Deinen Brief vom 1. April (wir schicken uns wechselseitig in den April), und ich will hier nur noch einiges hinzuschreiben, trotz meinen Schmerzen, die wie heißes Blei meinen Kopf durchrieseln, und mich zur schneidendsten und feindseligsten Bitterkeit verstimmen.

Es freut mich, daß es Dir in den Armen der aimablen Hammonia zu behagen beginnt; mir ist diese Schöne zuwider. Mich täuscht nicht der goldgestickte Rock, ich weiß, sie trägt ein schmutziges Hemd auf dem gelben Leibe, und mit den schmelzenden Liebesseufzern: „Rindfleisch! Banko!" sinkt sie an die Brust des Meistbietenden. Es giebt dort aber zwei Sorten Rindfleisch: rohes und gekochtes. Letzteres ist das schlechteste, weil es saft- und kraftlos ist; es ist das aufgeklärte. — Vielleicht thue ich aber der guten Stadt Hamburg unrecht; die Stimmung, die mich beherrschte, als ich dort einige Zeit lebte, war nicht dazu geeignet, mich zu einem unbefangenen Beurteiler zu machen; mein inneres Leben war brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt, mein äußeres Leben war toll, wüst, cynisch, abstoßend; mit einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatze meines innern Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Übergewicht zerstöre. Ja, amice, es war ein großes Glück für mich, daß ich just aus dem Philosophie-Auditorium kam, als ich in den Zirkus des Welttreibens trat, mein eigenes Leben philosophisch konstruieren konnte und objektiv anschauen — wenn mir auch jene höhere Ruhe und Besonnenheit fehlte, die zur klaren Anschauung eines großen Lebensschauplatzes nötig ist. Ich weiß nicht, ob Du mich verstanden; wenn Du einst meine Memoiren liest und einen Hamburger Menschentroß geschildert findest, wovon ich einige liebe, mehrere hasse und die meisten verachte, so wirst Du mich besser verstehen; jetzt möge das Gesagte nur dazu dienen, einige Äußerungen in Deinen lieben Briefen zu beantworten, und Dir zu erklären, warum ich Deinen Wunsch nicht erfüllen kann, diesen Frühling nach Hamburg zu kommen, — obschon ich nur wenige Meilen davon entfernt sein werde. Ich reise nämlich in vier Wochen nach Lüneburg, wo meine Familie lebt, bleibe dort sechs Wochen, und reise alsdann nach dem Rhein und, wenn's mir möglich ist, nach Paris. Mein Oheim hat mir noch zwei Jahr zum Studieren zugesetzt, und ich habe nicht nötig, meinem früheren Plane gemäß in Sarmatien eine Professur zu suchen. Ich denke, daß sich bald manches geändert haben wird, daß ich keine Schwierigkeiten haben werde, mich am Rhein zu fixieren. Ist das nicht der Fall, so fixiere ich mich in Frankreich, wo ich französisch schreibe und mir einen Weg ins Diplomatische bahne. Die Hauptsache ist die Herstellung meiner Gesundheit, ohne welche alle Pläne thöricht sind. Gott möge mir nur Gesundheit geben, für das Übrige will ich selbst sorgen. Mein Arzt giebt mir Hoffnung, daß mich das Reisen, besonders das Fußreisen, herstellen wird . . . Meine Sturzbäder habe ich eingestellt, sie haben mir nichts geholfen und unmenschliches Geld gekostet. Obendrein muß ich mich

geistiger Anstrengung enthalten, und ich habe diesen Winter fast gar nichts anderes gethan, als den nicht semitischen Teil Asiens studiert, im Schelling und Hegel etwas gelesen, Chroniken durchstöbert und mich erfrischt an der reinen Schönheit, die mir entgegenhauchte aus den Geisteswerken der Griechen. Sempiterna solatia generis humani nennt sie der alte Wolf. Für Gesellschaft war ich ungenießbar, gedichtet hab ich wenig, mein historisches Studium hat noch weniger gewonnen, und am allerwenigsten mein „Historisches Staatsrecht des germanischen Mittelalters.“ Letzteres war diesen Sommer fast zum Drucke bereit, aber die vielen Ideen, die ich aus dem Studium Asiens gewonnen, so wie auch das Beispiel der Art, wie Gans sein Erbrecht behandelt, und vorzüglich philosophische Anregungen von Moser machten, daß ich den größten Teil meines Buches dem Feuer übergab und das Ganze in Paris, und zwar in französischer Sprache, aufs neue schreiben werde. — Daß Dir mein Memoire über Polen [1]) gefallen, das ist sehr edel von Dir. Von allen Seiten hat man meiner scharfen Auffassung Polens großes Lob gezollt, nur ich selbst kann in dieses Lob nicht einstimmen. Ich war diesen Winter und bin noch jetzt in einem zu elenden Zustande, um etwas Gutes zu Tag zu fördern. Dieser Aufsatz hat das ganze Großherzogtum Posen in Bewegung gesetzt, in den Posener Blättern ist schon dreimal so viel, als der Aufsatz beträgt, darüber geschrieben, d. h. geschimpft worden, und zwar von den dortigen Deutschen, die es mir nicht verzeihen wollen, daß ich sie so treu geschildert und die Juden zum tiers état Polens erhoben. — Meine Gedichte sind in Westfalen und am Rhein noch immer Gegenstand der Aufmerksamkeit, und ich höre viel Erfreuliches darüber. Wie kannst Du aber den Wisch in der Leipziger „Litteraturzeitung“ des Erwähnens wert halten? Es ist das Seichteste und Unbedeutendste, was über mich gesagt worden. — Ich schicke Dir diese Tage meine „Tragödien.“ Ich habe dieselben meinem Oheim Salomon Heine dediziert. Hast Du ihn gesehen? Er ist einer von den Menschen, die ich am meisten achte; er ist edel und hat angeborne Kraft. Du weißt, letzteres ist mir das Höchste. — Hast Du dort meine Schwester gesehen? [2]) Es ist ein liebes Mädchen. Kommst Du dort viel unter Weiber? Nimm Dich in acht, die Hamburgerinnen sind schön. Aber bei Dir hat es nichts zu sagen, Du bist ein stiller, ordentlicher, seelenvergnügter Mensch, und wenn Du mal glühst, so ist es für die ganze Menschheit. Bei mir ist das anders. Auch hast Du das Glück, ein moralischer Mensch zu sein, und reflektierst und machst ethische Betrachtungen, und bist zufrieden und bist brav und bist gut, und weil Du ein so guter Junge bist, habe ich Dir einen so langen Brief geschrieben.

Heine.

---

1) Bd. VIII. S. 66 ff.
2) Charlotte von Embden, geb. Heine.

19. An Friedrich Steinmann.[1])

Berlin, den 10. April 1823.

Lieber Steinmann!

Ich weiß nicht, wer von uns beiden noch mit einem Briefe in Rückstande ist. Sollte ich es sein, was auch sehr wahrscheinlich ist, so habe die Güte, mich zu entschuldigen. Was Du auch erdenken magst, das mich entschuldigen könnte, so wirst Du leider immer die Wahrheit treffen. Ärgerliche Stürme, Verlust des Allerliebsten, Krankheit und Unmut und dergleichen schöne Dinge mehr sind seit zwei Jahren die hervorstechenden Punkte in dem Leben Deines Freundes. Ich tröstete mich lange damit: der Fritz verlangt nicht, daß Du alte und neue Wunden aufreißest und Herzblut in Briefkouvert ihm zuschickst; aus manchem meiner trüben Lieder, das ihm hie und da ans Ohr geklungen sein mag, wird er gemerkt haben, wie trübe und freudenlos es noch in der Brust seines Freundes aussieht; — am meisten aber beschwichtige ich mich mit der Unkenntnis Deiner Adresse. Diese letztere Entschuldigung gilt aber nicht mehr seit vier Monaten, ich erfuhr, daß Du in Münster bist, dem Christian[2]) gab ich viele Grüße mit für Dich, und jetzt rollt ein Brief hinterdrein. Ich brauche den Ausdruck „rollen," weil mir auch zu gleicher Zeit eine Felsenlast von der Seele rollt. Der ehrliche Christian, dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird, als die Eide von Hunderttausenden, dieser Christian soll bürgen, daß meine Gesinnungen gegen Dich unverändert geblieben, wie oft und barsch ich auch in meinen trüben Stunden von meinen besten Freunden mich abwende und in Stolz und Qual ihre Liebe verkenne und fortweise. Aber wer bürgt mir für Dich? Auch da soll mir Dein bloßes Wort genügen, Du guter, ehrlicher Steinmann! Von Deinen poetischen Arbeiten ist mir seitdem manches zu Gesicht gekommen, und das meiste hat mich auf ungewöhnliche Weise angesprochen. Aber auch vieles hat mich unbefriedigt gelassen. Du kennst von alters her meine ehrliche Strenge und strenge Ehrlichkeit in solchen Dingen, und wenn Du noch der Alte bist und noch das alte Zutrauen zu mir hast, so wird Dich ein solches Urteil gewiß nicht verletzen. Einige Deiner Lieder haben mir sehr gut gefallen, doch in einem derselben hätte ich über das alte wohlbekannte holprige „hold" fast ein Bein zerbrochen; und wie sehr das Trauerspielchen Achtung und Beifall in Anspruch nahm, so wäre ich doch bei einer eiskalten Stelle desselben fast erfroren. Ich hoffe, daß Du etwas schreiben wirst, was mehr für die Bühne geeignet wäre. — Meine „Tragödien" haben eben die Presse verlassen. Ich weiß, man wird sie sehr herunterreißen. Aber ich will Dir im Vertrauen gestehen: sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtesammlung, die keinen Schuß Pulver wert ist. — Vom „Poeten" erhalte ich oft Briefe; er schreibt viel. In seinen Sonetten sind süperbe Sachen, ein echter poetischer Hauch und freudige Lebensfrische. Sie

1) „Mephistopheles," Bd. I. S. 210 ff.
2) Christian Sethe.

kommen mir vor wie meine Lieblingsfrucht, Walderdbeeren; nur tragen sie auch den Fehler dieser Pflanze, die überall herumrankt und Wurzel schlägt, und daher viel unbedeutende Schößlinge und viel nutzloses Blattwerk hervorbringt. Freilich, unsere beau monde liebt mehr pikante, mit Zucker und Gewürz bereitete Treibhausgemüse, und der rohe Plebs liebt mehr einen Topf voll Knallerbsen. Kennst Du den Karl Immermann? Vor diesem müssen wir beide den Hut abziehen, und Du zuerst. Das ist eine kräftige, leuchtende Dichtergestalt, wie es deren wenige giebt. — Ob Du mir mal schreiben wirst, das hängt ganz von Dir ab; wenigstens sollst Du nicht die Ausrede haben, daß Du meine Adresse nicht kennst. Diese ist an H. H. aus D., abzugeben bei M. Moser, Neue Friedrichstraße Nr. 47. — Ich reise freilich in 14 Tagen von hier ab, aber meine Briefe werden mir nachgeschickt. — Anbei folgt ein Exemplar meiner „Tragödien," welches Du durchlesen und dann an Sethe übergeben sollst. Sage ihm, daß ich böse sei wegen seines Stillschweigens, und teile ihm meine Adresse mit. Ich bin zu arm an Exemplaren, um Dir eins besonders zu schicken, zudem ist es mir nur darum zu thun, daß Du die Sachen liest.

Dein Freund

H. Heine.

---

20. An Karl Immermann.

Berlin, den 10. April 1823.

Lieber Immermann!

Ihren Brief vom 3. Februar würde ich schon längst beantwortet haben, wenn ich nicht beabsichtigt hätte, Ihnen zu gleicher Zeit meine „Tragödien" zu schicken. Ich war unterdessen öfters gesonnen, Ihnen die fünf ersten Bogen derselben, nämlich den „Ratcliff," zuzusenden; aber ich bezwang mich, und ich bin dessen auch froh, weil sich doch unter dem Rubriknamen „Empfindungsaustausch" auch ein kleinliches Gefühlchen, nämlich die gewöhnliche Poeteneitelkeit, mitschleichen konnte. Auf der anderen Seite ist es mir wieder leid, daß ich es nicht that; das eigentliche Leben ist meistens kurz, und wenn es lang wird, ist es wiederum kein eigentliches Leben mehr, und man soll den Augenblick ergreifen, wenn man einem Freunde, einem Gleichgesinnten sein Herz erschließen oder einem schönen Mädchen das Busentuch lüften kann. Es hat lange gedauert, bis ich den Meistervers: „Willst Du ewig ferne schweifen" rc. begreifen konnte. — Ja, ich versprech es, das kleinliche Gefühl, kleinlich zu erscheinen, soll mich nie mehr befangen, wenn ich Ihnen Konfessionen machen möchte. Eben eine solche Hauptkonfession liegt im „Ratcliff," und ich habe die Marotte, zu glauben, daß Sie zu der kleinen Zahl Menschen gehören, die ihn verstehn. Darum thun Sie mir auch den einzigen Gefallen, und lesen ihn zu einer guten Stunde, und ohne die Lektüre zu unterbrechen. Ich bin von dem Werte dieses Gedichtes überzeugt (hark!) (hark!), denn es (das Gedicht) ist wahr, oder ich selbst bin eine Lüge; alles andere, was ich geschrieben und noch schreibe, mag untergehn und wird untergehn. Ich würde

über diesen Punkt mehr sagen, und ich bin auch konfuse genug dazu, aber zum Glück habe ich keine Zeit, der Buchbinder bringt eben neue Exemplare meiner „Tragödien," und ich muß deren nach Hause schicken und muß Briefe schreiben, und die Post geht schon um 6 Uhr ab, und es ist mir zu Mute wie einer Frau, die eben in Wochen gekommen. Ob mir der kleine neugeborene Balg Freude machen wird? Schwerlich wird diese so groß sein wie das Herzeleid, das ich schon voraussehe. Die hiesigen Kröten- und Ungeziefer-Koterien haben mir jetzt schon ihre schmutzigen Zeichen der Aufmerksamkeit geschenkt, man hat sich schon mein Buch zu verschaffen gewußt, ehe es ganz aus der Presse war, und, wie ich höre, will man dem „Almansor" eine Tendenz unterschieben und diese auf eine Weise ins Gerücht bringen, die mein ganzes Wesen empört und mit souveränem Ekel erfüllt.

Dieses mag, mir selbst unbewußt, manches dazu beigetragen haben, daß ich in vierzehn Tagen von hier abreise. Ich bitte Sie daher, wenn Sie mir schreiben, folgende Adresse zu machen: „An H. Heine, abzugeben bei M. Moser, Neue Friedrichsstraße Nr. 47." Dieser schickt mir die Briefe nach. Von hier reise ich nach Lüneburg, wo ich im Schoße meiner Familie einige Monate zubringe; von da reise ich durch Westfalen und — wie Sie wohl denken können, über Münster — nach dem Rhein, und diesen Herbst bin ich in Paris. Dort will ich noch einige Zeit studieren und mich in die diplomatische Karriere lancieren. Ich habe letztere schon längst ins Auge gefaßt, und ich stimme daher ganz damit überein, was Sie mir darüber schreiben. Dieser Punkt bietet so vielen Stoff zu Betrachtungen, daß ich mich nicht so ganz in der Kürze darüber aussprechen könnte. Ihnen würde es nicht so sehr schwer werden, wenn Sie sich ins diplomatische Fach werfen wollen, und das beste und effektivste Mittel, das ich Ihnen dazu raten und vorschlagen könnte, wäre, daß Sie bei einer guten Gelegenheit eine Broschüre schrieben, welche die Aufmerksamkeit der Diplomaten reizen muß. Entre nous, das ist auch das Hauptmittel, was mir zu Gebote steht. Wenn wir uns mündlich über diesen Punkt näher besprechen, und sobald ich mal in Paris, im Foyer der Diplomatie, sein werde, mag sich manches finden, was ein solches Vorhaben am besten fördert, und es wird mir eine süße Freude gewähren, wenn ich dazu behilflich sein kann, daß der Mann, von dessen Kraft ich so große Erwartungen hege, einen größeren Wirkungskreis gewinnt. Ihr Büchlein übers Duell[1]) hat mir gezeigt, was man von Ihnen in dem großen Kampfe gegen legitimen Unsinn zu erwarten hat. Mir fehlt die Kourage zu solchen Handlungen, und ich beschwichtige und entschuldige meine Feigheit gegen mich selbst mit den feinen Betrachtungen, daß bei mir so vieles mißdeutet werden kann u. s. w.

Ich habe diesen Winter den Junker Dunst de la Motte Fouqué gesprochen und aus Malice (besser gesagt: Neckerei, denn ich liebe das Gemüt dieses Mannes) ihn über den Wert Ihrer Tragödien befragt. Er hat Ihnen freilich kein Talent absprechen können, aber ich mußte eine lange, breite Geschichte anhören, die darauf hinauslief, daß ein unbekannter Herr v. List einst sich bei ihm melden ließ, ihm Ihre

1) „Ein Wort zur Beherzigung." (Jena 1817.)

Duellschrift vorgezeigt und ihn gefragt, wie er, der ritterliche Baron, mit Ihnen, wie er höre, in Verbindung stehen könne? Diese habe er also brechen müssen, wie sich von selbst versteht. Ich erzähle Ihnen die Geschichte, weil Sie sie vielleicht selbst nicht wissen, vielleicht auch nicht wissen, daß Sie hier wegen dieser alten Universitätsgeschichte noch klatschende Feinde haben. Unser Freund V.[1]), dem ich die Geschichte erzählte, rief ärgerlich aus: „Der ritterliche Baron ist ein Narr!" — Doch ich schweife zu sehr ab, ich traue Ihnen viel Talent zu in politischer Schriftstellerei, und ich denke: das Messer, das einen Pustkuchen so hübsch tranchiert hat, kann auch einen diplomatischen Hasen zerlegen. Jener Brief über die „Wanderjahre," worin ein so freudiges Talent der Darstellung, des kritischen Zersetzens und der scharfsinnigsten Kombinationen gezeigt, hat hier vielen Beifall gefunden. Die von Frankfurt datierte Korrespondenz darüber im „Morgenblatte" ist hier geschrieben, und zwar von dem Bruder der Frau v. Varnhagen. Es ist merkwürdig, daß aus Westfalen, wo die falschen „Wanderjahre" geschrieben sind, auch eine Schrift wie die Ihrige hervorgegangen. Ich äußerte jüngst darüber in Gesellschaft das amerikanische Sprichwort: „In den Ländern, wo viele Schlangen sind, wachsen auch viele Kräuter, die ihren Biß heilen." — Mein von Schmerzen zerdrückter Kopf verbietet mir leider, so wie Sie, wackerer Immermann, den Feldzug gegen die Lemgoer Glaubensarmee mitzumachen; aber früh oder spät werden Sie doch meine Stimme hören, und in Paris, wo jetzt Liebe für deutsche Litteratur, besonders für Goethe auftaucht, gedenke ich das meinige zu thun. Ich sehe mit der größten Spannung dem Erscheinen Ihres „Perianders" entgegen, ich hege die größten Erwartungen davon und zweifle nicht, daß das einzige Mißfällige, was ich an Ihren Tragödien auszusetzen hatte, darin vermieden sein wird. Dieses besteht darin, daß die Reden der Personen darin oft zu lang sind, und daß sich die Poesie darin oft breit macht. Noch ist kein junger Dichter dieser Klippe entgangen bei seinen Erstlingen. Meinen „Almansor" trifft derselbe Vorwurf, nur daß solcher leider nicht der einzige ist; im „Ratcliff" ist er ganz vermieden, vielleicht etwas zu sehr. Die vermaledeite Bildersprache, in welcher ich den Almansor und seine orientalischen Konsorten sprechen lassen mußte, zog mich ins Breite. Außerdem fürchte ich, werden die Frommen im Lande an diesem Stücke viel auszusetzen haben. Herr v. Varnhagen sagt mir gestern, daß ich Sie auffordern soll, etwas für mich zu thun, nämlich eine Beurteilung meiner „Tragödien" zu schreiben. Ich will nicht mehr kleinlich sein und will Ihnen gestehen, daß ich auch ohne diese Anregung Sie ersucht hätte, meine „Tragödien" im „Westfälischen Anzeiger" zu rezensieren. In keinem Falle darf es Ihnen, vielleicht bei zu großer Beschäftigung, eine unbequeme Last sein, sonst bitte ich Sie: thun Sie es nicht; auch müßte ich Sie recht herzlich bitten, recht ernstlich streng zu sein, beileibe nicht an den Verfasser zu denken, wenn Sie das Werk rezensieren. Wenn Sie ein Exemplar Ihrer Beurteilung an Varnhagen schicken wollen, wäre es mir sehr lieb. — Für die Übersendung Ihrer Bilder danke ich Ihnen recht sehr,

---

1) Varnhagen von Ense.

es war mir ein liebes Geschenk. Wegen der Zeitschrift werden Sie gewiß bereits an Brockhaus geschrieben haben; es wäre nötig, zu bemerken, daß dieselbe alle vierzehn Tage oder vier Wochen erschiene, sonst müßte sie ja konkurrieren mit dem „Hermes." Ihre Elegien[1]) haben mir sehr gefallen. An der Behandlung des Versmaßes habe ich sehr viel auszusetzen, recht sehr viel. Ich gestehe es Ihnen frei, aber ich gestehe auch, daß ich in meinem ganzen Leben nicht sechs Zeilen in dieser antiken Versart zu stande bringen konnte, teils weil das Nachahmen des Antiken meinem inneren Wesen widerstrebt, teils weil ich zu strenge Forderungen an den deutschen Hexameter und Pentameter mache, und teils weil ich zur Verfertigung derselben zu unbeholfen bin. — Ich habe längst eine Frage auf dem Herzen: welche von Ihren drei Tragödien haben Sie zuerst geschrieben? Ich habe bisher immer „Das Thal von Ronceval"[2]) dafür gehalten. Die Stelle, wo Zoraide den Roland zur Flucht bewegt, rührt mich immer bis zu Thränen. Es kommt mir vor, als hätte ich selbst diese Stelle mal schreiben wollen, und konnte es nicht vor übergroßem Schmerze. Im „Almansor" habe ich es irgend wieder versucht, aber vergebens. Sie werden die Stelle schon finden. Wunderbar, wie manche Ähnlichkeit diese Stücke haben; sogar im Stoff und Lokal.

H. Heine.

Meine Konfusion am letzten Posttage hat richtig verursacht, daß ich beiliegenden Brief an Sie vergaß in das Paket zu legen. Sollte ich ein noch größeres Versehen begangen haben, indem ich vielleicht einen fremden Brief in Ihr Paket eingeschlossen, so bitte ich Sie, mir denselben zurückzuschicken. Ich werde wohl noch bis zum 8. Mai hierbleiben. Sollte es Ihnen nicht möglich sein, mir noch ein Exemplar Ihres Porträts zu schenken? Was werden Sie von mir halten, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich das von Ihrer Güte erhaltene Exemplar verschenkt habe. Aber ich habe die Kunst ja nie verstanden, den Weibern etwas abzuschlagen. Leben Sie glücklich und bleiben Sie mir gewogen.

H. Heine.

Den 15. April 1823.

NB. Ich bitte Sie, beiliegende Pakete dort auf die Post zu legen. Lieber wär es mir, wenn Sie für das Paket an Blomberg eine Gelegenheit fänden, die ebenso schnell und sicher ist wie die Post.

---

21. An Rahel Varnhagen von Ense.[3])

Berlin, den 12. April 1823.

Ich reise nun bald ab, und ich bitte Sie, werfen Sie mein Bild nicht ganz und gar in die Polterkammer der Vergessenheit. Ich könnte

1) Neun Elegien, „Gesellschafter" 1823, S. 42—47.
2) (Hamm 1822.)
3) Sämtliche Briefe an Varnhagen, Rahel, Ludwig und Friederike Robert sind dem Buche von Ludmilla Assing: „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim" (Leipzig 1865), S. 127 ff. entnommen. Der obige wurde in ein Widmungsexemplar der „Tragödien" eingeschrieben.

wahrhaftig keine Repressalien anwenden, und wenn ich mir auch hundertmal des Tages vorsagte: „Du willst Frau von Varnhagen vergessen!“ es ginge doch nicht Vergessen Sie mich nicht! Sie dürfen sich nicht mit einem schlechten Gedächtnisse entschuldigen, Ihr Geist hat einen Kontrakt geschlossen mit der Zeit; und wenn ich vielleicht nach einigen Jahrhunderten das Vergnügen habe, Sie als die schönste und herrlichste aller Blumen im schönsten und herrlichsten aller Himmelsthäler wiederzusehen, so haben Sie wieder die Güte, mich arme Stechpalme (oder werde ich noch was Schlimmeres sein?) mit Ihrem freundlichen Glanze und lieblichen Hauche, wie einen alten Bekannten, zu begrüßen. Sie thun es gewiß; haben Sie ja schon Anno 1822 und 1823 ähnliches gethan, als Sie mich kranken, bittern, mürrischen, poetischen und unausstehlichen Menschen mit einer Artigkeit und Güte behandelt, die ich gewiß in diesem Leben nicht verdient, und nur wohlwollenden Erinnerungen einer früheren Konnaissance verdanken muß. Ich bin, gnädige Frau, mit Achtung und Ergebenheit

H. Heine.

---

22. An Maximilian Schottky.[1])

Berlin, den 4. Mai 1823.

Lieber Professor!

Mein trauriger Gesundheitszustand und die damit in Verbindung stehende Gemütsverstimmung haben mich davon abgehalten, Ihren lieben Brief vom Februar früher zu beantworten, und auch jetzt würde ich noch nicht schreiben, wenn nicht eine äußere Veranlassung mich antriebe, endlich ans Werk zu gehen. Außerdem wollte ich gern Ihre Zurückkunft von Wien abwarten, und diese wird jetzt gewiß schon stattgefunden haben.

Grüßen Sie mir Ihre Erwählte, deren schönes Bild, wie ich es in Ihrem Zimmer sah, mir in diesem Augenblick wieder ganz lebendig vorschwebt. Musik in den Zügen und in der Seele, und, wie Sie mir sagten, auch Musik in der Stimme und in den Fingerspitzen — was kann ein Erdensohn mehr verlangen von einem Weibe? Ist ein solches nicht ein wandlendes Paradies? Ich wünsche Ihnen Glück zum Besitze desselben. Ich Ritter von der traurigen Gestalt werde nie eines solchen teilhaftig werden können, und, wie die Weiber im Koran, muß ich mich mit dem bloßen Anblick des Paradieses begnügen. Es muß Ihnen jetzt nicht mehr so drückend sein, daß Sie von Deutschland abgeschnitten sind; dieses letztere wird zwar in Deutschland, besonders am Rhein und in Westfalen, wo Sie jetzt viele Freunde haben, vielfach bedauert; doch meistens aus patriotischem Eigennutze, wie kürzlich im „Westfälischen Anzeiger,“ wo heftig geklagt ward, daß der Mann, der am rüstigsten für deutsche Geschichte arbeiten könnte, jetzt in Sarmatien junge Bären dressieren muß. Was ich über diesen Punkt im „Gesellschafter“

1) Vgl. Bd. VIII. S. 90 ff.

aussprach, war nichts mehr, als deutsche Schuldigkeit; ich habe in zweckmäßigen Privatmitteilungen besseres darüber gesagt, und Sie werden in der Folge sehen, wie alles, was Sie betrifft oder betreffen kann, mir am Herzen liegt.

Ich habe mit lachender Gleichgültigkeit den dummen Brief gelesen, der im „Gesellschafter“ [1]) gegen mein Memoire über Polen abgedruckt war; daß in den Posener Zeitungsblättern noch fischweibrigere Schimpfreden gegen mich geführt worden, hörte ich bald darauf, und habe mir diese Tage jene Blätter zu verschaffen gewußt. Daß ich hierbei ebenfalls nur die Achsel zuckte, können Sie sich wohl vorstellen; doch mit Unwillen und Ekel erfüllte mich die gemeine, unter gesitteten Menschen unerhörte Weise, wie der Schmierer jener Blätter bei dieser Gelegenheit auch Sie, guter Schottky, mit Kot bespritzte. Ich stelle es Ihnen ganz frei, meinen Namen zu nennen; ich würde es selbst gethan haben, wenn ich es nicht unter meiner Würde gehalten hätte, von dem Schimpfen eines obskuren Skriblers nur im mindesten Notiz zu nehmen.

Eine nähere Veranlassung zu meinem heutigen Briefe ist beifolgendes Buch, das ich Ihnen als ein Zeichen meiner Freundschaft übersende. Außerdem liegt dieser Übersendung eine eigennützige Absicht zum Grunde, indem ich wünsche, daß Sie für den Succeß des Buches etwas thun mögen. Ich bin zu sehr ohne Bretterkonnexionen, und bin zu sehr unwillig gegen unsere Theaterintendanzen, die nur das Schlechte auf die Bühne bringen, als daß ich es nicht für ratsamer halten konnte, den „W. Ratcliff,“ den ich für die Bühne geschrieben, drucken zu lassen, als denselben einer Direktion anzubieten; indem ich erwarte daß ein mannigfach öffentlich Besprochenwerden dieses Stückes eine oder die andre Direktion anreizen mag, dasselbe auf die Bühne zu bringen. Was Sie, lieber Schottky, in dieser Hinsicht in Wien durch Ihre dortigen Freunde für mein Buch thun können, überlasse ich ganz Ihrem Gutdünken. Wenn Sie etwa eine ausführliche Beurteilung desselben, versteht sich eine schonungslose, in den „Wiener Jahrbüchern“ schreiben wollten, wär es mir sehr lieb; nur darf es Sie nicht im mindesten genieren und darf Ihnen überhaupt solche Aufforderung nicht ungelegen sein; ich bitte Sie, es mir freimütig zu sagen, ich will dann einen andern Freund dazu auffordern. Thun Sie sich also keinen Zwang an, Sie sehen, wie sehr ich aufrichtig gegen Sie bin, indem ich Ihnen offen zeige, wie sehr ich mich für das Schicksal meines Buches interessiere, wegen der Wichtigkeit, mit welcher es auf meine äußere Lage influenziert, und noch insbesondere wegen der vielen Anfeindungen, die ich seit sechs Monaten hier erfahre und in noch weit lieblicherem Grade zu erwarten habe.

Ich hoffe, daß Ihnen die Tragödien gefallen, und daß Sie mit meiner jetzigen Behandlungsweise des Volksliedes, wie ich sie im „lyrischen Intermezzo“ zeige, zufrieden sein werden. Bei den kleinen Liedern haben mir Ihre kurzen österreichischen Tanzreime mit dem epigrammatischen Schlusse oft vorgeschwebt. Den Wunsch, Ihre Zeitschrift (die ich noch gar nicht zu Gesicht bekommen) mit Beiträgen zu

---

1) „Bemerker“ Nr. 5, vom 26. Februar 1823.

versehen, habe ich wegen meiner Krankheit nicht erfüllen können; noch weniger konnte ich eine Korrespondenz liefern. Wie ich gegenwärtig über das geistige Berlin denke, darf ich jetzt nicht drucken lassen; doch werden Sie es einst lesen, wenn ich nicht in Deutschland mehr bin, und ohne litterarische Gefahr über neu-alt- und alt-neu-deutsche Litteratur in einem eigenen Werkchen mich aussprechen werde.

Ich reise nämlich in einigen Tagen von hier ab, durchwandre einige Zeit Westfalen und Rheinland, und diesen Herbst hoffe ich in Paris zu sein. Ich gedenke viele Jahre dort zu bleiben, dort auf der Bibliothek emsig zu studieren, und nebenbei für Verbreitung der deutschen Litteratur, die jetzt in Frankreich Wurzel faßt, thätig zu sein. In betreff dieses letzteren hätte ich Ihnen viel zu schreiben, aber mein Brief wird zu lang. Schreiben Sie mir bald Antwort, lieber Professor, und machen darauf folgende Adresse: „An H. Heine aus Düsseldorf, abzugeben bei Herrn M. Moser, Neue Friedrichsstraße Nr. 47.“ — Die Briefe werden mir richtig nachgeschickt. Leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen

Ihrem ergebenen

H. Heine.

23. An Moses Moser.[1])

Lüneburg, den . Mai 1823.

Lieber Moser!

Dienstag abend bin ich in Lübtheen angelangt, nachdem ich Montagnacht und den ganzen darauf folgenden Tag immerwährend gefahren und gerüttelt wurde, und mich über das lästige Geschwätze der Reisegesellschaft ärgerte, und meinen Phantasien Audienz gab, und viel fühlte und an Dich dachte. Letzteres beschäftigte mich am meisten, fast so sehr, daß ich sentimental wurde, und mich darüber ärgerte und Dir gewiß recht viel' Sottisen gesagt haben würde, wenn ich Deiner habhaft gewesen wäre. Wenn Dir Dienstag und Montag abend viele barocke Gefühle durch das Gemüt gezogen sind, so erkläre Dir das nur durch den sympathetischen Rapport. Wenn ich nächstens von guten Gedanken überschlichen werde oder gar Hegelsche Ideen plötzlich in den Kopf bekomme, so will ich mir das auf ähnliche Weise erklären — Ich habe in Lübtheen einen Wagen genommen und bin Mittwoch um 5 Uhr nachmittags bei meiner Familie angelangt. Du siehst, ich habe Mittwochnacht in Lübtheen geschlafen, wo mich die allerfatalsten Träume plagten. Ich sah eine Menge Menschen, die mich auslachten, sogar kleine Kinder lachten über mich, und ich lief schäumend vor Ärger zu Dir, mein guter Moser, und Du öffnetest mir Deine Freundesarme, und sprachest mir Trost ein, und sagtest mir, ich solle mir nichts zu Gemüte führen, denn ich sei ja nur eine Idee, und um mir zu beweisen, daß ich nur eine

1) Sämtliche Briefe an Moser sind zuerst in dem Buche: „H. Heines Briefe an seinen Freund Moses Moser“ (Leipzig 1862) veröffentlicht worden.

Idee sei, griffest Du hastig nach Hegels Logik und zeigtest mir eine konfuse Stelle darin, und Gans klopfte ans Fenster, — ich aber sprang wütend im Zimmer herum und schrie: „Ich bin keine Idee, und weiß nichts von einer Idee, und hab mein Lebtag keine Idee gehabt.“ — Es war ein schauderhafter Traum, ich erinnere mich, Gans schrie noch lauter, und auf seiner Schulter saß der kleine Marcus und schrie mit unheimlich heiserer Stimme die Citate hinzu und lächelte auf eine so gräßlich freundliche Weise, daß ich vor Angst aufwachte.

Ich übergehe den anderen fatalen Traum: wie der Tr..... doktor Oppert in seiner Equipage bei mir vorfuhr, mit seinem Orden und in weißseidenen Strümpfen in meine Stube trat und mir im Vertrauen erzählte, er sei ein gebildeter Mann; ich übergehe diesen abgeschmackten Gegenstand und melde Dir bloß, daß ich meine Eltern in vollem Wohlsein antraf

Den 22. Juni heiratet meine Schwester, die Hochzeit ist wahrscheinlich in der Nähe von Hamburg. Ich werde wohl mehrere Monate hier bleiben und mich langweilen. Bei meinem Eintritt in Lüneburg merkte ich, daß hier großes Rischeß [1]) herrscht, und ich nahm mir vor, ganz insoliert zu leben. Leider bin ich ohne Bücher. Die Bibliothek meines Bruders besteht nur aus lateinischen und griechischen Klassikern, und diese sind es, die ich aus Langeweile lesen werde Ich wünschte sehr, daß Du mir einige Teile des Gibbon, die zwei Bände des Basnage [2]), worin bloß Geschichte ist, und eine kurzgefaßte italienische Grammatik nebst einem italienischen Lesebuche überschicktest. Wird es viel kosten, wenn Du das alles mit der Post schickst? Ich bin in solcher Bücherverlegenheit, daß ich Dich während meines hiesigen Aufenthaltes viel belästigen werde. Du mußt auch Geld für mich auslegen, indem Du nämlich für mich ein kleines italienisches Handwörterbuch und die wohlfeile Stereotypausgabe des Esprit des lois Montesquieus kaufen und herschicken mußt Ich kann nämlich hier nichts haben, wie ich es will, und nach Hamburg kann ich mich deshalb nicht wenden. Kannst Du mir etwas leichte italienische Prosa schicken, so wär es mir sehr lieb. Wenn mich meine Kopfschmerzen etwas verlassen werden, so will ich hier viel schreiben. Freilich wär es mir wohlthätiger, wenn ich zu Fuß herumreiste. — In Hinsicht der Aufnahme meiner „Tragödien“ habe ich hier meine Furcht bestätigt gefunden. Der Succeß muß den üblen Eindruck verwischen Was die Aufnahme derselben bei meiner Familie betrifft, so hat meine Mutter die Tragödien und Lieder zwar gelesen, aber nicht sonderlich goutiert, meine Schwester toleriert sie bloß, meine Brüder verstehen sie nicht, und mein Vater hat sie gar nicht gelesen. — Zeitschriften bekomme ich gar nicht zu lesen, und vom anderweitigen Schicksale meines Buches erfahre ich also gar nichts. Ich muß also alles von Dir erfahren; auch Lehmann habe ich ersucht, mir alles zu schreiben, was öffentlich über mich ausgesprochen wird. Ich bitte Dich, lieber Moser, ganz besonders, es mir gleich zu schreiben, wenn Du etwas lesen solltest, was meine Persönlichkeit berührt. — Du wirst

1) **Rischus**, Judenhaß.

2) „**Histoire de la réligion des Juifs depuis Jésus Christ jusqu'à présent, par Jacques Basnage de Beauval**“ (Rotterdam 1707). Vgl. Bd. I. S. 194.

wohl nicht vergessen haben, den Briefträgern anzuzeigen, daß sie alle Briefe, die an mich adressiert sind bei Dir abgeben. Meine Adresse ist: An Harry Heine, Cand. juris., bei S. Heine in Lüneburg. Mache Deine Briefe nur immer fest zu. Ich hoffe, daß ich die Koffer bald erhalten werde. Wenn Du mir die Bücher schickst, so . . .

Während ich dieses schreibe, erhalte ich den kleinen Koffer nebst Deinem lieben Billet vom 20. Mai. Wahrhaftig, Du bist der Mann in Israel, der am schönsten fühlt! Ich kann nur das Schöngefühlte anderer Menschen leidlich ausdrücken. Deine Gefühle sind schwere Goldbarren, die meinigen sind leichtes Papiergeld. Letzteres empfängt bloß seinen Wert vom Zutrauen der Menschen; doch Papier bleibt Papier, wenn auch der Bankier Agio dafür giebt, und Gold bleibt Gold, wenn es auch als scheinloser Klumpen in der Ecke liegt.

Hast Du an obigem Bilde nicht gemerkt, daß ich ein jüdischer Dichter bin? Doch wozu soll ich mich genieren, wir sind ja unter uns, und ich spreche gern in unsern Nationalbildern. Wenn einst Ganstown erbaut sein wird, und ein glücklicheres Geschlecht am Mississippi Lulef benscht [1]) und Mazzes kaut, und eine neu-jüdische Litteratur emporblüht, dann werden unsere jetzigen merkantilischen Börsenausdrücke zur poetischen Sprache gehören, und ein poetischer Urenkel des kleinen Marcus wird in Talles und Tefillim vor der ganzen Ganstowner Kille singen: Sie saßen an den Wassern der Spree und zählten Tresorscheine, da kamen ihre Feinde und sprachen: Gebt uns Londoner Wechsel — hoch ist der Kurs. —

Genug der Selbstpersiflage Lebe wohl und behalte mich lieb. Hast Du nicht Gelegenheit, die Bücher, die ich von Dir verlange, mit einer Gelegenheit nach Hamburg zu schicken? Wenn man sie dort mit der Post her nach Lüneburg schickt, kostet es mir nicht viel; sie direkt mit der Post herzuschicken, ist viel zu teuer. Ich spekuliere, wie ich Dir Deinen Marquis Posa-Mantel am besten zuschicke; doch sollst Du ihn nicht lange mehr entbehren. Grüße mir Gans, Zunz und seine Frau, sowie auch Lehmann, Rubo, Marcus, Schöneberg [2]), besonders aber mache vielmals meine Empfehlung an Hillmar nnd seine Familie. — Herrn M. Friedländer und seinem Vater zeige meine glückliche Ankunft an.

Dein Freund

H. Heine.

---

24. An den Baron Friedrich de la Motte Fouqué. [3])

Herr Baron!

Ich kann es nicht aussprechen, was ich beim Empfang Ihres lieben Briefes empfunden habe. Derselbe traf mich hier im Schoße meiner

---

1) Lulab, der Palmzweig, über den am Laubhüttenfest der Segen ausgesprochen (jüd.-deutsch: gebenscht) wird. Talith, der Gebetmantel, Tefillin, die Denkriemen, Kehilla, die Gemeinde.

2) Sämtlich Mitglieder des „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden." Vgl. Bd. I. S. XVII.

3) Aus den „Briefen an Fr. de la Motte Fouqué" (Berlin 1848), S. 119 ff.

Familie, die ich besuchen kam, um der Hochzeitsfeier einer Schwester beizuwohnen, mich von meinem Kranksein zu restaurieren, und meinen Eltern vor meiner Abreise nach Paris Lebewohl zu sagen. Diese wird nun wohl vorderhand unterbleiben, da mich jetzt meine Krankheit mehr als je niederbeugt. In diesem Zustande, Herr Baron, mußte mich Ihr Brief desto tiefer bewegen und ergreifen. Kaum las ich Ihren teuern Namen, so war es auch, als ob in meiner Seele wieder auftauchten all jene leuchtende Lieblingsgeschichten, die ich in meinen bessern Tagen von Ihnen gelesen, und sie erfüllten mich wieder mit der alten Wehmut, und dazwischen hörte ich wieder die schönen Lieder von gebrochenen Herzen, unwandelbarer Liebestreue, Sehnsuchtglut, Todesseligkeit — vor allem glaubte ich die freundliche Stimme von Frau Minnetrost zu vernehmen. Es mußte den armen Kunstjünger sehr erfreuen, bei dem bewährten und gefeierten Meister Anerkennung gefunden zu haben, entzücken mußte es ihn, da dieser Meister eben jener Dichter ist, dessen Genius einst so viel in ihm geweckt, so gewaltig seine Seele bewegt und mit so großer Ehrfurcht und Liebe ihn erfüllt! Ich kann Ihnen nicht genug danken für das schöne Lied [1]), womit Sie meine dunkeln Schmerzen verherrlicht und die bösen Flammen derselben beschworen. Ich möchte gern dieses Gedicht einigen Freunden mitteilen, aber ich habe zu sehr Angst, daß dieselben so indiskret sein möchten, es in viele Hände zu bringen; denn wirklich, dieses Gedicht gehört zu den schönsten, die ich von Ihnen gelesen, und ich zweifle nicht, daß es auch andern Leuten Thränen entlocken kann.

Ich lebe hier sehr isoliert, da meine Eltern noch nicht lange in Lüneburg wohnen, sich sehr zurückziehn, und ich hier keinen Menschen kenne. Ich will aber zu meiner Erheiterung in vierzehn Tagen eine Reise nach Hamburg machen, und acht oder, wenn ich mich amüsiere, vierzehn Tage dort bleiben. Haben Sie in Hamburg gute Freunde, deren Bekanntschaft Sie mir durch einige Zeilen verschaffen wollten, so würden Sie mich dadurch erstaunlich verbinden.

Den Osterpsalm habe ich gelesen; er ist mehr als ein Gedicht, und folglich besser. — Mein „Almansor" wird Sie nicht ganz angesprochen haben. Ich hatte dieses Gedicht früher verworfen, erst durch starkes Zureden der Freunde bequemte ich mich dazu, es drucken zu lassen, und jetzt, wo es manchen Beifall findet, viel mehr als der „Ratcliff," habe ich doch noch nicht angefangen, günstiger darüber zu urteilen. Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber dieses helle, milde Gedicht ist mir im höchsten Grade unheimlich, statt daß ich mit Behagen an den düstern, steinernen „Ratcliff" denke. — Ich erinnere mich: die Romanze von Donna Clara und Don Gasairos im „Zauberring" [2]), an die ich in den bedeutendsten Lebenssituationen lebhaft gedacht, und die ich in manchen Augenblicken selber geschrieben zu haben vermeine, diese liebliche Romanze hat mir oft vorgeschwebt, als ich den „Almansor" schrieb. — Was Ihr liebes Gedicht an mich in betreff der Schlangen ausspricht, ist leider nur zu sehr die Wahrheit.

---

1) Dasselbe ist vom 21. Mai 1823 datiert und findet sich l. c. S. 108.
2) „Der Zauberring," ein Ritterroman (Nürnberg 1813).

Wie könnte ich dieses Lied mißverstehen! Der schöne Maitag, an welchem ich es erhielt, wird mir noch lange leuchtend vorschweben. Bleiben Sie mir gewogen, großer, edler Fouqué, entziehen Sie mir nie Ihre freundliche Neigung, wenn auch fremdes Dazwischengerede oder gar mein eigenes Irren diese zerstören wollte, und sein Sie versichert, daß nichts, weder Meinung noch Stellung, mich je abhalten wird, Sie unaussprechlich zu lieben.

Ihr ergebener

H. Heine.

Lüneburg, den 10. Juni 1823.

---

25. An Karl Immermann.

Lüneburg, den 10. Juni 1823.

Ihr Brief vom 13. Mai, lieber Immermann, hat mich mit Vergnügen erfüllt; ich habe darin die Sprache des herzlichsten Wohlwollens erkannt und Gemütsstärkung gefunden. Erschrecken Sie nicht, daß ich Ihnen so schnell wieder mit einem Briefe über den Hals komme, Sie brauchen so bald keine Antwort zu schreiben und es soll deshalb auch nicht viel Fragliches hineinkommen; — ich benutze bloß eine Schreibegelegenheit, indem ich Sie bitte, beikommenden Brief an seine Adresse zu befördern. Können Sie mir nächstens einmal bei Gelegenheit mitteilen, ob Sethe sich wohlbefindet und ihm nichts Schlimmes begegnet, so würden Sie mir dadurch einen Gefallen erzeigen. Der Umstand, daß Sie jenen Namen nie erwähnen, erzeugt in mir die Vermutung, daß Sie in keinem sonderlich nahen Verhältnisse mit Sethe stehen mögen, vielleicht etwa wegen Verschiedenheit der Ansichten über das Universitätsleben, ein Erzsteckenpferd Sethes. Glauben Sie nur nicht, daß dieses bei mir etwas mehr als eine müßige Vermutung sei; ich habe bis auf diese Stunde keinen Brief von Sethe aus Münster erhalten, nicht das Mindeste von ihm gehört, und das ist es eben, was mich beunruhigt. Dieses mag Sie, lieber Immermann, etwas befremden, da ich Ihnen Sethe als einen meiner besten Freunde angekündigt; aber es ist dennoch so, wir sind zwölf Jahre lang Herzensfreunde gewesen, saßen schon in der Schule immer beisammen, und blieben auch in der Folge immer beisammen, und jetzt läßt er mich sechs Monat ohne Antwort. — Ich lebe jetzt seit einigen Wochen hier in Lüneburg, im Schoße meiner Familie, wo ich so lange bleiben will, bis mein kranker Kopf wieder gesund wird. Dieses scheint sehr langsam von statten gehen zu wollen, und die Götter mögen sich meines armen Reiseplanes erbarmen. Ich sehe voraus, lieber Immermann, daß es sich noch sehr lange herumziehen wird, bis ich nach der Knipperdollingstadt komme, und dem Dichter, mit dem ich hoffe alt zu werden, die Hand schüttele. Sie haben selbst einen ähnlichen Ausdruck gebraucht, und Sie können es kaum glauben, wie mich dieses aus großartigem Selbstgefühle natürlich hervorgegangene Wort bis in tiefster Seele bewegt hat. Die ewigen Götter wissen's, daß ich gleich in der ersten Stunde, wo ich in Ihren Tragödien las, Sie für das erkannte, was Sie sind; und ich bin ebenso

sicher in dem Urteile, das ich über mich selbst fälle. Jene Sicherheit entspringt nicht aus träumerischer Selbsttäuschung, sie entspringt vielmehr aus dem klaren Bewußtsein, aus der genauen Kenntnis des Poetischen und seines natürlichen Gegensatzes, des Gemeinen. Alle Dinge sind uns ja nur durch ihren Gegensatz erkennbar, es gäbe für uns gar keine Poesie, wenn wir nicht überall auch das Gemeine und Triviale sehen könnten, wir selber erkennen unser eigenes Wesen nur dadurch, daß uns das fremdartige Wesen eines andern Menschen bemerkbar wird und zur Vergleichung dient; — jene hirntolle, verschrobene, schwülstige Schlingel, die sich von vornherein für Shakespeare und Arioste halten, lassen uns ihre ihnen selbst oft nicht bemerkbare Unsicherheit zuweilen erkennen durch ihr ängstliches Haschen nach fremdem Urteil und durch ihr polterndes Feldgeschrei: daß sie durch und durch poetisch wären, daß sie gar nicht einmal aus der Poesie heraus könnten, und daß beim Verseschreiben der göttliche Wahnsinn immer ihre Stirn umspiele.

Es fällt mir ein, daß diese letzten Zeilen wirklich die eigenen Worte sind, die ich einst in Gesellschaft von einem Berliner Elegant aussprechen hörte, und ich glaube, ich erzähle dieses alles und habe auch obige Äußerungen freimütig hingestellt, um Ihnen, lieber Immermann, den Glauben einzuflößen, daß es mehr als eine gewöhnliche Phrase ist, wenn ich sage: ich kenne meine Fehler und ich gestehe sie gerne ein. Mit Vergnügen ersah ich aus Ihrem Briefe, daß Sie eine Beurteilung meiner „Tragödien“ schreiben werden, und ich muß Ihnen wiederholen, daß Sie mich nichts weniger als verletzen werden, wenn Sie auch das Allerbitterste in derselben aussprechen. Ich will Ihnen gern eingestehn den Hauptfehler meiner Poesien, durch dessen Vorwurf Sie mich wahrscheinlich zu verletzen glauben: — es ist die große Einseitigkeit, die sich in meinen Dichtungen zeigt, indem sie alle nur Variationen desselben kleinen Themas sind. Niemandem kann dies leichter auffallen als Ihnen, dessen Poesie die ganze große Welt mit ihren unzähligen Mannigfaltigkeiten zum Thema hat. Ich habe dies kürzlich gegen Herrn von Varnhagen geäußert. Sie haben das mit Shakespeare gemein, daß Sie die ganze Welt in sich aufgenommen, und wenn Ihre Poesien einen Fehler haben, so besteht er darin, daß Sie Ihren großen Reichtum nicht zu konzentrieren wissen; Shakespeare versteht das besser, und deshalb ist er Shakespeare; auch Sie werden diese Kunst des Konzentrierens immer mehr und mehr erlernen, und jede Ihrer Tragödien wird besser als die vorhergegangene sein. In dieser Hinsicht behagt mir auch der „Petrarcha“ besser, als der „Edwin,“ obschon dieser reicher ist. (Hier liegen die Gründe, weshalb Sie so fruchtbar sind, warum Sie oft bei der Masse des Angeschauten nicht wissen, wohin damit, und zu zusammengedrängten Reflexionen Ihre Zuflucht nehmen müssen, wo Shakespeare Gestalten angewendet hätte; hier liegen die Gründe, warum die Winkelpoeten und Pfennigskritiker Sie oft für einen Nachahmer Shakespeares ausgeben möchten, andere für einen Nachahmer Goethes, mit welchem letzteren Sie wirklich mehr Ähnlichkeit zeigen, als mit Shakespeare, weil dieser nur in einer Form, in der dramatischen, jener in allen möglichen Formen, im Drama, im Roman, im Lied, im Epos, ja sogar im nackten Begriffe, seine große Weltanschauung künstlerisch darstellen konnte.)

Es ist wahr, nur weil Sie Ihren unermeßlichen Reichtum nicht streng zu konzentrieren wußten, kann nicht jeder denselben überschauen, und Ihre Tragödien wirken nicht phalanxartig, wie die mancher unserer heutigen Tragiker, die alle ihre vorrätige Runkelrübenpoesie in fünf Akten mühsam zusammenquetschen. Bei mir war die Kunst des Konzentrierens leichter auszuüben, eben weil ich nur ein Stückchen Welt, nur ein einziges Thema, darzustellen hatte. Ich habe seitdem, besonders diesen Winter, im Zustand der Krankheit, mehr in mich aufgenommen, und in der Tragödie, die ich vielleicht in einigen Jahren liefere, mag es sich zeigen, ob ich, der ich bisher nur die Historie von Amor und Psyche in allerlei Gruppierungen gemalt habe, ebenso gut den trojanischen Krieg malen kann. — Das ist das traurige Geheimnis meiner poetischen Kraft; mein Unwohlsein mag meinen letzten Dichtungen auch etwas Krankhaftes mitgeteilt haben — ach Gott! es giebt so vieles in meinem neuen Buche, das vor der echten Kritik nicht Stich hält, und es würde mich gewiß nicht schmerzen, wenn man auch das aufdeckt, was ich selbst noch nicht erkenne. Nur etwas kann mich aufs schmerzlichste verletzen: wenn man den Geist meiner Dichtungen aus der Geschichte (Sie wissen, was dieses Wort bedeutet), aus der Geschichte des Verfassers erklären will. Es kränkte mich tief und bitter, als ich gestern im Briefe eines Bekannten ersah, wie er sich mein ganzes poetisches Wesen aus zusammengerafften Histörchen konstruieren wollte und unerquickliche Äußerungen fallen ließ über Lebenseindrücke, politische Stellung, Religion, u. s. w. Ähnliches, öffentlich ausgesprochen, würde mich ganz empört haben, und ich bin herzlich froh, daß nie dergleichen geschehen. Wie leicht auch die Geschichte eines Dichters Aufschluß geben könnte über sein Gedicht, wie leicht sich wirklich nachweisen ließe, daß oft politische Stellung, Religion, Privathaß, Vorurteil und Rücksichten auf sein Gedicht eingewirkt, so muß man dieses dennoch nie erwähnen, besonders nicht bei Lebzeiten des Dichters. Man entjungfert gleichsam das Gedicht, man zerreißt den geheimnisvollen Schleier desselben, wenn jener Einfluß der Geschichte, den man nachweist, wirklich vorhanden ist; man verunstaltet das Gedicht, wenn man ihn fälschlich hineingegrübelt hat. Und wie wenig ist oft das äußere Gerüst unserer Geschichte mit unserer wirklichen, innern Geschichte zusammenpassend! Bei mir wenigstens paßte es nie.

Aus dem vielen Schwatzen in diesem Briefe ersehen Sie, lieber Immermann, daß ich hier in Lüneburg ganz isoliert lebe. Aber ich muß auch in meinem vorigen Briefe aus Zerstreutheit viel geschwatzt haben. Aus Ihrem Briefe ersehe ich, daß ich über den Baron Fouqué gekohlt. Dieser hat sich mir vor meiner Abreise von Berlin und jetzt in einem Briefe von einer schönen Seite gezeigt, und ich muß ihm das beste und edelste Herz zuerkennen.

Möglich ist es freilich, daß ich in der Folge anders urteile. Auf jeden Fall aber, gestehe ich, geschieht ihm kein Unrecht, wenn er seines Ultrawesens halber gehechelt wird.

Wenn ich ihn auch noch so sehr liebe als Mensch, so sehe ich es dennoch für ein verdienstliches Werk an, daß man mit der Geißel jene trübseligen Ideen bekämpft, die er durch sein schönes Talent ins Volk

zu pflanzen sucht. Mir blutet das Herz, wenn ich Fouqué gekränkt finde, und dennoch bin ich froh, wenn andere Leute durch keine solche Weichheit abgehalten werden, das Dunsttum zu persiflieren. In tiefster Seele empören mich die Anmaßungen und Jämmerlichkeiten jener Clique, zu deren Grundsätzen sich Fouqué bekennt, und Sie können es auch wohl mir zutrauen, daß auch ich darnach lechze, sie bis aufs Blut zu geißeln, jene edlen Recken, die unseresgleichen zu ihren Hundejungen, ja auch vielleicht zu noch etwas Wenigerem, zum Hunde selbst, machen möchten.

Ich bin gespannt auf Ihren „Periander!"

Was Sie in betreff der Zeitschrift schreiben, ist mir leid; ich weiß wirklich nicht, was da zu thun ist. Vom Rhein habe ich seit vier Monaten nichts gehört. Herr von Varnhagen ist mit der Kompilation eines Buches beschäftigt, das Goethe betrifft. Ich wünsche, daß Varnhagen Ihre Beurteilung meiner „Tragödien" lesen möge. Wenn sie ins „Konversationsblatt" kömmt, wird dies der Fall sein, die „Deutschen Blätter" kommen sowohl ihm als mir nicht zu Gesicht, und Sie würden mich ganz erfreuen, wenn Sie, im Fall in diesen Blättern jene Beurteilung abgedruckt würde, ein Exemplar derselben Herrn v. Varnhagen zukommen lassen wollten. Ich glaube, auch Gubitz würde diese Beurteilung sehr gern im „Gesellschafter" aufnehmen, da er sich gegen mich geäußert, er wünsche, daß jemand meine „Tragödien" im „Gesellschafter" weitläufiger beurteile, als Herr von Varnhagen, von welchem die kurze Anzeige derselben in jenem Blatte abgefaßt war. — Ich wünsche, daß dieser Sommer recht viel herrliche poetische Früchte bei Ihnen hervorbringe, vor allem aber wünsche ich, daß er Ihnen viele Freuden (diese stehen selten mit der Litteratur in Verbindung) bescheren möge.

Ich ehre Sie und liebe Sie von ganzer Seele.

H. Heine.

Adresse: H. Heine aus Düsseldorf,
in Lüneburg.

---

26. An Varnhagen von Ense.[1])

Lüneburg, den 17. Juni 1823.

Herr von Varnhagen! ich übersende Ihnen beikommend den versprochenen Aufsatz über Goethe, den ich nicht früher liefern konnte, weil ich noch immer so sehr krank bin und erst vorgestern, unter lauter Schmerzen, denselben schrieb. Sie werden es auch merken, da an die Stelle meines gewöhnlichen kurzsätzigen, zahmen Stils ein dumpfer, breiter Bilder- und Ideenwirrwarr getreten ist. Ich hoffe, daß der Aufsatz frühzeitig genug kommt, um Ihrem Buche[2]) einverleibt zu werden; verzeihen Sie mir, daß ich ihn so spät schicke, und betrachten Sie dieses nicht als ein Zeichen von Faulheit oder gar Gleichgültigkeit. Ich lebe in diesem Augenblick gänzlich isoliert, abgeschnitten von allem wirklichen

1) Vgl. S. 367, Anm.

2) Das Buch führt den Titel: „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" (Berlin 1824). Der Aufsatz Heines ist verloren gegangen.

Menschenverkehr, und dennoch wegen meines Krankseins ganz unbeschäftigt, und es ist daher ganz natürlich, daß ich den größten Teil des Tages an Sie und Ihre Frau denke, und mir immer lebendig vorschwebt, wie Sie beide mir so viel Gutes und Liebes erzeigt, und mich mürrischen, kranken Mann aufgeheitert und gestärkt und gehobelt, und durch Rat und That unterstützt, und mit Makaroni und Geistesspeise erquickt. Ich habe so wenig wahre Güte im Leben gefunden, und bin so viel schon mystifiziert worden, und habe erst von Ihnen und Ihrer großherzigen Frau eine ganz menschliche Behandlung erfahren. Ich muß mir Ihre lieben Bilder um so fester einprägen, da jetzt wieder so viel Unreines, Bösartiges und Verwirrtes auf mich eindrängt, und mein Kopf noch krank ist und mein Herz noch nicht genesen.

Günstige Umstände haben, in der letzten Zeit, meine Eltern und auch meine Geschwister mit so viel Erfreulichem und Behaglichem umgeben, daß ich auch für mich einer heiterern Zukunft entgegensehen würde, wenn ich nicht wüßte, daß das Schicksal gegen deutsche Poeten seine bösen Rücken selten unausgeübt läßt. Ich kann Ihnen, lieber Varnhagen, über meine nächste Lebensweise doch noch nichts Bestimmtes sagen, da ich erst nächste Woche, am Hochzeittage meiner Schwester, meinen Oheim, von dem manches abhängt, sprechen werde. Führt dieses zu keiner Bestimmtheit, so finde ich solche in Hamburg, wohin ich bald nach der Hochzeit zu reisen gedenke, obschon durch den Anblick dieser Stadt die schmerzlichsten Empfindungen in mir aufgeregt werden. Ich bin dort so frei, Ihr Briefchen Ihrer Schwester[1]) zu übergeben. Ich werde dort auch den Dr. Ulrich[2]) finden, der mir nützlich sein kann; ich beabsichtige dort viele Bekanntschaften zu machen, wovon vielleicht eine oder die andere mir durch Vermittlung in der Folge von Wichtigkeit sein mag. Obschon dieses für mich bekanntschaftsscheuen Menschen durchaus nicht amüsant ist, so ratet mir doch die Klugheit, der Sicherheit in der Folge wegen, dergleichen nicht zu übersehen. Haben Sie, Herr v. Varnhagen, einen Freund in Hamburg, dessen Bekanntschaft mir in dieser Hinsicht nützlich sein möchte, so wär es mir lieb, wenn Sie mir solche vermittelten. Ich werde überhaupt jetzt anfangen, sehr besonnen und politisch zu werden. Das gefürchtete Mißverständnis in betreff meines Oheims finde ich bestätigt, nur meine Eltern scheinen es nicht zu merken. Indessen, der Erfolg des Buches mildert und besänftigt. Die Notiz in der Hamb. Zeitung war wohlthätig; meinen Vater hat sie ganz besonders erfreut. — Ich habe Brief von Immermann erhalten, den ich Ihnen beikommend mitteile. Ich habe ihm geschrieben, er möchte zusehen, daß die Rezension, im Fall sie nicht im „Konversationsblatt" abgedruckt wird, Ihnen dennoch zukomme, da ich weiß, das Sie nicht die „Deutschen Blätter" zu Gesicht bekommen. — Fouqué, dem ich in Berlin die „Tragödien" geschickt, hat mir einen herzlichen Brief und ein Gedicht geschrieben, welches letztere ich Ihnen mitteile, mit der Bitte, es außer Frau von Varnhagen beileibe keinem Dritten mitzuteilen. Des Mannes Herz ist gut, und nur im Kopfe sitzt die Narrheit.

---

1) Rosa Maria Assing (1783—1840).

2) F. Ulrich (1795—1844), Professor am Hamburger Johanneum.

Meine Adresse ist: H. Heine, Candid. Juris in Lüneburg. Grüßen Sie mir Frau von Varnhagen recht herzlich, ich werde bald besonders schreiben. Grüßen Sie auch Robert und seine Frau[1]), und sagen Sie, daß ich ihn so sehr liebe wie seine Frau, das heißt, wie ich seine Frau liebe. Man kann sich doch im Deutschen gar nicht gut ausdrücken, und ich besonders kann mir in dieser Sprache nicht gut helfen, und muß, wie in diesem Briefe geschieht, meine mächtigsten Gefühle unterdrücken.

Votre dévoué

H. Heine.

---

27. An Moses Moser.

Lüneburg, den 18. Juni 1823.

Du nimmst wohl keine Million und schreibst mir, ehe ich Deinen Brief förmlich beantwortet oder, besser gesagt, erwidert? Gewöhne Dir diese Philiströsität ab. Ich warte gestern begierig auf die Post und auf einen Brief von Dir, und vergesse, daß ich erst selber hätte wieder schreiben müssen. Dies hätte ich auch schon früher gethan, wenn mich nicht mein noch immer andauerndes Kopfleiden und eine daraus und aus noch andern Kontrarietäten entspringende Verdrießlichkeit davon abgehalten hätte. Ich würde Dir heute ebenfalls nicht schreiben, wenn ich es Dir nicht so früh als möglich einprägen wollte, daß Du mir sehr oft, wenn auch nur wenig, schreiben mußt, ohne erst abzuwarten, daß ich jede Deiner geehrten Zuschriften mit einer darauf passenden Antwort eigens beehre. Wenn ich Dir schreiben will, werde ich mich wenig darum bekümmern, ob schon ein Brief von Dir zur Beantwortung vorliegt, und ich werde Dir wohl mehrere Briefe hinter einander schreiben, ohne erst die Etikette zu fragen, ob es sich auch schickt, und ob es politisch sei, jemandem zu schreiben, ohne erst seine Antworten regelmäßig abzuwarten. Aus Obigem, besonders aus der Konfusion, womit es ausgedrückt ist, wirst Du ersehen haben, daß ich verdrießlich, mürrisch, enfin unausstehlich bin. Du kannst also den Brief weglegen, wenn Du jetzt grade bei guter Laune bist; Du kannst jetzt meiner Grämlichkeit besser ausweichen, als bei meiner Anwesenheit in Berlin, wo ich Dir in höchsteigener Person auf den Hals kam. Ich lebe hier ganz isoliert, mit keinem einzigen menschlichen Menschen komme ich zusammen, weil meine Eltern sich von allem Umgang zurückgezogen. Juden sind hier, wie überall, unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen, die christliche Mittelklasse unerquicklich, mit einem ungewöhnlichen Rischeß, die höhere Klasse ebenso im höheren Grade. Unser kleiner Hund wird auf der Straße von den andern Hunden auf eigene Weise berochen und malträtiert, und die Christenhunde haben offenbar Rischeß gegen den Judenhund. Ich habe hier also bloß mit den Bäumen Bekanntschaft gemacht, und diese zeigen sich jetzt wieder in dem alten grünen Schmuck, und

---

1) Ludwig Robert (1778—1832), der Bruder von Rahel. Seine Frau war Friederike, geborene Braun (1796 1832). Vgl. Bd. I. S. 118.

mahnen mich an alte Tage, und rauschen mir alte vergessene Lieder ins Gedächtnis zurück, und stimmen mich zur Wehmut. So vieles Schmerzliche taucht jetzt in mir auf und überwältigt mich, und dies ist es vielleicht, was meine Kopfschmerzen vermehrt oder, besser gesagt, in die Länge zieht; denn sie sind nicht mehr so stark wie in Berlin, aber anhaltender. Studieren kann ich wenig, schreiben noch weniger. Sonntag schrieb ich einen Aufsatz über Goethe, etwa einen Druckbogen groß, den ich an Varnhagen gestern schickte, daß er ihn seinem Buche über Goethe einverleibe. Ich hatte ihn längst versprochen, und schrieb ihn jetzt en pleine carrière, daß er noch zur rechten Zeit eintreffe. Du wirst in diesem Aufsatz 1/4 Dutzend Deiner eigenen Ideen finden; ich war ehrlich genug, sie nackt hinzustellen, denn hätte ich sie mit meinem Purpurlappen umhängt, Du würdest sie wahrlich selber nicht wiedererkannt haben. Der Aufsatz soll Dir bald zu Gesicht kommen. Denke Dir, mein Festspiel ist ungeschrieben geblieben (ich schreibe es aber hinterher), hingegen meine Tragödie gestaltet sich in meinem Kopfe immer mehr und mehr. Sehr drängt es mich, in einem Aufsatz für die Zeitschrift[1]) den großen Judenschmerz (wie ihn Börne nennt) auszusprechen, und es soll auch geschehen, sobald mein Kopf es leidet. Es ist sehr unartig von unserem Herrgott, daß er mich jetzt mit diesen Schmerzen plagt; ja, es ist sogar unpolitisch von dem alten Herrn, da er weiß, daß ich so viel für ihn thun möchte. Oder ist der alte Freiherr von Sinai und Alleinherrscher Judäas ebenfalls aufgeklärt worden, und hat seine Nationalität abgelegt, und giebt seine Ansprüche und seine Anhänger auf, zum Besten einiger vagen, kosmopolitischen Ideen? Ich fürchte, der alte Herr hat den Kopf verloren, und mit Recht mag ihm le petit juif d'Amsterdam ins Ohr sagen: Entre nous, Monsieur, vous n'existez pas. Und wir? wir existieren? Um des Himmels willen, sag nicht noch einmal, daß ich bloß eine Idee sei! Ich ärgere mich toll darüber. Meinethalben könnt Ihr alle zu Ideen werden: nur laßt mich ungeschoren. Weil Du und der alte Friedländer und Gans zu Ideen geworden seid, wollt Ihr mich jetzt auch verführen und zu einer Idee machen. Rubo lob ich, den habt Ihr nicht dazu bekommen können. Der Lehmann[2]) möchte gern Idee werden, und kann nicht. Was geht mich der kleine Marcus an mit seinem Demonstrieren, daß ich eine Idee sei — seine Magd weiß es besser. Die Doktorin Zunz hat mir mit thränenden (Judaism) Augen geklagt, daß man ihren Mann ebenfalls zur Idee machen wollte, und daß sie dadurch all seine Kraft und Saft verlöre, Jost[3]) hätte sich deshalb vom Vereine zurückgezogen, und Auerbach sei mal dadurch krank geworden. Ich verbitte mir auch alle übrigen Anzüglichkeiten, daß Du noch nicht weißt, welche Idee ich sei, — welches so viel heißt, als sei ich eine sonderbare Idee; und „sonderbar" ist Tusch.

Genug des aberwitzigen Gewäsches. In einigen Tagen reise ich

1) „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums," herausgegeben vom Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden, (Berlin 1823).

2) Josef Lehmann, der langjährige Herausgeber des „Magazin für die Litteratur des Auslands," ein Freund Heines.

3) J. M. Jost (1793—1860), bekannter jüdischer Historiker. J. L. Auerbach, ein jüdischer Prediger in Berlin.

nach der Hochzeit meiner Schwester, die zwischen hier und Hamburg stattfindet. Bald darauf — sage und schreibe es aber keiner menschlichen Seele — reise ich auf acht Tage nach Hamburg.

Ich habe hier ein Stück des Briefes abgeschnitten, weil eine zu heftige und für einen Brief nicht ziemliche Äußerung mir entschlüpft ist. Mit meinem Oheim stehe ich noch nicht auf dem Fuße, auf dem ich zu stehen wünschte, um mit Sicherheit feste Lebensplane für die Folge entwerfen zu können. Erst nach meiner Zurückkunft von Hamburg kann ich Dir in dieser Hinsicht etwas Bestimmteres sagen. Wenn ich kann, suche ich noch einmal nach Berlin zu kommen und Dich und meine übrigen Freunde zu umarmen. Ich werde Cohen[1]) in Hamburg besuchen. Von Dir erwarte ich, daß Du mir schreibst (aber kurz), wie ich in Hinsicht des Vereines[2]) mich dort zu betragen habe, wen ich dort besuchen kann, und dergleichen. Kann ich dort einen bestimmten Auftrag des Vereins ausführen, der sich auf ein schon in Berlin Besprochenes gründet, so will ich ihn gern übernehmen. Ich freue mich, die Monas[3]) wiederzusehen. Du kannst doch an Gans[4]) sagen, daß ich auf acht Tage nach Hamburg reise, vielleicht fällt es ihm ein, daß ich dort etwas thun kann; nur soll er es nicht hinschreiben. — Hamburg wird viele schmerzliche Erinnerungen in mir aufregen, doch wird es von großem Nutzen sein, daß ich hinreise.

Ein mir feindliches Hundepack umlagert meinen Oheim. Ich werde vielleicht Bekanntschaften in Hamburg machen, die in dieser Hinsicht ein Gegengewicht bilden können. Nur ahndet's mir, daß ich mit meiner abstoßenden Höflichkeit und Ironie und Ehrlichkeit mir mehr Menschen verfeinden als befreunden werde.

Der Posaunenstoß in der Hamburger Zeitung, meine „Tragödien" betreffend, hat mir Spaß gemacht. Was hat man darüber gesagt? Wenn meine Tragödien ignoriert würden, wäre es mir nicht gleichgültig, Geschätztester! Blätterlob macht mir höchstens flüchtigen Spaß, stärkt mich nicht und erquickt mich nicht, und ist mir doch von größter Wichtigkeit. Doch sei außer Sorge, es wird nicht ausbleiben, daß meine Tragödien in den Blättern viel besprochen werden; wenn's andere nicht thun, thue ich es selbst. Immermann schreibt mir, daß er eine kräftige Rezension der Tragödien schreiben werde, worin er manches Verletzende aussprechen wird. Sein Brief enthielt daher nur einiges Allgemeine (Lob) über die Tragödien, und andere Gegenstände, deren vorzüglichster seine Freude ist, mich in Münster zu sehen, und seine Einladung, bei ihm zu wohnen. Der mir zuletzt geschickte Brief war von Blomberg[5]), voll ästhetischen Räsonnements. Von dem Rousseau hab ich noch keinen Brief erhalten, und teils Dein Wink über das „Unterhaltungsblatt," dessen judenfeindliche Stelle mir sehr auffiel, teils noch manches andere giebt sichere Anzeichen, daß man am Rhein von katholischer Seite über

1) Der Zuckermakler Gustav Gerson Cohen, ein Freund Heines, war einer der eifrigsten Anhänger der jüdischen Reform in Hamburg.
2) Heine war seit dem 4. August 1822 ordentliches Mitglied des bereits erwähnten „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden."
3) Scherzname für Immanuel Wohlwill.
4) Eduard Gans war Präsident des Vereins.
5) W. v. Blomberg (1786—1876).

den „Almansor“ höchst unwillig sei, ihn ignorieren möchte, ihn dennoch allgemein bespricht, und den Rousseau gegen mich aufsätzig gemacht hat. Ich verachte dergleichen Schwachköpfigkeit allzu sehr, um davon empört zu werden, und ich habe es längst gefühlt, daß ein gar zu feuriger Enthusiasmus für meine Persönlichkeit endlich verkohlen muß und, wenn Regen auf die Kohlen fällt, dem schwarzen Schmutze Platz macht. Ich erwarte die Zeichen dieses Schmutzes, und ich werde es ohne Bitterkeit sehen, daß mich die Menschen, die mich in den Himmel gehoben, auch zur Abwechselung einmal mit Kot werfen. Ich habe unlängst eine Anzeige der Rousseauschen Gedichte[1]) geschrieben, die ich unverändert im „Gesellschafter“ abdrucken lasse

Sage doch an Lehmann, daß er das Traumgedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott“ aus dem Almanach[2]) herausnehmen solle, wenn er ihn jemanden liehe; da es möglich ist — daß ich auf einige Zeit nach Berlin zurückkomme. Lache nicht. — Den großen Koffer und die Bücher habe ich noch nicht erhalten. — Fouqué hat mir kürzlich einen sehr herzlichen Brief geschrieben und mir ein sehr schönes Gedicht gewidmet; ich will es Dir gelegentlich mitteilen. Auch dieser wird dieses Gedicht einmal ungeschrieben wünschen, wenn er meinen Stammbaum genauer untersucht hat. Sorge nur, daß mir durch Dummheit des Postboten kein Brief verloren geht, und schreib es mir gleich, wenn Du irgend in einem Blatte ein Hinweisen über diesen meinen Stammbaum findest. — Ich werde Dir bei meiner Rückkunft von Hamburg viel zu schreiben haben! Grüße mir Gans und Zunz, sowie auch seine Frau. Sage ihnen, daß ich viel an sie denke; welches auch ganz natürlich ist, da ich hier ganz isoliert lebe, und noch nicht die letzten Eindrücke Berlins in mir verdrängt werden konnten. Dich, lieber Moser, sehe ich überall, und es ist vielleicht etwas mehr als krankhafte Weichlichkeit, wenn ich auf die wehmütigste Weise überwältigt werde von dem Wunsche, wieder mit Dir zusammen zu leben. Geben die Götter, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehe! Hamburg? Sollte ich dort noch so viele Freuden finden können, als ich schon Schmerzen dort empfand? Dieses ist freilich unmöglich —

Glücklicherweise ruft mich hier mein Bruder zu Tische, und statt mit einer Sentimentalität schließe ich hier den Brief mit dem Vorgefühle eines guten Mittagsessens.

H. Heine.

28. An Moses Moser.

Lüneburg, den 24. Juni 1823.

Lieber Moser!

Den 22. habe ich mit meiner Familie auf dem Zollenspiker der Vermählung meiner Schwester beigewohnt. Es war ein schöner Tag

1) Vgl. Bd. VIII. S. 101 ff.

2) Der „Westdeutsche Musenalmanach auf das Jahr 1823,“ herausgegeben von J. B. Rousseau (Hamm 1823), enthielt jenes Gedicht.

der Festlichkeit und Eintracht. Das Essen war gut, die Betten waren schlecht, und mein Oheim Salomon war sehr vergnügt. Ich glaube, ich werde in der Folge auf ziemlich guten Fuß mit ihm kommen; äußerlich leben wir auf dem allerbesten, er kajoliert mich sogar öffentlich. Mit meinem Oheim Henry Heine[1]) bin ich ebenfalls in gute Verhältnisse getreten. Ich reise in acht oder zehn Tagen nach Hamburg, und bleibe dort acht Tage; Du brauchst jetzt kein Geheimnis daraus zu machen. Die Post geht gleich ab. Ich hab noch nicht Deinen Mantel abgeschickt, es soll aber dieser Tage geschehen. Was sagst Du zu dieser Faulheit? Die Bücher und den Koffer habe ich jetzt erhalten. Von Lehmann habe ich bei meiner Zurückkunft gestern Brief gefunden. Sage ihm, daß ich ihm dieser Tage schreibe. Ich habe die Rezension im „Freimütigen" gelesen!!! Auch im „Konversationsblatt" steht eine Rezension, die ich zufällig zu Gesicht bekam. Ich höre, meine Gedichte sind aufs neue in einer Litteraturzeitung rezensiert. Ich möchte es gern lesen, und Du thust mir aus besondern Gründen den allergrößten Gefallen, wenn Du mir diese Rezension abschreibst und herschickst, und zwar bald. Überhaupt schreibe mir gleich, wo Du etwas über mich liest. Die Post geht ab. Leb wohl, künftig mehr.

H. Heine.

---

29. An Joseph Lehmann.[2])

Lüneburg, den 26. Juni 1823.

Lieber Lehmann!

Sie haben mich durch Ihren Brief und die mitgeteilten Blätter sehr erfreut. Was darin über das Charakteristische meiner Poetereien überhaupt gesagt ist, fand ich sehr schön und erquicklich.

Wie befindet sich Mademoiselle Sobernheim? Ich bedaure wirklich recht sehr, in diesem Augenblicke nicht in Berlin zu sein, und ich gebe Ihnen den Auftrag, das liebenswürdige Mädchen recht herzlich von mir zu grüßen. Sie gehört zu den schönsten, d. h. erfreulichsten Bekanntschaften, die ich in Polen gemacht. Sie wissen ja, lieber Lehmann, ich ging dort auf die Jagd nach reinen, gesunden Menschennaturen, die ich gut herauszufinden verstehe, da mir das Unreine und Kranke so genau bekannt ist. Ich habe immer unter Jüdinnen die gesundesten Naturen gefunden, und ich kann es Gott Vater gar nicht verdenken, daß auch er an einer Jüdin Wohlgefallen fand.

Was Sie in betreff Rousseaus vermuten, scheint seine Richtigkeit zu haben. Ich bin seit drei Monaten und noch länger ohne Brief von ihm und habe Spuren, daß er schon Kot herbeischleppt, um mich damit zu bewerfen. Ich habe längst gewußt, daß er sich mit meinen alten grimmigsten Gegnern, mit den Altdeutschen, wieder verbunden; und das Mißfallen, das die Tendenz des „Almansor" am Rhein erregt,

---

1) Henry Heine, Bankier in Hamburg.
2) Sämtliche Briefe an Lehmann wurden in dem von demselben herausgegebenen „Magazin für die Litteratur des Auslandes" zuerst abgedruckt.

welche Tendenz er selbst jetzt einsehen mag, wird dazu beigetragen haben, einen eingeflößten Groll gegen mich aufkommen zu lassen. Mein Stillschweigen über seine Poetereien ist es nicht, er weiß, daß ich erst spät eine Beurteilung derselben schreiben wollte; und diese ist jetzt schon geschrieben, ohne Lob und ohne Bitterkeit, und bleibt unverändert.

Ich hoffe, daß dieser Brief Sie, lieber Lehmann, noch in Berlin findet. Wie können Sie glauben, daß ein Stillschweigen von meiner Seite eine Gleichgültigkeit bedeute? Wenn Sie irgend ein gutes Prinzip in mir annehmen, dürfen Sie das nicht glauben. Sie wissen, daß ich Ihnen auf so vielfache Weise verpflichtet bin, daß es eine schmutzige Undankbarkeit wäre, dieses aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Sie sind fast der erste in Berlin gewesen, der sich mir liebreich genaht und bei meiner Unbeholfenheit in vielen Dingen sich mir auf die uneigennützigste Weise freundlich und dienstfertig erwies. Es liegt in meinem Charakter, oder besser gesagt in meiner Krankheit, daß ich in Momenten des Mißmutes meine besten Freunde nicht schone und sie sogar auf die verletzendste Weise persifliere und malträtiere. Auch Sie werden bei mir diese liebenswürdige Seite kennen gelernt haben und hoffentlich in der Folge noch mehr kennen lernen. Doch müssen Sie nicht vergessen, daß Giftpflanzen meistens dort wachsen, wo ein üppiger Boden die freudigste und kräftigste Vegetation hervorbringt, und daß dürre Heiden, die von solchen Giftpflanzen verschont sind — auch nur dürre Heiden sind. Wäre ich Dr. Gans, so würde ich hier einerseits die brasilianischen oder afrikanischen Wälder und anderseits die Lüneburger Heide citieren.

Nun kömmt der eigentliche Anfang meines Briefes: Ich hätte Ihnen, lieber Lehmann, schon früher geschrieben, wenn mich nicht mein Unmut und mein Unwohlsein davon abgehalten hätten. Ich bin wahrlich noch immer sehr krank und folglich verdrießlich, und folglich schreibe ich keine Zeile. Nur vor kleine Lieder dann und wann kann ich mich nicht hüten. Dagegen sammelt sich in meinem Kopfe viel poetischer Stoff. Die Traumbilder stehen vor mir und verlangen die ihnen gebührenden Verse. Eine ganze, neue fünfaktige und gewiß in jeder Hinsicht originale Tragödie steht dämmernd, doch mit ihren Hauptumrissen, vor mir. Eine Menge rein wissenschaftlicher Aufsätze wollen geschrieben sein, und — ich kann nichts thun.

Ich lese jetzt die Alten, meistens die Römer, und das Allerneueste — den „Hamburger Korrespondenten." In acht oder zehn Tagen reise ich nach Hamburg, und wenn ich zurückkomme, denke ich Ihnen viel Erfreuliches zu schreiben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich auf einige Zeit nach Berlin zurückkomme.

Schreiben Sie mir bald, lieber Lehmann, wie es mit Ihnen, mit Ihrer Muse und mit unseren Freunden steht. Besonders sagen Sie mir, was Gans macht Ich getraue mich nicht, ihm zu schreiben; wenn ich ihm etwas mitzuteilen hätte, würde ich es lieber gleich ins Intelligenzblatt setzen lassen. Sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe — das ist die Hauptsache, alles andere ist Kohl!

Auch erwarte ich, daß Sie, der alle Blätter liest, mich gleich davon in Kenntnis setzen, wenn irgendwo ein Ausfall auf mich, besonders in

Hinsicht der Religion, zu finden ist. Sie wissen, inwiefern mich das sehr interessiert. Hier bekomme ich nur dann und wann und zufällig ein Blatt zu lesen.

Ich habe noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, den „Ratcliff" aufgeführt zu sehen, obschon ich keine Schauspieler kajoliert und keine Schauspielerin fetiert habe, und es überhaupt nicht verstehe, etwas mühsam auf die Bretter hinauf zu schmuggeln. Ich denke, das Schreiben und Sprechen über das Stück bringt es auf die Bühne.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie gewogen Ihrem Sie liebenden Freunde

H. Heine.

Grüßen Sie mir die Herren Veit.

Meine Adresse bleibt dieselbe, wenn ich auch von hier abreise.

---

30. An Leopold Zunz.

Lüneburg, den 27. Juni 1823.

Auch bitte ich, die Frau Doktorin Zunz recht herzlich von mir zu grüßen. Leben Sie wohl, und seien Sie meiner aufrichtigen Freundschaft versichert. Kann ich irgends nutzen — versteht sich, ohne daß es mir viele Mühe macht — so brauchen Sie es mir bloß zu sagen. Ende nächster Woche mache ich eine kleine Reise nach Hamburg, und wenn Sie oder der Verein dort von meiner Unwirksamkeit Gebrauch machen können, so schreiben Sie mir es entweder per Adresse Wohlwills, oder schreiben es an den Candidatus juris Harry Heine auf dem Markt in Lüneburg, in welchem Falle der Brief mir nachgeschickt wird. Ich habe vor, nur acht Tage in Hamburg zu bleiben. Ich habe von Moser die Zeitschrift [1]) erhalten, und selbige bereits aufgeschnitten, durchblättert und teilweise mit Ärger gelesen. Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß die Sachen darin gut sind, aber ich muß freimütig gestehen — und erführe es auch der Redakteur, — der größte Teil, ja drei Viertel des dritten Heftes ist ungenießbar wegen der verwahrlosten Form. Ich will keine goethische Sprache, aber eine verständliche, und ich bin fest überzeugt: was ich nicht verstehe, versteht auch nicht David Levy, Israel Moses, Nathan Itzig, ja vielleicht nicht mal Auerbach II. Ich habe alle Sorten Deutsch studiert, sächsisch Deutsch, schwäbisch Deutsch, fränkisch Deutsch — aber unser Zeitschriftdeutsch macht mir die meisten Schwierigkeiten. Wüßte ich zufällig nicht, was Ludwig Marcus und Doktor Gans wollen, so würde ich gar nichts von ihnen verstehen. Aber wer es in der Korruptheit des Stils am weitesten gebracht hat in Europa, das ist L. Bernhardt. Bendavid ist klar, aber was er schreibt, paßt weder für die Zeit, noch für die Zeitschrift. Das sind Aufsätze, die anno 1786 im theologischen Journal passend gewesen wären. Nur

---

1) Die „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums," deren Redakteur Dr. L. Zunz war.

von S. 523—539 hat mich die Zeitschrift erfreut.[1]) Ich weiß sehr gut, daß ich Ihnen diese Klagen nicht vorbringen soll, ohne anzugeben, wo bessere Aufsätze zu haben sind; ich weiß sehr gut, daß ich, der noch nichts geliefert und noch nichts zu liefern bereit hat, ganz schweigen sollte. Außerdem weiß ich, daß Sie das alles mit der gleichgültigsten Ruhe lesen, aber lesen sollen Sie's. Dringen Sie doch bei den Mitarbeitern der Zeitschrift auf Kultur des Stils. Ohne diese kann die andere Kultur nicht gefördert werden. Indessen, ich möchte hier ungefähr das anwenden, was Sie beim Erscheinen der ersten Bände Jostscher Geschichte[2]) äußerten, indem Sie sich alles Urteils darüber enthielten, weil es doch möglich sei, daß diese vorsätzlich so schlecht geschrieben worden, damit die späteren Bände desto glänzender ausfielen; auf gleiche Weise möchte ich vermuten, die Aufsätze der Zeitschrift werden von Ihnen so geordnet, daß man einst in einer Reihe von Jahrgängen genau nachweisen kann, wie sich der deutsche Stil unter uns Wissenschaftsjuden allmählich ausgebildet. Über diese Bedeutung der Zeitschrift möchte ich einen eigenen Aufsatz schreiben, betitelt: „Die Naturseite der Zeitschrift.“[3])

Seien Sie mir des Obengesagten halber nicht böse, lieber Zunz; erstens bin ich ja ein Abonnent der Zeitschrift, zweitens liebe ich Sie. Daß dies Letztere keine Phrase ist, dürfen Sie glauben Ich weiß es.

Ihr Freund

H. Heine.

---

31. An Moses Moser.

Hamburg, den 11. Juli 1823.

Lieber Moser!

Ich bin in der größten Unruhe, meine Zeit ist spärlich gemessen, und ich habe heute keine Kommission für Dich, und ich schreibe Dir doch. Auch hat sich noch nichts Äußerliches mit mir zugetragen; — ihr Götter! desto mehr Innerliches.

Die alte Leidenschaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehen sollen; wenigstens muß ich machen, daß ich so bald als möglich fortkomme. Ein arger Wahn kömmt in mir auf, ich fange an, selbst zu glauben, daß ich geistig anders organisiert sei und mehr Tiefe habe, als andere Menschen. Ein düsterer Zorn liegt wie eine glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht. — Wohlwill hab ich noch wenig gesprochen. Vorgestern nach Mitternacht, als ich mit meinem infernalen Brüten die bekannten Schmutzgassen Hamburgs durchwandelte, schlägt mir jemand auf die Schulter, und es ist Wohlwill. Ich habe ihm ehrlich weiß gemacht, die Sommernacht habe mich zu einem Spaziergang auf die Straße gelockt, und es sei eine allerliebste Kühle. Scharmant!

---

1) Der Aufsatz von Zunz über Raschi.
2) „Geschichte der Israeliten“ (Berlin 1820—29. IX.).
3) Eine scherzhafte Anspielung auf die Arbeit von L. Marcus: „Über die Naturseiten des jüdischen Staats.“

Von meiner Familie bin ich sehr gut empfangen worden. Mein Oheim Salomon Heine hat mir die herrlichsten Dinge versprochen, ist aber leider gestern um 6 Uhr morgens, halb in Geschäften, halb zur Rekreation, von hier abgereist. Ich habe mich entschlossen, à tout prix es einzurichten, daß ich ihn nicht mehr nötig habe, da es so ganz und gar unter meiner Würde ist, und da — —

Aber meine Kopfschmerzen sind entsetzlich, und ich muß alles in der Welt thun, um sie los zu werden. — In Cohen habe ich einen sehr guten Menschen kennen gelernt.

H. Heine.

32. An Moses Moser.

Ritzebüttel, den 23. August 1823.

Lieber Moser!

Sei froh, daß ich Dir so lange nicht geschrieben. Ich hatte nicht viel Erfreuliches mitzuteilen. Ich war zu einer schlimmen Zeit in Hamburg. Meine Schmerzen machten mich unerquicklich, und durch den Todesfall einer Kousine und die dadurch entstandene Bestürzung in meiner Familie fand ich auch nicht viel Erquickliches bei andern. Zu gleicher Zeit wirkte die Magie des Ortes furchtbar auf meine Seele, und ein ganz neues Prinzip tauchte in derselben auf; dieses Gemütsprinzip wird mich wohl eine Reihe Jahre lang leiten und mein Thun und Lassen bestimmen. Wär ich ein Deutscher — und ich bin kein Deutscher, siehe Rühs, Fries a. v. O.[1]), — so würde ich Dir über dieses Thema lange Briefe, lange Gemütsrelationen schreiben; aber doch sehne ich mich danach, Dir in vertrauter Stunde meinen Herzensvorhang aufzudecken, und Dir zu zeigen, wie die neue Thorheit auf der alten gepfropft ist. — Cohen war mir ein sehr lieber Freund in Hamburg, und ich gewann ihn sehr lieb. Die Juden sind dort miserables Pack; wenn man sich für sie interessieren will, darf man sie nicht ansehn, und ich finde es zuträglicher, mich von ihnen entfernt zu halten. Dr. Salomon[2]) hab ich besucht, er hat mir nicht ganz mißfallen, er ist dennoch ein Auerbachianer. Kley[3]) hab' ich nicht besucht. Du weißt, er war mir von jeher zuwider, und er ist wirklich ekelhaft. Die Monas ist noch die Alte, ich liebe ihn und möchte ihn gern heilen von einer Sentimentalität, die er in sich selbst hineingelogen und die ihn jetzt verstimmt. Bernays[4]) habe ich predigen gehört, er ist ein Charlatan, keiner von den Juden versteht ihn, er will nichts, und wird auch nie eine andere Rolle spielen; aber er ist doch ein geistreicher Mann, und hat mehr Spiritus in sich, als Dr. Kley, Salomon, Auerbach I. und II. Ich

1) Chr. Fr. Rühs und J. F. Fries (1773—1845) traten damals gegen die Juden und deren Emanzipationsbestrebungen auf.
2) Gotthold Salomon (1784—1862), Prediger des neuen Hamburger Tempels.
3) Eduard Kley, Direktor der neugegründeten israelitischen Freischule in Hamburg und Prediger an demselben Tempel.
4) J. Z. Bernays, Rabbiner der orthodoxen Hamburger Synagoge.

hab ihn nicht besucht, obschon ich hinlänglichen Anlaß hatte. Ich achte ihn nur, insofern er die Hamburger Spitzbuben betrügt, doch den seligen Cartouche achte ich weit mehr. Gans hat in Hamburg den Namen eines Narren, und ich habe mich nicht darüber gewundert Kaum gelang es mir, den Leuten es beizubringen, daß Du es nicht bist. Man hatte dort nichts weniger als eine richtige Meinung von Dir; was man von mir hält, kann auch nichts Besonderes sein. Ist mir aber nicht gleichgültig. Ich habe ihnen doch schon den Wahn benommen, daß ich ein Enthusiast für die jüdische Religion sei. Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen widerschallt. Doch der geborene Feind aller positiven Religionen wird nie für diejenige Religion sich zum Champion aufwerfen, die zuerst jene Menschenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt so viel Schmerzen verursacht; geschieht es auf eine Weise dennoch, so hat es seine besonderen Gründe: Gemütsweichheit, Starrsinn und Vorsicht für Erhaltung eines Gegengifts. Doch nie werde ich es dem Steinweg[1]) voraussagen, wenn ich etwas für ihn thun will, nie soll er etwas von mir erwarten, und nie soll er sagen dürfen, daß ich seine Erwartungen nicht erfüllt. Das war immer meine Weise, und es ist mir sehr leid, daß Gansische Thorheit, sein Schwatzen gegen Freund und Feind, mich nur einen Augenblick aus dem Geleise gebracht. Es geschieht Gansen ganz recht, wenn die Juden über ihn schimpfen und ihm jedes Übel in die Schuhe schütten; warum schwatzt er so viel von dem, was er thun will, warum verspricht er und berechtigt zu Erwartungen? Ich gedenke wahrlich auch etwas zu thun, vielleicht thue ich schon etwas durch das bloße Existieren, doch werde ich in der Folge Maßregeln ergreifen, mich gegen Gansische Publizität sicher zu stellen, da der Gang meines Thuns dieselbe nicht ertragen darf. Ich habe hier meine Meinung hart ausgesprochen: wenn ich mündlich mehr darüber sprechen könnte, würdest Du sie billigen, und jetzt kann ich nur hinzufügen, daß sie eben aus der Liebe, aus der Liebe für unsere gute Sache, hervorgeht. Gans liebe ich noch immer wie sonst, in der Folge wirst Du immer sehen, wie sehr er meinem Herzen teuer ist, wie sehr ich seinen Edelmut schätze und wie sehr ich auf ihn rechne. Daß ich ihm nicht schreibe, liegt teils an meinem Mangel an lichten Stunden, teils in der Besorgnis, er könnte, was ich unbefangen schreibe, an seine zu große Anzahl wahrhafter Freunde vertraulich mitteilen. Auch Dir, lieber Moser, würde ich heute nicht schreiben, wäre es nicht aus eigennütziger Absicht; ewige Freundschaftsdienste, ewige Plackereien, Unruh, Beschwerde — ich rate Dir, gebe die Freundschaft mit mir auf. Wahrhaftig, ich würde Dir erst später schreiben, wenn ich es nicht nötig hätte zu eilen, des eigenen Nutzens wegen. Ich bin in diesem Augenblick wie zerschlagen, die ganze Nacht habe ich auf der Nordsee herumgeschwommen, ich wollte nach Helgoland reisen, doch in der Nähe dieser Insel mußte der Kapitän wieder umkehren, weil der Sturm gar zu entsetzlich war. Es hat ganz

1) Das Hamburger Judenviertel.

seine Richtigkeit mit dem, was man von der Wildheit des Meeres sagt. Es soll einer der wildesten Stürme gewesen sein, die See war eine bewegliche Berggegend, die Wasserberge zerschellten gegeneinander, die Wellen schlagen über das Schiff zusammen und schleudern es herauf und herab, Musik der Kotzenden in der Kajüte, Schreien der Matrosen, dumpfes Heulen der Winde, Brausen, Summen, Pfeifen, Mordspektakel, der Regen gießt herab, als wenn die himmlischen Heerscharen ihre Nachttöpfe ausgössen, — und ich lag auf dem Verdecke, und hatte nichts weniger als fromme Gedanken in der Seele. Ich sage Dir: obschon ich im Winde die Posaunen des jüngsten Gerichts hören konnte und in den Wellen Abrahams Schoß weit geöffnet sah, so befand ich mich doch weit besser, als in der Sozietät mauschelnder Hamburger und Hamburgerinnen. Hamburg!!! mein Elysium und Tartarus zu gleicher Zeit! Ort, den ich detestiere und am meisten liebe, wo mich die abscheulichsten Gefühle martern und wo ich mich dennoch hinwünsche, und wo ich mich gewiß in der Folge oft befinden werde, und —

Mein Oheim Salomon Heine hat mich dort sehr gut empfangen, war entzückt von mir, und gab gute Aussichten. Ich freute mich, wegen des schlechten Zustandes meiner Finanzen, denn er gab mir bisher nur hundert Thaler vierteljährlich, eine Summe, womit ich nie auskommen konnte, und die auch so unbedeutend ist, daß ich es auch den besten Freunden verschwieg, daß ich von dem Prahlhans so wenig erhalte. Er hatte mir vorig Jahr Oktober durch Lipke sagen lassen, daß derselbe mir auf zwei Jahre jährlich vierhundert Thaler geben solle. Ich habe von hieraus die nächsten 100 Thaler, die den 1. Oktober fällig waren, durch Dich einkassieren lassen (denn ich nahm immer vierteljährlich 100 Thaler), und denke Dir mein Erstaunen und meinen Unwillen, als ich hier einen Brief von Salomon Heine erhielt, worin er schrieb: „Ich hoffe, Du bist wohl und munter; zu meinem Verdruß haben die Herren Lipke und Komp. die letzten Thaler 100 auf mich angewiesen, die zufolge meiner Ordre erst den 1. Jan. 1824 hatten gegeben werden sollen; ich weiß es Herrn Lipke keinen Dank, daß er gegen meine Ordre gehandelt, indessen ich gab derzeit mein Wort, Thlr. 500 zu geben, und als redlicher Mann habe ich mein Wort gehalten."

Dies sind die eigenen Worte, und aus dem übrigen Teile des Briefes, der die Frucht einer Launenstunde und gehässiger Zuflüsterung zu sein scheint, geht hervor, daß er mit obigen Worten bedeutet: daß ich kein Geld mehr von ihm zu erwarten habe. — Nicht wahr, das ist süperbe, unvergleichlich! Über diesen Punkt antwortete ich ihm nichts, als daß er in betreff der Gelder, die ich von Lipke empfing, in einem Irrtume sei, den er aus der Kopia meines Briefes an Lipke ersehe. Der übrige Teil meines Schreibens an Salomon Heine war wohl ein Meisterstück von Würde und Persiflage, und mag wohl keine milde Stimmung hervorbringen. Dieses ist zwar unklug, aber es ist die Schuld meiner Hausmagd, die mir beim Schreiben des Briefes das dritte Glas Wasser nicht gebracht hat. Ich kenne sehr gut die getauften und noch ungetauften Quellen, woraus dieses Gift eigentlich herkömmt, auch weiß ich, daß mein Oheim, der sich hier so gemein zeigt, zu andern Zeiten die Generosität selbst ist; aber es ist doch in mir der Vorsatz

aufgekommen, alles anzuwenden, um mich so bald als möglich von der Güte meines Oheims loszureißen. Jetzt hab ich ihn freilich noch nötig, und wie knickerig auch die Unterstützung ist, die er mir zufließen läßt, so kann ich dieselbe nicht entbehren.

Das Seebad, das ich hier brauche, bekömmt mir sehr gut; wären nur nicht die fatalen Gemütsbewegungen! Meine Nerven sind sehr gestärkt, und wenn die Kopfschmerzen nachlassen, werde ich noch in diesem Jahre viel Kräftiges schreiben. Die Tragödie ist im Kopfe ausgearbeitet, ich gebe mich ans Niederschreiben, sobald ich kann und Ruhe hab. Sie wird sehr tief und düster. Naturmystik. Weißt Du nicht, wo ich etwas über Liebeszauber, über Zauberei überhaupt, lesen kann? Ich habe nämlich eine alte Italienerin, die Zauberei treibt, zu schildern. Ich lese viel über Italien. Denk an mich, wenn dir etwas in die Hände fällt, was Venedig betrifft, besonders den venetianischen Karneval. — Wo ich diesen Winter zubringen werde, weiß ich noch nicht; du siehst aus obigem, daß ich jetzt ein Mann bin, der heute nicht weiß, wovon er übermorgen leben soll. — Diese Tage reise ich von hier ab und erwarte in Hamburg bei Cohen Brief von dir, schreibe mir viel. Ich will Dir nächstens mehr schreiben. Grüße Marcus, ich werde ihm schreiben, sobald ich kann. Auch grüße Lehmann. Gans und Zunz versteht sich von selbst. — Hitzigs Biographie Hoffmanns lese ich jetzt hier[1]), grüße ihn, vielleicht schreibe ich ihm selbst. Varnhagen habe ich in Hamburg gesprochen, wir sind keine guten Freunde mehr[2]), deshalb darf ich auch nichts Ungünstiges über ihn schreiben. Es war ihm nicht lieb, daß ich in Hamburg war. Über Deinen Aufsatz schreibe ich Dir nächstens, jetzt wackelt mir der Kopf. — Mein Aufsatz über Goethe ist nicht gedruckt; Varnhagen sagt, er sei zu spät gekommen; ich glaube aber, er hat ihm nicht gefallen. Wenn er wirklich schlecht ist, so kommt das von Deinen Ideen, die darin sind. Wirklich, meine Aufsätze werden immer schlecht, wenn eine vernünftige Idee darin ist. — Ich wünschte, daß Du mir sechs Exemplare meiner „Tragödien," laut beiliegendem Zettel, ungebunden von Dümmler holen läßt und sie mir so bald als möglich, unter Kouvertadresse von Wohlwill, nach Hamburg schickst. — Lebe wohl, und habe mich lieb, und bleibe mein Freund, und mache eine Ausnahme von der Menge derer, die sich schon meine Freunde nannten. Doch du machst in so vielen Dingen eine Ausnahme, und ich liebe Dich.

H. Heine.

---

33. An Moses Moser.

Lüneburg, den 27. September 1823.

Lieber Moser!

Ich bin jetzt wieder in Lüneburg, in der Residenz der Langeweile. Mit meiner Gesundheit sieht es eigen aus; gestärkte Nerven, aber anhaltender Kopfschmerz. Dieser bringt mich noch immer zur Verzweif-

1) „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß" (Berlin 1813. II).
2) Vgl. S. 417.

lung, da ich jetzt wieder an meiner Juristerei arbeite. — Ich habe Dir so viel zu schreiben, daß ich wahrlich nicht weiß, womit ich anfangen soll. Wenn ich nicht von Deiner Freundschaft überzeugt wäre, hätte ich Dir früher geschrieben; unser Freund Cohen wird nämlich nicht ermangelt haben, Dir recht viel Schönes und Gutes von mir mitzuteilen, um Deine Freundschaft für mich zu befestigen. Glaube nicht, daß ich mit Bitterkeit gegen Cohen erfüllt sei, wie sehr er es auch gegen mich sein mag. Du wirst gewiß gelacht haben, als Du hörtest, daß ich mich mit ihm wegen des Tempels überworfen. Ich hatte ihm bei meiner ersten Anwesenheit in Hamburg meine ehrliche Meinung darüber mitgeteilt, aber in höchst gemilderten Ausdrücken. Bei meiner zweiten Anwesenheit in Hamburg beschuldigte er mich (und, auf Ehre, mit Unrecht), daß ich mich bei Salomon Heine über Kley und Bernays anders geäußert, als bei ihm. Dies hatte zur Folge, daß ich, als ich ihn bei meinem Oheim traf, meine Äußerungen so grell als möglich wiederholte. Ich hatte noch einmal ihn zu besuchen, um ein paar Louisd'or, die er noch für mich hatte, in Empfang zu nehmen; später sah ich ihn zufällig an der Börsenhalle, und seit der Zeit haben ihn meine Augen nicht wieder gesehen. — Diese Geschichte hat für mich manches Unangenehme zur Folge gehabt, das ich Dir mal mündlich mitteilen werde; ich werde auf vielfache Weise gereizt und gekränkt, und bin ziemlich erbittert jetzt auf jene fade Gesellen, die ihren reichlichen Lebensunterhalt von einer Sache ziehen, für die ich die größten Opfer gebracht und lebenslang geistig bluten muß. Mich, mich muß man erbittern! Just zu einer Zeit, wo ich mich ruhig hingestellt habe, die Wogen des Judenhasses gegen mich anbranden zu lassen. Wahrlich, es sind nicht die Kleys und Auerbachs, die man haßt im lieben Deutschland. Von allen Seiten empfinde ich die Wirkungen dieses Hasses, der doch kaum emporgekeimt ist. Freunde, mit denen ich den größten Teil meines Lebens verbracht, wenden sich von mir. Bewunderer werden Verächter; die ich am meisten liebe, hassen mich am meisten, alle suchen zu schaden. Du fragst in Deinen Briefen so oft, ob Rousseau geschrieben; ich finde diese Frage sehr überflüssig. Ganz andere Freunde haben mir abgesagt und widersagt. Von der großen lieben Rotte, die mich persönlich nicht kennt, will ich gar nicht sprechen. —

Unterdessen sind meine Familien- und Finanzumstände die schlechtesten. Du nennst mein Verfahren gegen meinen Oheim Mangel an Klugheit. Du thust mir unrecht; ich weiß nicht, warum ich just gegen meinen Oheim jene Würde nicht behaupten soll, die ich gegen alle andere Menschen zeige. Du weißt, ich bin kein delikater, zartfühlender Jüngling, der rot wird, wenn er Geld borgen muß, und stottert, wenn er von dem besten Freunde Hilfe verlangt. Ich glaube, Dir brauche ich, das nicht zu beschwören, Du hast es selbst erlebt, daß ich in solchen Fällen ein dickhäutiges Gefühl habe, aber ich habe doch die Eigenheit: von meinem Oheim, der zwar viele Millionen besitzt, aber nicht gern einen Groschen mißt, durch keine freundschaftliche und gönnerschaftliche Verwendungen Geld zu erpressen. Es war mir schon fatal genug, das mir zugesagte Geld für das Jahr 1824 zu vindizieren, und ich bin ärgerlich, über diese Geschichte weiter zu schreiben. Ich danke Dir für

Deine freundschaftliche Bemühung in dieser Sache. Ich bin mit meinem Oheim übereingekommen: daß ich nur 100 Louisd'or zum Studieren von Januar 1824 bis 1825 von ihm nehme, weil ich darauf gerechnet habe, und daß er übrigens sicher sein könne, von meiner Seite nie in Geldsachen belästigt zu werden. Für solche Genügsamkeit bin ich auch dadurch belohnt worden, daß mein Oheim mich in Hamburg, wo ich viele Tage auf seinem Landhause verbrachte, sehr ehrte und sehr auszeichnete und genädig ansah. Und am Ende bin ich doch der Mann, der nicht anders zu handeln vermag, und den keine Geldrücksicht bewegen sollte, etwas von seiner innern Würde zu veräußern Du siehst mich daher, trotz meiner Kopfleiden, in fortgesetztem Studium meiner Juristerei, die mir in der Folge Brot schaffen soll. Wie Du denken kannst, — kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie ist dagegen, außer ich. Und dieser ich ist sehr eigensinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannst Du es Dir wohl abstrahieren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältnissen und auf die Weise, wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe. Im lieben Preußen!!! Ich weiß wirklich nicht, wie ich mir in meiner schlechten Lage helfen soll. Ich werde noch aus Ärger katholisch und hänge mich auf. Doch auch dieses fatale Thema breche ich ab, und da ich Dich in einigen Monaten persönlich spreche, will ich die Besprechung desselben bis dahin verschieben. Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Besten, und die Besten müssen Schurken werden. Ich verstehe sehr gut die Worte des Psalmisten: Herr Gott, gieb mir mein täglich Brot, daß ich deinen Namen nicht lästre! — Ich denke Neujahr nach Göttingen zu reisen und dort ein Jahr zu bleiben, ich muß mein jus mit mehr Fleiß als jeder andere studieren, da ich — wie ich voraussehe — nirgends angestellt werde und mich aufs Advozieren legen muß. Ehe ich nach Göttingen reise, denke ich Dich in Berlin auf einen Tag zu besuchen. Du kannst kaum glauben, wie sehr ich mich darauf freue! Es liegt so vieles, so schlimmes auf meiner Brust!

Den 30. September.

Ich würde Dich noch früher besuchen, wenn ich nicht meine Gelder bereits ausgegeben. Die sechs Wochen in Cuxhaven haben mir 30 Louisd'or gekostet. (Mein Oheim schenkte mir 10 Louisd'or vor meiner Abreise nach dem Bad.) Hier lebe ich bei meinen Eltern und habe keine Ausgaben. Es ist fatal, daß bei mir der ganze Mensch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundsätze hat Geldmangel oder Überfluß nicht den mindesten Einfluß, aber desto mehr auf meine Handlungen. Ja, großer Moser, der H. Heine ist sehr klein. Wahrlich, der kleine Marcus ist größer, als ich! Es ist dies kein Scherz, sondern mein ernsthaftester, ingrimmigster Ernst. Ich kann Dir das nicht oft

genug wiederholen, damit Du mich nicht mißt nach dem Maßstabe Deiner eigenen großen Seele. Die meinige ist Gummi elastic., zieht sich oft ins Unendliche und verschrumpft oft ins Winzige. Aber eine Seele habe ich doch. I am positive, I have a soul, so gut wie Sterne. Das genüge Dir. Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die sich bei mir ausspricht in Thorheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, weil es Dir nun mal so einfällt, nicht, weil Du mich der Liebe wert hältst. Auch ich liebe Dich nicht, weil Du ein Tugendmagazin bist, und Adelungisch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch und Kalkuttisch verstehst, und mir Deinen Mantel geliehen hast, und Geld geliehen hast, und für mich den Kopf zergrübelt hast, und dergleichen, — ich liebe Dich vielleicht nur wegen einiger närrischen Mienen, die ich Dir mal abgelauscht, und wegen einiger pudelnärrischen Redensarten, die Dir mal entfallen und die mir im Gedächtnis kleben geblieben sind, und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt, oder bei Kassa oder sentimental bin. — Ich hatte einen Polen zum Freund, für den ich mich bis zu Tod besoffen hätte, oder, besser gesagt, für den ich mich hätte totschlagen lassen, und für den ich mich noch totschlagen ließe, und der Kerl taugte für keinen Pfennig, und war venerisch, und hatte die schlechtesten Grundsätze — aber er hatte einen Kehllaut, mit welchem er auf so wunderliche Weise das Wort „Was?“ sprechen konnte, daß ich in diesem Augenblick weinen und lachen muß, wenn ich daran denke. —

Ich will nicht mehr sagen, Du hast mich doch nicht verstanden, und das ist gut; ich glaube, Du entbehrst nicht gern den Pathos in der Freundschaft. — Ich will Dir zu Gefallen manchmal den Cato-Mantel umwerfen und gähnen: Delenda est Carthago.

Um Gottes willen glaube nicht, daß ich dem guten Gans unhold sei oder seinen Wert verkenne. Es ist wahr, auch ihn liebe ich nicht wegen der dicken Bücher, die er schreibt, und wegen der edeln Weise, womit er handelt, sondern bloß wegen der spaßhaften Weise, womit er mich herumzupfte, wenn er was erzählte, und wegen der gutmütig kindlichen Miene, die er machte, wenn ihm etwas Feindseliges oder Böses geschah. Das Einzige, was ich gegen ihn habe, ist, daß er durch sein Schwatzen mir manches Unangenehme erregt, und vorzüglich daß er, ungeachtet meiner wohlbegründeten Bitten, mit dem Schufte Dr. G.[1]) über mich gesprochen. Dieser Schuft, der ein Jude ist und sich bei einigen jämmerlichen Unbeschnittenen dadurch beliebt zu machen suchte, daß er mich anfeindete, ist zwar nicht der Einzige dieser Art, und ich habe auf solche Weise schon manchmal dulden und achselzucken müssen. Aber Freunden nehme ich es übel, wenn sie sich trotz meiner Bitten mit dergleichen Schurken abgeben. Dieser Kerl ist der Busenfreund von einem gewissen Köchy, der sich ebenfalls auf die feindseligste Weise gegen mich gezeigt aus Poetenneid. Ich sah unlängst die „Elegante Welt“ und sah daraus, daß dieser Köchy jetzt in Braunschweig lebt, indem ich in dieser Zeitschrift Artikel über das Braunschweiger Theater

1) Dr. Ludwig Gustorf. Vgl. dessen Brief an Grabbe in Grabbes „Sämtlichen Werken,“ Bd. IV. S. 633 ff.

las, woran ich die Feder dieses Menschen erkannte. Ich bin überzeugt, dieser Kerl hat in Braunschweig entweder das Ausgepfiffenwerden des „Almansors" eingeleitet oder wenigstens angeregt.[1]) Ich weiß, wie dergleichen Dinge gemacht werden, ich kenne die Niederträchtigkeit der Menschen, und jetzt wirst Du die Wichtigkeit der wenigen Maßregeln, die ich beim Erscheinen des „Almansor" nehmen mußte, genugsam einsehen. Ich höre, das Stück sei ausgetrampelt worden; hast Du nichts Spezielles gehört? Braunschweiger Meßjuden haben diese Nachricht in ganz Israel verbreitet, und in Hamburg bin ich ordentlich kondoliert worden Die Geschichte ist mir sehr fatal, sie influenziert schlecht auf meine Lage, und ich weiß nicht, wie dieses zu reparieren ist. Die Welt mit den dazu gehörigen Dummköpfen ist mir nicht so gleichgültig, wie Du glaubst — Ich kriege hier die „Elegante Welt" nicht zu sehen, und ich bitte Dich, wenn Du etwas über den „Almansor" darin findest, es abzuschreiben und mir umgehend herzuschicken. — Vergiß nicht!!!

Ich sage Dir, es ist eine wahre Kunst, kleine Briefe zu schreiben. Ich nahm mir vor, Dir heute nur zwei Seiten zu schreiben, und schon drei sind voll, ohne daß ich eine Hauptsache berührt Dies ist Deine mir nach Hamburg geschickte Rezension. Ich bedürfte noch einiger Blätter, wenn ich ausführlich darüber sprechen wollte. Es möge daher bloß bemerkt werden, daß sie mir ganz erstaunlich gefallen, daß die zweite Hälfte derselben auch stilistisch vortrefflich ist, und daß noch niemand mich so tief begriffen hat wie der Verfasser dieser Rezension. Ich sage diesem geliebten Verfasser meinen innigsten Dank. Es ist noch ein besonderer Grund hinzugetreten, weshalb ich wünsche, daß derselbe unbekannt bleibe. Es hat doch niemand erfahren, daß Du der liebe Verfasser bist Daß man mich am Rhein ignorieren will, ist begreiflich; ich bin den litterarischen Lausangeln über den Kopf gewachsen, und obendrein sind sie erbittert auf den unchristlichen Almansor. Erhältst Du noch den „Westfälischen Anzeiger" und die „Rheinischen Blätter"? Wenn Du sie vielleicht gesammelt hast, so schicke sie mir her. Ich will endlich auch nach dem Rhein und Westfalen schreiben, daß man sie mir herschicke. — Immermann scheint mir nicht ganz gewogen. Ich habe seinen „Periander" gelesen. Es ist dies Buch eine höchst merkwürdige Erscheinung. Ich kann es nicht beurteilen; daß entzückend schöne Einzelheiten darin enthalten sind, sehe ich wohl; ob aber das Ganze eine geistreiche Zusammenschmelzung des Antiken mit dem Modernen oder bloß eine verunglückte Zusammenknetung des Sophokles und des Shakespeares ist — das weiß ich nicht. Es sind rein antike und rein moderne Formen nebeneinander gestellt, wahrhaft antiker Geist bricht manchmal hervor — aber ich will erst mal hören, was andere sagen. — Ich schreibe jetzt gar nichts Poetisches, doch drängt's mich, meine Tragödie zu schreiben. Es hängt alles von meinem Kopfe ab. Wenigstens das weiß ich, daß ich sobald nichts drucken lasse. — Denk' an die Notizen über Liebeszauber. Die sechs Exemplare der „Tragödien" habe ich ebenfalls erhalten.

Was macht der arme Marcus? Hat Cohen etwas für ihn gethan?

---

1) Vgl. Strodtmann, l. c. Bd. I. S. 273.

Er hatte es mir versprochen. Ich legte es ihm dringend ans Herz. Gegen mich hatte er, bei meiner ersten Anwesenheit in Hamburg, sich mal pekuniär sehr nobel geäußert, als er in mich drang, ob mich etwa Geldnot embarrassiere; er erbot sich, mir in diesem Falle hilfreich zu sein, und, wie ein Kaufmann immer alles bestimmt, ließ er mir merken, daß ich bis zu der Summe von 150 Thalern bei ihm Kredit hätte. Ich dankte ihm, höchstens sei ich dann und wann um ein paar Louisdor verlegen, und dann seist Du es immer, an den ich mich zu wenden pflege. Das gefiel mir aber von Cohen, ich nahm daher Gelegenheit, über Marcus mit ihm zu sprechen, und hatte gute Auspizien. — Ich bin höchst verdrießlich, daß ich selbst jetzt zu arm bin, um dem guten Menschen zu helfen. — Ich will suchen, daß ich so reich werde wie die Hamburger Gaudiebe, Esel, Schweinigel und übrige Ehrenmänner. — Wohlwill hab ich in Hamburg selten angetroffen. Er ist ein dicker Mann, folglich ein guter Mann, sagt Cervantes. Er ist sehr verstimmt, sentimental wie ein Pudel. Ich bin ihm herzlich gut. Er hat viel Gefühl, nur schade, in seinen Gefühlen sind keine Knochen. — Ich bitte Dich, schreibe doch an Cohen, daß er bei meinem Oheim nicht auf mich schimpfen soll. — Auch bitte ich Dich, erkundige Dich mal bei Dümmler, wie es mit dem Absatze der „Tragödien" aussieht; zwar ist die Antwort vorauszusehen, Verleger klagen immer. — Auch bitte ich Dich, sorge, daß Gans mir nicht böse wird, ich werde ihm wohl bald schreiben. Ist sein „Erbrecht" erschienen? Grüße mir auch Zunz recht herzlich, sowie auch Lehmann. Glaube nicht, daß ich so ganz und gar nicht an den Verein dächte; ich bin jetzt nur gar zu übel daran. Erkundige Dich auch bei dem Rendanten, wann — und wie viel ich zu bezahlen habe. — Hast Du bei Deinem Aufsatz für die Zeitschrift den Basnage nötig? Der Deinige steht Dir jetzt wieder zu Diensten Soll ich ihn Dir schon schicken?

Nun habe ich noch ein Anliegen. Mein Bruder [1]), welcher mehrere Jahre die Landwirtschaft praktisch erlernt hat und einem Inspektordienst vorstehen kann, hat jetzt keine Stelle. Teils läge die Schuld, sagt er, in dem Umstande, daß er beschnitten sei, teils in dem Umstande, daß jetzt alle Landwirte en embarras sind und ihre Leute abschaffen; am meisten sei ihm aber der Jude im Wege, wenn er eine Stelle nachsucht. Da ich von Berlin her weiß, daß Jacobson Güter im Mecklenburgischen hat, so glaube ich, es ist möglich, daß mein Bruder, der die allerbescheidensten Ansprüche macht, bei diesen Gütern auf irgend eine Weise beschäftigt werden kann, wenn man sich in Berlin bei Jacobson selbst für ihn verwendet. Sehe daher zu, lieber Moser, daß dieses durch Dich oder durch jemand anders geschehe, und schreibe mir darüber sobald als möglich Überhaupt, wenn Du einen andern Ausweg für meinem Bruder weißt, teile mir ihn mit. Der arme Junge ist wirklich in Verlegenheit, und ist ein so guter Mensch, daß ich mich für ihn verwenden würde, wenn er auch mein Bruder nicht wäre. Mein jüngster Bruder [2]) studiert fleißig die Alten und wird Mediziner werden. Ich glaube, daß

1) Gustav Heine (1805—1886).
2) Maximilian Heine (1810—1875). Israel Jakobsohn (1768—1833), jüd. Philantrop.

er gedeihen wird als Gelehrter und — Mensch. Grüße mir Lipke vielmal. Ich ließe ihm vielen Dank sagen, sollst Du ihm sagen; ich bin dem Manne Dank schuldig. — Lebe wohl, guter Moser, und bleibe mir gewogen, schreibe mir bald, es braucht ja nicht viel zu sein, und Du brauchst mich ja nicht weitläufig philosophisch zu konstruieren, wie in Deinem vorigen Briefe. — Mit meiner Gesundheit sieht es seit drei Tagen viel besser aus, drei Tage ohne Kopfschmerzen — etwa Nachwirkung des Bades? Ich fange wieder an, Lebenskraft und Hoffnung zu empfinden. Bist Du nicht mit dem Schlusse meines Briefes zufrieden?

H. Heine.

34. An Friedrich Wilhelm Gubitz.[1])

Lüneburg, den 21. Oktober 1823.

Lieber Professor!

Aus diesem Briefe ersehen Sie, daß ich noch unter den Lebenden bin; daß Sie noch leben, weiß ich, das Gegenteil hätte ich ja sonst in der Zeitung gelesen. Ich befinde mich immer noch nicht ganz wohl, obwohl meine Vergnügungsreisen diesen Sommer und der Gebrauch des Cuxhavener Seebades meinen Gesundheitszustand erstaunlich verbessert. In Hamburg habe ich Ihren lieben Brief richtig erhalten Die Einlage habe ich nicht besorgen können, da der Dr. B. sich nicht in Hamburg befindet, und kein Mensch dort von ihm weiß und wissen will. Sein Ruf ist schlecht, und zwar sehr schlecht. Ich bemühte mich vergeblich, Ihnen einen Hamburger Korrespondenten zu schaffen. Lebrün hatte endlich den Auftrag dazu übernommen, versprach den Professor Zimmermann[2]) als Hamburger Theaterrezensent für den „Gesellschafter" zu gewinnen, ist wahrscheinlich nicht dazu gekommen, und hat, wie ich später erfuhr, den Dr. Bärmann ergriffen. Dieser aber gefällt mir nicht sonderlich, und ich habe bei meiner zweiten Durchreise durch Hamburg einen Dr. Wolff auf Ihr Bedürfnis aufmerksam gemacht.

Ich habe in Hamburg mit Vergnügen das Theater besucht; ich glaube nicht, daß die Chinesen ein besseres haben. Ihren Schwager Lenz[3]), ein alter Bekannter von mir, habe ich gesprochen. Einige neue Bekanntschaften habe ich gemacht. Viele erkundigten sich nach Ihnen, Sie sind auch in Hamburg berühmt! Den großen Lotz[4]) habe ich nicht besucht. Bei meinem goldenen Oheim habe ich eine gute Aufnahme gefunden. Den Komponisten Methfessel habe ich kennen gelernt; ich achte ihn ganz erstaunlich hoch, und wünsche, daß Sie beifolgende paar Zeilen, die ich über ihn geschrieben, im „Gesellschafter" abdrucken lassen.[5])

1) Die drei Briefe an Gubitz sind dessen „Erlebnissen" (Berlin 1869. III.) Bd. II. S. 275 ff. entnommen.
2) Vgl. Bd. III. S. 106. — O. L. B. Wolff (1799—1851), später Professor in Jena.
3) Johann Reinhold von Lenz (als Schauspieler Kühne genannt) war der Schwager von Gubitz.
4) Georg Lotz (1784—1844) gab die Hamburger „Originalien" 1817—1844 heraus.
5) Vgl. Bd. VIII. S. 93.

Es wäre mir sehr lieb, wenn dies so bald als möglich geschähe, da ich mich schon in Hamburg geäußert, daß ich etwas über Methfessel sagen wolle. Ich wünsche zwei Exemplare des Abdrucks hergeschickt zu bekommen; entschuldigen Sie diese Mühe. Im denke bald etwas Gutes für den „Gesellschafter“ liefern zu können, ich habe diesen ganzen Sommer mich bloß mit meiner Gesundheitsherstellung beschäftigt und keine Zeile geschrieben. Jetzt quälen mich juristische Arbeiten, da ich mein juristisches Studium bald zu vollenden gedenke, damit die holde Justitia mir Brot gebe. Sie sehen, mein Plan, nach Paris zu reisen, ist auf die Seite gelegt; statt dessen will ich noch ein Jahr in Göttingen leben Ich bleibe indessen noch einige Monate in Lüneburg, und meine Adresse bleibt: H. H. Stud. juris auf dem Markt in Lüneburg. In dem Dr. Christiani hier habe ich einen sehr gelehrten und litterarisch gebildeten Mann gefunden.[1]) Er hat mir versprochen, bald Beiträge für den „Gesellschafter“ zu liefern, unter denen einige höchst gelungene Übersetzungen aus dem Dänischen Ihren Beifall finden werden.

Ich kann Ihnen nicht oft genug wiederholen, daß alles, was Sie für die Verbreitung meiner Tragödien thun, Ihnen im Himmel vergütet wird. Am Rhein möchte man den unkatholischen „Almansor“ gern ignorieren, in Braunschweig, wo ihn der echt poetische Klingemann nach seiner Bearbeitung aufs Theater gebracht, ist er ausgepfiffen worden; in Braunschweig lebt auch — mein Busenfreund Köchy. — Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, grüßen Sie mir Ihre Frau, sowie Herrn und Madame Lipke, und sein Sie versichert, daß ich nie aufhören werde zu sein

Ihr Sie liebender und verehrender

H. Heine.

---

35. An Moses Moser.

Lüneburg, den 5. oder 6. November 1823.

Lieber Moser!

Ich habe Dir nichts zu schreiben, als daß ich wünsche, recht bald Brief von Dir zu erhalten. Hier giebt es keinen Stoff zu Mitteilungen, aber dort desto mehr, und Du wirst es also sein, der die Kosten der Korrespondenz zu tragen hat. Auch hierin zeigt sich mein Egoismus. Alles verlangen, nichts geben. Wahrhaftig, ich bin ein Egoist, ich bin es, der seine Freunde beständig in Kontribution setzt, der aber selber niemand nützt, der keine Opfer bringt vor dem Altar des Guten, und der im Gegenteil den Altar mitsamt dem Guten hinopfert für seine Grille. Grille? Ha, da liegt's, würde der Prinz Hamletius sagen. Was sind wir selbst am Ende mehr, als eine Grille des Weltschöpfers! Und in Betracht des Egoismus kann man denjenigen einen Geizhals nennen, der jeden Groschen zusammenspart, schmutzig knausert und knickert und vielleicht die Armenbüchse beeinträchtigt — um für all sein Geld ein Kloster zu bauen oder, wenn Du willst, eine Synagoge!

1) Vgl. Bd. I. S. 356, Anm.

Beurteile niemand Anderleuts Grillen! Dies ist die Antwort auf Deine Frage, warum ich à tout prix mir eine feste und lukrative Stellung verschaffen will, und deshalb auf das Advozieren hinziele und mich nicht weiter in Armut und Drangsal herumschleppen will. Ich kann Dir dieses nicht weiter erörtern, einst wirst Du den Schlüssel zu allen meinen Handlungen, den passe-partout zu meinem ganzen Leben erhalten, und dann wirst Du einsehen, wie unmöglich und (hier fehlt ein Wort) es war, mir jetzt zu raten, oder gar mich zu beurteilen. Genug davon.

Empört hat es mich, aus Deinem Briefe zu ersehen, daß man von Hamburg aus Schlechtes von mir gesagt und geschrieben. Auch in dem Briefe von Anselmi[1]) fand ich eine Andeutung, die nichts Gutes bedeutete. Ich erwarte von Dir, daß Du mir alles offenherzig schreibst. Es ist mir unendlich viel daran gelegen, zu wissen, was man in Hamburg von mir spricht. Wahrlich, dort in Hamburg habe ich nicht wie ein Egoist gehandelt. Ich habe trotz aller Nebenrücksichten mich nicht entschließen können, der widerwärtigen Gebrechlichkeit zu huldigen und auf die Kraft zu schmähen. Ich meine hier meine so verketzerten Äußerungen über Kley und Bernays. Wenn Du mich kennst, so mußt Du wissen, daß mich meiner Natur nach ersterer mitsamt seinem Gelichter sehr anwidern mußte, und daß mir der kräftige Bernays, obschon ihm die negativen Tempeltugenden fehlen, sehr achtungswert vorkommen mußte. Meine Vorliebe für das konsequente und rigoröse Rabbinentum lag schon vor vielen Jahren in mir als ein Resultat historischer Untersuchungen, nicht als aprioristische Annahme, oder gar G. G. Cohensche Tagesberechnung. Wär ich nicht ein großer Mann, so würde ich mir den Spaß machen, auf echt burschikose Weise „die Fenster des Herren" mit Steinen einzuwerfen. — Aber eben weil ich ein großer Mann bin, oder wenigstens ein Mann, oder, wenn Du auch das nicht zugeben willst, ein ganzer Mensch, so konnte ich in Hamburg nicht gefallen. Das merkte ich bald, und hielt mich fern von dem Judengesindel. Und dennoch will dieses Pack von mir sprechen? Menschen, von deren Existenz ich nichts weiß, haben meinem Bruder erzählt, daß ich mit ihnen gesprochen, und Gott weiß was gesprochen. Dergleichen jüdische oder, besser gesagt, nur in Israel mögliche Ekelhaftigkeiten drängen an mich heran. — Dennoch will ich durchaus, daß Du mir sagen sollst, was man gesagt. Vielleicht mag ein erdichtetes Faktum meine Ehre beeinträchtigen — Aber Du sollst durchaus Dich nie meiner gegen Freunde, wie Cohen, annehmen. —

Ich schreibe fast gar nichts. Kopfschmerzen und Jurisprudenz beschäftigen mich ausschließlich. Eine Menge kleiner Lieder liegen fertig, werden aber so bald nicht gedruckt werden. — Du schreibst von „anliegenden Zeilen Varnhagens," aber in Deinem Briefe lagen keine — qu'est-ce que ça? Michel Beers „Paria" ist ein Meisterstück, ich will es jetzt gern gestehen, da er mich ja für einen großen Dichter hält. Grüße ihn. Den Dr. Gans grüße ich recht herzlich. Ich erwarte sein „Erbrecht." In der Dir geschickten Romanze[2]) mußt Du in der fünften

---

1) Pseudonym für Joseph Lehmann.
2) Vgl. Bd. I. S. 191 das Gedicht „Donna Clara."

Strophe den Vers verändern, nämlich: „Wie er sang die Liebesworte“ mußt Du setzen. Es giebt einen Abraham von Saragossa, aber Israel fand ich bezeichnender. Das Ganze der Romanze ist eine Szene aus meinem eigenen Leben, bloß der Tiergarten wurde in den Garten des Alkalden verwandelt, Baronesse in Señora, und ich selbst in einen heiligen Georgen oder gar Apoll! Es ist bloß das erste Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von seinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verspottet zeigt, und das dritte zeigt dieses Kind als erwachsenen Dominikaner, der seine jüdischen Brüder zu Tode foltern läßt. Der Refrain dieser beiden Stücke korrespondiert mit dem Refrain des ersten Stücks; — aber es kann noch lange dauern, ehe ich sie schreibe. Auf jeden Fall werde ich diese Romanze in meiner nächsten Gedichtsammlung aufnehmen. Aber ich habe sehr wichtige Gründe, zu wünschen, daß sie früher in keine christliche Hände gerate; ich empfehle Dir daher bei etwaigen Mitteilungen derselben alle mögliche Behutsamkeit. — Grüße mir Robert, ich achte ihn sehr. — In betreff meines Bruders schreibe mir doch bald; es ist wirklich unrecht, daß ich noch keine Antwort darüber habe. Du kannst an Meyer Jacobson sagen, daß er mich sehr verbindet, wenn er meinen Bruder auf seinen Gütern emploiert, in welcher Qualität es auch sei, damit derselbe nur beschäftigt werde. — Lebe wohl. Zunz lasse ich vielmal grüßen. Seinen Brief habe ich just einen Monat später erhalten, als er datiert ist. — Hillmars grüße, sowie auch Lehmann — Was ich Dir in betreff der „Eleganten Welt“ schrieb, darfst Du nicht vergessen.

Nun habe ich Dir auch etwas zu sagen: sei mir so gut, als es Dir möglich ist, und wenn ich Dir mißfalle, so zucke die Achseln, aber schüttele nicht den Kopf.

Dein Dich liebender Freund

H. Heine.

Du hast mir keine Antwort geschrieben in betreff der Westfälischen Blätter. Was machen Hohenhausens?

---

36. An Ludwig Robert.[1]

Lüneburg, den 27. November 1823.

„Die Nemesis unter den Tieren —“ den Kopf herumgedreht und neugierig zugehört!

Aber es giebt nichts Neues zu hören, lieber Robert, außer daß ich noch lebe und Sie liebe. Letzteres wird ebenso lange dauern als das erstere, dessen Dauer sehr unbestimmt ist. Über das Leben hinaus verspreche ich nichts. Mit dem letzten Odemzuge ist alles vorbei, Freude, Liebe, Ärger, Lyrik, Makkaroni, Normaltheater, Linden, Himbeerbonbons, Macht der Verhältnisse[2]), Klatschen, Hundegebell, Champagner — und

1) Vgl. S. 367, Anm.
2) Ein Trauerspiel Ludwig Roberts führte den Titel „Die Macht der Verhältnisse.“

von dem mächtigen Talbot, der die Theater Deutschlands mit seinem Ruhm erfüllte, bleibt nichts übrig, als eine Hand voll leichter Makulatur. Die aeterna nox des Käseladens verschlingt die Tochter Jephtas[1]) mitsamt dem ausgepfiffenen Almansor. Es ist wahrlich eine düstre Stimmung, in der ich seit zwei Monaten hinbrüte; ich sehe nichts als offene Gräber, Dummköpfe und wandelnde Rechenexempel. Selten fällt mir ein Sonnenstrahl ins Herz, ein Sonnenstrahl wie der freundliche Gruß der schönen Schwäbin, den mir Moser gütigst zukommen ließ, und wie die Nachricht, daß auch Ludwig Robert meiner nicht vergessen hat. Ich habe demselben noch nachträglich zu danken für die wohlwollenden Äußerungen im Morgenblatte. Diese waren mir doppelt lieb, da ich daraus ersah, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt habe, und daß Sie nicht kleinlich sind wie die übrigen. Nicht kleinlich sein, das ist etwas, das mir mehr gefällt, als all die andern Seeleneigenschaften, die von unseren Moralkompendien so viel gepriesen werden. Glauben Sie aber auch nicht, daß ich es sei, wenn ich es auch zuweilen scheinen mag. Vielleicht erleben Sie es noch, meine Bekenntnisse zu lesen, und zu sehen, wie ich meine Zeitgenossen betrachtet, und wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee übergeht. Es liegt mir viel, sehr viel an der Anerkennung der Masse, und doch giebt's niemand, der wie ich den Volksbeifall verachtet und seine Persönlichkeit vor den Äußerungen desselben verbirgt.

Mein Versprechen in betreff der „Rheinblüten" hatte ich durchaus nicht vergessen. Nun ist es mir lieb, daß Sie ein Gedicht, das Sie durch Mosern zu Gesicht bekommen, für die „Rheinblüten" zu haben wünschen. Ich bestimme es daher für dieselben und wünsche, daß es mit der bloßen Chiffre — e. (— e.) unterzeichnet und „Die Tochter des Alkaden" überschrieben werde.[2]) Vielleicht muß ich noch etwas daran feilen, da ich es rasch schrieb und fortschickte, ohne es zu überlesen. Es war mir lieb, daß es Ihnen nicht mißfiel, da ich am Werte desselben zweifelte. Das Gedicht drückt nämlich nicht gut aus, was ich eigentlich sagen wollte, und sagt vielleicht gar etwas anders. Es sollte wahrlich kein Lachen erregen, noch viel weniger eine mokante Tendenz zeigen. Etwas, das ein individuell Geschehenes und zugleich ein Allgemeines, ein Weltgeschichtliches ist, und das sich klar in mir abspiegelte, wollte ich einfach, absichtlos und episch-parteilos zurückgeben im Gedichte; — und das Ganze hatte ich ernst-wehmütig, und nicht lachend, aufgefaßt, und es sollte sogar das erste Stück einer tragischen Trilogie sein. Ich spreche schon zu viel über dieses kleine Gedicht; aber es geht mir immer wie Ihrer Schwester, der Varnhagen, die muß auch, wie sie mir sagte, große Briefe schreiben, wenn sie etwas sagen will. Grüßen Sie mir vielmal die liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele. Sagen Sie ihr, daß es ein seltener Fall ist, wenn ich nicht an sie denke. Die ganze vorige Woche beschäftigte ich mich mit ihr. Ich las nämlich Madame Staëls „Corinna." Ich hätte dieses Buch gar nicht verstehen können vor jener großen Lebensepoche, als ich Ihre Schwester kennen

1) Ebenfalls ein Trauerspiel Roberts.
2) Vgl. S. 398.

lernte. Und, lieber Robert, Sie können kaum glauben, wie artig ich mich jetzt gegen Frau von Varnhagen betrage, — ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganzen Goethe gelesen!!! Ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, sondern ein sehender. Goethe gefällt mir sehr gut. Ich möchte gern an Frau von Varnhagen schreiben, aber es würde mir zu viel Schmerzen machen; ohne falsch zu sein, könnte ich Herrn von Varnhagen nicht unerwähnt lassen. Dieser Mann hat mir viel Gutes und Liebes erwiesen, mehr als ich ihm je danken kann, und ich werde gewiß lebenslänglich gegen ihn dankbar sein; aber ein Schmerz, wogegen der Zahnschmerz, (wissen Sie, was das ist?) der Zahnschmerz, den ich in diesem Augenblick empfinde, ein wahres Wonnegefühl ist, zerreißt mir die Seele, wenn ich an Varnhagen denke. Er selbst ist wohl wenig schuld daran, er hat bloß mal den Einfall gehabt, gegen mich den Antonio spielen zu wollen. Ich kann viel vertragen, und hätte auch das, wie gewöhnlich, abgeschüttelt — aber dieses ereignete sich just zu einer Stunde, wo ich gar nichts vertragen konnte, und wo jedes Unsänftigliche, sei es nur ein Wort, ein Blick, eine Bewegung, mir eine unheilbare Wunde verursachen mußte. Sie kennen das Leben, lieber Robert, und Sie wissen, daß es solche Stunden im Leben giebt, wo uns die Liebsten am tiefsten verletzen können, daß diese Verletzung ein unvergeßliches Gefühl in uns allmählich aufkommen läßt, für welches unsere Sprache kein Wort hat, ein Gefühl, worin die alte Liebe noch immer lebt, aber mit Rhabarber, Unwillen und Tod vermischt ist. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, und in Verzweiflung darüber — sind mir die Zahnschmerzen vergangen.

Leben Sie wohl, bleiben Sie mir gewogen, grüßen Sie mir Ihre schöne Frau, sagen Sie ihr, daß ich die „Rheinblüten“ von 1824 gelesen — ich darf nicht darüber sprechen, sonst kostet es zu viel Papier, bloß am „Julian“ hatte ich was auszusetzen — und sein Sie versichert, daß ich Sie liebe.

H. Heine.

Ich habe, seit ich in Hamburg war, keine Blätter zu Gesicht bekommen, und Ihr Festspiel auf Goethes Geburtstag, wovon man mir viel Schönes erzählt, habe ich noch nicht gelesen. Das „Morgenblatt“ ist ein sehr gutes Blatt, und ich bin auch gesonnen, in der Folge einige kleine Gedichte darin abdrucken zu lassen. Ich möchte wohl von Ihnen wissen, ob ich mich der Redaktion vorher zum Mitarbeiter anbieten muß, ehe ich die Beiträge einschicke?

Der Obige.

Hitzigs Büchlein über Werner habe ich gelesen; Eiter! Nichts als Eiter! Auch Hoffmanns Nachlaßfratzen von demselben hab ich gelesen und bin fast seekrank davon geworden. Ferner las ich Immermanns „Periander;“ es ist das schlechteste Meisterstück, das ich kenne. Varnhagens Zusammenstellung über Goethe hab' ich zu Gesicht bekommen; es ist ein litterarischer Triumphbogen. Das Wort „Ich bin ihr jetzt unter Brüdern 6000 Thaler mehr wert,“ ist das Beste, was ich je gesagt habe. Von Friederike[1]) fand ich manches, was ich mir gern

1) Frau von Varnhagen.

schenken ließe. Ich hab' auch — Prof. Schütz' dickes Buch über Goethe und Pustkuchen[1]) durchblättert; ich mußte gleich die Fenster öffnen, des fatalen Geruchs wegen. Die Schrift von Eckermann hab ich soeben erhalten. Ach! wie gerne möcht ich den Goethischen Befreiungskrieg mitmachen als freiwilliger Jäger; aber ich stehe bis am Hals im Moraste römischer Gesetze. Ich habe kein Privatvermögen und muß fürs liebe Brot sorgen; und bin dabei so vornehm, wie Ihnen der gute, gelehrte Moser geklagt haben wird.

Grüßen Sie mir nochmals Ihre Frau.

D. Obige.

---

37. An Moses Moser.

Lüneburg, den 28. November 1823.

Liebster Moser!

Es fängt schon an, sehr kalt zu werden, und Du hast mir nie gesagt, ob Du auch Deinen Mantel zurückerhalten hast. Vor meiner Abreise nach Hamburg hatte ich ihn auf die Post gegeben. Es fiel mir diese Nacht ein, daß Du eine so vermaledeite Delikatesse hast, und vielleicht den Mantel nicht erhalten hast und schweigst.

Deinen Brief vom 8. Oktober hab ich erhalten Damit kreuzte sich mein Brief. Das ist ein kaufmännischer Ausdruck, dessen ich mich erinnere aus den Tagen, wo ich partout ein Kaufmann sein wollte. Ho! Ho! ich kenne noch dergleichen Ausdrücke viele und könnte ein israelitisches Erbauungsbuch schreiben.

Du schreibst mir nicht! Das ist nicht kaufmännisch! Du sollst den „Ralus" und den Hegel zum Teufel werfen und Dich an Nelkenbrecher halten. Aufgabe: Wenn die Elle Kattun 6 Groschen wert ist, was ist dann der „Almansor" wert? und wenn der „Almansor" 3 Groschen 4 Pfennig wert ist, was ist dann der Verfasser wert?

? — 1
1 — ~~6~~ 2
2 ~~4~~ — 5
~~32~~ ~~183¼~~ — ~~250~~ 112
1 — ~~3¾~~ ~~23~~ 2

facit: 2 Groschen 3 Pfennig.

So viel bin ich wert, und für diesen Brief mußt Du mehr bezahlen, — Du bist ein schlechter Kaufmann. Aber Gott sei Dank, ich bin doch etwas wert, und sei es noch so wenig. Ich bitte Dich, rechne es aus in Hamburger Banko und schreib es an Cohen.

Aber mir sollst Du haarklein schreiben, was man in Hamburg für mich giebt, und zu welchem Kurs man mich dort berechnet.

---

1) F. K. J. Schütz: „Goethe und Pustkuchen, oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Verfasser." (Halle 1823.) — J. P. Eckermann: „Beiträge zur Poesie und mit besonderer Hinweisung auf Goethe" (Stuttgart 1823).

Daß Dir die Romanze gefallen, ist mir lieb. Daß Du darüber gelacht, war mir nicht ganz recht. Aber es geht mir oft so, ich kann meine eigenen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß die Sache komisch wird. Daß Du die Romanze Leuten wie Roberts mitgeteilt, tadle ich nicht. Herzlich gern leide ich es, wenn Du von dem Gedichte einer Dame, von der Du weißt, daß sie es nicht in die unrechten Hände giebt, eine Abschrift erteilest. Unbekannterweise meinen ehrlichsten Gruß an Madame Moritz Robert. Übrigens habe ich gestern abend an Ludwig Robert geschrieben und es ihm übertragen, diese Romanze (ohne meinen Namen) in den „Rheinblüten" abdrucken zu lassen. Da ich seine Adresse dort nicht weiß, so bitte ich Dich, den einliegenden Brief ihm unverzüglich zu geben oder zu überschicken. Ludwig Robert ist mir sehr lieb. Er hat sich nicht kleinlich gegen mich gezeigt, und das ist viel in dieser kleinlichen, egoistischen Welt. Seine Schwester lieb' ich auch sehr. Varnhagen ist mir noch immer lieb, aber eine feindliche Stunde hat uns beide auf immer geschieden. Bei meinem Zusammentreffen mit ihm in Hamburg hat er mich verletzt, und Du weißt, wie reizbar ich dort war. Nicht wahr, die Robert ist schön? Hab ich Dir viel gesagt? Sie vereinigt in sich die Jokaste und die Julia, das Antikste und Modernste.

Ich arbeite viel, ich werde sehr gelehrt; aber zu poetischen Arbeiten ist mein Kopf zu dumpf und zu sehr von Schmerzen durchzuckt. — Wie unrecht thust Du mir, wenn Du sagst, daß ich über Marcus spotte! Bei Gott, ich bin doch besser, als Du glaubst. Ich habe heute dem kleinen armen Menschen einen herzlichen Brief geschrieben, den Du ihm zustellen oder, wenn er abgereist ist, frankiert nachschicken sollst. — Die Ankündigung von Gans' Buch[1]) ist mir zu Gesicht gekommen. „Verrückt" ist der gelindeste Ausdruck. Der spezielle Titel des Buches ist ungeschickt: Von dem Buche selbst erwarte ich viel, und es freut mich herzlich, daß es Anerkennung findet. Grüße mir den guten, lieben Gans. Sage ihm, daß ich noch sehr krank sei, jede Zeile macht mir Schmerzen, und darum schreibe ich ihm nicht. Ich bin ein blasser Irrwisch; Gans ist aber ein Licht, ein Licht des Exils. Auch den guten, braven Zunz grüße.

Schreibe mir auch was über den Verein. Hat der Michel Beer geantwortet? Von meinem Oheim von Geldern[2]) hab ich Brief erhalten; er schreibt mir, daß ich am ganzen Rheinstrom jetzt ebenso verhaßt sei, wie ich sonst geliebt war, weil man dort sagt, daß ich für die Juden mich interessiere. Wahrlich, ich habe gelacht! O wie verachte ich das Menschenpack, das unbeschnittene mitsamt dem beschnittenen! Mein Oheim (von Geldern) beauftragt mich, drei Exemplare des bald herauskommenden (???) zweiten Bandes (soll gewiß Heft heißen) der Zeitschrift zu bestellen. Er wird von dort aus den Betrag einschicken. — Auch über die Jacobsonsche Antwort hab ich gelacht. Wär ich in Berlin, so würde ich dem Verein den Vorschlag machen, den Dr. Jacobson zum Präsidenten der Ackerbaugesellschaft zu erwählen.[3]) Wahrlich, ich will mich hüten, je in

1) Das „Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" (Berlin 1823).

2) Dr. Simon van Geldern in Düsseldorf (1768—1833), war auswärtiges Mitglied des „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden."

3) Vgl. S. 395, Anm.

den Fall zu kommen, für mich selbst die Gefälligkeit eines reichen Juden in Anspruch nehmen zu müssen. —

In betreff meiner Plane für die Zukunft habe ich nichts geändert. Bei Göttingen bleibt's. Ob ich auf einige Tage nach Berlin komme, ist ungewiß, es kostet mir zu viel Geld, und Du weißt, ich kann nichts missen. Und Schulden zu machen ist nicht meine Gewohnheit. Das weißt Du auch!!?? — —? Lebe wohl, behalte mich lieb, und sei versichert, daß ich Dich liebe. — Um Gotteswillen, ist es Dein Ernst, daß der „Ratcliff" auf die Bühne kommen soll? Gieb mir Gewißheit. Es wär mein Glück, wenn dieser gefällt

H. Heine.

Nach Pommern brauchst Du meines Bruders halber nicht zu schreiben. Es wäre schade um das liebe Porto. Mein Bruder hat, mit einer Geldzugabe, ein einstweiliges Unterkommen in Holstein gefunden. — Grüße mir alle Bekannte. Meinem Gönner Lehmann habe ich ein Briefchen beigelegt. — Erkundige Dich genau wegen des „Ratcliffs" Er hat wahrlich nicht hinlängliche Anerkennung gefunden. Wär ich nicht zu verstimmt und ärgerlich, so würde ich etwas Anregendes über denselben schreiben. Die Zeitschriften sind freilich nur die Pißecken der Litteratur, aber alle Annoncen sind dort angeschlagen. Es ist wohl von mir nirgends mehr die Rede? O, Böhringer! Böhringer![1]) laß mich mit Dir tauschen! — Ich glaube, Dümmler hat meine Anweisung, an die meisten Redaktionen der Zeitschriften Exemplare zu schicken, nicht ausgeübt. Forsche ihn doch darüber aus. Vergiß nicht! — Wenn Du Dir mal ein Vergnügen machen willst, so lese die „Corinna" von Madame Staël; es wird Dich ansprechen. — Mache doch, daß Gans sein Versprechen hält und mir das Erbrecht schickt. —

---

38. An Joseph Lehmann.

Lüneburg, den 28. November 1823.

Lieber Lehmann!

Ihr letzter Brief hat mich, wie gewöhnlich, erfreut als ein Zeichen Ihrer Freundschaft. Doch hab' ich mich über denselben zu beklagen; er scheint mir zu knapp. Das Format ist zu klein, und Ihre Buchstaben sind zu groß; und ich bin doch immer begierig, viel von Ihnen zu erfahren. Wie leben Sie, wie geht's Ihnen? Was macht Ihre Muse? Ich bekomme hier keine Zeitschriften zu sehen, und der H. Anselmi[2]) wird mir fremd; nicht der Lehmann. Was mich betrifft, so arbeite ich jetzt viel, freilich bloß ernsthafte Sachen und Brotstudien. Das Versemachen hab ich auf bessere Zeiten verspart; und wozu soll ich sie auch machen? Nur das Gemeine und Schlechte herrscht, und ich will

---

1) August Böhringer (1792—1846), ein bekannter Improvisator.
2) Anagramm des Namens J. S. Lehmann.

diese Herrschaft nicht anerkennen. Noch viel weniger aber gelüstet mich's nach Martyrkronen. — Was ich für die Zukunft beabsichtige, kann Ihnen Moser sagen, der weiß es ebenso gut, als ich selbst.

Von Ihnen verlange ich, daß Sie mir gewogen bleiben. Vielen Menschen bin ich jetzt bekannt, aber wenige sind mir gut. Am Rhein, wie mir mein Oheim schreibt, haßt man mich sogar. Was hat man Ihnen über mich von Hamburg geschrieben? Bitte, bitte, bitte, sagen Sie es mir doch! Sie äußerten sich so mysteriös

Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht Ihren

ergebenen

H. Heine.

---

39. An Moses Moser.

Lüneburg, den 1. Dezember 1823.

Es ist unverzeihlich! Schon zwei Briefe hast Du von mir, worauf ich noch keine Zeile Erwiderung gesehen. Und seit 14 Tagen blamiere ich mich beim Posthalter, indem ich täglich fragen lasse, ob ich keinen Berliner Brief habe. Du sollst keine deutsch-ausführliche Foliobriefe schreiben; nur kurze Zeilen. Sage mir bloß, daß Du lebst. Siehe mal, jetzt z. B. kann ich nicht darauf schwören, daß Du nicht tot seist; — welches für mich, der an die schrecklichsten Schläge des Schicksals gewöhnt ist, kein so großer Verlust wäre, wie für die übrige Menschheit. Schreibe mir gleich, ob Du lebst — aber warte nur, ich weiß, wie man Dich zum promptesten Briefbeantworter macht: man muß Dir immer Kommissionen geben. Und so will ich Dir heute eine Kommission geben, die für mich die wichtigste ist, und die ich doch nicht länger aufschieben kann. Hör also: Ich komme nicht nach Berlin, ich muß meine Gelder zu Rate halten. Ich will aber die ersten Tage des Januars von hier nach Göttingen abreisen. Vorher muß ich mich in Berlin exmatrikulieren lassen, und mir von der dortigen Universität ein Abgangszeugnis verschaffen. Du sollst die Güte haben, dieses in meinem Namen zu bewirken; Gans kann Dir sagen, was Du dabei zu thun hast. Es werden von der Universitätsbehörde, die mir solches Zeugnis ausstellt, die Zettel verlangt, vorauf das Gehörthaben der Kollegien testiert ist.

Die Publica wollte ich, und die per Schwanz gehörten konnte ich mir nicht testieren lassen, und daher habe ich nur drei Kollegienzeugnisse aufzuweisen. Nämlich: ein Zeugnis von Hegel (!!!), ein desgleichen von Hasse, und eine Karte von Schmalz. Bei letzterem mußt Du statt der Karte ein Zeugnis verlangen oder verlangen lassen. Ich habe ihm vor meiner Abreise die Quittung von der Quästur auf der Straße gegeben und hatte keine Zeit, eines Zeugnisses wegen nochmals zu ihm zu gehen. Vergiß das nicht.

Ich füge auch hierbei meine Matrikel zu etwaniger Legitimation, und wünsche, daß Du mir dieselbe nebst dem erhaltenen Abgangszeugnisse so bald als möglich herschickst. Auch der Pedell kann Dir alles besorgen. Du wirst vielleicht einen Thaler Auslage haben. — Ich verlasse mich

auf Dich. Ich kann nämlich nicht abreisen, ehe ich dieses verlangte Zeugnis, ohne welches kein Studierender in Göttungen erscheinen darf, erhalten habe. — Ich schreibe dies höchst eilig und von Kopfschmerzen zerrissen. Lebe wohl und behalte lieb

Deinen getreuen Freund

H. Heine.

Vergiß auch nicht, wegen der westfälischen Blätter zu antworten. Grüße alle Welt, und den Gans noch extra.

---

40. An Moses Moser.

Noch immer Lüneburg, den 9. Januar 1824.

Lieber Moser!

Deine Briefe vom 20. Dezember und 3. Januar habe ich erhalten. So sehr ich auch das Bedürfnis fühle, Dir einen großen Brief heute zu schreiben, so kann ich Dir doch nur einige Zeilen, und zwar sehr flüchtige, schreiben. Ich bin zu sehr kaput, und mein Kopf dröhnt. Ich reise heute über acht Tag ab nach Göttingen und denke, daß mich die Reise, die ich nicht gar zu schnell abzuthun gedenke, aufheitern und, durch die Lebensveränderung, auch stärken wird. Heute will ich Dir bloß für die Besorgung des Zeugnisses danken. Bei den heute anbei zurückkommenden Büchern findest Du $1^1/_2$ Louisdor, wovon Du vier Thaler zwanzig Silbergroschen für Deine letzte Zeugnisauslage behältst und den Rest dem Rendanten des Vereins zustellst. Ich weiß wirklich nicht, wie viel mein Betrag, der jetzt gewiß ein halb Jahr unbezahlt geblieben, beträgt. (Ich habe mal von Dir über diese Anfrage keine Antwort erhalten.) Ist es eine Kleinigkeit mehr, so thue mir die Liebe, lege solche bei. Du bist wahrlich der Marquis Posa und Kreditor Deiner Freunde! Ich muß bei Dir sehr hoch in der Kreide stehen, habe Dich schon mal deshalb gefragt, weiß nicht, wie viel; und, ehrlich gesagt, bin auch deshalb ruhig, denn wegen der fatal vielen Auslagen, die ich jetzt habe, würde mich die Bezahlung dieser Schuld genieren in diesem Augenblick, aber es ist Dir nicht verloren; obschon Du einst mit einem köstlich drolligen Ausdruck zu äußern pflegtest: „Studenten bezahlen nie etwas zurück.“ Ich muß in diesem Augenblick herzlich lachen, wenn ich an den Ton denke, womit Du dieses sagtest. Und wahrhaftig, Du hast recht. Ich verliere viel auf diese Art. Wenn jetzt ein Student einen Thaler von mir gepumpt haben will, so schenke ich ihm lieber dreiundzwanzig Groschen und habe einen Groschen reinen Profit Ist es aber nicht dumm von mir, daß ich Dir, meinem Kreditor, dieses sage?

Verdrießlich hat's mich gemacht, daß Du meinen Wunsch, kurze Briefe von Dir zu haben, auf eine Art, die fast eine Unart ist, auf eine grämlich pikierte Weise glossiert. Um des lieben Himmels willen, ein Mensch, der den Hegel und den Valmiki im Original liest und versteht, kann eine meiner gewöhnlichsten Geistesabbreviaturen nicht verstehen!

Um Gotteswillen, wie müssen mich erst die übrigen Menschen mißverstehen, wenn Moser, ein Schüler Friedländers und Zeitgenosse von Gans, Moser, Moses Moser, mein Erzfreund, der philosophische Teil meiner selbst, die korrekte Prachtausgabe eines wirklichen Menschen, l'homme de la liberté et de la vertu, der secrétaire perpétuel des Vereins, der Epilog von Nathan dem Weisen, der Rezensent von Bernays [1]), die eiserne Kiste von Cohen, der Normalhumanist, — wo halte ich? — ich will nur sagen, wie schlimm es für mich aussieht, wenn auch Moser mich mißversteht. Sogar die Beiwörter „gut" und „gelehrt" mißfallen Dir; wollte Gott, ich könnte sie bei mir selbst in so weitem Sinne anwenden! „Ich liebe Dich von ganzer Seele und bin kein Schuft" — wenn Du diese Formel im Kopfe behältst, werden Dir meine Ausdrücke nie mißfallen, sogar obige nicht. Ich will lieber kurze Briefe, als lange, die selten kommen. Oft will ich Brief von Dir haben, wenn Du auch wenig zu schreiben hast. Gewiß ist es mir lieber, wenn Du oft und viel schreibst.

O Menschen! ihr pißt wie Freigeister und denkt wie Saffianstiefel!

Vom Verein schreibst Du mir wenig. Denkst Du etwa, daß die Sache unserer Brüder mir nicht mehr so sehr am Herzen liege, wie sonst? Du irrst Dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, so hab' ich es doch nicht aufgegeben, zu wirken. „Verwelke meine Rechte, wenn ich Deiner vergesse, Jeruscholayim!" [2]) sind ungefähr die Worte des Psalmisten, und es sind auch noch immer die meinigen. — Ich wollte, ich könnte mich eine einzige Stunde mit Dir unterhalten über das, was ich, meist durch die eigene Lage angeregt, über Israel gedacht, und Du würdest sehen, wie — die Eselzucht auf dem Steinweg gedeiht, und wie Heine immer Heine sein wird und muß. Ich bin neugierig auf Deinen Aufsatz im vierten Hefte; schicke mir es nur gleich nach Göttingen, sobald es erscheint. Ich schreibe Dir, sobald ich ankomme, und schicke Dir meine Adresse. Wenn es mir möglich ist, will ich gewiß einen guten Aufsatz für die Zeitschrift liefern. Wenigstens liefere ich bald einen Auszug aus dem Göttinger Reallexikon der Bibliothek über die Juden betreffende Litteratur, im Fall dieser Artikel der Mühe wert ist abzuschreiben. Grüße mir Zunz vielmal; ich habe mich über seine Beförderung herzlich gefreut. Entschuldige mich, daß ich ihm noch nicht geschrieben, ich will ihm bald von Göttingen aus schreiben. Du darfst ihm versichern, daß es nicht meine Faulheit ist, was mich am Schreiben hindert, sondern mein armer Kopf. Diese Zeilen schreibe ich sogar unter Schmerzen. Ich muß alle meine Freunde und Verhältnisse vernachlässigen. Darum habe ich auch dem Kriminalrat Hitzig noch nicht geschrieben, wie ich es längst gewollt. Gans hat Ursache, mir zu grollen. Wohlwill in Hamburg ist mir wirklich böse und legt mir mein Stillschweigen falsch aus. Du warst ja bei der Hohenhausen; wie ist sie auf mich zu sprechen? Es ist schändlich von mir, daß ich der guten Frau keine Zeile geschrieben. Apropos! wie

---

1) In der Zeitschrift des Vereins hatte Moser das Buch von J. S. Bernays: „Der Bibelsche Orient" rezensiert.

2) Vgl. Bd. II. S. 387.

ist „der Paria“ aufgenommen worden? Gewiß gut, denn er ist auch nicht schlechter, als die Tragödien der meisten andern Dichter des Tages, und daß eine Tragödie notwendig schlecht sein muß, wenn ein Jude sie geschrieben hat, dieses Axiom darf jetzt nicht mehr aufs Tapet gebracht werden. Dafür kann mir Michael Beer nicht genug danken. Ist aber der arme verworfene Paria wirklich verworfen worden von den bebrillten Braminen und epaulettegeschmückten Schutras des Parterres, so tröste ihn mit dem Schicksal des Ben Abdullah, und gebe dem armen Paria den Rat, in den Armen einer Bajadere den Druck des Kastengeistes zu vergessen, und zwar durch die Ehe gandarva. (Siehe Gans, Erbrecht I.)

Jetzt habe ich auch den Zettel von „Almansor“ zu Gesicht bekommen. Er ist mir von Braunschweig zugeschickt worden. Schon das von Klingemann entworfene Personenverzeichnis hat mich mit Ekel erfüllt.

Grüße mir Robert, wenn Du ihn siehst, und sage mir, was er macht, sowie auch dessen Schöne. — Ist Dein Freund Leßmann [1]) schon in Berlin, so empfehle mich demselben. — Hat Michael Beer in Paris geantwortet? und was? — Hörst Du nichts über Marcus? — Von meiner neuen Tragödie ist noch keine Zeile geschrieben.

Ich bin, gottlob! von einem ärgerlichen Ausschlag jetzt kuriert. Ich hatte mir denselben durch die Boyisensche Übersetzung des Korans zugezogen. An diesen Mohammed habe ich glauben müssen. Meine Bestialität findet ihresgleichen nicht. Oder ist es Ironie, daß ich mich im Gassenkot wälze? — Mit Hamburg stehe ich ziemlich gut. — Lebe wohl und bleibe mir gut. Schone mich nie, wahrlich Dich schone ich auch nicht. Nur Schwächlinge muß man schonen. Ich bleibe immer

H. Heine.

---

41. An Moses Moser.

Hannover, den 21. Januar 1824.

Mögen die Götter Dein Haupt beschirmen!

Aus dieser Apostrophe siehst Du, daß ich noch an die Götter glaube und daß ich nicht so gottlos bin, wie man sagt; aus dem Datum oben ersiehst Du, daß ich jetzt in derjenigen Stadt bin, wo man die Folter erst vor einigen Jahren abgeschafft hat. Ich bin gestern abend angekommen und blieb heute hier, weil ich mich gar zu erschöpft fühle von der Nacht, die ich durchgefahren, in sehr schlechtem Wetter und noch schlechterer Gesellschaft. Ich bin übermorgen in Göttingen und begrüße wieder den ehrwürdigen Karzer, die läppischen Löwen auf dem Weenderthore und den Rosenstrauch auf dem Grab der schönen Cäcilie. [2]) Ich finde vielleicht keinen einzigen meiner früheren Bekannten in Göttingen; das hat was Unheimliches. Ich glaube auch, daß ich die erste Zeit sehr verdrießlich leben werde, dann gewöhne ich mich an meinen Zustand,

---

1) Daniel Leßmann (1797—1831), Schriftsteller und Bekannter Heines.

2) Cäcilie Tychsen, die von Ernst Schulze, dem Dichter der „bezauberten Rose,“ geliebte Tochter des Hofrats Professor Tychsen. Sie liegt auf dem Weender Kirchhofe in Göttingen begraben.

befreunde mich peu-à-peu mit dem Unabwendbaren, und am Ende ist mir der Platz ordentlich lieb geworden, und es macht mir Schmerzen, wenn ich davon scheiden muß. Es ist mir immer so gegangen, so halb und halb auch in Lüneburg. **Lorsque mon départ de cette ville s'approchait, les hommes et les femmes, et principalement les belles femmes, s'empressaient de me plaire et de me faire regretter mon séjour de Lunebourg. Voilà la perfidie des hommes, ils nous font des peines même quand ils semblent nous cajoler.**

Das Licht ist tief herabgebrant, es ist spät, und ich bin zu schläfrig, um deutsch zu schreiben. Eigentlich bin ich auch kein Deutscher, wie Du wohl weißt (vide Rühs, Fries a. m. O.)[1] Ich würde mir auch nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutscher wäre. **O ce sont des barbares!** Es giebt nur drei gebildete, zivilisierte Völker: die Franzosen, die Chinesen und die Perser. Ich bin stolz darauf, ein Perser zu sein. Daß ich deutsche Verse mache, hat seine eigene Bewandtnis. Die schöne Gulnare hat nämlich von einem gelehrten Schafskopfe gehört, daß das Deutsche Ähnlichkeit habe mit ihrer Muttersprache, der Persischen, und jetzt sitzt das liebliche Mädchen zu Ispahan und studiert deutsche Sprache, und aus meinen Liedern, die ich in ihren Harem hinein zu schmuggeln gewußt, pflegt sie, zur grammatischen Übung, einiges zu übersetzen in ihre süße, rosige, leuchtende Bulbul-Sprache. Ach! wie sehne ich mich nach Ispahan! Ach, ich Armer bin fern von seinen lieblichen Minarets und duftigen Gärten! Ach, es ist ein schreckliches Schicksal für einen persischen Dichter, daß er sich abmühen muß in eurer niederträchtig holprigen deutschen Sprache, und daß er zu Tode gemartert wird von Euren ebenso holprigen Postwägen, von Eurem schlechten Wetter, Euren dummen Tabaksgesichtern, Euren römischen Pandekten, Eurem philosophischen Kauderwelsch und Eurem übrigen Lumpenwesen. O Firdusi! O Ischami! O Saadi! wie elend ist Euer Bruder! Ach! wie sehne ich mich nach den Rosen von Schiras! Deutschland mag sein Gutes haben, ich will es nicht schmähen. Es hat auch seine großen Dichter: Karl Müchler, Clauren, Gubitz, Michel Beer, Auffenberg, Theodor Hell, Laun, Gehe, Houwald, Rückert, Müller, Immermann, Uhland, Goethe.

Aber was ist alle ihre Herrlichkeit gegen Hafis und Nisami! Aber obschon ich ein Perser bin, so bekenne ich doch: der größte Dichter bist du, o großer Prophet von Mekka, und dein Koran, obschon ich ihn nur durch die Boysensche Übersetzung kenne, wird mir so leicht nicht aus dem Gedächtnis kommen!

Daß Michel Beers „Paria" in Berlin so großen Beifall gefunden, habe ich gestern morgen zu Celle gehört, und zwar, sonderbar genug, durch einen alten Juden, bei dem ich einige Dukaten verwechselte. Dieser hatte es von einem Hühneraugenoperateur gehört, welcher direkt von Berlin gekommen, und sich dort selbst überzeugt hat, daß der „Paria" pari steht mit Schillers und Goethes Werken Ich bin halb neugierig, lieber Moser, Dein Urteil über das Stück zu hören, an welchem Du gewiß großen Anteil genommen hast, da M. Beer ebenso gut als

1) Vgl. S. 387, Anm.

Fränkel [1]) zu Deinen Repräsentanten gehört. Ich kenne das Stück schon längst, da der Verfasser mir dasselbe selbst vorgelesen. Es hatte mir gut gefallen, und hätte mir noch besser gefallen, wenn ich damals nicht eine gar zu genaue Kenntnis von Indien und indischem Geiste gehabt hätte. Fatal, höchst fatal war mir die Hauptbeziehung des Gedichts, nämlich daß der Paria ein verkappter Jude ist. Man muß alles aufbieten, daß es niemand einfalle, letzterer habe Ähnlichkeit mit dem indischen Paria, und es ist dumm, wenn man diese Ähnlichkeit geflissentlich hervorhebt. Am allerdümmsten und schädlichsten und stockprügelwertesten ist die saubere Idee, daß der Paria mutmaßt: seine Vorfahren haben durch eine blutige Missethat ihren traurigen Zustand selbst verschuldet. Diese Anspielung auf Christus mag wohl manchen Leuten gefallen, besonders da ein Jude, ein Wasserdichter, sie ausspricht. (Tu n'oses pas mal-interprêter cette expression: ein Jude, ein Wasserdichter, that will not say a jew who is a waterpoet, but a jew who is not yet baptized, a water-proof-jew!) Ich wollte, Michel Beer wäre getauft, und spräche sich derb, echt almansorig, in Hinsicht des Christentums aus, statt daß er dasselbe ängstlich schont und sogar, wie oben gezeigt, mit demselben liebäugelt.

Ich habe über den Mann und sein Gedicht mehr gesprochen, als mir ziemt, aber es geschah hauptsächlich wegen oben angedeuteter Beziehung, welche die Sache zu einem Faktum macht, das uns nicht gleichgültig sein kann. — Ich erwarte bald Brief von Dir in Göttingen. Schreibe mir unter der Adresse: H. H. aus D., Studiosus juris, zu erfragen bei dem Pedellen in Göttingen. Lebe wohl, schreibe mir viel, und behalte mich lieb. Grüße mir Zunz, Gans, Lehmann und andre Bekannte. Ich bin

H. Heine.

---

42. An Moses Moser.

O weh! Göttingen, den 2. Februar 1824.

Lieber Moser!

Ich bin jetzt schon neun Tage hier, d. h. die Langeweile verzehrt mich schon. Aber ich hab es ja selbst gewollt, und es ist gut, und still davon! Ich will nie mehr klagen. Ich las gestern Abend die Briefe Rousseaus, und sah, wie langweilig es ist, wenn man sich beständig beklagt. Aber ich klage ja nur meiner Gesundheit wegen, und — das mußt Du mir bezeugen — die Schufte, die durch Machinationen mir das Leben zu verpesten suchen, haben mir selten Klagen entlockt. Ich fühle mich groß genug dazu. Ich lebe jetzt ganz in meiner Jurisprudenz. Wenn Du glaubst, daß ich kein guter Jurist werde, so irrst Du Dich. Du magst immerhin mich als Advokat verwerfen, aber äußere dieses nicht gegen andere Leute, sonst muß ich wahrhaft Hungers sterben.

---

1) David Fränkel (1779—1865), Herausgeber der Zeitschrift „Sulamith."

Ich will aus der Wagschale der Themis mein Mittagsbrot essen, und nicht mehr aus der Gnadenschüssel meines Oheims. Die Vorgänge von vorigem Sommer haben einen düsteren, dämonischen Eindruck auf mich gemacht. Ich bin nicht groß genug, um Erniedrigung zu ertragen. Am Ende ist vielleicht auch mehr Schlechtes in mir, als Gutes; obzwar beides in kolossalen Massen. Ich liebe dennoch das Gute, und darum auch Dich, guter Moser.

Schreibe mir viel. Bei mir fällt nichts vor. Hier ist alles still, und in der Hauptsache anders, als bei euch. Wie Du weißt, in der ganzen Welt verbringen die Menschen ihr Leben damit, daß sich einer mit dem andern beschäftigt und dessen Thun und Lassen, Wollen und Können beobachtet, oder kreuzt, oder (des eigenen Vorteils halber) befördert. In Berlin bekümmert man sich mehr um die lebendigen Menschen, hier in Göttingen mehr um die Toten. Dort beschäftigt man sich auch mehr mit der Politik, hier mehr mit der Litteratur derselben. Um mit meinem Freund Rousseau zu sprechen: A Berlin on est plus curieux des sottises, qui se font dans ce monde, ici on est plus curieux de celles qu'on imprime dans les livres. Ich meine hier den Jean Jacques, nicht meinen Freund Jean Baptist in Köln, der wahrscheinlich nicht mehr mein Freund ist. Ich habe seit elf Monaten nichts von ihm gehört. Er soll in Köln eine Zeitschrift[1]) redigieren. Ich habe bis jetzt noch keine Blätter vom Rhein oder von Westfalen zu Gesicht bekommen. Andere Blätter, besonders belletristische aus dem übrigen Deutschland, habe ich hier Gelegenheit gehabt durchzustöbern, und zu meinem Ärger fand ich, daß der vermaledeite Dümmler meine „Tragödien" in keinem einzigen Blatte, außer der Berliner Zeitung, angezeigt hat. Ich bitte Dich, ihn dafür tüchtig zu rüffeln. Verursache aber ja nicht, daß er die dümmere Dummheit begehe, die alte Annonce jetzt nochmals abdrucken zu lassen. Du sollst nur zu bewirken suchen, daß er die „Tragödien" besser zu verbreiten suche. Gebe ihm auch meine Adresse, im Fall er mir eine Rezension zu schicken gedächte. Einliegend findest Du einen Louisd'or, wofür Du mir fünf oder sechs Exemplare meiner „Tragödien" bei Dümmler kaufen und mir dieselben mit der baldigsten fahrenden Post hierherschicken sollst.

Was soll ich thun? ich habe einigen schönen Frauen (nicht hier) die „Tragödien" versprochen, und muß sie wohl schenken, da meine Galanterie immer größer ist als meine pauvreté! Hier haben einige Freunde die „Tragödien" ebenfalls vergeblich im Buchladen verlangt, und ich versprach sie kommen zu lassen, und verliere Geld für den Kram. Ich finde die Brockhausischen Verlagsartikel hingegen in allen Leihbibliotheken. — Gebe mir mal eine Definition von Käseladen! — In Lüneburg werde ich rasend viel gelesen und gefeiert. Unger! eine Notiz! — Leb wohl. Gans, Zunz, Lehmann, Rubo und Hillmars zu grüßen.

H. Heine.

1) Die „Agrippina" (Köln 1824).

43. An Moses Moser.

Göttingen, den 25. Februar 1824.

Lieber Moser!

Ich weiß nicht, wie ich mir Dein Stillschweigen erklären soll. Je mehr ich darüber nachdenke, je mehr beängstigt fühle ich mich. Ist der Freund oder die Freundschaft tot? Ich weiß nicht, was von beidem mich am schmerzlichsten schmerzen würde. Tot bist Du gewiß nicht, dazu bist Du viel zu bescheiden und geduldig. Aber Deine Freundschaft für mich? O, das wäre gar zu früh, wenn diese schon gestorben sein sollte! Alle meine übrigen Freundschaften haben länger gelebt, und wenn die eine nicht vom Schlag gerührt, die andere von der Verleumdung vergiftet oder von der Schwindsucht der Lauheit vertrocknet oder durch andere Krankheit fortgerafft worden wäre, so würden sie sämtlich noch am Leben sein.

Ich kann mit Recht von der Seligkeit der Freundschaft sprechen, denn so manche selige Freundschaft ist mir geblieben — Wie befindest Du Dich?

Jedoch ich will mir und andern Leuten kein Unrecht thun. Ich habe mich davon überzeugt — und leider überzeugt — alle Gefühle, die mal in meiner Brust aufgestiegen sind, bleiben ungeschwächt und unzerstört, solange die Brust selbst und alles, was darin sich bewegt, unzerstört bleibt. Und was andere Leute betrifft, so mag es wohl sein, daß ihre Gefühle nicht von so ganz unzerstörbarem Stoff sind wie die meinigen, doch merke ich, daß ich diesen andern Leuten oft unrecht thue, wenn ich glaube, daß ihre Gefühle von zu leichtem Stoffe bestehen, etwa aus Postpapier, Charpie, Himbeergelée u. s. w. O, ich habe manche angetroffen, deren Gefühle wie Holz stark waren, und unzerreißbar wie Leder. Dennoch haben diese hölzernen und ledernen Gefühle „dem Gesetze der Zeit gehorchen müssen.“ Sogar dem armen Rousseau habe ich unrecht gethan; ich erhielt dieser Tage von ihm einen rührend freundschaftlichen Brief, worin er sich beklagt, daß ich ihn so ganz vergesse, ihn, der mir so freundschaftlich zugethan geblieben.

Ich habe ihm geantwortet, daß ich es sei, der so lange ohne Brief gelassen worden, der sogar durch seine Ausdrücke verletzt sei 2c. Ich ließ ihm wohl merken, daß ich ihn von aller Duplizität nicht ganz frei glaube; dennoch habe ich ihm die zweite Auflage meiner Freundschaft angekündigt.

Ich lebe sehr still. Das Corpus juris ist mein Kopfkissen. Dennoch treibe ich noch manches andere, z. B. Chronikenlesen und Biertrinken. Die Bibliothek und der Ratskeller ruinieren mich. Auch die Liebe quält mich. Es ist nicht mehr die frühere, die einseitige Liebe zu einer Einzigen. Ich bin nicht mehr Monotheist in der Liebe, sondern, wie ich mich zum Doppelbier hinneige, so neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die Medicäische Venus, die hier auf der Bibliothek steht, und die schöne Köchin des Hofrat Bauer. Ach! und bei beiden liebe ich unglücklich! . . . .

Zu allem Glück werde ich in diesem Augenblicke gestört. Nicht wahr, ich lege es darauf an, Dich zu empören, und das letzte Fünkchen Freundschaft, das noch für mich in Deiner Seele glimmen möchte, mit einem nassen Aufguß von Galle und Unflätigkeit zu verlöschen. Aber wahrhaftig, je suis très enrhumé, oder, um deutsch zu sprechen, ich habe sehr den Katarrh. Und überdies bin ich noch verdrießlich, und mehr noch, als ich verdrießlich bin, bin ich

Dein Freund

H. Heine.

Bitte niemanden zu grüßen Auch Gans nicht. Er hat mir ja sein „Erbrecht" nicht geschickt. Wenn er es mir aber schicken will, so will ich ihm auch im Vertrauen sagen, was Hugo davon gesagt. — Wie lange bleiben Roberts noch in Berlin? Wenn Du die schöne Schwäbin mal wiedersiehst, so sag ihr, ich habe die Bekanntschaft ihrer Kousine gemacht, nämlich die der Mediciäischen Venus. — Der Gajus ist doch ein großer Mann! Fast so groß wie sein großer Kommentator in Berlin, Neue Friedrichsstraße Nr. 48 [1]).

---

44. An Friedrich Bouterweck. [2])

Herr Hofrat!

Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen beikommendes Buch [3]), als ein geringes Zeichen meiner Hochachtung, zu verehren, und wünsche, daß Sie dem Lesen desselben eine milde Stunde widmen mögen. Sobald eine Unpäßlichkeit, die mich jetzt niederdrückt, es erlaubt, bin ich so frei, Ihnen persönlich meine Aufwartung zu machen. Ich bin,

Herr Hofrat,

mit Verehrung und Ergebenheit

H. Heine.

Göttingen, den 8. März 1824

---

45. An F. W. Gubitz.

Göttingen, den 9. März 1824.

Lieber Professor Gubitz, hochgeschätzter Herr Kollege!

Ich wünsche, daß dieser Brief Sie in vollem Wohlsein und in Ihrem gewöhnlichen Humor antreffe. Mit meiner Gesundheit sieht es jetzt etwas besser aus. Ça ira.

---

1) Eduard Gans, der „Scholien zum Gajus" (Berlin 1820) herausgab.
2) Aus den „Monatsheften für Dichtkunst und Kritik," Bd. V. S. 318
3) Die „Tragödien." Vgl. Bd. III. S. 24.

Anbei übersende ich Ihnen für den „Gesellschafter“ die neuesten Kinder meiner Muse, überschrieben „Drei und dreißig Gedichte von H. Heine.“ Sie werden sich baß verwundern über das Befremdliche und Nonchalante in der Form einiger dieser Gedichte, vielleicht erwecken sie auch bei Ihnen und andern Leuten ein verdammendes Kopfschütteln, dennoch weiß ich, daß sie zum Eigentümlichsten gehören, was ich bisher gegeben. Ich verlange daher, im Fall Sie sie überhaupt des Abdrucks würdigen, daß Sie sich alles Gubitzens[1]) — Sie wissen, was ich meine — dabei enthalten, daß Sie beim Abdruck kein Wort, keine Silbe verändern; im Fall Ihnen dieses nicht möglich ist, lassen Sie diese Gedichte ganz ungedruckt, und ich werde sie von Ihnen durch einen Freund abholen lassen. Auch ist es durchaus nötig, daß der Cyklus in einer Woche ganz erscheine, nämlich in den vier auf einmal auszugebenden Blättern. Mehrere Gedichte, die ich mit Bleifederstrichen eingeklammert, sollten wohl auch auf demselben Blatte zusammen gedruckt werden, wie Sie selbst einsehen werden, z B. bei den Seestücken. — Auch glaube ich, daß mit dem Abdruck dieser Einsendung nicht lange gezögert werde, im Fall Sie kein Manuskript von Goethe oder Walter Scott liegen haben. Ich bedinge mir ausdrücklich acht Exemplare des Abdrucks der 33 Gedichte, und werde dieselben bei Ihnen abholen lassen. Vergessen Sie daher nicht, die acht Exemplare in der Druckerei zu bestellen. Ich habe sie durchaus nötig, muß sie an Freunde und Verwandte schicken.

Daß ich so selten etwas für den „Gesellschafter“ einsende, liegt nicht an mir, sondern an meiner gegenwärtigen Lage, wo ich von Krankheit und Jurisprudenz niedergedrückt werde. Das wird sich aber ändern und sein Sie überzeugt, daß ich mich immer für den „Gesellschafter“ interessieren werde. Ich wünschte wohl, daß sich derselbe auch für mich interessiere, und ich mache Ihnen den interessanten Vorschlag, ob Sie mir nicht meine heutige Sendung und die künftigen mit Ihrem gewöhnlichen Honorare sogleich honorieren wollten. Ich überlasse das Ihrem freundlichen Ermessen mit dem Bedenken, ich sei das Gegenteil von einem Millionär. — Ich lebe hier sehr still, arbeite viel und werde unausstehlich gelehrt. So kann der Mensch sinken! — Halten Sie mich in gutem Andenken, loben Sie mich auch bei Gelegenheit; denn gestern habe ich Sie auch gelobt, und es war im Ratskeller, und eine Menge Studenten, wovon jeder seine acht Krüge Doppelbier vertragen kann, waren gegenwärtig

Leben Sie wohl, und sein Sie überzeugt, daß ich nie aufhöre zu sein

Ihr Freund

H. Heine.

---

1) Die dreiunddreißig Lieder der „Heimkehr“ wurden in Nr. 49—52 des „Gesellschafter“ vom 26.—31. März abgedruckt. — Unter „Gubitzen“ verstand Heine Änderungen und Streichungen des Herausgebers.

46. An Moses Moser.

Göttingen, den 19. März 1824.

Lieber Moser!

Deinen Brief vom 24. Februar werde ich mündlich beantworten. Ja, ich hege den Plan, wenn ich mich in vierzehn Tagen nicht gar zu schlecht befinde, nach Berlin zu reisen und dort einige Wochen zu verleben. Wir haben nämlich vier Wochen Ferien, das Leben hier macht mich bis zur Entsetzlichkeit melancholisch, für meine Kopfschmerzen, die mich wieder anhaltend plagen, ist eine durchrüttelnde Reise heilsam, und dann — ich könnte Dir wohl glauben machen, daß Du es endlich bist, der mich am meisten nach Berlin zieht, und ich habe es mir auch gestern den ganzen Tag eingebildet, aber diesen Morgen im Bette frug ich mich selbst, ob ich wohl nach Göttingen reisen würde, wenn Du in Göttingen und ich in Berlin wäre? Aber was soll ich mir den Kopf zerbrechen, um die Ursachen aufzufinden, warum ich nach Berlin reise — genug, ich komme hin. Es ärgert mich, daß Du mir schreibst, daß Roberts schon diesen Monat nach Wien gehen. Wäre dies nicht, so würde ich mir einbilden, ich reiste Madame Roberts wegen nach Berlin. Aber Frau von Varnhagen? Ja, ich freue mich, die herrliche Frau wiederzusehen, aber was breche ich mir den Kopf, genug, ich komme. Ich schreibe Dir noch einige Tage vor meiner Abreise, damit Du mir ein stilles Zimmer auf einige Wochen mieten kannst.

Dein langes Stillschweigen hatte mir viel schlimme Stunden gemacht und viel Schlimmes in mir aufgeregt. — Aber was kannst Du dafür, daß so viel Schlimmes in mir steckt und bei dem mindesten Anreiz zur Erscheinung kömmt? Sage es noch an niemand, daß ich nach Berlin komme; denn ich habe wichtige Gründe, zu wünschen, daß man meine dortige Anwesenheit in Hamburg nicht früher erfahre, bis ich dort bin oder war. Außerdem will ich die ersten Tage meines Dortseins nicht mit Besuchen verbringen. Du wirst sehen, wie es mit meinem armen Kopfe aussieht, wie ich besorgt sein muß, ihn vor allen Anreizungen zu bewahren. Ich bitte Dich schon im voraus, laß mich, wenn wir zusammenkommen, kein Hegelsches Wort hören, nimm Stunden bei Auerbach[1]), damit Du mir recht viel Mattes und Wässrichtes sagen kannst, laß Dir dünken, ich sei ein Schafskopf wie Cajus und Titius rc. Verlange überhaupt keine Kraftäußerung von mir, wie Du in Deinem Briefe verlangst; mag es mit meiner Poesie aus sein oder nicht, und mögen unsere ästhetischen Leute in Berlin von mir sagen, was sie wollen — was geht das uns an? Ich weiß nicht, ob man recht hat, mich als ein erloschenes Licht zu betrachten, ich weiß nur, daß ich nichts schreiben will, solange meine Kopfnerven mir Schmerzen machen, ich fühle mehr als je den Gott in mir, und mehr als je die Verachtung gegen den großen Haufen; — aber früh oder spät muß ja die Flamme des Geistes im Menschen erlöschen; von längerer Dauer — vielleicht von ewiger Dauer — ist jene Flamme, die als Liebe (die Freundschaft ist ein Funken

1) Vgl. S. 380, Anm. 3.

derselben) diesen morschen Leib durchströmt. Ja, Moser, wenn diese Flamme erlöschen wollte, dürftest Du ängstlich werden. Noch hat's keine Gefahr; ich fühle ihren Brand.

Ich habe unlängst dem Prof. Gubitz einen Cyklus kleiner Gedichte zum Abdruck im „Gesellschafter" zugeschickt. Sprich doch mit ihm, daß er sie bald abdruckt, und wenn dieses vor meiner Anwesenheit dort geschieht, so lasse Dir von Gubitz acht Exemplare dieser Gedichte geben, welche ich ausdrücklich von ihm verlangt und bedungen.

Ich wünsche, daß Du drei Exemplare des ganzen Cyklus jener neuen Gedichte, jedes besonders heften lassen, und davon zwei Exemplare unter Kreuzkouvert franko an meine Schwester schicken möchtest. Du machst darauf die Adresse: An Madame Charlotte von Embden, geborene Heine, Neuer Wall Nr. 167 Das dritte Exemplar von den drei gehefteten schickst Du, ebenfalls unter Kreuzkouvert, an den Herrn Dr. R. Christiani in Lüneburg. — Entschuldige, daß ich Dir so viel Mühe mache. — Bis zum 2., 3. April werde ich wohl noch hier bleiben, und sind die Gedichte unterdessen abgedruckt, und ein Exemplar könnte mich noch hier antreffen, so wär es mir lieb, wenn Du mir ebenfalls ein Exemplar unter Kreuzkouvert schicken wolltest. — Viele dieser Gedichte können weder Dich noch andere Leute ansprechen, und dennoch sind eben diese am eigentümlichsten, besonders in der Form, und haben deshalb entschiedenen Wert. — Grüße mir Deinen Freund Leßmann; ich freue mich, seine Bekanntschaft zu machen.

Lebe wohl, behalte mich lieb, und begnüge Dich mit dem, was ich bin und sein will, und grüble nicht darüber, was ich sein könnte. Stirb auch nicht, bis ich Dich wiedersehe.

H. Heine.

---

47. An Moses Moser.

Magdeburg, den 4. April 1824.

Lieber Moser!

Ich bin jetzt schon einige Tage hier, und mein Freund Immermann, welcher jetzt hier lebt, hält mich fest. Vielleicht aber reiße ich mich morgen wieder los, und mit einer Gelegenheit oder mit der Schnellpost fahre ich nach Berlin. Im letzteren Fall (im schnellpostlichen) werde ich meinen Koffer an Dich adressieren. Sei jetzt so gut und miete mir irgendwo ein Zimmer, wenn es möglich ist, wochenweis, nicht zu teuer, aber auch nicht schlecht. Bei keinem Juden, wegen — —, und nirgends, wo in der Nähe ein Schlosser oder überhaupt ein klopfender Handwerker wohnt; auch siehe, daß das Zimmer an kein anderes Zimmer grenzt, worin laut gesprochen wird. Entschuldige, daß ich Dir so viel Mühe mache, die ich Dir mit gar nichts anders vergelten kann, als daß ich Dich liebe. — Ich befinde mich sehr unwohl, ich habe eine traurige Nacht auf dem Harze zugebracht, nichts als Schneeberge, hol' der Teufel seinen geliebten Blocksberg! — Die Raben flattern noch um den Kyffhäuser herum, und der alte Herr mit dem roten Bart wird sich noch einige Zeit gedulden müssen.

Von Magdeburg wüßte ich Dir nichts zu sagen, als daß es einen prächtigen Dom und in diesem Augenblick zwei sehr bedeutende Dichter mit seinen Mauern umschließt. Der eine ist

Dein Freund

H. Heine.

---

*48. An Karl Immermann.

Berlin, den 11. April 1824.

Lieber Immermann!

Ich bin noch nicht aus dem ersten Lachen gekommen, seit ich hier bin; alle Mitteilungen muß ich bis zu meiner Zurückkunft nach Magdeburg aufsparen. Varnhagens und den größten Teil meiner Freunde habe ich in vollem Wohlsein angetroffen. Andere sind abwesend. So ist z. B. die Hohenhausen nach Dresden gereist, begleitet vom Baron v. Uechtritz! Dieser hat also jetzt Gelegenheit, weibliche Charaktere zu studieren. Wenn Blomberg zu Ihnen kommt, so bitten Sie ihn, daß er hier in Berlin im Kontor von M. Friedländer u. Comp., Neue Friedrichsstraße 47, seine Adresse für mich abgebe. Ich werde ihn alsdann schon auffinden; mich würde er schwerlich zu Hause treffen. — Viele haben sich nach Ihnen erkundigt. — Leben Sie wohl. Ich sehe Sie bald. Ihr Freund

H. Heine.

In Eil.
Ich befinde mich sehr wohl.

---

49. An Varnhagen von Ense.

Berlin, den 11. April 1824.

An Se. Hochwohlgeboren den Herrn Legationsrat
Varnhagen von Ense.

Als ich voriges Jahr mit Ihnen in Hamburg zusammentraf, war mir's wohl fühlbar, daß in Ihrem Benehmen gegen mich etwas Verletzendes lag, aber ich war damals sehr gemütsbeschäftigt und ließ alles traumhaft an mir vorübergehen, und konnte erst später, als ich ruhiger und wachender wurde, zum klaren Bewußtsein gelangen: daß Sie sich mir wirklich auf eine beleidigende Weise gezeigt und dieses sich sogar in einem Faktum ausgesprochen.[1]) Letzteres bestand darin, daß Sie es unumwunden eine Unwahrheit nannten, als ich Ihnen die Versicherung gab: daß ich bei Fouqué um die besondere Erlaubnis angefragt, sein mir gewidmetes Gedicht meinen Freunden mitteilen zu dürfen. Es ist überflüssig hier zu sagen, wie viele trübe Stunden mir dieses verursacht und wie sogar die Erinnerung an all das sehr viele Liebe und Gütige, das Sie mir früher erwiesen, dadurch getrübt werden mußte. Noch

1) Vgl. S. 390.

überflüssiger ist es zu sagen, daß ich es nicht geeignet fand, in dieser Sache mit den gewöhnlichen Hansnarren-Formalitäten, die unserm beiderseitigen Charakter und Verhältnis so unangemessen sind, zu verfahren, und daß ich es vorzog, der großen Mittlerin Zeit alles zu überlassen. Diese wird bereits etwas gethan, und Sie, wenn Sie beiliegendes Blatt[1]) gelesen, zur Einsicht eines großen Unrechtes gebracht haben. — Obiges ist auch die Ursache, warum ich Ihnen nicht früher geschrieben und warum ich mich jetzt nicht mehr mit der alten Zutraulichkeit Ihnen erschließen kann Dennoch können Sie versichert sein, daß die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, die ich früher gegen Sie hegte, sich ungeschwächt in meiner Brust erhalten, und daß der Beisatz von Mißbehagen und Schmerz, den Sie später in mir erregt, jeden Tag, ja sogar während ich dieses schreibe, mehr und mehr verschwindet. Ich verlange deshalb auch keine Erörterung von Ihnen, ich weiß, was Sie denken, und das genügt mir, und ich wünsche sogar, daß von dem Inhalte dieses Briefes, den ich aus natürlichem Bedürfnis schreibe, nie zwischen uns die Rede sei, wenn sich dieses ohne Zwang machen läßt. — Von der großen Mittlerin Zeit erwarte ich noch sehr viel, und ich hoffe, daß Sie durch dieselbe in den Stand gesetzt werden, mich besser kennen zu lernen und sich zu überzeugen, wie sehr ich bin

Ihr Freund und

H. Heine.

---

50. An Moses Moser.

Göttingen, den 17. Mai 1824.

Lieber Moser!

Ich bin in zweimal vierundzwanzig Stunden von Berlin hergereist, Mittwoch um 6 Uhr hörte ich noch im Wagen den lieben Ton Deiner Stimme und Sonnabend um 6 Uhr klangen schon in mein Ohr die ennuyanten Laute Göttinger Philister und Studenten. Ich mußte durch Magdeburg reisen, ohne Immermann gesprochen zu haben. Die Post hielt sich dort nur eine halbe Stunde auf; ich hätte dort mehrere Tage liegen bleiben müssen, wenn ich sie versäumte, und es drängte mich gar zu sehr, hier wieder ans Arbeiten zu kommen. So bin ich nun hier und lebe ganz isoliert und höre Pandekten, und sitze jetzt auf meiner Kneipe mit der Brust voll unverstandener Sehnsucht und dem Kopfe voll von noch unverstandenerem juristischen Wischiwaschi. Ich befinde

---

1) Das oben erwähnte Blatt war eine Erklärung Fouqués folgenden Inhalts:
Auf Verlangen des Herrn Heinrich Heine, bezeuge ich, daß derselbe im Monat Julius, gleich nach Empfang eines Gedichtes, das ich an ihn gerichtet hatte, mir schrieb, er verlange zur Mitteilung desselben an seine Freunde noch meine besondere Erlaubnis, weil er nicht dafür stehen könne, daß nicht einer oder der andere das Gedicht abdrucken lasse.

Berlin am 10. April 1824.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué,
Major und Ritter.

mich ziemlich gut, der Kopf ist noch nicht ganz frei, aber wenigstens schmerzt er nicht. Ich gedenke für diesen Sommer viel los zu bekommen — ich denke, wir sind ja doch mal im Goles.[1]) — Ich werde Dir wenig zu schreiben haben diesen Sommer; bei Dir hingegen passiert alle Tage etwas, das mich interessiert, und Du mußt viel schreiben. — Heute will ich Dir mal etwas Liebes erweisen, indem ich Dir einen Auftrag gebe, dessen Verrichtung unter Brüdern tausend Thaler wert ist. Du sollst nämlich der schönen Madame Robert einliegendes Sonett[2]) in meinem Namen zustellen. Laß es niemanden vorher sehen. Es ist nicht viel wert, aber ich hatte versprochen, der schönen Frau ein Gedicht zu machen, und für ein solches aufgegebenes Gelegenheitsgedicht, wo die Konvenienz (die Macht der Verhältnisse) den wirklichen Ernst teils heischte, teils verbot, dafür ist das Gedicht noch immer gut genug, und es wird der schönen Frau gefallen und sie erfreuen und könnte dem Überbringer, wenn er nicht zu blöde wäre, ein zärtliches Trinkgeld eintragen. Etwas wenigstens wirst du bekommen, vielleicht ein extraordinäres Lächeln.

Sage der schönen Frau, daß ich ihr auch nächstens über das den Almanach Betreffende selbst schreiben werde, und daß ich Immermann nicht gesprochen habe, aber ihm des Almanachs wegen bereits geschrieben. — Wenn Rubo[3]) wieder von der Reise zurück ist, so bitte ihn, daß er Dir das mir versprochene Heft von Meister zustelle, und Du verbindest mich ganz außerordentlich, wenn Du mir dasselbe so bald als möglich mit der fahrenden Post zukommen lassen wolltest. — Wie gebärdet sich Gans? Ist er zur Vernunft gekommen? — Bei meiner Hierherkunft fand ich ein großes Paket von Rousseau, worin die Zeitschrift „Agrippina" mit der darin enthaltenen großen Rezension meiner Gedichte, sowie auch mehrere neu edierte Werke schlechter Poeten am Rhein, die mir solche mit allertiefsten Ehrfurchtsbücklingen zuschickten, und endlich „Das Buch der Sprüche" von Rousseau selbst, das mir derselbe auf sehr liebevolle Weise zugeeignet hat. Ich werde schon einrichten, daß Du ein Exemplar dieses Büchelchens erhältst, und Du wirst sicher mit mir übereinstimmen, daß höchst treffliche Sachen darin enthalten sind. — Grüße mir alle Bekannte, besonders Zunz und die Zunz.

Meine Adresse ist H. H. aus D., Studiosus juris, wohnt bei Eberwein auf der Gronerstraße in Göttingen. — Sage an Lehmann, daß ich bedauere, ihn nicht vor meiner Abreise gesehen zu haben und daß ich ihm nächstens schreiben werde. Auch Leßmann grüße mir recht herzlich, ich danke ihm für die freundliche Mitteilung seiner „Göttin"[4]), und werde dieselbe genießen, sobald ich sie aus meinem Koffer hervorpacke. Denn auch zu Deiner Notiz bemerke ich, daß ich eben den kleinen Koffer erhalten habe. Ich danke Dir für die gütige Besorgung. Halte mich lieb, und sei überzeugt, daß ich nie aufhöre, zu sein

Dein Freund

H. Heine.

---

1) Golus, hebr. Exil.
2) Vgl. die Sonette Bd. I. S. 309.
3) Dr. J. Rubo, Syndikus der jüdischen Gemeinde in Berlin.
4) „Venus Amathusia" (Berlin 1824).

Bitte: lasse doch meinem Vetter Schiff[1]) sagen, daß ich das verlangte Rezept noch nicht gefunden; lasse ihm's bald sagen, sonst bringt der Kerl mich nochmals um Briefporto.

---

51. An Friederike und Ludwig Robert.

Göttingen, den 27. Mai 1824.

Verehrte Frau!

Ihren Brief vom 22. dieses habe ich richtig erhalten und daraus ersehen, daß mein Freund Moser bei Ihnen noch nicht meine Aufträge ausgerichtet. Ich habe ihm nämlich zur Beförderung an Sie einen Sonettenkranz geschickt, den ich con amore, aber vielleicht eben dadurch recht stümperhaft geschrieben. — Wahrlich, Sie verdienten ein besseres Schicksal! Ferner sollte Ihnen Moser sagen, daß ich bald schriebe; und endlich, daß ich Immermann in Magdeburg nicht sprechen konnte wegen allzurascher Abfahrt der Schnellpost, die ich nicht versäumen durfte, und daß ich also gleich nach meiner Ankunft, in betreff Ihres Wunsches, an Immermann geschrieben. Weil ich befürchtete, daß ein Brief von ihm Sie nicht mehr in Berlin antreffen möchte, so schrieb ich ihm, daß er, im Falle er etwas schicken wolle, sein Manuskript bis Ende dieses Monats fertig machen und solches nach Karlsruhe, mit dem Bedeuten, daß es auf Ihre Veranlassung geschehe, Ihrem Bruder direkt zuschicken solle. Was mich selbst betrifft, so sagte ich Ihnen bereits in Berlin, daß ich, außer einigen zu den Zeitmemoiren gehörigen und folglich nicht mitteilbaren Aufsätzen, keinen Fetzen gutes Manuskript liegen habe, und daß ich Ihnen nur einige unbedeutende Gedichte, bloß mit einer Chiffre unterzeichnet, mitteilen kann. Ein Hundsfott ist, wer mehr giebt als er hat, und ein Narr ist, wer alles mit seinem Namen giebt. Ich will beides nicht sein, schicke Ihnen für die „Rheinblüten" beiliegende, bloß mit H. überzeichnete Gedichte, wofür ich, eben weil ich sie nicht mit meinem Namen unterzeichne, durchaus kein Honorar verlange. Thun Sie mir das nicht zu leid, daß Sie eigenmächtig meinen Namen unter diese Gedichte setzen; ich habe schon von Freunden zu oft solche Willkürlichkeiten zu erdulden gehabt, als daß diese Bemerkung nicht verzeihlich wäre. Ich verspreche Ihnen auch schriftlich, für den folgenden Jahrgang des Almanachs etwas recht gutes Großes zu liefern, und ich bin wohl der Mann, der es vermag. Der Abgang der Post ist zu nahe, als daß ich heute viel schreiben könnte, außerdem bin ich, wie Sie aus meinem ganzen Briefe sehen werden, ebenfalls sehr verstimmt, ich muß mich mit langweiligen mühsamen Arbeiten abquälen, der Todesfall meines Vetters zu Missolunghi[2]) hat mich tief betrübt, das Wetter ist so schlecht, daß ich fast glaube, es ist von Clauren, ich habe betäubende Anwandlungen von Pietismus, Tag und Nacht rappeln in meinem Zimmer die Mäuse,

---

1) Herrmann Schiff (1801—1867), bekannter Novellist.
2) Lord Byron starb am 19. April 1824 in Missolunghi.

mein Kopfübel will nicht weichen, und in ganz Göttingen ist kein Gesicht, das mir gefällt. — Leben Sie wohl und sein Sie überzeugt, daß ich Sie lieb habe. — Wenn ich diesen Ausdruck gebrauche, so denken Sie sich dabei eine fromme Waldkirche mit beseligend hervorquellenden Orgeltönen.

Grüßen Sie mir Varnhagens recht herzlich, bleiben Sie gut, beten Sie oft, und vergessen sie nicht

Ihren Knecht

H. Heine.

Herzlichen Dank, lieber Robert, für Ihre herrlichen Zeilen. Ich muß Ihnen nächstens mal einen großen Brief schreiben, jetzt drängt mich die Post. Ich bin auch sehr verstimmt — Papavian! Mamavian! — ich wollte, ich könnte mich totlachen.

Apropos! wenn Ihnen die Sonette an Ihre Frau nicht ganz und gar mißfallen, so lassen Sie solche in den „Rheinblüten" abdrucken, mit der Chiffre H. unterzeichnet, und mit einer Ihnen beliebigeu Überschrift. Wahrlich, für mich sind diese Sonette nicht gut genug, und ich darf auf keinen Fall meinen Namen drunter setzen. Ich habe mir jetzt überhaupt zum Grundsatz gemacht, nur Ausgezeichnetes zu unterzeichnen; und meine wahren Freunde werden dieses sicher billigen. Papavian! Mamavian!

In großer Eil.

---

52. An Moses Moser.

Göttingen, den 25. Juni 1824.

Lieber Moser!

Heute morgen fällt mir's ein, daß ich von Dir keinen Brief zu erwarten habe, bis ich Dir Deinen Brief vom 31. Mai wirklich beantwortet habe, da Du bei Deiner großen Vielseitigkeit auch natürlicherweise ein Philister bist. Das ist nun ärgerlich, im Grunde wird es mir sauer, Dir heute zu schreiben, weil ich Dir nichts Bestimmtes mitzuteilen habe, und dennoch sich so manches von meinem Herzen in unbestimmten Tönen losreißen möchte. Aber hole der Teufel die Unbestimmtheit, wenn er nicht die Unbestimmtheit selbst ist. Ich lebe hier im alten Geleise, d. h. ich habe acht Tage in der Woche meine Kopfschmerzen, stehe des Morgens um halb fünf auf und überlege, was ich zuerst anfangen soll; unterdessen kommt langsam die neunte Stunde herangeschlichen, wo ich mit meiner Mappe nach dem göttlichen Meister eile — ja, der Kerl ist göttlich, er ist idealisch in seiner Hölzernheit, er ist der vollkommenste Gegensatz von allem Poetischen, und eben dadurch wird er wieder zur poetischen Figur; ja, wenn die Materie, die er vorträgt, ganz besonders trocken und ledern ist, so kommt er ordentlich in Begeisterung. In der That, ich bin mit Meister vollkommen zufrieden, und werde die Pandekten mit seiner und Gottes Hilfe loskriegen.

Außerdem treibe ich viel Chronikenstudium, und ganz besonders viel historia judaica. Letztere wegen Berührung mit dem Rabbi[1]), und vielleicht auch wegen inneren Bedürfnisses. Ganz eigene Gefühle bewegen mich, wenn ich jene traurigen Annalen durchblättere; eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geist der jüdischen Geschichte offenbart sich mir immer mehr und mehr, und diese geistige Rüstung wird mir gewiß in der Folge sehr zu statten kommen. An meinem Rabbi habe ich erst ein Drittel geschrieben, meine Schmerzen haben mich auf schlimme Weise darin unterbrochen, und Gott weiß, ob ich ihn bald und gut vollende. Bei dieser Gelegenheit merkte ich auch, daß mir das Talent des Erzählens ganz fehlt; vielleicht thue ich mir auch unrecht und es ist bloß die Sprödigkeit des Stoffes. Die Paschafeier ist mir gelungen, ich bin Dir für die Mitteilung der Agade[2]) Dank schuldig, und bitte Dich, noch außerdem mir das Keho Lachma Anja und die kleine Legende Maasse b'Rabbi Elieser wörtlich übersetzt zukommen zu lassen, auch die Psalmstelle im Nachtgebete: „Zehntausend Gewaffnete stehn vor Salomons Bette" mir wörtlich übersetzt zu schicken. Vielleicht gebe ich dem Rabbi einige Druckbogen Illustrations auf englische Weise als Zugabe, und zwar originaler Ideenextrakt über Juden und ihre Geschichte. — Benjamin von Tudela, der jetzt auf meinem Tisch herumreist, läßt Dich herzlich grüßen. Er wünscht, daß ihn Zunz mal bearbeite und mit Übersetzung herausgebe. Die Übersetzung und Bearbeitung vom französischen Dr. Witte, die ich vor mir habe, ist unter aller Kritik schlecht, nichts als Schulknabenwitz. Über die Frankfurter Juden war mir Schudt sehr nützlich; ich habe beide Quartbände ganz durchgelesen und weiß nicht, ob ich mich mehr geärgert über das Rischeß, das über jedes Blatt ausgegossen, oder ob ich mich mehr amüsiert habe über die Rindviehhaftigkeit, womit das Rischeß vorgebracht wird. O wie haben wir Deutsche uns vervollkommnet! Es fehlen mir nur noch Notizen über die spanischen Juden im fünfzehnten Jahrhundert, und besonders über ihre Akademien in Spanien zu dieser Zeit; wo finde ich was? oder, besser gesagt, fünfzig Jahre vor ihrer Vertreibung. Interessant ist es, daß dasselbe Jahr, wo sie vertrieben worden, das neue Land der Glaubensfreiheit, nämlich Amerika, entdeckt worden. — Wenig poetische Ausbeute wird dieses Jahr liefern, ich mache fast gar keine Gedichte, meine Zeit wird von meinen Kopfschmerzen und Studien in Beschlag genommen. Und Gott weiß, ob ich dieses Jahr fertig werde! Und Gott stehe mir bei, wenn es nicht der Fall ist! Ich will auf keinen Fall meinen Oheim weiter angehn mit captationes benevolentiae, hab' ihm auch seit neun Monaten nicht geschrieben. — Wahrlich, ich bin doch kein solcher Schweinhund, wie die Hamburger glauben. — Deine Mitteilungen über die Veränderungen im Ministerium des Kultus haben mich sehr interessiert; Du kannst wohl denken, in welcher Hinsicht. Es ist alles jetzt so verwirrt im preußischen Staat, daß man nicht weiß, wer Koch oder Kellner ist. Ich möchte wohl wissen, an wen ich mich mit Erfolg wenden könnte bei meinem Gesuch an das Ministerium.

---

1) „Der Rabbi von Bacharach."
2) Über alles Folgende vgl. Bd. IV, S. XIII ff.

Ich habe schon in Berlin mit Dir darüber gesprochen, die Zeit rückt heran, wo ich solche Vorsätze zur Ausübung bringen sollte, und ich kann's Dir nicht genug empfehlen, diese Sache im Augenmerk zu behalten. Du weißt ja, ich selbst bin nicht im stande, dergleichen Demarchen selbst zu machen und zu überdenken; meine Freunde sind immer meine natürlichen Vormünder. — Ja, säßen Weiber am Staatsruder, so wäre ich Mann genug, bald ein gemachter Mann zu sein. —

Was macht Dein Vis-à-vis, der Herr Normann? Mein Oheim Henry Heine ist diesen Sommer in Pyrmont. — Ist Michel Beer von Paris zurück? Ad vocem Michel Beer vergiß nicht, demselben meine freundlichsten Grüße zuzustellen, wenn er jetzt dort ist. Sage ihm, ich würde ihm wohl unterdessen geschrieben haben, wenn ich gewußt hätte, wo ihn mein Brief treffe; ich hätte gern manches von ihm über Paris erfahren, z. B. ob er Börne kennen gelernt und wie dessen Adresse ist. —

Roberts sind gewiß längst abgereist. Hast Du die Schöne nochmals gesprochen? — Mit Sehnsucht habe ich bis jetzt auf das Meistersche Heft gewartet, und ich bitte, mir bald zu bedeuten, ob ich es bekomme oder nicht. — Wie steht oder liegt der Verein? Vergiß nicht diesen Punkt. Mit Hamburg seid Ihr wohl ganz zerfallen? Was giebt es dort neues? — Ich habe mich hier vier Wochen lang über Gans nachträglich geärgert, ich hatte ja in Berlin keine Zeit dazu. Und ist es denn nicht ärgerlich, daß einer der größten Denker unserer Zeit so wenig nachdenkt über sich selbst und über seine äußere Erscheinung? Es ist zwar unrecht von mir, daß ich ihn neckte, obzwar nichts weniger als verletzend, und obzwar er unwillkürlich zur Neckerei auffordert; es wär' besser, ich hätte ihm jedesmal streng die Wahrheit gesagt, wenn er seine Schwächen zur Schau trägt und dieselben zu aller Welts Fabel macht. Dies sollten meine Freunde immer thun. Noch diese Tage hörte ich dergleichen Gansische Anekdoten, die nur denjenigen bekannt sein sollten, die es wissen, wie sehr man ihn von seiten seines Geistes schätzen und von seiten seiner Persönlichkeit lieben muß. Die Welt aber sieht beim Kometen nur das Accessorium.

Lehmann wird Dir für mich ein Exemplar von Rousseaus Buch mitteilen. Du wirst sehen, daß über Erwarten viel Gutes drin ist. Auch in seine Zeitschrift hat er manches Lobenswerte geliefert, und im ganzen läßt sich nicht leugnen, daß er ein Dichter ist. Er scheint noch mit altem Enthusiasmus an mir zu hangen, und das ist auch sehr lobenswert. — Gleichgültig ist es mir, höchst gleichgültig, ob meine Poesien dem großen und dem kleinen Haufen g e f a l l e n. Nicht gleichgültig ist es mir aber in diesem Augenblick, was man davon schreibt, und ich darf Dir Dein Versprechen in Hinsicht des „Morgenblattes" durchaus nicht erlassen. Robert besorgt gern den Aufsatz. Byron ist jetzt tot, und ein Wort über ihn ist jetzt passend. Vergiß es nicht; du thust mir einen sehr großen Gefallen; es ist auch das einzige belletristische Blatt, das hier gelesen wird. — Der Todesfall Byrons hat mich übrigens sehr bewegt. Es war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben; scherze nur darüber, so viel Du willst. Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem

unsrigen verschieden ist. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen, wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden. Mit Shakespeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu sehr, daß ich nicht seinesgleichen bin, er ist der allgewaltige Minister, und ich bin ein bloßer Hofrat, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte.

H. Heine.

---

53. An Moses Moser.

Göttingen, den 20. Juli 1824.

Lieber Moser!

Ich weiß wirklich nicht derbe Worte genug zu finden, um mich über Dein Stillschweigen zu beklagen. Was ist die Ursache? Unordentlichkeit darf ich bei Dir nicht voraussetzen, denn Du bist der ordentlichste Mensch Deines Zeitalters. Auch nicht Mangel an Freundschaft; denn so leicht ist nicht zu vermuten, daß Dein Marquis-Posa-Mantel von den Motten der Zeit aufgenagt worden sei. Um Gottes willen, es sind ja noch keine drei Monat, daß wir uns zuletzt sahen! Oder hat Gans, der mich durch Reinganum offiziell nicht grüßen ließ, in Deinen schönen Posa-Mantel ein Loch hineingeschwatzt? Oder beschäftigt Dich gar ein neues Philosophem oder ein Ungerscher Lehrsatz so sehr, daß Du nicht an mich denken kannst?

Wie sehr anders ist es bei mir! Trotz meiner vielen Arbeiten und Schmerzen und Verwicklungen denke ich beständig an Dich. Noch diese Nacht träumte ich von Dir. In altspanischer Tracht und auf einem andalusischen Hengst rittest Du in der Mitte eines großen Schwarms von Juden, die nach Jerusalem zogen. Der kleine Marcus mit seinen großen Landkarten und Reisebeschreibungen, ging voran als Wegweiser. Zunz en escarpins trug die in roten Maroquin eingebundene Zeitschrift; die Doktorin Zunz lief nebenher als Marketenderin, ein Fäßchen jonteftigen[1]) Branntwein auf dem Rücken. Es war ein großes jüdisches Heer und Gans lief von einem zum andern, um Ordnung zu schaffen. Lehmann und Wohlwill trugen Fahnen, worauf das Schild Davids und der Bendavidsche Lehrsatz gemalt. Zucker-Cohen führte die Tempeljaner. Ehemalige Vereinsjungen trugen die Gebeine von Saul Ascher. Alle getaufte Juden folgten als Lieferanten, und den Beschluß des Zuges machte eine Menge Karossen; in der einen saßen der Tr..... doktor Oppert als Feldarzt und Jost als Geschichtschreiber der zu begehenden Thaten, in einer andern Kutsche saß Friedländer mit Frau von der Recke, und in einer der allerprächtigsten Staatskarossen saß Michel Beer als Geniekorps, und neben ihm saßen Wolf und die Stich[2]), die den „Paria" unverzüglich in Jerusalem aufführen und verdientes Lob einernten sollten.

---

1) Jomtob, hebr. Feiertag.
2) Pius Alexander Wolff und Auguste Stich-Crelinger.

Wahrscheinlich war ich gestern abend im Lesen des Basnage eingeschlafen.

Ad vocem Basnage, so kann ich nicht genug meine Bewunderung für diesen Schriftsteller ausdrücken. Es ist ein Mann von vielem Geist, tiefem Geschichtsforscherblick, edlem Herzen, reiner Unparteilichkeit, ein Mann von unberechenbarem Verdienst. Jetzt erst lerne ich ihn würdigen, nachdem ich seine kleinen Mittel und seine großen Bemühungen begreife. — Was macht Zunz? Grüße ihn recht herzlich.

Ich stecke bis am Hals in meiner Jurisprudenz, und, gottlob! ich kriege den Wust allmählich in den Kopf. Ich strenge mich sehr an, überwinde meine Schmerzen, und darf gar nichts Poetisches schreiben. Mein Bruder[1]) wird wahrscheinlich diese Michaelis nach Berlin kommen, um Medizin zu studieren. — Ich lebe jetzt in Seelenangst wegen des bevorstehenden Wochenbettes meiner Schwester. — Ich treibe mich viel herum in Studentenangelegenheiten. Bei den meisten Duellen hier bin ich Sekundant oder Zeuge oder Unparteiischer oder wenigstens Zuschauer. Es macht mir Spaß, weil ich nichts Besseres habe. Und im Grunde ist es auch besser, als das seichte Gewäsche der jungen und alten Dozenten unserer Georgia Augusta. Ich weiche dem Volke überall aus. Den alten Eichhorn[2]) habe ich kennen gelernt. Er hat mich zum Mitarbeiter am Göttinger gelehrten Anzeiger angeworben und mir gleich schon Bopps „Ardschunas Reise zu Indras Himmel aus dem Mahabarata; Berlin, bei Wilh. Logier" zum Rezensieren übergeben. Auch habe ich dieser Tage von Bopp einen sehr freundschaftlichen Brief erhalten. Ich erwarte von Dir, daß Du benanntes Werk lesen und mir viel Gelehrtes und Geistreiches darüber schreiben wirst, und zwar so bald als möglich, damit ich Dich geistig plündere. Wenn die Rezension geschrieben und gedruckt, so wünsche ich, daß Du sie an Bopp mitteilest und ihm manches von mir sagst. Ich werde sie Dir mit einem Brief an Bopp zu seiner Zeit schicken. — Die Post geht ab, und ich hätte Dir noch vieles zu sagen, z. B. nicht am Litter.-Bl. des „Morgenblattes" zu vergessen. — Lebe wohl und schreibe mir bald. Habe doch die Güte, der Maurerschen Buchhandlung meine Adresse mitzuteilen. Vergiß das beileibe nicht, denn Vettern habe ich dieselbe bestimmt versprochen und daran vergessen. — Ich bin ganz

Dein Freund

H. Heine.

Sag an Lehmann, daß ich mich wundre, keinen Brief von ihm erhalten zu haben. Grüße mir Leßmann.

---

*54. An J. W. v. Goethe.[3])

Ew. Exzellenz

bitte ich mir das Glück zu gewähren, einige Minuten vor Ihnen zu stehen. Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand

1) Maximilian Heine.
2) Vgl. Bd. III. S. 5, Anm.
3) Aus dem Goethe-Archiv zu Weimar.

küssen und wieder fortgehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile seit kurzem in Göttingen, und lebte vorher einige Jahre in Berlin, wo ich mit mehreren Ihrer alten Bekannten und Verehrer (dem sel. Wolf, Varnhagens rc.) umging und sie täglich mehr lieben lernte. Ich bin auch ein Poet und war so frei, Ihnen vor 3 Jahren meine „Gedichte" und vor anderthalb Jahren meine „Tragödien" nebst einem lyrischen Intermezzo (Ratcliff und Almansor) zuzusenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deshalb auch vor 3 Wochen eine Gesundheitsreise nach dem Harze, und auf dem Brocken ergriff mich das Verlangen, zur Verehrung Goethes nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Wortes bin ich nun hergepilgert, nämlich zu Fuße und in verwitterten Kleidern, und erwarte die Gewährung meiner Bitte, und verharre

mit Begeisterung und Ergebenheit

H. Heine.

Weimar, den 1. Oktober 1824.

---

55. An Moses Moser.

Göttingen, den 25. Oktober 1824.

Wirklich, wenn es in der lieben Gotteswelt einen Menschen giebt, der recht hat, über mich böse zu sein, so ist es Moses Moser aus Lippehne! Wie lange habe ich Dir nicht geschrieben, Dir, dem einzigen Freunde! Fast möcht ich selbst böse werden, daß Du nicht zwei, drei Briefe hintereinander geschickt hast, worin Du Dich bitterböse über mein Stillschweigen beklagst. Ich bin Selbstquäler genug, mir einzureden, Du seist nicht hinlänglich wegen meiner besorgt. Dem einzigen Freunde so lange nicht zu schreiben! Dem Menschen, der das thun konnte, muß es sehr weh ums Herz gewesen sein; und in der That, das war der Fall. Du warst mir zu lieb, als daß ich Dir diesen Sommer die Giftdünste meines Unmuts brieflich mitteilen sollte, und ich war mir selbst zu lieb, als daß ich meine Schmerzen dadurch erhöhte, daß ich sie aussprach. Ich habe einen tristen Sommer verbracht, Jurisprudenz und Kopfschmerzen. Meine einzige Zerstreuung waren schlechte Studentenspäße, Duelle und einige Prozesse, die ich führte und verlor. Seit ich Jurist bin, werde ich noch mehr geprellt, als sonst. Ich habe mich mit dem Jus wie ein Verzweifelnder abgequält, und doch mag Gott wissen, ob ich was los habe. Wenn Meister das diesmalige Dekanat ausschlägt, so bin ich ein verlorener Mann! Denn alsdann wird Hugo, der Freund meiner bittersten Feinde, Dekan. Du mußt wissen, ich habe mich hier auch schon hinlänglich verfeindet. Das liegt in der Natur der Sache.

Blutwenig habe ich diesen Sommer geschrieben. Ein paar Bogen an den Memoiren. Verse gar keine. Am Rabbi wenig, so daß kaum ein Drittel davon geschrieben ist. Er wird aber sehr groß, wohl ein dicker Band, und mit unsäglicher Liebe trage ich das ganze Werk in der

Brust. Ist es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitel Ruhmgier. Im Gegenteil, wenn ich der Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte, so würde ich es gar nicht schreiben. Ich sehe voraus, wieviel ich dadurch verschütte und Feindseliges herbeirufe. Aber eben auch weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unsterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verprasselndes Theaterlicht. Ich habe viel Geschriebenes in diesem Buche wieder ausgelöscht, jetzt erst ist es mir gelungen, das Ganze zu fassen, und ich bitte nur Gott, mir gesunde Stunden zu geben, es ruhig niederzuschreiben. Lächele nicht über dieses Gackern vor dem Eierlegen. Lächele auch nicht über mein langes Brüten; so ein gewöhnliches Gänseei (ich meine nicht Dr. Gans) ist schneller ausgebrütet, als das Taubenei des heiligen Geistes. Du hast vergessen, mir ein paar Notizen mitzuteilen, die ich in meinem letzten Briefe zum Behuf des Rabbi verlangte. Dem Dr. Zunz lasse ich für seine Mitteilung über die spanischen Juden tausendmal danken. Obschon sie höchst dürftig ist, so hat Zunz mir doch mit einem einzigen scharfsinnigen Wink mehr genutzt, als einige vergeblich durchstöberte Quartbände, und er wird unbewußt auf den Rabbi influenziert haben.

Da Zunz kein Formelmensch ist, so kann ich einen besonderen Brief sparen, indem ich Dir mitteile, was Du ihm sagen sollst. Dieses besteht noch darin: 1) daß ich ihn liebe, 2) daß ich ihn schätze, 3) daß ich wünsche, er hätte die Güte, mir anzuweisen, wo ich gute Notizen finde über die Familie der Abarbanels (auch Abravanels genannt). — Im Basnage habe ich wenig gefunden. Die schmerzliche Lektüre des Basnage ward Mitte des vorigen Monats endlich vollendet. Was ich speziell suchte, habe ich eigentlich nicht darin gefunden, aber viel Neues entdeckte ich, und viel neue Ideen und Gefühle werden dadurch in mir aufgeregt. Das Ganze des Buches ist großartig, und einen Teil des Eindrucks, den es auf mich gemacht, habe ich den 11. Septbr. in folgender Reflexion angedeutet[1]):

(An Edom!)

Ein Jahrtausend schon und länger
Dulden wir uns brüderlich;
Du, du duldest, daß ich atme,
Daß du rasest, dulde ich.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Mut,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbtest du mit meinem Blut!

Jetzt wird unsre Freundschaft fester,
Und noch täglich nimmt sie zu;
Denn ich selbst begann zu rasen,
Und ich werde fast wie du!

Aber, wie ein Wort das andere giebt, so giebt auch ein Vers den andern, und ich will Dir zwar unbedeutendere Verse mitteilen, die ich gestern abend machte, als ich über die Weenderstraße trotz Regen und

1) Vgl. Bd. I. S. 194 ff.

Wetter spazieren ging und an Dich dachte, und an die Freude, wenn ich Dir mal den Rabbi zuschicken kann, und ich dichtete schon die Verse, die ich auf den weißen Umschlag des Exemplars als Vorwort für Dich schreiben würde, — und da ich keine Geheimnisse für Dich habe, so will ich Dir schon hier jene Verse mitteilen[1]):

Brich aus in lauten Klagen,
Du düstres Martyrerlied,
Das ich so lang getragen
Im flammenstillen Gemüt!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'!

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden, im stillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein.

Ich brauche Dich nicht darauf aufmerksam zu machen, daß die Verse, welche ich jetzt schreibe, wenig wert sind und bloß zu meinem eigenen Vergnügen gemacht werden. Aber bedenke auch meine Lage, ich komme den ganzen Tag nicht vom Forum und höre von nichts sprechen, als von Stillicidium, Testamenten, Emphyteusis u. s. w. Und wenn ich mal in einer Freistunde hinüberschiffe nach Thessalien, um mich auf dem Parnaß zu ergehn, so treffe ich nur Juden, die dort (siehe Basnage) Gemüse bauen, und ich spreche mit ihnen von den Schmerzen Israels. — Und dennoch hoffe ich noch viel gute Verse zu liefern! Im Geiste dämmern mir viel schöne Gedichte, unter andern — ein Faust. Ich habe schon an dem Karton gearbeitet. — Aber um Gottes willen! ich vergesse Dir zu erzählen, daß ich vor sechs Wochen eine große Reise machte, erst vor vierzehn Tagen zurückkam und folglich vier Wochen unterwegs war. Sie war mir sehr heilsam, und ich fühle mich durch diese Reise sehr gestärkt. Ich habe zu Fuß, und meistens allein, den ganzen Harz durchwandert, über schöne Berge, durch schöne Wälder und Thäler bin ich gekommen und habe wieder mal frei geatmet. Über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach und Kassel bin ich wieder zurückgereist, ebenfalls immer zu Fuß. Ich habe viel Herrliches und Liebes erlebt, und wenn nicht die Jurisprudenz gespenstisch mit mir gewandert wäre, so hätte ich wohl die Welt sehr schön gefunden. Auch die Sorgen krochen mir nach. Das mir von meinem Onkel zum Studium zugesetzte Jahr naht sich seinem Ende, ich bin aber mit meinem Jus noch lange nicht fertig, und sitze also in der Klemme. Überdies herrscht in diesem Augenblick kein besonderer Enthusiasmus für mich, ich bin nicht Narr genug, mir dieses zu verhehlen, und kenne sehr gut die Gründe manches Achselzuckens und Kopfschüttelns. Mit einem Wort, man hält

1) Vgl. Bd. I. S. 195 ff.

mich für geistig bankerott, und ich kann's keinem verständigen Kaufmann verdenken, wenn er mir nicht traut. Du verstehst mich. — Ich hätte Dir vieles von der Harzreise zu erzählen; aber ich habe schon angefangen, sie niederzuschreiben, und werde sie Dir wohl diesen Winter für Gubitz schicken. Es sollen auch Verse drin vorkommen, die Dir gefallen, schöne edle Gefühle und dergleichen Gemütskehricht Was soll man thun! — Wahrhaftig, die Opposition gegen das abgedroschene Gebräuchliche ist ein undankbares Geschäft. —

Nun zu Deinem Briefe vom 31. Juli, der zu den wenigen Papiern gehörte, die mich auf meiner Reise begleiteten und mir so oft das Herz angenehm erwärmt. Ungern vermisse ich in Deinem Briefe Nachricht über den Verein. Du kannst mir ja seinen Zustand mit wenig Worten andeuten. Hat der Verein schon Karten herumgeschickt pour prendre congé? oder wird er sich halten? wird Gott stark sein in den Schwachen, in Auerbach und Konsorten? wird ein Messias gewählt werden? Da Gans sich taufen lassen will, so wird er es wohl nicht werden können, und die Wahl eines Messias hält schwer. Die Wahl des Esels wäre schon weit leichter. Will der Hamburger Kolonialverein noch immer seine Unabhängigkeit (d h. seine Steuerlosigkeit) gegen den Mutterverein behaupten? Rebellion der Glieder gegen den Magen; freilich, die Hamburger glauben, s i e wären der Magen, und zwar aus dem Grunde, weil sie Fresser sind! — Du oder Gans oder ich selbst in früherer Zeit muß wohl diesen Witz gerissen haben. — Daß Gans mir versöhnend schreiben wollte, ist ganz überflüssig, insofern ich ihn jetzt nicht weniger liebe, als früherhin. So leicht wird es mir nicht, Liebe aus meinem Herzen zu reißen. Das ist es eben, was mir so viel Schmerzen im Leben verursacht hat. Was ich liebe, liebe ich für immer. Sage das an Gans. Was macht er? Hat er schon die letzten Szenen des zweiten Teils seines Erbrechts geschrieben? Überlegt er noch des Morgens mit Male, wen er des Tags über citieren soll, und macht er noch am Abend die Bilance seines Ruhmes? —

Alter, abgedroschener, schlechter Witz!

Ich danke Dir für die mitgeteilten Notizen, keine davon ist mir uninteressant. — Aus dem „Morgenblatte" zu urteilen, ist Robert nach Berlin. Ist dies der Fall, so grüße mir ihn und sie.

Dir ziemt es mehr, als mir, über Michael Beer zu witzeln. Ich habe das neue Kunst- und Altertumheft gelesen. Wir leben in fürchterlichen Zeiten. Wenn Du den Beer siehst, so frage ihn, was Schlegel macht? Denn ich setze voraus, daß er diesem vielfach empfohlen war, ebenso wie dem großen Goethe, — August Wolf, Herrn und Madame Wolf, Zelter u. s. w. Grüße mir Leßmann recht herzlich, recht herzlich. Ich war in Weimar; es giebt dort sehr gutes Bier. Von Immermann habe ich diese Tage Brief und sein neues Lustspiel, „das Auge der Liebe," erhalten. Wenn man es mit seinem Titel liest, so gefällt es; sonst nicht. Aber es ist doch viel Herrliches darin. Denk Dir, ich habe Bopps Buch noch nicht gelesen; aber es soll bald geschehen. Ich wünsche noch immer, von Dir etwas darüber zu vernehmen. — Auch fände ich es noch immer angemessen, ja jetzt mehr als je, daß Du Dich über Byron und Komp. vernehmen ließest. Das Rubonische Heft habe ich jetzt nicht mehr

nötig. — Was Du mir in betreff des Kammergerichtsrats Wilken bemerkst, ist wahr; es sind mir indessen weit auffallendere Geschichten der Art passiert. Das Ergötzlichste darunter ist, wie ich auf dem Harz einen Theologen gefunden, der meine „Tragödien" mit sich schleppte, um sie, während der schönen Reisemuße, zu seinem Vergnügen — zu widerlegen. Täglich passieren mir ähnliche Possen, die manchmal mich sehr flattieren, manchmal auch sehr demütigen. Auf der Reise und auch hier merkte ich, daß meine kleinen Gedichte sich auf eine sonderbar heimliche Art verbreiten. — „Indessen, man wird Sie nicht lieben," sagte der große Sartorius.[1])

Grüße mir Joseph Lehmann recht herzlich; ich weiß wirklich nicht in diesem Augenblick, ob ich oder er schreiben muß. Schreibe mir viel Neues, ich lechze darnach.

Ich war in Weimar; es giebt dort auch guten Gänsebraten. Auch war ich in Halle, Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach und in Kassel. Große Touren, immer zu Fuß, und bloß mit meinem schlechten braunen abgeschabten Überrock. Das Bier in Weimar ist wirklich gut, mündlich mehr darüber. Ich hoffe Dich wohl nächstes Frühjahr wiederzusehen und zu umarmen und zu necken und vergnügt zu sein.

Viele, sehr viele Grüße an den teuern Biographen Hoffmanns und Werners.[2])

Dein Freund

H. Heine.

---

56. An Moses Moser.

Göttingen, den 30. Oktober 1824.

Lieber Moser!

Meinen Brief, den ich Dir vorige Woche schrieb, wirst Du wohl schon erhalten haben. Indessen, ich kann nicht wohl Deine Antwort erwarten, um Dir wieder zu schreiben und einen Liebesdienst von Dir zu verlangen. Ja, ich habe das Mißgeschick, immer Gefälligkeiten von Dir verlangen zu müssen, ohne Dir etwas anderes dafür geben zu können, als meine brüderlichste Liebe. Indessen, ich will diese nicht gar zu niedrig anschlagen. Mancher schlechte Stein gilt schon etwas, weil er ungewöhnlich und selten ist. —

Marquis! Deine Kenntnisse, Deine Zeit werden durchaus wieder von mir in Anspruch genommen. Du mußt nämlich statt meiner die Rezension des besprochenen Boppschen Buches („Ardschunas Reise zu Indras" 2c., Berlin bei W. Logier) statt meiner anfertigen. Ich hatte versprochen, sie ungefähr um diese Zeit zu liefern, hatte in den Ferien auf der Reise das Buch nicht zur Hand, um die Rezension zu schreiben, und da ich mich jetzt dran geben wollte, werde ich durch unvorhergesehene Hindernisse davon abgehalten. Ich habe jetzt meine „Harzreise" schon zur Hälfte geschrieben, und will nicht abbrechen. Diese schreibe ich in

---

1) Vgl. Bd. I. S. 85 und Bd. III. S. 70.
2) Kriminalrat Eduard Hitzig (1780—1849).

einem lebendigen enthusiastischen Stil, und es würde mir nicht allein nach einer Unterbrechung schwer werden, wieder hinein zu geraten, sondern auch würde es mir schwer fallen, aus diesem Stil in die trockne gelehrten Anzeiger-Prosa überzugehen.

Außerdem muß ich mich, sobald ich nur kann, mit einer Dissertation befassen, die in eine ganz andere Sphäre spielt als Indien, und mir, der sich so leicht verwirrt, nicht erlaubt, an eine andere gelehrte Arbeit zu denken. Und diese Dissertation, die ich für einen meiner Freunde schreibe, muß ich durchaus unternehmen, sonst kommt ein sehr liebenswürdiger Mensch in die größte Misere. Spaßhaft genug, mich quälen andere, um für sie zu schreiben, und ich quäle wieder Dich, um für mich zu schreiben; so quälen die Menschen einer den andern nach der bekannten Bell- und Lancasterschen Methode. Außerdem leide ich noch sehr an meinem Kopfe, und täglich höre ich Kollegien bei — Hugo, Bauer und Meister.

Ich glaube, dieses letztere ist hinreichend, um Dich zu bewegen, an die Arbeit zu gehen. Ich brauche Dir wohl nicht vorzuschreiben, wie Du die Rezension zu schreiben hast. Die Hauptsache ist ruhiges, klares, verständliches Referat. Nur grundgelehrt, und soviel als möglich mit neuen Gedanken und Ansichten gespickt. Über Indien im allgemeinen und über das Buch insbesondere. Ich weiß, daß Dir das wenig Mühe macht, auf den Stil kömmt nichts an, nur klar und verständlich muß der Aufsatz sein, und — ich bitte Dich — in 14 Tagen fertig.

Willst Du aber meinen Wunsch nicht erfüllen, so bitte ich Dich, mir dieses umgehend zu antworten. In dieser Erwartung verharrt

Dein sehr gequälter und quälender Freund

H. Heine.

---

57. An Moses Moser.

Göttingen, den 11. Januar 1825.

Teurer Moser!

Warum kannst Du mir nicht mal schreiben, ehe Du von mir Brief erhalten? Mußtest Du warten, bis ich Deineu Brief von 10. November beantworte? Hierzu brauchtest Du weder ein Genie noch ein Esel zu sein. Ich, der ich mir schmeichle, beides nicht zu sein, würde [nicht] so handeln, wenn ich der Moser wäre, der Neue Friedrichsstraße 48 Parterre im Friedländerschen Kontor sitzt und ein Freund jenes Heine ist, der Jüdenstraße Nr. 21 im Hugoschen Kollegium schmachtet. Wenn ich sage, daß ich kein Esel und kein Genie bin, so will ich nicht damit renommieren. Wäre ich ersteres, so wäre ich längst befördert, z. B. zum Professor extraordinarius in Bonn. Und was das Genie betrifft — ach Gott, ich habe die Entdeckung gemacht: alle Leute in Deutschland sind Genies, und ich, just ich, bin der Einzige, der kein Genie ist. Ich scherze nicht, es ist Ernst. Was die ordinärsten Menschen zu fassen vermögen, wird mir schwer. Ich bewundre, wie die Menschen das Halbbegriffene,

das aus dem Zusammenhang des Wissens Gerissene, im Kopf behalten und mit treuherziger Miene in ihren Büchern oder von ihren Kathedern herab wieder erzählen können. Wer dieses kann, den halte ich für ein Genie. Indessen, wegen der Rarität wird jenen Menschen, die es nicht können, der Name eines Genies beigelegt. Das ist die große Ironie. Das ist der letzte Grund, warum ich mich mit meiner Jurisprudenz zu Tode quäle, warum ich noch nicht damit fertig bin und erst zu Ostern fertig werde.

Mit der Genialität in der Poesie ist es auch so eine ganz zweideutige Sache. Das Talent ist mehr wert. Zu jeder Vollbringung gehört das Talent. Um ein poetisches Genie zu sei, muß man erst das Talent dazu haben. Das ist der letzte Grund der Goetheschen Größe Das ist der letzte Grund, warum so viel Poeten zu Grunde gehen; z. B. ich!

Freund meiner Seele! Seele meines Freundes! Freundliche Seele! Du siehst, daß ich in der schlechtesten Laune von der Welt bin! Freundliche Seele — nein! dieser Ausdruck ist zu bitter. Gieb mir nie Gelegenheit, ihn zu gebrauchen. Mit der Freundlichkeit haben mich meine meisten Freunde getötet. Ärgere Dich über mich, und lasse mir diesen Ärger fühlen. — Gottlob! ich sehe, Du ärgerst Dich schon, indem ich, statt Dir über meinen jetzigen Zustand etwas Bestimmtes zu sagen, lauter Unsinn schwatze. Aber lange ärgere ich nie meine Freunde, drum will ich kurz mich hier mitteilen.

Wie oben bemerkt ist, ich arbeite angestrengt an meinem Jus, lebe übrigens ganz einsiedlerisch. Bin nicht geliebt hier, und weiß noch nicht, ob es ratsam ist, Ostern hier zu promovieren. Vor drei Tagen habe ich an meinen Onkel Salomon Heine geschrieben, daß ich noch ein halb Jahr hier zu bleiben wünsche. Ich schrieb ihm konzis und ohne Umschweife. Ich bin gespannt auf seine Antwort Du siehst also, daß ich nicht mit Bestimmtheit sagen kann, was ich nächstens thun werde. Das hat auch gar nichts zu bedeuten; das Schlimmste ist nur gar zu sehr bestimmt, nämlich daß ich auf eine unerträgliche und geisteshemmende Weise von meinen Kopfschmerzen gequält werde, z. B. in diesem Augenblick. Ich schreibe wenig, lese viel. Immer noch Chroniken und Quellenschriftsteller. Ich bin, ehe ich mich dessen versah, in die Reformationsgeschichte geraten, und in diesem Augenblick liegt der zweite Folioband von Von der Hardt's Hist. liter. reformationis auf meinem Tische; ich habe gestern abend darin die Reuchlinsche Schrift gegen das Verbrennen der hebräischen Bücher mit großem Interesse gelesen. Für Dein Studium der Religionsgeschichte kann ich Schröckhs Kirchengeschichte mit Enthusiasmus, wegen der gründlichen Zusammenstellung, Dir empfehlen. Seit den Ferien habe ich schon zwei Dutzend Bände davon verknopert. Doch Du hängst für die ersten Jahre noch in den Mythen des Orients. Außerdem lese ich französische Vaudevilles. — Meine „Harzreise" habe ich längst, seit Ende November, fertig gemacht, soweit es mir wegen meines Zeitmangels möglich war. Ich habe sie vorigen Monat an meinen Onkel Henry Heine geschickt, um ihm und den Weibern ein Privatvergnügen damit zu machen. Sie enthält viel Schönes, besonders eine Sorte Verse, wird, wenn ich sie von Hamburg zurückerhalte,

gedruckt werden, wird sehr gefallen, und ist im Grunde ein zusammengewürfeltes Lappenwerk. An die Fortsetzung meines armen Rabbi darf ich in diesem Augenblick nicht gehen. Nur dann und wann kann ich Stückchen meiner Memoiren schreiben, die einst zusammengeflickt werden. O Flickwerk! Ferner schleppe ich mich mit den Ideen zu einer Menge poetischer und unpoetischer Meisterwerke. Unter anderm will ich auch eine lateinische Abhandlung über die Todesstrafe schreiben. Versteht sich: dagegen. Beccaria ist tot, und kann mich nicht mehr des Diebstahls anklagen.[1]) Ich werde systematisch auf den Gedankendiebstahl ausgehen. —

Grüße mir Gans recht brüderlich und herzlich. Mit Donndorf (ehemals hieß er Doktor), mit welchem ich hier oft zusammen komme, spreche ich oft über ihn. Wenn er noch, wie Du schreibst, so sehr oft zu Varnhagens kommt, so könnte er mir eine Gefälligkeit erzeigen; ich würde ihn nämlich alsdann ersuchen, Herrn von Varnhagen zu bitten, mir die Privatadresse von Cotta zu geben. Vergiß das nicht und, womöglich, besorge es bald. — Grüße mir Leßmann recht herzlich. Daß Du mich in Hinsicht der indischen Rezension im Stiche läßt, ist sehr lieblos. Ich habe das Buch noch immer, und sehe voraus, daß, da ich den Aufsatz in diesem Augenblick unmöglich schreiben und liefern kann, mir das Buch nächstens zurückgefordert wird. Kannst Du mir nicht helfen? Wenn Du es jetzt noch thun wolltest so würdest Du mich sehr verbinden. Es kommt hier auf trockene Gelehrsamkeit an. — Blätter bekomme ich gar nicht zu Gesicht. — Vom Verein sagst Du mir gar nichts. Grüße mir Zunz und seine Frau, sowie auch J. Lehmann, wenn Du ihn siehst, und den guten Marcus. Schreib mir bald und viel. Ich schmachte nach Brief von Dir. Du weißt ja, wie ich hier lebe. — Wenn Du mir das Wohlwollen Hitzigs, den ich sehr schätze, erhalten kannst, so thue es. Grüße mir denselben, wenn Du ihn siehst. — Endlich bitte ich Dich, bleibe auch Du mir gewogen, und sei überzeugt, daß ich von ganzer Seele bin

Dein Freund

H. Heine.

Eines Herrn Weiß aus Posen erinnere ich mich nicht mehr. — Rousseau hat jetzt in Aachen eine neue Zeitschrift, die „Flora,“ angelegt. — Ich soll mich bei Dir erkundigen, ob der Dr. Reinganum[2]) noch in Berlin ist?

---

58. An Karl Immermann.

Göttingen, den 24. Februar 1825.

Lieber Immermann!

Daß ich auf Ihren lieben Brief vom 12. Oktober noch nicht geantwortet, ist unverzeihlich. Es ist aber auch unverzeihlich, daß ich bis

1) C. B. de Beccaria (1738—1794) trat zuerst in seiner Schrift: „Dei delitti e delle pene“ (Monaco 1764) gegen die Todesstrafe auf.

2) Ein bekannter Berliner Arzt, der später nach Paris auswanderte.

jetzt noch immer mehr oder minder an meinem Kopfe gelitten, und halsstarrig meine Juristerei fortgetrieben. Was den Kopf betrifft, so bessert er sich täglich, und ich hoffe, nach einiger Zeit recht klar und gesund zu werden. Was die im besagten Kopfe einzupfropfende Jurisprudenz betrifft, so hoffe ich in einigen Monaten mit derselben fertig zu sein. Eben deshalb liege ich jetzt mehr als je darin versenkt, und war ich und bin ich bis jetzt noch nicht im stande, Ihnen zu schreiben, so zu schreiben, wie ich es wohl wünschte. Und eben dieses anzudeuten, ist der Zweck dieses Briefes, der also eigentlich gar kein Brief ist. Ach, und doch möchte ich Ihnen so gern einen rechten Brief schreiben, so recht alles, was ich in der letzten Zeit über Sie gedacht und gefühlt, so recht viel.

Ich machte verflossenen Herbst eine Fußreise durch den Harz, und wenn ich da so eine von den Höhen erklommen, wo man den Magdeburger Turm erkennen kann — dann blieb ich manchmal lange stehen und dachte an Immermann, und es war mir, als sähe ich Immermanns Genius hoch sich erhebend, viel höher, als der Turm. Vielleicht, in jenen Momenten, saßen Sie zu Hause am Schreibtische, gedichtesinnend. Als ich nach Göttingen zurück kam, fand ich Ihr „Auge der Liebe." Ich las es mit dem Auge der Liebe. Zeit und Stimmung waren günstig zum vollen Genießen des Gedichtes. Wirklich, ich habe dasselbe mehr genossen, als kritisch betrachtet. Dennoch, um es nicht vorurteilsvoll und blindlings zu verehren, habe ich es die strengstmögliche Probe bestehen lassen — nämlich gleich hernach las ich Shakespeares „Sommernachtstraum." Und ich kann es bestimmt aussprechen: Ihr Gedicht hat nichts dadurch gelitten, d. h. sein Eindruck wurde nicht dadurch geschwächt. Von Vergleichung kann hier nicht die Rede sein.

Das dritte Buch, das ich in dieser Folge las, war „Graf Platens Lustspiele" Diese sind in Form und Gestaltung den Ihrigen sehr verwandt. Nur daß der Witz dem armen Platen trotz seines Danachhaschens durchaus abgeht, und daß die Poesie in ihm zwar echt, aber nicht reichlich fließt. Hingegen aus dem „Auge der Liebe" ergießen sich in freudiger Fülle die Blitzstrahlen des Witzes und die Wunderquellen der Poesie. Ich erwähnte Platens Buch nur, um Sie darauf aufmerksam zu machen.

Ihren „Neuen Pygmalion" [1]) habe ich ebenfalls gelesen. Ich möchte ungefähr dasselbe darüber aussprechen, was der tolle Engländer dem Goethe in Neapel auf der Treppe über den „Werther" gesagt hat, nämlich: „Das Buch gefällt mir nicht, aber ich begreife nicht, wie es möglich war, es zu schreiben." Wirklich, diese Erzählung gefällt mir nicht, ich bin sogar ein Feind dieser Gattung, aber ich staune über Ihre meisterhafte Darstellung, und noch mehr über Ihre vollendete Prosa.

Ich bin eigentlich kein Freund der Almanachslitteratur, und wenn ich in diesem Briefe nicht nötig hätte, Sie noch besonders zu einer Almanachslieferung anzuregen, und wenn ich nicht selbst im Begriff wäre, etwas von meiner Feder für die „Rheinblüten" zu liefern, so würde ich gegen alle Almanache ordentlich losziehen und Ihnen von aller Teilnahme an denselben abraten. Doch die wunderschöne Madame

1) Im „Taschenbuch für geselliges Vergnügen" für 1825, S. 10—100.

Robert (die Schwester des Buchhändlers Braun in Karlsruhe, der die „Rheinblüten" herausgiebt) interessiert sich sehr für diesen Almanach, und mahnt mich daran, daß ich ihr Hoffnung gemacht, meines Freundes Immermanns Mitwirkung für diesen Almanach zu gewinnen. Ihr Mann (er ist der Bruder von Frau von Varnhagen) unterstützt diese Mahnung, es wird mir gesagt, daß derselbe nur Auserlesenes enthalten soll, und ich wiederhole Ihnen die Frage, ob Sie einen Beitrag dazu geben wollen. Denselben müßten Sie aber bald an besagten Buchhändler Braun in Karlsruhe einsenden, der Sie übrigens gewiß ebenso gut wie jeder andere Redakteur honorieren wird. — Ich habe also hiermit meinen wiederholten Auftrag wiederholentlich ausgerichtet, kann mir also nicht vorwerfen, daß ich in Angelegenheiten meiner Freunde saumselig sei, will mir aber auch nicht vorwerfen, daß ich meinen lieben Freund auf unbequeme Weise dränge, und ich bitte Sie daher bloß, mir umgehend zu schreiben, ob Sie etwas liefern wollen oder nicht. Dieses kostet Ihnen nur wenige Zeilen, und ich warte bis dahin mit meiner Berichtung an Roberts. Ich bitte Sie aber, lassen Sie mich nicht gar zu lange auf diese Antwort warten, ich will ja keinen Brief, bloß wenige Zeilen. Ich kann mir's wohl denken, teurer Immermann, daß Sie eben so schwer belastet sind als ich.

Ärgerlich war's, daß ich die Hitzigsche Karte in meinen letzten Brief einzulegen vergaß, und — ich weiß nicht, wie es kommt — sie erst jetzt zu schicken. Wie ich höre, steht Hitzig an der Spitze vieler litterarischer Umtriebe, und hat einen Poetenverein in Berlin gestiftet. — Wenn ich gesund und frei werde, will ich gern teilnehmen an jedem litterarischen Unternehmen, wozu Sie mich einladen. Indessen, es ist eine kritische Zeit für Zeitschriften. — Von dem Steinmannschen Journal habe ich nichts gesehen; er schrieb mir ebenfalls mehrmals, aber ich konnte nicht antworten.

Rousseau ist am Rhein thätig, auf seine gewöhnliche Weise. — Wie heißt doch der Poet in dem Lustspiele „Künstlers Erdenwallen" von J[ulius] von Voß?

Bis Juli bleibe ich bestimmt hier. Dann wende ich mich entweder nach Berlin oder nach Hamburg. Wie gesagt, mit meiner Gesundheit bessert es sich, und ich hoffe, nächstens manches Gute schreiben zu können. Doch mit dem Herausgeben werde ich immer saumselig und ängstlich sein. —

Leben Sie wohl, guter Immermann; sein Sie überzeugt, daß ich Sie liebe und daß ich Sie unaussprechlich ehre.

H. Heine.

---

59. An Ludwig Robert.

Göttingen, den 4. März 1825.

Lieber Robert! Da ich just jetzt in einer Bedrängnis stecke, wo ich nicht im stande bin, Ihrer lieben Frau zu schreiben, und dennoch ihr gern wissen lassen möchte, was sich auf ihren Brief vom 18. Februar bezieht, so schreibe ich Ihnen, mit dem ich weniger Worte zu machen brauche.

Sagen Sie daher unsrer lieben Türkin: erstens, daß ich Sie und sie liebe, zweitens, daß ich sie in Hinsicht der „Rheinblüten“ gewiß nicht im Stich lassen werde. Wie sauer es mir wird, dieses Versprechen zu erfüllen, davon haben Sie keinen Begriff. Von meiner Abneigung gegen die Almanachslitteratur überhaupt will ich gar nicht sprechen; so wie auch nicht von den Bedenklichkeiten, die ich jetzt zu nehmen habe bei jeder Zeile, die ich drucken lasse. Ich will nur erwähnen, daß ich, wegen meines Kopfübels, das jetzt erst allmählich verschwindet, seit einem Jahre wenig Bedeutendes schreiben konnte. Ich schrieb bloß an einer Art „Wahrheit und Dichtung,“ die nur in sehr späteren Zeiten erscheinen darf, und an meinem „Rabbi“, der noch nicht zur Hälfte fertig und ebenfalls nicht für jetzige Mitteilung geeignet ist. Das Hübschefte, was ich unterdessen schrieb, ist die Beschreibung einer Harzreise, die ich vorigen Herbst gemacht, eine Mischung von Naturschilderung, Witz, Poesie und Washington Irvingscher Beobachtung. Eine Novelle, die ich für die „Rheinblüten“ angefangen — liegt halb fertig, und wird auch wohl nicht fertig werden, denn in meiner Jurisprudenz stecke ich jetzt mehr als je, da ich nächsten Monat damit fertig werden will und mich daher jetzt bloß mit meinem Corp. jur. beschäftigen muß.

Kann ich also die Novelle, wie ich voraussehe, nicht fertig bekommen, so schicke ich Ihnen in fünf Wochen meine „Harzreise,“ die etwa drei bis dreieinhalb Druckbogen der „Rheinblüten“ beträgt, und wovon ich überzeugt bin, daß Sie sie ebenso gern lesen werden, wie ich sie ungern schicke. Nämlich diese neue Disposition vereitelt mir manche wichtige Absicht und macht es nötig, daß ich in meinem Manuskript manches ändre und auslasse. Ich würde es früher einsenden, wenn ich es nicht erst von meiner Familie, der ich es zur Winterlektüre mitgeteilt, zurückkommen lassen müßte. Eigentlich ist es auch entsetzlich frühe, jetzt schon die Almanachsbeiträge einzutreiben. — Ich hätte indessen schon vor einigen Tagen geantwortet, wenn ich nicht erst Brief von Immermann erwarten wollte, dem ich gleich dringend schrieb, mir unverzüglich zu sagen, ob er etwas für die „Rheinblüten“ geben wolle oder nicht. Ich habe aber seine Antwort noch nicht erhalten und werde Ihnen also nochmals schreiben müssen, sobald dieses der Fall sein wird. Ich bedeutete ihm übrigens, daß Herr Braun seine Beiträge ebenso gut honorieren wird, wie jeder andere Almanachsredakteur. Was in dieser Hinsicht mich selbst betrifft, so erinnere ich mich, daß Sie mir ein Honorar von vier Karolin per Druckbogen angeboten, als Sie mich kurz vor meiner Abreise von Berlin zum Mitarbeiten an den „Rheinblüten“ aufgefordert. Wenn also meine „Harzreise“ für die „Rheinblüten“ angenommen wird, so erwarte ich dieses Honorar und wünschte drei Monat nach Absendung meines Manuskripts darüber verfügen zu können. In bessern Zeiten würde ich dergleichen nicht mal erwähnen. — Und sie werden besser werden.

Ihr neues Lustspiel[1]), das eine Walpurgisnacht des Witzes sein soll, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen; desto mehr, lieber Robert, habe ich mich an Ihren Xenien in den „Rheinblüten“ ergötzt. Sie

---

1) „Kassius und Phantasus, oder der Paradiesvogel“ (Berlin 1825).

summen mir noch immer im Kopfe herum. Sie sind unvergleichlich und werden von jedem enthusiastisch bewundert. Mit Freude vernehme ich von Ihrer Frau, daß Sie fleißig schreiben. Wahrhaftig, wenn Sie sich artig aufführen, können Sie am Ende noch berühmt werden. Man fängt sogar in Göttingen an, Sie zu kennen — und das will viel sagen. Namentlich mein Freund, der große Sartorius, bei dem ich diesen Abend gut esse, erkundigte sich mit vielem Eifer nach dem Verfasser der Episteln an Tieck und der Goethischen Geburtstagsfeier

Von Berlin hör ich gar nichts, außer daß Walter Scott dorthin kommen wird, um neue Naturschönheiten in sich aufzunehmen und Clauren persönlich kennen zu lernen.

Der gemachten Türkin sagen Sie meine herzlichsten Grüße. Sagen Sie ihr auch, daß ich keinen Brief von ihr erhalten, „auf den sie sich sogar etwas einbilden könnte," es sei denn, sie meinte hiermit einen Geschäftsbrief, den sie mir vorigen Mai von Berlin aus geschrieben. Sagen Sie ihr ferner auch, was es heißt, im Begriff sein, unter Ritter Hugos Dekanat als Jurist zu promovieren; — und wenn sie dieses begreift, so begreift sie auch, wie es menschenmöglich ist, der schönsten Frau in Europa ihren allerliebsten Brief nicht zu beantworten. — Aber die Zeiten sollen besser werden!

Zu den elf Menschen, die ich liebe, gehört Herr und Madame Robert, und ich bin,

in der größten Eil,

H. Heine.

---

60. An Ludwig Robert.

Göttingen, den . . März 1825.

Kaum war mein Brief an Sie, lieber Robert, abgegangen, so empfing ich ein Schreiben von Immermann, das folgendermaßen anfing:

„Recht herzlich . . . .
„Um zunächst Ihre Frage zu beantworten, sage ich Ihnen, daß ich
„in diesem Jahre recht gern etwas zu den „Rheinblüten" liefern will,
„Sie mögen daher das Ihren Freunden melden. Man muß den
„Winken und Mahnungen schöner Frauen stets gehorsam sein, sonst
„wendet sich das Glück von uns. Ich habe auch von andern die
„Schönheit der Robert rühmen hören, und es sollte mich sehr freuen,
„wenn ich einmal der anmutigen Gestalt begegnete."

Indem ich hier Immermanns eigene Worte anführte und bloß noch erwähne, daß ich ihm vorher schrieb: bald einzusenden, was er für den Almanach liefern wollte, — so glaub' ich das meinige gethan zu haben. Der Redakteur kann jetzt direkt ihn fragen, wann? und wie viel? er schicken wolle. —

Ich bitte Sie, lieber, sehr lieber Robert, meine Eiligkeit und Nonchalance im Schreiben zu entschuldigen; ich stecke wirklich bis am Halse in Gequältheiten. Ihre gute Friederike — denn auch dieses Adjektiv gehört ihr in vollem Maße — entschuldigt mich gewiß.

Ihr von Herzen ergebener

H. Heine.

---

61. An Moses Moser.

Göttingen, den 1. April 1825.

Lieber Moser!

Es ist schön von Dir, daß Du meiner nicht ganz und gar vergissest. Ich gebe meinen Freunden nicht viel Anregung, und bei meiner Grämlichkeit oder, besser gesagt, bei meiner Lage, wäre es kein sonderliches Wunder, wenn sie sich allmählich von mir wenden. — Ich will hiermit gar nichts gesagt haben; denn, bei Gott, ich bin in diesem Augenblick nicht im stande, an etwas anderes zu denken, als an meine physischen Schmerzen. Diese haben mich die letzten vierzehn Tage gequält, fast so sehr gequält, wie ich meine Freunde quäle mit der beständigen Erwähnung dieser Schmerzen. — Der eigentliche Zweck dieses Briefes ist, Dir meinen Bruder[1]) zu empfehlen, der im Begriff ist, nach Berlin zu reisen, um Medizin zu studieren. Das Beste, was Du für ihn thun kannst, ist, daß Du ihn mit einem gescheiten Mediziner bekannt machst, der ihm sagt, was er hören soll, und daß Du ihn mit einem guten Ökonomen bekannt machst, der ihm sagt, wie er in Berlin am ökonomischsten leben kann. Mache ihn auch mit Zunz und Gans bekannt; wenn's Dir gefällt, auch mit dem alten Friedländer. Er ist noch jung genug, um diesen mit Bewunderung goutieren zu können. Auch an Hillmar lasse ich ihn empfehlen. — Mein Bruder ist ein ordentlicher, williger Mensch, äußerlich nicht sehr anziehend, innerlich voll von griechischen und römischen Autoren, und besonders zu hüten vor Ästhetik, Venerie und andern ansteckenden Krankheiten. — Da ich mal am Empfehlen bin, so will ich mich selbst Dir ebenfalls aufs neue empfehlen. Behalte mich, denn Du findest wirklich keinen Freund, an dem Du alle Geduld und Mühen der Freundschaft besser ausüben kannst, als an mir. Wahrhaftig, mein teurer, lieber Marquis!

Meine äußere Lage ist nicht sehr verändert. Ich habe den ganzen Winter an der Jurisprudenz gearbeitet, habe manche sehr gesunde Tage gehabt, und wenn ich in diesem Augenblick nicht einen so schlimmen Rückfall von Schmerzen hätte, so würde ich mich jetzt zum juristischen Promovieren melden. Doch in dem Zustand, worin ich mich jetzt befinde, kann ich nicht daran denken; welches um so trauriger ist, da ich nach der Promotion viel schreiben wollte, unter anderm die Vollendung des Rabbi, der mir zentnerschwer auf der Seele liegt. Dieses uneigennützigste Werk wird auch das gediegenste werden. Ich habe gute Hoffnung, diesen Sommer recht zu gesunden, mein Arzt giebt sich viele Mühe, und ich auch. Viel Geldausgaben und Verschlucken unangenehmer Medizinen.

Mein Oheim in Hamburg hat mir noch ein halb Jahr zugesetzt. Aber alles, was er thut, geschieht auf eine unerfreuliche Weise. Ich habe ihm bis auf diese Stunde noch nicht geantwortet; denn es ist mir zu ekelhaft, ihm zu zeigen, wie läppisch und erbärmlich man mich bei ihm verklatscht. Ebenfalls aus Ekel übergehe ich hier diese Eitermaterie. — Bin ich gesund, so habe ich Kraft genug, alles zu ändern; bis dahin will ich mich gedulden.

---

1) Maximilian Heine.

An Roberts in Karlsruhe habe ich geschrieben. Ich will meine „Harzreise" für die „Rheinblüten" geben. Diese habe ich deshalb von meinem Onkel Henry Heine, dem ich sie geschickt hatte, zurückverlangt, und sobald ich sie erhalte, schicke ich sie nach Karlsruhe. Ich war früher gesonnen, sie ins „Morgenblatt" zu geben, und deshalb wollte ich an Cotta schreiben. Ungern gebe ich sie in die „Rheinblüten;" das Almanachwesen ist mir im höchsten Grade zuwider. Doch ich habe nicht das Talent, schönen Weibern etwas abzuschlagen. Im Grunde ist mir die ganze jetzige Litteratur zuwider, und darum schleppe ich mich auch mehr mit Ideen zu Büchern, die für die Folge berechnet sind, als mit solchen, die für die Gegenwart passen. Z. B. ein angefangener Faust, meine Memoiren und dergleichen. Ekelhaft ist mir die Gegenwart mit ihrem Lob, und noch mehr mit ihrem Tadel. — Meine äußere Abhängigkeit von dieser Gegenwart ist mir noch das Unangenehmste.

Wie Immermann denkt und wie es mit ihm steht, kann ich Dir am besten zeigen, wenn ich Dir seinen letzten Brief mitteile. Ich bitte aber, zeige ihn keinem Dritten, besonders wegen seines Urteils über Robert. Ich habe seinen „Paradiesvogel" noch nicht gelesen; kenne aber Tiecks gestiefelten Kater, mit welchem derselbe mehr als nötige Ähnlichkeit zu haben scheint.

Ist Michel Beer in Berlin? ich habe nämlich einen Bagatellauftrag an ihn.

Wenn das, was ein gewisser Peters über mich im „Gesellschafter" [1]) geschrieben, Dir im mindesten gefiel, so thut mir das sehr leid, und zwar um Deinetwillen. Es ist der fadeste und lächerlichste Kerl auf Gottes Erde, ein Esel mit Rosinensauce, den ich zu Lust und Ergötzen meiner Freunde zuweilen zum Narren habe. Nun ist es noch das Allerergötzlichste, daß dieser Kerl meine Werke beurteilt, und zwar öffentlich, wie er oft drohte und wie ich ihm gern, sogar selbstbefördernd, erlaubte, indem ich ihn auf sein Verlangen Gubitzen empfahl. Wirklich, man muß eine gute Dosis Ironiearsenik im Leib haben, um nicht über die Anmaßung und das Dummhämische eines solchen Kerls unwillig zu werden und sich gern auf diese Weise am Publikum gerächt zu sehen. Letzteres ist unter aller Kritik. —

Lebe wohl, ich schließe, weil das Papier zu Ende geht. Nächstens mehr, und gewiß eine bessere Stimmung. Grüße mir gelegentlich den Kriminalrat Hitzig, vielleicht hat er kürzlich durch Müller Grüße von mir erhalten.

H. Heine.

---

62. An Friederike Robert. [2])

Guten Morgen!

Sie glauben, ich sei ein unzuverlässiger Mensch, und es ist doch nicht wahr. Das Manuskript meiner Harzreise, 80 Seiten des gegen-

1) „Bemerker," Nr. 3, vom 19. Januar 1825.
2) Dieser Brief ist ohne Datum, wurde aber wohl zwischen dem 16. und 20. April 1825 geschrieben.

wärtigen Postpapiers betragend, liegt zur Absendung nach Karlsruhe bereit, aber ich möchte gar zu gern es noch 3 Wochen hier behalten zur Feile und zu kleinen Veränderungen, die ich in diesem Augenblick, wo ich mehr als je in meinem juristischen Quark stecke, nicht machen möchte. Drängt es aber gar zu sehr mit dem Abdruck, so lassen Sie mir das umgehend mit zwei Worten wissen, und mit umgehender Post erhalten Sie mein Manuskript. — Nur nicht böse über meine gar zu schwere Manieren und die Scherereien, die ich Ihnen mache. Aber bedenken Sie, diese Welt ist so eingerichtet, daß einer den andern plagen und ihm Geduld lehren muß. — So bald ich indessen mit meinem juristischen Quark ins Reine bin, sage ich Ihnen mit vielen, schönen, herzlichen Worten, wie sehr ich bin

liebenswürdigste Frau,

Ihr ergebener
H. Heine.

---

63. An Friederike Robert.

Göttingen, den 15. Mai 1825.

Schöne, gute Frau!

Endlich, endlich habe ich meine juristischen Plackereien so weit abgestreift, daß ich wohl im stande wäre, Ihnen einen recht langen, hübschen Brief zu schreiben. Und dennoch geschieht dieses nicht, denn kaum der einen Plage entlastet, fällt wieder eine andre auf mich, und zum ordentlichen Schreiben müßte ich erst eine gute Stunde abwarten, und dazu gebricht's an Zeit, indem ich doch mit der Absendung meines Manuskripts nicht länger zögern darf. Möge es Ihren Beifall erlangen. Ich habe es so viel als möglich für die „Rheinblüten“ zugestutzt. Vieles mußt ich streichen; und zur Füllung mancher Lücke, besonders am Ende der großen Gedichte, fehlte mir die Muße. Doch ist dieses nicht bemerkbar. Erscheint die Persiflage des Balletts etwas zu stark, so erlaube ich gern die ganze Partie, die damit zusammenhängt und die ich mit Bleistift bezeichnet, ausfallen zu lassen. Muß aus ähnlichem politischen Notwendigkeitsgrunde irgend eine andre Stelle meines Manuskripts wegbleiben, so bitte ich die Lücke mit den üblichen Strichen zu füllen. Außerdem bitte ich aber die Redaktion der „Rheinblüten,“ beileibe keine eigenmächtigen Veränderungen oder Auslassungen aus ästhetischen Gründen in meiner Harzreise zu gestatten. Denn, da diese im subjektivsten Stile geschrieben ist, mit meinem Namen in der Welt erscheint, und mich also als Mensch und Dichter verantwortlich macht, so kann ich dabei eine fremde Willkürlichkeit nicht so gleichgültig ansehen, wie bei namenlosen Gedichtchen, die zur Hälfte reduziert werden. Damit indessen freundlicher Bemühung einiger Spielraum verbleibe, so bemerke ich, daß einige leicht zu verbessernde Schreibfehler in meinem Manuskripte aufzufinden sind; ein Freund, der dasselbe zuletzt las, hat es wenigstens geäußert, und mir fehlt es jetzt an Zeit und Lust zu einer neuen Durchsicht. Auch sende ich anbei 6 neue Liedchen von der alten

Sorte, die nur mit meiner Chiffre (----e) bezeichnet sind, wovon die drei ersten mir einigermaßen gefallen, weit weniger die drei letzten, die immerhin fortgestrichen werden können, und die ich vielleicht zu diesem Zwecke hingeschrieben. — Die Verse in meiner „Harzreise“ sind eine ganz neue Sorte und wunderschön. Indessen man kann sich irren. Es sollte mir sehr leid thun, wenn mein Mskpt. Ihren Erwartungen nicht entspräche, nicht meinetwegen, sondern weil ich so gern Ihre Wünsche erfüllt sehe. In diesem Fall, wenn Sie etwa unterdessen fremdes, besseres Manuskript erhalten, oder mein Mskpt. wegen meiner eigenen Bestimmungen nicht abdrucken lassen können, wünsche ich, daß Sie mir dasselbe ohne großen Zeitverlust unfrankiert hierher nach Göttingen per fahrende Post zurücksenden möchten. Ich hätte Ihnen gar gern eine hübsche Novelle geschickt, aber es war unmöglich; mögen mich nächstes Jahr die Musen besser begünstigen! — Und nun nachträglich noch eine Bitte: im Fall meine Harzreise sich eines Abdrucks in den „Rheinblüten“ zu erfreuen hat, wünschte ich, daß mir einige bloße Abdrücke der Reise und 4 ganze Exemplare der „Rheinblüten,“ worin die Reise enthalten, unter der Adresse: H. Heine bei Herold und Wahlstab in Lüneburg per fahrende Post, sobald als möglich zugeschickt und in Rechnung gestellt werden mögen.

Und nun, schöne, gute Frau, machten Sie nicht eben die naheliegende Bemerkung: daß Menschen, die sonst im Leben ganz leicht und anspruchslos erscheinen, recht eitel und diffizil werden, sobald man sie als Poeten in Anspruch nimmt? Doch ich scharfsinniger Narr, ich erzähle das einer Poetin und Frau eines Poeten. Was macht dieser Poet? Trauerspiele oder Lustspiele? Papavians oder Mamavians? Dem Manne der Madame Robert muß es wohl sauer werden, ein Trauerspiel zu schreiben — der arme Glückliche! Kaum hat er wütend die Stirn zusammengezogen zum tragischen Ernst, so wird ihm dieser freundlich fortgelächelt von der schönen Frau, und ärgerlich greift er nach ihrem Strickstrumpf, statt nach Melpomenens Dolch.

Hier ist alles still und trist, durchaus keine schöne Gesichter, und ich lebe vergraben in Studien. Dr. Gans hat diese auf einige Tage unterbrochen bei seiner Durchreise. Er hat das Glück, Madame, Sie auf seiner Reise zu sehen. Von Berlin hör' ich wenig. Von der dortigen Litteratur noch weniger. Gans hat mir gesagt, unser „Paria“ erregt noch immer viel Mitleid. Die Zeiten sind so schlecht, alle Menschen klagen, und es ist sehr politisch von unsern Regierungen, daß sie allenthalben die Aufführung des „Paria“ begünstigen, damit wir sehen, es giebt Leute in Indien, die noch mehr leiden und ausstehn, als wir Deutschen. — Der Abgang der Post drängt mich zum Raschschreiben. — Ich habe jetzt mein juristisches Examen abgemacht; wenn ich wohl bin, disputiere ich künftigen Monat, und wenn Sie mir nächstens schreiben, ist meine Adresse: an den Dr. jur. H. Heine aus Düsseldorf, in Göttingen. Mitte August werde ich wohl diese Stadt verlassen, mich auf kurze Zeit nach Lüneburg und dann nach Berlin begeben. Dort bleibe ich lange und studiere Clauren. Werden Sie und Robert nicht auch bald wieder hinkommen? Kommen Sie hin, thun Sie etwas für die arme Mark Brandenburg, wir verkommen sonst in der Dürre,

und werden zu Staube, noch ehe wir tot sind. — Vor allem aber leben Sie wohl, küssen Sie Robert, und sagen Sie ihm, daß ich ihn und seine Frau sehr lieb habe.

Ich bin, Madame!

Ihr ergebener
H. Heine.

An Madame Robert,
geb. Braun, in Karlsruhe.

---

64. An Moses Moser.

Göttingen, den 1. Juli 1825.

Lieber Moser!

Deinen Brief vom 11. vorigen Monats habe ich richtig erhalten, und mit Freude habe ich aus dem Ton desselben ersehen, daß Du guter Laune bist. Mit mir geht es so ziemlich. Mein Kopf gesundet allmählich, und ich thue alles, was dazu förderlich ist. Ich habe mir eine Gartenwohnung gemietet, gehe des Abends zwischen Rosenbüschen spazieren, und werde drei Viertel auf sechs von den Nachtigallen aus dem Schlafe geweckt. Es ist doch besser, daß dieses durch Nachtigallen, als durch klopfende Stiefelputzer geschieht. Dann arbeite ich so angestrengt, als möglich, Jurisprudenz, Geschichte und den Rabbi u. s. w. Letzterer schreitet nur langsam vorwärts, jede Zeile wird abgekämpft, doch drängt's mich unverdrossen weiter, indem ich das Bewußtsein in mir trage, daß nur ich dieses Buch schreiben kann, und daß das Schreiben desselben eine nützliche, gottgefällige Handlung ist. Doch ich breche hiervon ab, indem dieses Thema mich leicht dazu bringen kann, von der eigenen Seelengröße selbstbespiegelnd zu renommieren. —

Zunz hat mir zwar schon mal durch Dich geschrieben, wo im 15. Jahrhundert die vornehmste Schule der spanischen Juden war, nämlich in Toledo; aber ich möchte wissen, ob dieses auch vom Ende des 15. Jahrhunderts zu verstehen ist? Er nannte mir auch Sevilla und Granada, aber ich glaube im Basnage gelesen zu haben, daß sie früher schon mal aus Granada vertrieben worden. Auch, wie ich Dir notiert, möchte ich über die Abarbanels etwas erfahren, was ich nicht aus christlichen Quellen schöpfen kann. Wolf hat diese alle in seiner Bibliothek angeführt. Bagl ist dürftig Schudt hat ebenfalls etwas zusammengerafft. Bartolocci hab ich noch nicht gelesen. Wenig, unbegreiflich wenig enthalten die spanischen Historiker von den Juden. Überhaupt hier ist ägyptische Finsternis.

Ende dieses Jahres denke ich den Rabbi fertig zu haben. Es wird ein Buch sein, das von den Zunzen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden wird. — Nochmals wiederhole ich Dir, daß Du auf die Lektüre meiner „Harzreise“ nicht begierig zu sein brauchst. Ich schrieb sie aus pekuniären und ähnlichen Gründen. Vielleicht amüsiert Dich der Nekrolog Saul Aschers, den Du darin finden wirst. Ich schreibe nächstens nach Karlsruhe, daß man für meine Rechnung mehrere

Exemplare der „Rheinblüten,“ worin meine „Harzreise,“ und das Honorar dafür an Deine Adresse nach Berlin befördern soll. Ich bin in der größten Geldverlegenheit, und aus leicht durchschaulich politischen Gründen darf ich von meinem Oheim keine neuen Gelder verlangen, bis ich meine Doktorpromotion anzeigen kann. Hast Du Lust, mir in diesem Augenblick zehn Louisdor zu leihen, lieber Moser, so erzeigtest Du mir einen höchst großen Freundschaftsdienst. Du kannst alsdann von den Geldern, die Du für mich aus Karlsruhe erhältst und die fast doppelt so viel betragen, Dich binnen zwei bis drei Monaten wieder remboursieren; welches mir zugleich höchst bequem ist. Außerdem bürge ich Dir mit meinem Ehrenworte bei dieser Anpumperei, und ich würde noch mehr dergleichen hinzusetzen, wenn ich nicht wüßte, daß ich Dich verletze durch Mißtrauen in Deinem Vertrauen. Indessen, ich gestehe es, obgleich ich weiß, Du kennst Dich und mich zu gut, um nicht zu wissen, daß Du sicher gehst, wenn ich Dich anpumpe, und obgleich ich auch weiß, daß Du mir gern hilfreich bist, so würde ich doch lieber von jedem anderen borgen, wenn ich in diesem Augenblick weniger verstimmt, isoliert und bedrängt wäre. Aus letztem Grunde bäte ich Dich, mir die zehn Louidor sobald als möglich zu schicken, und die beste Gelegenheit scheint mir per Post in Tresorscheinen. —

Wenn ich meinem Oheim schreibe, werde ich mir auch Gelder für eine Badereise erbitten, und wird diese Bitte erfüllt, so komme ich früher nach Berlin, als ich dachte. — Daß ich Dir von Goethe nichts geschrieben, und wie ich ihn in Weimar gesprochen, und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes gesagt, daran hast Du nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und nur das war's, was mich an ihm interessierte. Er hat ein wehmütiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken, dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Thörichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt, und mich gewaltsam ergreift, und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich *hinabzieht*, wenn es nicht besser ist zu sagen: *hinaufzieht*; denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingiebt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während seines ganzen sechsundsiebzigjährigen egoistisch behaglichen Lebens.

Doch ein andermal mehr hiervon; heut ist mir der Kopf ganz matt von unsäglichen Abmühungen. Wirst auch jenes Thema im Rabbi wiederfinden.

Der Saphir, von dem Du sprichst, scheint noch sehr ungeschliffen zu sein. Ich habe kürzlich eine Bagatelle von ihm im „Gesellschafter“ gelesen. Witz in seiner Isolierung ist gar nichts wert. Nur dann ist mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grunde ruht. Darum trifft so gewaltig der Witz Börnes, Jean Pauls und des Narren im „Lear.“ Der gewöhnliche Witz ist bloß ein Niesen des Verstandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rotjäckiger Affe, der sich zwischen zwei Spiegeln begafft, ein Bastard, den der Wahnsinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf öffentlicher Straße gezeugt, — nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daß wir beide selbst uns zu Zeiten herablassen, einen Witz zu reißen. — Beiliegend erhältst Du ein Gedicht aus meiner „Harzreise“ Ich bitte Dich, keinem unserer Freunde es zu zeigen, nicht mal meinem Bruder. Ich habe gute Gründe, Dir dieses Gebot aufzulegen.

Auf jeden Fall erwarte ich umgehend Brief von Dir. Meine Adresse ist: H. H. Stud. jur. aus D., wohnt auf dem Garten der Rektorin Suchfort vor dem Albanithore.

Dein Freund

H. Heine

---

65. An Moses Moser.

Göttingen, den 22. Juli 1825.

Lieber Moser!

Deinen Brief vom 5. des Monats hätte ich längst beantwortet, wenn mich nicht meine Promotion, die, von einem Tage zum andern sich herumziehend, erst vorgestern stattfand, daran verhindert hätte. Aber auch heute kann ich Dir bloß den Empfang der 10 Louisdor melden und, wie gesagt, die Nachricht der stattgefundenen Promotion. Ich habe disputiert wie ein Kutschenpferd über die 4te und 5te Thesis, Eid und confarreatio. Es ging sehr gut, und der Dekan (Hugo) machte mir bei dieser feierlichen Szene die größten Elogen, indem er seine Bewunderung aussprach, daß ein großer Dichter auch ein großer Jurist sei. Wenn mich letztere Worte nicht mißtrauisch gegen dieses Lob gemacht hätten, so würde ich mir nicht wenig darauf einbilden, daß man vom Katheder herab, in einer langen lateinischen Rede, mich mit Goethe verglichen und auch geäußert, daß nach dem allgemeinen Urteil meine Verse den Goetheschen an die Seite zu setzen sind. Und dieses sagte der große Hugo aus der Fülle seines Herzens, und privatim sagte er noch viel Schönes denselben Tag, als wir beide mitsammen spazieren fuhren und ich von ihm auf ein Abendessen gesetzt wurde. Ich finde also, daß Gans unrecht hat, wenn er in geringschätzendem Tone von Hugo spricht. Hugo ist einer der größten Männer unseres Jahrhunderts.

Gestern habe ich den ganzen Tag mit Briefschreiben an meine Familie und Gratuliertwerden vertrödelt, und heute bin ich tot. Erschrick nicht über letztere Worte, ich sprach bloß im figürlichen Sinn. Ich kann Dir also heute nicht schreiben, obschon ich unendlichen Stoff dazu habe,

besonders wenn ich Dir ausfürlich sagen wollte, wie sehr ich Dich liebe und wie sehr Du es verdienst, geliebt zu werden.

Im ganzen geht es gut mit meiner Gesundheit. Ich werde wohl jetzt nicht lange mehr hier bleiben. In einem Briefe an meinen Onkel habe ich meinen Wunsch, nach einem Seebade zu reisen, durchschimmern lassen, und ich erwarte von seiner sagacité und Gnade, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird. Salomon Heine ist hier durchgereist, ließ mich gleich rufen, war über alle Maßen freundlich, so daß wir vergnügte Stunden verbrachten. Doch da einige Fremden immer gegenwärtig waren, konnte ich nicht dazu kommen, mit ihm über meine Privatverhältnisse zu sprechen; und als ich mit nach Kassel fahren sollte, war der Wagen so sehr bepackt, daß Peter Schlemihl zurückbleiben mußte. — Doch ich bin gewitzigt genug, um nicht zu glauben, daß morgen schönes Wetter sei, weil heute die Sonne schien.

Beiliegend erhältst Du ein Paket Thesen, wovon Du ein Exemplar nach dem Hause von Varnhagen schickst. (Kannst Du mir nicht sagen, ob derselbe verreist ist oder nicht?) Auch ein Exemplar schicke an den Kriminalrat Hitzig, dessen lebhafte Teilnahme an meinen Schicksalen mich immer lebhaft erfreut. Grüße ihn auch. Die übrigen Exemplare verteile an unsere Freunde und Bekannten, an Zunz (dem ich für seine Notizen sehr danke), Rubo, Lehmann, Leßmann, den alten Friedländer, wenn Du willst auch an Hillmars oder Veits u. s. w. Wenn Du an Gans oder Marcus ein Exemplar besorgen kannst, wäre es mir auch lieb. Grüße mir Zunz recht herzlich, sage ihm, daß ich ihm recht sehr danke für seine Notizen. In Granada haben 1492 wirklich Juden gewohnt, denn sie werden in der Kapitulation dieser Stadt ausdrücklich erwähnt. Über Abarbanel habe ich die Dissertation von Majus (vita Arbarbanelis) über ihn aufgetrieben, alle christlichen Quellen zusammengestellt, aber sehr dürftig.[1])

Lebe wohl und schreibe mir bald; sollte Dein Brief mich nicht mehr hier antreffen, so gebe ich Ordre, daß er mir nachgeschickt wird. Hast Du aber nichts Wichtiges mir mitzuteilen, so warte mit dem Schreiben, bis ich Dir sage, ob ich nach dem Bade reise.

Ich bin, wie gesagt, heute tot und in großer Verwirrung und weiß kaum, was ich schreibe. Ich weiß aber sehr gut und klar, daß Du mein liebster und wahrhaftester Freund bist und ich

der Deinige

H. Heine.

Schicke auch ein Exemplar der Thesen an Professor Gubitz, und ein Exemplar an den Bankier Lipke; sie können zwar beide kein Latein, aber sie haben mir Freundlichkeiten einst erzeigt.

---

1) Vgl. Bd. IV. S. 258, Anm.

*66. An Ferdinand Oesterley.[1])

Insel Norderney, 14. August 1825.

Lieber Oesterley!

Am 5. abends um 9 Uhr war ich in Deinem Hause, um Abschied von Dir zu nehmen und die Wärterin wollte mir keinen Zulaß zu Dir gestatten, weil Du in Gesellschaft wärst. Über Hals und über Kopf reiste ich ab, um hierher zeitig ins Seebad zu gelangen. Ich bitte Dich, sieh zu, ob etwa ein Brief für mich angekommen, und in diesem Falle schicke ihn an Dr. Heine in Lüneburg.

Ende September werde ich nämlich in Lüneburg sein; vier Wochen bleib ich hier und mache unterdessen oder nachher einen Abstecher nach Holland. In Embden habe ich schon den Vorgeschmack des holländischen Wesens genossen; ich wollte mich totlachen, als ich die erste hübsche Holländerin küßte und sie phlegmatisch still hielt und nichts sagte als ein immerwährendes myn heer!

Grütern lasse ich herzlich grüßen. Bücher, die ich in der Eile nicht verpacken konnte, habe ich Raumern beauftragt, dem Grüter zu geben, damit er sie mir nach Lüneburg befördere. Ob ich meinen Plan ausführe und zur Bibliothekbenutzung nach Göttingen zurückkehre, das wissen die Götter. Ich soll ja hier an gar nichts denken und bloß des Morgens den Kopf in die schäumenden Wogen der Nordsee sorglos hineinstecken. — Hab' schon zehnmal gebadet und befinde mich wohl. Lebe wohl und behalte mich lieb. Empfiehl mich auch Deiner Familie. Ich hoffe auch, daß die Gesundheit Deiner Schwester hergestellt werde. Ich sehe, Geduld hilft und wenn ich meinen Zustand vom vorigen Winter bedenke, so bin ich zufrieden. — Laß oft von Dir hören. Ich werde einige Zeit in Lüneburg einsam leben und schreiben; alsdann gehe ich nach Berlin. Und ich bitte Dich, ich bitte Dich sehr, inständigst, schicke mir doch die Komposition meines Mondscheinliedes. Ich will es mir oft vorspielen lassen und Deiner in Liebe gedenken.

Dein Freund

H. Heine.

Fernow zu grüßen. Als ich das Weltmeer sah, gedachte ich seiner. — Geppert, Limpricht, Siemens, wenn Du sie siehst, grüß mir herzlich. Aber den Fernow grüß mir nochmals.

---

67. An Christian Sethe.

Norderney, Ende des August 1825.

Lieber Christian!

Wärst Du doch ein paar Tage länger in Norderney geblieben![2]) Oder auch wäre ich doch weniger Esel gewesen! Ja, Christian, wenn

1) F. Oesterley (1802—1858), Oberbürgermeister von Göttingen, Heines Jugendfreund. Fernow war ein sehr langer Russe. Er wie die übrigen in diesem Genannten waren Heines Kommilitonen. Vgl. mein Buch: „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen," S. 209 ff.

2) Sethe, der sich am 13. August 1825 verheiratet hatte, kam auf der Hochzeitsreise nach Norderney.

ich auch der gelehrteste Mann Deutschlands bin, so kann ich doch nicht mit meinem Worte versichern, daß ich auch der klügste sei. Du mußt mir sechs Louisdor leihen. Ich bin in der größten Verlegenheit. Es wird Dich nicht wundern, daß ich just Dich anpumpe. Du bist mir noch zu frisch im Gedächtnisse, und wenn Du auch — was ich nicht hoffe — mein bester Freund nicht mehr bist, so bist Du doch unter meinen besten Freunden derjenige, den ich am leichtesten anpumpen kann, der auch als kompletter Philister am leichtesten ein paar Louis auf ein paar Monat entbehren kann, und der von Haus aus die innere Garantie hat, daß er bei mir nichts riskiert. Ich denke, daß dieser Brief Dich sicher trifft und daß Du mir 6 Louis bis zu meiner Reise nach Berlin, d. h. bis Januar leihst, indem ich sonst in die allergrößte Verlegenheit gerate und meiner Familie, die mir vor vier Wochen 50 Louisdor zum Umherreisen und Baden geschickt, gestehen muß, daß ich das Geld fast ganz vertrödelt und nicht auskomme, welches Bekenntnis mir unberechenbar entsetzlich schaden würde, wie Du, der Du meine Familienverhältnisse kennst, leicht ermessen kannst

Die Post ist im begriff abzugehen, auch bin ich zu verdrießlich, um viel zu schreiben; wie sehr es mich auch drängt, die ganze volle Brust vor Dir auszuschütten, so könnte ich das doch heute schon deswegen nicht thun, weil Anpumpen der eigentliche Zweck dieses Briefes ist. Und wirklich, Christian! haben sich Deine Gesinnungen gegen mich unverändert erhalten? Was mich betrifft, so blieben die meinigen unverändert, d. h. ich ärgere mich über Dich nach wie vor. Du verstehst mich, ich meine die alte Falschheit. Ja, ich möchte heute recht ordentlich gegen Dich losplatzen und auf Dich einschelten und schimpfen, um so mehr als ich Dich anpumpen will. Von Giesen — welcher vorgestern 15 Louis im Pharo verloren — erfahre ich, das Deine Schwester mit Unzer versprochen ist. Ich glaube gewiß, wenn Du könntest, würdest Du Deine Heirat vor mir geheim halten. Ich frage nie, aber ich ärgere mich immer. — Das Beste an Dir ist, daß ich Dich liebe und daß Du von jeher leicht anzupumpen warst. Schicke mir also die 6 Louisdor in einem Briefe mit der Adresse:

an den Doct. jur. H. Heine im Hause von
Herold & Wahlstab in Lüneburg.

In diesem Brief darfst Du aber nichts schreiben, da ich ihn in Lüneburg von einem Bekannten öffnen lasse. Du schreibst mir aber unter derselben Adresse noch einen besondern Brief. — Schreib mir auch, ob ich Dir die 6 Louisdor noch vor Januar zurückzahlen soll. Ob in Berlin an Deine Familie. Mit nächster Post schreib ich Dir mehr.

---

68. An Christian Sethe.

Norderney, den 1. September 1825.

Staatsrat!

Nur so viel kann ich mich erinnern, daß ich Dir vorige Woche in der verdrießlichsten Stimmung und in der allergrößten Eil geschrieben. Das Fährschiff war im Begriff abzusegeln, der Schiffer wartete bloß noch auf meinen Brief, ich wünschte mich selbst zum Henker und kratzte, was Zeug hielt. Ich hoffe, daß Du aus meinem Geschreibsel klug geworden bist und daraus ersehen, daß ich Dich um sechs Louisd'or anpumpen wollte und Dich bat, selbige unter Adresse des Herrn H. Heine, Dr. jur., abzugeben bei Herold & Wahlstab in Lüneburg, mir zu schicken und mir wissen zu lassen, ob Du das Geld noch vor Januar zurückhaben mußt und ob ich es etwa in Berlin jemanden für Dich zurückzahlen kann. Ich muß Dir aber nochmals schreiben, weil ich nicht weiß, ob ich Dir auch bedeutet habe, daß Du in dem Briefe, worin Du die sechs Louisd'or einpackst, nichts schreiben darfst, indem ich einem Bekannten Ordre gab, einen solchen Geldbrief für mich aufzubrechen und mir den Inhalt nachzuschicken. Ich muß nämlich aus höchstwichtigen Ursachen noch einige Zeit im Hannövrischen herumreisen. Was Du mir also privatim zu sagen hast, mußt Du mir in einem besondern Brief unter derselben Adresse schreiben. —

Sei überzeugt, daß ich Dir bei dieser Gelegenheit den größten Beweis meiner Freundschaft gebe, indem ich, trotz mancher innern Regungen des Unmuts gegen Dich, mich dennoch in der Not mit unbedingtem Vertrauen an Dich wende. Vergiß dies nie, besonders wenn ich je in den Fall käme, Dir einen Dienst leisten zu können, woran ich zweifle. Du verstehst mich.

O Christian, ich bin heute in einer sehr weichen Stimmung und möchte von alten Dingen sprechen, von alter Wehmut und neuer Thorheit, von bitterer Eselei und Süßigkeit des Schmerzes. Ich bin noch immer der alte Narr, der, wenn er kaum mit der Außenwelt Friede gemacht, gleich wieder von innern Kriegen geplagt wird. — Es ist ein mißmütiges Wetter, ich höre nichts als das Brausen der See — O läg ich doch begraben unter den weißen Dünen! — Ich bin in meinen Wünschen sehr mäßig geworden. Einst wünschte ich begraben zu sein unter einer Palme des Jordans — — — Das vermaledeit viele Abschiednehmen stimmt mich so weich, ganz in Moll. Ich habe hier wunderschöne Tage gelebt, meine Privateitelkeit wurde von holden Pfötchen allerliebst gestreichelt, ich kam fast auf den Gedanken, der Dr. Heine sei wirklich liebenswürdig, und ich schwelgte im Anschauen der schönen Dame, in deren Nähe Du mich wiedersahst. Sie protegierte mich zuletzt gar sehr — und jetzt ist sie abgereist. Auch der Abschied von der Fürstin Solms ist mir sauer geworden, wir waren so viel zusammen und wußten uns so hübsch zu necken. Sie lobte mich viel, und Du weißt, Christian, das verfehlt nie seinen Eindruck. Die hannövrischen Offiziere hier haben mir nichts weniger als mißfallen. Sie haben nicht so viel Verstand wie die Preußen, aber sie sind honoriger, und unter

der Uniform, die sie selten tragen, steckt ein Gentleman im feinsten Zivilrock. Ich meine aber vorzüglich hier die Offiziere, die in der Legion gedient, und die von Spanien, Portugal, Irland, England, Sizilien, manche sogar von den jonischen Inseln und von Ostindien, so viel Hübsches und Wackeres zu erzählen wissen. Wie pauvre klingt dagegen Jena, die Katzbach, Leipzig, Belleallіance, und gar Paris, die letzte Station unseres Ruhmes, wohin wir — Gott weiß wie! — gelangt sind. Still, still, ich will ja in Berlin lesen. — Bin selbst neugierig, was das sein wird. — Grüße mir Deine Frau, die sehr für Dich zu passen scheint, und die nicht unterlassen wird, Dich glücklich zu machen.

Sobald ich nach Berlin komme, werde ich wieder etwas herausgeben. Muß mich sehr hüten mit dem Druckenlassen. Hab ja auch niemand, der mir raten kann. Meine jetzige Reise beschreib' ich.[1]) Meine „Harzreise“ hoffe ich Dir nächsten Monat zu schicken. — Leb wohl, werde kein Philister, behalte mich lieb — Hol mich der Teufel, ich werde sentimental.

Dein Freund

H. Heine.

69. An Moses Moser.[2])

Mit Begierde hasche ich nach allen Buchhändleranzeigen, um zu erfahren, ob die „Rheinblüten“ erschienen. Sie bleiben wirklich lange aus, und ich bin im Begriff, an Roberts zu schreiben und zu fragen, welche Bewandtnis es damit hat. Gewissenlosigkeit ohnegleichen wär es, wenn der Almanach ausbliebe, ohne daß mir Anzeige davon gemacht wird. Ich lasse in diesem Falle das Manuskript zurückkommen und auf der Stelle drucken. — Sogar über schöne Frauen muß ich mich ärgern! — — Aber ich sehe, Du lächelst, und will meiner zehn Louisd'or-Anleihe nicht erwähnen, und lieber ernsthaft denken, wie ich sie decke. — Nächstens Bestimmtes hierüber.

Erkundige Dich doch, ob ein Dr. juris, wenn er in Berlin pro facultate legendi disputiert hat, dort philosophische Kollegien lesen darf? —

Schreib mir viel. Mit meinem Bruder[3]), den ich hier vorgefunden, schwatze ich beständig von Dir. Es ist mir eine Seelenergötzung, wieder zu hören, wie Du leibst und lebst, wie Dein Geist immer glänzender und Dein Schlafrock immer zerrissener wird, und wie Du Sonntags früh in diesem Fetzenrock den Homer vor Dich hin brümmelst, wie unsere Vorfahren den Tausves Jontof.[4]) Mein Bruder hat mir auch gesagt, daß Du vom Segur[5]) so sehr erbaut seist und ihn den neuen Sallust nanntest. Ich hatte daher nichts eiliger zu thun, als ihn zu lesen, be-

1) Vgl. Bd. III. S. 74 ff.
2) Ohne Datum; wahrscheinlich aus Lüneburg vom Anfang Oktober 1825.
3) Maximilian Heine.
4) Vgl. Bd. II. S. 425, Anm.
5) „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812“ (Paris 1824). Vgl. Bd. III. S. 101, Anm.

gann vorgestern, und verschlang schon diesen Morgen den letzten Gesang. Dieses Buch ist ein Ozean, eine Odyssee und Ilias, eine Ossiansche Elegie, ein Volkslied, ein Seufzer des ganzen französischen Volks! Ein Sallust? Meinethalben! Ich kann nicht darüber urteilen. Ich bin noch wie betäubt.

Da mal die Rede von Büchern ist, so empfehle ich Dir Golowins Reise nach Japan.[1]) Du ersiehst daraus, daß die Japaner das zivilisierteste, urbanste Volk auf der Erde sind. Ja, ich möchte sagen: das christlichste Volk, wenn ich nicht zu meinem Erstaunen gelesen, wie eben diesem Volk nichts so sehr verhaßt und zum Greuel ist, als eben das Christentum. Ich will ein Japaner werden. Es ist ihnen nichts so verhaßt, wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden. —

Vielleicht schicke ich Dir heute noch ein Gedicht aus dem Rabbi, worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte Dich sehr, das Gedicht sowie auch was ich Dir von meinen Privatverhältnissen sage, niemanden mitzuteilen Ein junger spanischer Jude, der sich aber aus Luxusübermut taufen läßt, korrespondiert mit dem jungen Jehuda Abarbanel und schickt ihm jenes Gedicht, aus dem Maurischen übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht. — Denk' nicht darüber nach.[2]) — — —

Sobald ich in Hamburg oder in Berlin zur Ruhe komme, will ich den Rabbi fortsetzen. Meine letzte Reise will ich beschreiben. Meine Gedichte wachsen an und ich werde wohl Ostern ein Bändchen wieder herausgeben können. Materialien zu großen Arbeiten liegen bereit, und ich hoffe, daß der liebe Gott mir gesunde Tage schenke.

Grüße mir Zunz und seine Frau. Ich lasse ihm danken, daß er meinem Bruder Freundlichkeiten erzeigt. Derselbe hat mir viel neue Zunzwitze erzählt.

Ich sehe mit Spannung Gans' Rückkunft entgegen. Ich glaube wirklich, daß Gans als Eli-Ganz zurückkehrt. Auch glaube ich, daß, obgleich der erste Teil des Erbrechtes mit vollem Recht, nach Zunzischer Bibliothekseinteilung, als Quelle zur jüdischen Geschichte betrachtet werden kann, dennoch der Teil des Erbrechts, der nach Gans' Zurückkunft von Paris erscheint, keine Quelle zur jüdischen Geschichte sein wird, ebensowenig wie die Werke Savignys und anderer Gojim und Reschoim. Kurz, Gans wird als Christ, im wässerigsten Sinne des Worts, von Paris zurückkehren. Ich fürchte, Zucker-Cohen wird sein Karl Sand.

Den 8.[3])

Gestern abend hat mein Bruder — der Dich grüßen läßt — Deinen Brief erhalten. Ich habe nicht viel Zeit mehr, und dieser Brief ist schon lang genug, sonst würde ich Dir noch manches sagen. Auch ist mir der Kopf voller Sorgen, und ich sehe mich schon vor den Thoren Hamburgs. Laß doch in irgend einem Zeitblatt einrücken, daß ich in

---

1) W. A. Golowins Reise nach Japan, deutsch von Schulz (Leipzig 1817).
2) Heine hatte sich am 28. Juni 1825 in Heiligenstadt taufen lassen.
3) Vermutlich den 8. Oktober 1825.

Göttingen disputiert und promoviert, oder laß es von Lehmann, — den ich herzlich grüßen lasse, besorgen. Ich muß jetzt wieder sorgen, daß man mich preist, kann's aber auch mit gutem Gewissen, denn täglich nehme ich zu an poetischer Vielseitigkeit und Objektivität.

Was der „Unparteiische" von Gans erzählt, habe ich gelesen und hat mich sehr amüsiert. Mit Verwunderung hör ich, daß jetzt unser Komet in London sichtbar ist. Wenn er dort anglisiert wird — doch die Zeit drängt.

Lebe wohl und behalte mich lieb. Mit meiner Gesundheit geht es auf die Besserung. Wenn Du an Varnhagen Grüße von mir zukommen lassen kannst, so thue es. Sei auch so gütig, den Kriminalrat Hitzig von mir zu grüßen. Sag ihm, daß ich mich in Norderney viel mit ihm beschäftigt, indem unter den wenigen Büchern, die ich dort fand, Hoffmanns Biographie war, welche ich nochmals las. Ich lasse ihm danken für seinen fortwährenden Anteil, obschon er wenig von mir zu hören kriegt. Die Harz-Idylle könntest Du wohl Hitzig (aber andern Leuten nicht) mitteilen.

Hast Du schon gehört, daß mein Vetter Schiff Hoffmanns „Kater Murr" fortgesetzt? Ich habe von dieser Schreckensnachricht fast den Tod aufgeladen. — Grüße mir Lehmann. Auch Veits grüße und sage ihnen, daß ich mir die Freiheit nehme, Madame Veit in Hamburg zu besuchen. Aber wie ist diese Dame erfragbar? indem gewiß dort mehrere Veits sind. Entschuldige, lieber Moser, daß ich so konfus schreibe. Ich schreibe ja heute viel, und darum verlange auch nicht, daß ich gut konstruiere oder das Geschriebene überlese. O du großer Lateinikus! —

Apropos, wenn ich mal vergesse, Hillmars zu grüßen, so mußt Du denselben dennoch sagen, ich hätte grüßen lassen. Auch verschreie mich nicht als schlechten Juristen. Sei ohne Sorge, dieses werden schon andere Leute thun, die nicht dazu nötig haben, meine Freunde zu sein. — Aber das ist purer Neid von Dir, Du mißgönnst mir, daß ich Doktor bin, und stichelst daher auf juristische Kenntnisse, — ohne welche ich bin

Dein getreuer Freund

H. Heine.

---

70. An Friederike Robert.

Lüneburg, den 12. Oktober 1825.

Schönste, beste, liebenswürdigste Frau!

Ich müßte lügen, wenn ich mit den gewöhnlichen, unter Freunden gebräuchlichen Hyperbeln Ihnen schreiben wollte, daß die Zeit, während welcher ich Sie nicht gesehen, mir ein Jahrtausend schiene, und daß ich vor Ungeduld brenne, Sie wiederzusehen. Im Gegenteil, es ist mir zu Mute, als hätte ich Sie gestern erst verlassen, ja, ich will die Wahrheit sagen, ich vermisse Sie gar nicht, denn noch immer steht vor mir die wunderschöne, gemachte Türkin mit all ihrer Anmut und Lieblichkeit.

Halten Sie diese Zufriedenheit mit der Erinnerung beileibe für keine Freundschaftsträgheit oder Mangel von Gefühl, ich bin nun mal so — gottlob!

Ich würde Ihnen auch nicht mal schreiben, schöne Frau, geschähe es nicht wegen des leidigen Almanachs. Er bleibt so lange aus, daß ich fast glauben muß, er erscheint am Ende gar nicht. Dieses wäre mir nun jetzt recht fatal, indem meine Einsendung, die „Harzreise," wegen ihres vielfältig die Gegenwart anspielenden Inhalts, eigentlich als Novität gedruckt werden mußte, wie ich denn auch nur ungern, und bloß weil meiner Novelle der Schluß fehlte, mich dazu entschloß, die „Harzreise" in einem erst zum Herbste erscheinenden Almanache abdrucken zu lassen. Dazu kommt noch, ich schreibe so weniges, was für die Gegenwart paßt, daß, wenn ich mal etwas der Art ausgeheckt habe, manches Familien- und Publikumsverhältnis mich bedrängt, den Abdruck nicht zu ajournieren. Endlich, einige laxe Freunde (intime Feinde würde Robert sagen), welche das Manuskript der „Harzreise" in Händen gehabt und Stücke daraus abgeschrieben, können mir noch den Streich spielen, solche korrumpiert abdrucken zu lassen. Aber wahrhaftig, dieses erwähne ich nicht aus Unmut, sondern weil ich dem Vorwurfe einer kleinlichen Besorgniskrämerei entgehen will. Und bin ich in diesem Augenblick auch unmutig, so ist es gewiß nicht gegen die liebe, schöne Robert, sondern gegen mich selbst und gegen unsern Ludwig Robert, dessen „Paradiesvogel" ich endlich gelesen. Mein Freund, der Dr. Christiani hierselbst, der gebildetste Mann im ganzen Hannövrischen, hat mir denselben mit enthusiastischem Lobe mitgeteilt, und ich las ihn vorige Woche und bin wenig erbaut davon geworden. Ihnen und Roberten darf ich das sagen, aber ich werde mich wohl hüten, es den Leuten merken zu lassen. Denn von dem, was ich in dem Stücke vermisse, haben die Leute doch keine Ahnung, und was mir daran mißfällt, macht ihnen just den meisten Spaß. Ihnen aber — sehen Sie zu, ob auch niemand außer Robert im Zimmer ist — Ihnen darf ich mich offenbaren; kurz vor der Lektüre des Paradiesvogels habe ich ganz andere Vögel kennen gelernt, nämlich „die Vögel" des Aristophanes. Vielleicht, schöne Frau, haben Sie noch nie von denselben etwas gehört, oder Sie haben wenig Richtiges darüber gehört. Selbst mein nadelöhrfeiner Lehrer, A. W. v. Schlegel, hat in seinen dramaturgischen Vorlesungen unerträglich seicht und falsch darüber geurteilt, indem er es für einen lustigen, barocken Spaß erklärt, daß in diesem Stücke die Vögel zusammenkommen und eine Stadt in der Luft gründen und den Göttern den Gehorsam aufkündigen 2c. 2c. Es liegt aber ein tiefer, ernster Sinn in diesem Gedichte, und während es die exoterischen Kächenäer (d. h. die athenienſischen Maulaufſperrer) durch phantastische Gestalten und Späße und Witze und Anspielungen, z. B. auf das damalige Legationswesen, köstlich ergötzt, erblickt der Esoterische (d. h. Ich) in diesem Gedichte eine ungeheure Weltanschauung; ich sehe darin den göttertrotzenden Wahnsinn der Menschen, eine echte Tragödie, um so tragischer, da jener Wahnsinn am Ende siegt und glücklich beharrt in dem Wahne, daß seine Luftstadt wirklich existiere, und daß er die Götter bezwungen und alles erlangt habe, selbst den Besitz der allgewaltig herrlichen Basileia.

Ich weiß sehr gut, schöne Frau, daß Sie noch immer nicht wissen, was ich eigentlich will, und wenn Sie auch die plump-vossische Übersetzung jener „Vögel" lesen, so merken Sie es dennoch nicht, denn kein Mensch vermag jene unendlich schmelzende und himmelstürmend-kecke Vögelchöre zu übersetzen, jene nachtigalljubelnde, berauschende Siegeslieder des Wahnsinns. Und dennoch hab' ich das alles schreiben müssen, damit Sie mir nicht gleich ins Gesicht lachen, wenn ich tadle: „daß der Robertsche Paradiesvogel im Grunde keine Tragödie sei." Unerhörtes Verlangen! Ein Lustspiel soll eine Tragödie sein! hör' ich Sie dennoch befremdet ausrufen. Aber Robert ist ernst geworden, er weiß, daß ich bei keinem leichten französischen Konversationsstücke diese Forderung machen würde, daß sie aber gar nicht ungerecht ist beim romantischen Lustspiele. Den unterscheidenden Charakter dieser beiden Arten des Lustspiels, nämlich, daß das romantische Lustspiel sich ganz vom Boden ablöst und gleichsam in kecker Luft schwebt, das hat Robert sehr gut begriffen, und was die alte Volkssage vom wirklichen Paradiesvogel erzählt, daß er nämlich keine Füße habe und nicht auf der Erde gehen könne, das läßt sich lobend auch auf den Robertschen Paradiesvogel anwenden. Aber es fehlt darin die großartige Weltanschauung, welche immer tragisch ist. Diese wird nicht ersetzt durch eine Anschauung der Bretterwelt, der Theatermisere und einige Sittenmisere nebenbei — das war ein Stoff für das konventionelle Konversationslustspiel, nicht für das romantische. Wie groß und gelungen steht dagegen „der Pavian"[1]), dieses echt aristophanische romantische Lustspiel! Dieses giebt eine größere Weltanschauung, und ist im Grunde tragischer, als der Paria selbst Wie sehr man beim ersten Anblick lacht über den Pavian, der über Druck und Beleidigung von seiten bevorrechteter Geschöpfe sich bitterlich beklagt, so wird man doch bei tieferer Beschauung unheimlich ergriffen von der grauenvollen Wahrheit, daß diese Klage eigentlich gerecht ist. Das ist eben die Ironie, wie sie auch immer das Hauptelement der Tragödie ist. Das Ungeheuerste, das Entsetzlichste, das Schaudervollste, wenn es nicht unpoetisch werden soll, kann man auch nur in dem buntscheckigen Gewande des Lächerlichen darstellen, gleichsam versöhnend, — darum hat auch Shakespeare das Gräßlichste im „Lear" durch den Narren sagen lassen, darum hat auch Goethe zu dem furchtbarsten Stoffe, zum „Faust," die Puppenspielform gewählt, darum hat auch der noch größere Poet (der Urpoet, sagt Friederike), nämlich Unser-Herrgott, allen Schreckensszenen dieses Lebens eine gute Dosis Spaßhaftigkeit beigemischt. — Doch ich schreibe hier mehr für den Mann, als für die Frau. Thun Sie das Ihrige, machen Sie, daß der „Pavian" bald gedruckt wird.

Es ist wahr, man sollte, wie oft geschieht, keinen Freund für einen Witz aufopfern. Aber für eine ganze Schiffsladung Witz ist es wohl erlaubt. — Was schreibt Robert jetzt?

Mit Vergnügen habe ich vernommen, schöne Frau, daß Sie meinen Oheim Salomon Heine kennen gelernt. Wie hat er Ihnen gefallen? Sagen Sie, sagen Sie!? Es ist ein bedeutender Mensch, der bei großen Gebrechen auch die größten Vorzüge hat. Wir leben zwar in beständigen

---

1) Eine Parodie auf M. Beers „Paria."

Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, fast mehr als mich selbst. Wir haben auch in Wesen und Charakter viel Ähnlichkeit. Dieselbe störrige Keckheit, bodenlose Gemütsweichheit und unberechenbare Verrücktheit — nur daß Fortuna ihn zum Millionär und mich zum Gegenteil, d. h. zum Dichter, gemacht, und uns dadurch äußerlich in Gesinnung und Lebensweise höchst verschieden ausgebildet hat. Ich bitte, sagen Sie mir, wie er Ihnen gefällt? Ich werde diesen Onkel nächste Woche wiedersehen, indem ich nach Hamburg gehe, um mich dort als Advokat zu etablieren. — Mit meiner Gesundheit geht's immer besser. Hab' diesen Sommer zu Norderney das Seebad gebraucht. Die Beschreibung einiger Seefahrten, die ich nebenbei gemacht, will ich Ihnen zuschicken. Die Damen in Norderney haben mich sehr ausgezeichnet, und das mit Recht. Ich war dort sehr vornehm und liebenswürdig.

Leben Sie wohl, schöne Frau, schreiben Sie mir, womöglich, umgehend, ob der Almanach dies Jahr erscheint, und ist es nicht der Fall, so schicken Sie mir das Manuskript der „Harzreise" gleich per fahrende Post zurück unter Adresse: an den Dr. jur. H. Heine bei Herold & Wahlstab in Lüneburg. Setzen Sie mich in keine Verlegenheit; rekommandieren Sie das Paket, damit es nicht verloren geht, und ich nicht nötig habe mein Brouillon wieder abzuschreiben. Vor allem aber bleiben Sie mir freundschaftlich gewogen. Vielleicht besuche ich Sie nächstes Jahr; ich will viel reisen und viel sehen. Dieses befördert auch meine Poeterei. Schreiben Sie an Varnhagens, so unterlassen Sie nicht, von mir zu grüßen. Roberten, der mir gewiß nicht böse wird, wenn ich tadle, lasse ich mich herzlich empfehlen. Ich liebe ihn ja, und ich weiß, er ist ein großer Mensch. Endlich verharre ich

der liebenswürdigsten Frau

ergebenster Diener
H. Heine.

---

71. An Joseph Lehmann.

Lüneburg, den 23. Oktober 1825.

Lieber Lehmann!

In der That, ich war bis jetzt der Meinung, daß Sie es seien, der mir lange nicht geantwortet. Sie behaupten nun das Gegenteil. Indessen, sei dem, wie ihm wolle, ich habe nichtsdestoweniger oft an Sie gedacht. Vielleicht auch schrieb ich nicht, weil ich immer auf dem Sprung stand, selbst nach Berlin zu kommen. Und was sind alle Briefe gegen eine Stunde heiterer mündlicher Besprechung? Darum will ich auch heute wenig Worte machen. Genug, ich bin, wie mein Bruder versichert, noch in gutem Andenken bei Ihnen. Auch ohne meines Bruders Worte bin ich dessen hinlänglich überzeugt.

Über meine Muse kann ich wenig Erbauliches erzählen. Die Göttinger Bibliothek, die Jurisprudenz und mein Kranksein haben nicht zugelassen, daß ich mit besagter Muse viel spielte. Doch jetzt geht's mit meiner Gesundheit viel besser: römische Rechtsantiquitäten werden an

den Nagel gehängt, meine ungeheuern historischen Vorarbeiten werden geordnet, poetische Fragmente werden vollendet, Fertiges wird reinlich abgeschrieben, und die Presse wird bald von mir in Thätigkeit gesetzt werden.

Was machen Sie, lieber Lehmann? Schreiben Sie mir bald, wie es Ihnen geht, und ob noch immer die Göttinnen — darunter versteh ich nicht immer die Musen — Ihr Haupt beschützen?

Mein äußeres Leben war in Göttingen sehr einförmig; nichts als Studium und Studium. Anfangs August machte ich eine Badereise nach Norderney, bin seit vier Wochen hier, und im Begriff nach Hamburg zu reisen. Von dort aus will ich Ihnen mehr und Bestimmtes schreiben.

Ist schon Gans, ruhmbefrachtet, zurückgekehrt? Als ich auf der Nordsee herumschwamm, hörte ich vernehmbar seine Stimme, trotz aller Mühe, die sich Äolus gab, ihn zu überheulen.

Leben Sie wohl, herzlich wohl, grüßen Sie mir die werte Familie Veit und alle Freunde, die mir gewogen blieben.

Ihr Freund

H. Heine.

---

72. An Christian Sethe.

Lüneburg, den 12. November 1825.

Lieber Christian!

Die fünf Friedr[ichs]dor habe ich richtig erhalten, so wie ich auch diese Tage Deinen Brief vom 10. Oktober richtig vorgefunden habe. Da ich doch vermute, daß Du jetzt nicht mehr in Bokum seist, so melde ich Dir dieses nach Koblenz. Ich bin im Begriff, jetzt nach Hamburg zu reisen, wohin ich von Norderney aus schon segeln wollte, aber wegen konträren Windes nicht gelangen konnte. Ich lag sechs Tage auf der See, mußte doch endlich zu Land gehen, bekam unterwegens die Rose am Bein, mußte doch um Geld schreiben u. s. w. Deine fünf Louisd'or sind mir, obschon sie spät anlangten, noch immer gut zu statten gekommen; ich will sie Dir zeitig zurückschicken und Dich jetzt mit keiner Danksagung belästigen. Auch fehlt es mir dazu an Zeit, indem ich zu meiner Reise nach Hamburg noch allerlei Geschäfte habe. Ich will Dir von dort aus ordentlich schreiben. Vielleicht kann ich Dir die Nachricht mitteilen, daß ich mich dort als Advokat niederlasse, heirate, viel schreibe u. s. w.

Mit meiner Schriftstellerei geht es gut genug. Genug Vorrat von Manuskript. Ich gedachte Dir etwas mitschicken zu können, aber ich habe noch nichts Gedrucktes erhalten. In einigen Wochen werde ich Dir aber ganz bestimmt etwas schicken.

Lebe wohl, lieber Christian, und bleibe mir gewogen. Deine Frau grüße ich recht herzlich. Wenn Du mir schreibst, so laß mich doch etwas vom Kreisler[1]) wissen. Deine Briefe treffen mich immer, wo ich auch

---

1) Scherzname für Joseph Klein.

bin, wenn Du sie nur adressierst an: den Dr. jur. H. Heine, per Adresse des Herrn Heine auf dem Markt in Lüneburg. Sei überzeugt, daß ich Dich recht liebe; auch von Deiner Zuneigung bin ich überzeugt. Giebst Du mir doch davon die vollgültigsten Beweise.

Ich bleibe Dein Freund

H. Heine.

---

73. An F. W. Gubitz.

Hamburg, den 23. November 1825.

Sie hätten unrecht, wenn Sie glaubten, daß mir der „Gesellschafter," die Wiege meines Ruhmes, ganz gleichgültig geworden sei. Ich war die letzte Zeit nur gar zu sehr beschäftigt, als daß ich lebhaften Anteil daran nehmen konnte. Jetzt aber bekomme ich mehr Muße, die Materialien, die auf der Göttinger Bibliothek gesammelt, werden bearbeitet, und so manches Gute wird nach und nach zu Tage gefördert. Beifolgendes Manuskript: „Harzreise von H. Heine, geschrieben im Herbst 1824," schicke ich Ihnen für den „Gesellschafter" und bin überzeugt, daß es Ihnen, besonders die zweite Hälfte, außerordentlich gefallen wird. Ich habe dasselbe mit großem Fleiße geschrieben, alsdann, wie sich bei guten Sachen gebührt, ein Jahr liegen lassen, jetzt wieder durch und durch gefeilt, und ich finde, daß es wegen des Stoffes und dessen leichter Behandlung ganz für unsere Zeitschrift geeignet ist, wie denn auch ein Seitenstück dazu, nämlich die Reise im untern Harze, sogar in einem Damenbüchlein, in den „Rheinblüten für 1827," erscheinen soll. Daß Sie, lieber Professor, mir nichts in meinem Opus ändern oder verbessern, ist eine alte Bedingung, die ich wieder erneure. Es ist freilich manches Derbe darin, indessen, da doch der „Gesellschafter" (zu unserer aller Verwunderung) sich in der letzten Zeit vom Verdachte der Liberalität gereinigt hat, und täglich zahmer und zahmer wird, so hoffe ich, daß die Zensur deshalb meiner Harzreise etwas durch die Finger sehen wird.

Vielfach, wie Sie wohl denken können, bin ich angegangen worden, an anderen Blättern, namentlich am „Morgenblatte," zu arbeiten; aber meine Vorliebe für den „Gesellschafter," die Loyalität des Redakteurs, und der Wunsch, meine Einsendungen immer bald abgedruckt zu sehen, bewegen mich, Ihnen die „Harzreise" zu schicken, und deshalb darf ich wohl verlangen, lieber Professor, daß Sie bei der Zensur etwas für mich thun. Ich weiß, daß Sie da viel vermögen. Sollte dennoch gestrichen werden, so bitte ich an solchen Stellen die gebräuchlichen Querstriche nicht auszulassen. Am meisten fürchte ich für die Ballettwitze S. 56; werden diese gestrichen, so wünsche ich, daß auch das Vorhergehende wegfalle, welches nämlich S. 55 unten anfängt mit den Worten: „Ein junger Sachse, der kürzlich" u. s. w. Auch hoffe ich, daß Sie den ganzen Aufsatz nicht zu oft abbrechen, besonders nicht bei Naturschilderungen, und daß ich auf Weihnacht das Ganze gedruckt erhalte. Sie müssen mir auch den Gefallen erzeigen, mir 25 Exemplare

davon zukommen zu lassen. Was Ihnen dieses kostet, berechnen Sie mir am Honorar.

Kann ich Ihnen hier nützlich sein, so dürfen Sie sicher auf mich rechnen. Ich gedenke nämlich ganz hier zu bleiben. So unlitterarisch es hier aussieht, so findet ein Litterator hier dennoch sehr schätzbare Hilfsmittel, z. B. eine Unmasse englischer Blätter &c. Auszüge daraus mögen wohl interessant sein, und im Fall Sie mich auf solche Weise beschäftigen wollen, werde ich gern mit meinen Talenten Ihnen zu Diensten stehen.

Anfangs August verließ ich Göttingen, reiste nach Norderney, gebrauchte mit Erfolg das dortige Seebad, besuchte die Ostfriesischen Inseln, und habe dieses in einer Reihe „Seestücke" allerliebst beschrieben. Nach der „Harzreise" sollen sie auch gedruckt werden. — Nochmals bitte ich Sie, daß die „Harzreise" nicht von der Zensur malträtiert wird, daß sie bald gedruckt wird, und daß ich 25 Exemplare davon erhalte. Letztere erwarte ich ganz bestimmt, weil ich sie, um alte Freunde anzuregen und neue Freunde zu gewinnen, bereits im Geiste hier verteilt habe. Leben Sie wohl, und bleiben sie schutzreich und gewogen

Ihrem Freunde

H. Heine

74. An Moses Moser.

Verdammtes Hamburg, den 14. Dezember 1825.

Teurer Moser! lieber, gebenedeiter Mensch!

Du begehst großes Unrecht an mir. Ich will ja keine große Briefe, nur wenige Zeilen genügen mir, und auch diese erhalte ich nicht. Und nie war ich derselben mehr bedürftig, als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Brust ausgebrochen ist, alle Gefühle sich empören — für mich, wider mich, wider die ganze Welt. Ich sage Dir, es ist ein schlechter Spaß. — Laß das gut sein.

Da sitz' ich nun auf der ABCstraße, müde vom zwecklosen Herumlaufen, Fühlen und Denken, und draußen Nacht und Nebel und höllischer Spektakel, und groß und klein läuft herum nach den Buden, um Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Im Grunde ist es hübsch, daß die Hamburger schon ein halb Jahr im voraus dran denken, wie sie sich zu Weihnacht beschenken wollen. Auch Du, lieber Moser, sollst Dich über meine Knickrigkeit nicht beklagen können, und da ich just nicht bei Kasse bin und Dir auch kein ordinäres Spielzeug kaufen will, so will ich Dir etwas ganz Apartes zum Weihnacht schenken, nämlich das Versprechen: daß ich mich vor der Hand noch nicht totschießen will.

Wenn Du wüßtest, was jetzt in mir vorgeht, so würdest Du einsehen, daß dieses Versprechen wirklich ein großes Geschenk ist, und Du würdest nicht lachen, wie Du es jetzt thust, sondern Du würdest so ernsthaft aussehen, wie ich in diesem Augenblick aussehe.

Vor kurzem hab' ich den „Werther" gelesen. Das ist ein wahres Glück für mich.

Vor kurzem hab' ich auch den „Kohlhaas" von Heinrich von Kleist gelesen, bin voller Bewunderung für den Verfasser, kann nicht genug bedauern, daß er sich totgeschossen, kann aber sehr gut begreifen, warum er es gethan.

Was mein äußeres Leben betrifft, so ist es nicht der Mühe wert, daß ich davon spreche. Du siehst Cohen ja diese Tage, und er kann Dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrscheinlich kann Cohen Dir die Ursache nicht angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder, besser gesagt, im Herzen; und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden.

Ich will bis Frühjahr hier bleiben, beschäftigt mit mir selbst, und, wie ich glaube, auch mit Vorarbeiten zu den Vorlesungen, die ich an der Berliner Universität halten will. —

Hat es Zeit, daß ich Dir die 10 Louisd'or in Berlin bei meiner Zurückkunft wieder bezahle? Sag' mir es ausdrücklich. Ich ärgere mich gründlich, daß ich Dir das Geld länger, als ich beabsichtigte, vorenthalte. Der Almanach, wodurch ich Dich rembusieren wollte, ist nicht erschienen dieses Jahr. Ausgaben über Ausgaben, Vereitlung meiner Pläne zum Hierbleiben und dergleichen mehr, sind schuld, daß ich jetzt nicht weiß, wo aus, wo ein. --

Wir sprechen sehr viel von Dir, und Wohlwill hat kürzlich geäußert, daß Du, wenn Dich ein Freund bestiehlt, ihm doch Deine Freundschaft bewahren und bloß sagen würdest: Er hat nun mal diesen Fehler, und man muß das wegen seiner bessern Eigenschaften übersehen — Der dicke Monasverehrer weiß selbst nicht, wie treffend er Dich bezeichnet hat, Dich und jene Geisteshöhe, zu der man sich mit Kopf und Herz hinaufgeschwungen haben muß, um jener Toleranz fähig zu sein. Ich hab' es wohl zu einer ähnlichen Toleranz gebracht, nicht weil ich von oben hinab, sondern von unten hinauf sehe. —

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Cohen versichert mich, Gans predige das Christentum und suche die Kinder Israel zu bekehren. Thut er dieses aus Überzeugung, so ist er ein Narr; thut er es aus Gleißnerei, so ist er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören, Gans zu lieben; dennoch gestehe ich, weit lieber wär's mir gewesen, wenn ich statt obiger Nachricht erfahren hätte, Gans habe silberne Löffel gestohlen.

Daß Du, lieber Moser, wie Gans denken sollst, kann ich nicht glauben, obschon es Cohen versichert und es sogar von Dir selber haben will. — Es wäre mir sehr leid, wenn mein eigenes Getauftsein Dir in einem günstigen Lichte erscheinen könnte. Ich versichere Dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben. — Mündlich mehr hiervon.

Vorigen Sonnabend war ich im Tempel, und habe die Freude gehabt, eigenohrig anzuhören, wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog, und besonders stichelte: „wie sie von der bloßen Hoffnung, eine Stelle (ipsissima verba) zu bekommen, sich verlocken lassen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden."

Ich versichere Dir, die Predigt war gut, und ich beabsichtige, den

Mann diese Tage zu besuchen. — Cohen zeigt sich groß gegen mich. Ich esse bei ihm am Schabbes, er sammelt glühende Kuggel auf mein Haupt, und mit Zerknirschung esse ich dieses heilige Nationalgericht, das für die Erhaltung des Judentums mehr gewirkt hat, als alle drei Hefte der Zeitschrift. Indessen, es hat auch größeren Absatz gehabt.

Freitag.

Während ich gestern an Dich schrieb, erhielt ich Deinen lieben Brief vom 13. Dezember. Ich hätte Dir Manches darüber zu sagen, muß mich aber auf das beschränken, was mir in diesem Augenblick das Wichtigste scheint.

Ich habe nämlich Lust, nächste Ostern unter dem Titel „Wanderbuch, erster Teil" folgende Piecen drucken zu lassen:

1. Ein neues Intermezzo, etwa 80 kleine Gedichte, meist Reisebilder, und wovon Du schon 33 kennst.
2. Die „Harzreise," die Du dieser Tage im „Gesellschafter" schon sehen wirst, aber nicht vollständig.
3. Das Dir bekannte Memoire über Polen, völlig umgearbeitet und bevorwortet.
4. Die „Seebilder," wovon Du einen Teil beikommend erhältst.

Will mir der Kriminalrat Hitzig einen großen Gefallen erzeigen, so interessiert er sich für dieses Unternehmen. Ich würde ihm selbst drum schreiben, wenn es nicht gar zu häßlich aussähe, bei Eröffnung einer Korrespondenz gleich Gefälligkeiten zu erbitten. Die Aufgabe ist jetzt erstens, das Buch Dümmlern zum Verlag anzubieten, und zweitens, so viel Honorar, als möglich, von ihm zu bedingen. Ich denke, daß er mir zwei Louisd'or für den Bogen giebt. Ich bin ihm noch für Exemplare meiner „Tragödien" Geld schuldig, welches er mir abziehen kann, obgleich er mir versprach, jene Exemplare mir um ein Billiges abzulassen, wie ich ihm denn auch bemerkt hatte, daß ich sie, ledig und allein, um dem Buche Gönner und Posaunen zu schaffen, an litterarische Blätter und Charaktere versandt habe.

Zu besprechen wäre mit Dümmler, ob es nicht ratsam wäre, das „Lyrische Intermezzo," welches zwischen den Tragödien steht, nochmals abdrucken zu lassen, das neue Intermezzo (1.) damit zu verbinden, und das Ganze als ein Büchlein von zehn bis elf Bogen unter dem Titel „Das große Intermezzo" besonders erscheinen zu lassen. Dieses Büchlein würde ein höchst originelles Ganze bilden und viele Gönner finden. Es wär' ein Buch, das nicht so leicht seinesgleichen fände. Die oben angeführten anderen drei Piecen (2. 3. 4.) wären alsdann noch immer hinreichend, ebenfalls ein Buch für sich zu bilden. — Du kannst allenfalls, lieber Moser, wenn Dümmler obigen Intermezzo-Plan aus begreiflichem Verlegeregoismus ablehnen wollte, ihm anbieten, daß ich für den neuen Abdruck des alten Intermezzos kein Honorar verlange, so daß er fast nur die Hälfte Bogenzahl des Buches zu honorieren braucht. Ich glaube, Hitzig vermag leicht Dümmler zu bestimmen. —

Die Zensur wird die „Harzreise" im „Gesellschafter," wo ich sie

vorher abdrucken lasse, ziemlich malträtieren. Indessen, hoffe ich, wird sie im „Wanderbuch“ ganz gedruckt werden können; an neuem Zuschmuck soll es auch nicht fehlen.

Das Memoire über Polen wird ganz umgearbeitet und vermehrt. Briefe aus Warschau und neue Zeitereignisse regen mich an, dieses Memoire jetzt erscheinen zu lassen; ich selbst zwar hab' nie einen großen Wert darauf gelegt (Du gar keinen), aber andere versichern mich, daß es seines Gehalts wegen wichtig sei (z. B. Sartorius), und daß ich drauf rechnen kann, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Ich könnte viel über diesen Gegenstand sagen, wenn ich nicht wüßte, daß Dir der Aufsatz nie gefallen hat.

Etwas besser, hoffe ich, gefallen Dir die „Seebilder,“ deren Manuskript Du durch Cohen erhältst. Ich wünsche nicht, daß Du sie jemandem anders mitteilst, als dem Kriminalrat Hitzig, und daß Du auch diesen bittest, sie niemandem mitzuteilen. Tieck und Robert haben die Form dieser Gedichte, wenn nicht geschaffen, doch wenigstens bekannter gemacht; aber ihr Inhalt gehört zu dem Eigentümlichsten, was ich geschrieben habe. Du siehst, jeden Sommer entpuppe ich mich und ein neuer Schmetterling flattert hervor. Ich bin also doch nicht auf eine bloß lyrisch-malitiöse zweistrophige Manier beschränkt. —

Den zweiten und dritten Teil des „Wanderbuchs“ bilden, will's Gott, eine neue Sorte Reisebilder, Briefe über Hamburg, und der Rabbi, der leider jetzt wieder liegt.

Heute Morgen habe ich das neue Juli-August-September-Heft der „Wiener Jahrbücher“ gelesen, mit innerem Mißbehagen. Es steht nämlich eine Rezension darin, mehr über mich, als über meine „Tragödien.“ Du mußt sie lesen, denn sie trifft Dich mit, erstens weil ich und Auerbach Dich repräsentieren, zweitens weil Du ein Stück von mir selbst bist. — Ich sehe noch schlimmeren Ausfällen entgegen. Daß man den Dichter herunterreißt, kann mich wenig rühren; daß man aber auf meine Privatverhältnisse so derbe anspielt oder, besser gesagt, anprügelt, das ist mir sehr verdrießlich. Ich habe christliche Glücksritter in meiner eigenen Familie u. s. w.

Nie waren meine Verhältnisse kitzlicher, als in diesem Augenblicke. — Apropos, willst Du zu dem „großen Intermezzo“ eine Vorrede schreiben? Das wäre hübsch, und Du hättest da viel Interessantes zu sagen. Antworte mir hierüber.

Montag.

Cohen, dem ich diesen Brief mitgeben wollte, ist einige Tage länger hier geblieben, und ich kann Dir noch einige Zeilen schreiben. — Madame Bella Veit habe ich besucht. Eine liebenswerte Frau, die ich öfter besuchen will. Sie hat mich nicht in meiner rosenfarbigen Stimmung gesehen, und ich will ihr zeigen, daß ich nicht immer ein ernsthaft langes Gesicht herumtrage. Ihre Unterhaltung ist angenehm, so recht wärmend, wie ich es wünsche in diesem feuchten Nebelwetter. Sie hat recht liebe Geistestournüren. Wir sprachen von Gans. Kann man denn in dieser Welt von etwas anderem sprechen? Jeder sieht ihn, jeder hört ihn. Halleluja!

Grüß' mir meinen Bruder, Zunz, J. Lehmann, Hillmars. Wenn ich Zeit hätte, würde ich der Doktorin Zunz einen hübschen jüdischen Brief schreiben. Ich werde jetzt ein rechter Christ; ich schmarotze nämlich bei den reichen Juden.

Lebe wohl, schreib mir bald Antwort, und sei überzeugt, daß ich Dich liebe und sehr verdrießlich bin.

Dein ganzer Freund

H. Heine.

---

75. An Joseph Klein.[1])

Hamburg, Weihnacht 1825.

Mein lieber Johannes Kreisler!

Obschon wir wechselseitig gewissenhaft versprachen, uns in der Folge oft zu schreiben, so mögen doch wohl drei bis vier Jahre verflossen sein, ohne daß es einem von uns einfiel, dieses Versprechen zu erfüllen. Meinerseits kann ich mich sehr gut damit entschuldigen, wenn ich Dir versichere, daß ich oft nicht an Dich gedacht habe. Gestern abend aber — weiß der Teufel, wie es kam — dachte ich und schwatzte ich von Dir eine ganze Stunde lang, und zwar mit dem Komponisten Albert Methfessel, dem ich von Dir und Deinem Musikgenie so viel erzählte, bis er ordentlich ärgerlich wurde, daß ich ihm meine von Dir so trefflich komponierten Lieder nicht schnell verschaffen konnte. Ich gestehe Dir, ich selbst möchte sie gern zuweilen hören, sintemal keiner von denen, die sich daran versucht, sie so hübsch komponiert hat wie Du, der Du den speziellen Vorteil hattest, eben so verrückt gewesen zu sein, wie der Verfasser der Texte. Gestehen muß ich zwar auch, daß ich mehrere Kompositionen derselben nicht kenne, z. B. die Melodien, die ein Ries[2]) in Berlin dazu gesetzt hat und die sehr hübsch sein sollen. Unser Fr.... hat mich blamiert. — Ich versprach dem Methfessel, Dir umgehend zu schreiben und obige Kompositionen von Dir zu verlangen. Wenn Du es wünschest, schafft er Dir auf der Stelle einen guten Verleger. Er wird nämlich vielfach angegangen, gute Lieder zu empfehlen. Er selbst will sich jetzt ganz zur Oper wenden. Ich zweifle nicht, daß es ihm gelingt Was einen Verleger betrifft, so vermag auch ich selbst für einen solchen zu sorgen. Auch für den Beifall. Wenn dieses Dir also gefällt, so schicke mir besagte Liederkompositionen hierher mit der fahrenden Post, und zwar sobald Du nur kannst, indem ich nicht weiß, ob ich länger als zwei Monate noch hierbleibe. Meine Adresse ist: „An den Herrn H. Heine, Dr. juris, per Adresse Moritz von Embden auf dem Neuen Wall Nr. 167 in Hamburg." Diese Adresse ist sicher. —

Schreib mir auch, wie es Dir geht, Kreisler. Mit meiner Gesundheit geht es besser. Juli habe ich Göttingen verlassen und reiste für

---

1) Aus dem Buche von F. Steinmann: „Briefe von H. Heine" (Amsterdam 1861. II.) Bd. I. S. 101. Die Echtheit des Briefes ist festgestellt. Vgl. Bd. VIII. S. 30.

2) Ferdinand Ries (1784—1838).

meine Gesundheit. Auf Norderney, einer Insel der Nordsee, wo ich das Seebad gebrauchte, fand ich mich zufällig mit Sethe zusammen. Der Staatsrat hat geheiratet, damit die liebe, gute, treuherzige Rasse nicht verloren gehe. — Frühjahr will ich nach Berlin zurückkehren. Ich bin unterdessen sehr berühmt geworden. Verdiene es auch; schon allein aus dem Grunde, weil ich wenig schreibe.

Die Ideenassociation des Wenigschreibens führt mich auf Johann Baptist Rousseau — hast Du von ihm nichts gehört? Meine kränkliche Unumwundenheit hat ihm am Ende, und gewiß mit Recht, mißfallen, und er hat mir in vollgültiger Form die Kameradschaft aufgekündigt. Im Grunde ist er auch zu gut für mich. Ich liebe ihn und schätze ihn. Laß ihn froh sein, daß er mich nicht ganz versteht; er kann um desto lebensglücklicher sein und weniger in Gefahr geraten, vom Teufel geholt zu werden. Nicht wahr, der Kerl — ich meine nicht den Teufel, sondern im Gegenteil Rousseau — ist ein guter Kerl, eine Seele voller Seelengüte; hoffe, noch ehe ich sterbe, ihn wiederzusehen und ihm lachend zu zeigen, daß alles nur ein Spaß ist, sogar die Liebe, die uns so besonders ernsthafte Gesichter schneiden macht. O Johannes, komponiere mir doch ein brillantes Musikstück, wobei die eine Hälfte der Zuhörer vor Lachen und die andere Hälfte vor Weinen sich nicht zu halten weiß. Johannes geh oft in die Kirche, komponiere viel, schreib mir viel, sei vernünftig, grüß mir Smets [1]), laß ihn eine Messe für mich lesen, und lebe wohl!

---

76. An Karl Simrock.

Herrn Karl Simrock aus Bonn,
Referendarius beim Stadtgerichte in Berlin.

Hamburg, den 30. Dezember 1825.

Lieber Simrock!

Du hast mir mal geschrieben, daß einer unserer Landsleute, Ries, einige meiner Lieder in Musik gesetzt hat. Kannst Du mir nicht diese Kompositionen verschaffen? Du thust mir einen sehr großen Gefallen. Eine liebe Sängerin hat mich nämlich gestern abend dreiviertel Stund' lang gequält, ihr einige Kompositionen meiner Lieder zu besorgen. Du siehst, lieber Freund, wenn ich die Leute nötig habe, so schreibe ich ihnen. Du aber hättest wohl verdient, daß ich Dir früher mal schreiben sollte; hab ich doch vor geraumer Zeit den „Musenalmanach“ mal zu Gesicht bekommen und in einigen Reimen gesehen, daß Du, den ich gleich als den Verfasser erkannte, noch mit Freundlichkeit an mich denkst — an mich, der ich Dir auf Deinen lieben Brief vorigen Winter nicht geantwortet habe. Entschuldigungen hab ich genug — Krankheit, Jurisprudenz und Faulheit. Erstere hielt mich sehr niedergedrückt; doch jetzt geht es besser. Seit August hab ich Göttingen verlassen, reiste nach der Insel Norderney, wo ich mit Erfolg das Seebad gebrauchte; und jetzt

1) Vgl. Bd. VIII. S. 107.

will ich hier überwintern und mit den ersten Schwalben nach Berlin zurückkehren. Dort hoffe ich Dich zu sehen. Mit historischen Studien und Vorarbeiten zu künftigen Werken bin ich jetzt noch beschäftigt. Poetisches fließt wenig aus meiner Feder.

Die gute Aufnahme meiner ersten Produktionen hat mich nicht, wie es leider zu geschehen pflegt, in den süßen Glauben hineingewiegt, ich sei nun ein für allemal ein Genie, das nichts zu thun braucht, als die liebe klare Poesie geruhig aus sich herausfließen und von aller Welt bewundern zu lassen. Keiner fühlt mehr als ich, wie mühsam es ist, etwas Litterarisches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tieferen Geiste sein muß, bloß zum Gefallen des müßigen Haufens zu schreiben. Bei solchem Streben kannst Du Dir wohl vorstellen, daß ich manchen Anforderungen und Erwartungen nicht entsprechen kann. So ist unter andern mein Freund Rousseau unwillig geworden, daß ich ihn nicht in seinen poetischen Unternehmungen kräftig unterstützt, und er hat mir sogar vor einem halben Jahre förmlich die Kameradschaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit seines Zeitschrifttreibens gegen ihn aussprach. Du magst sagen, was Du willst, er hat wahrhaftig echtes Talent, und verdient, schon seines Herzens wegen, ein besseres Schicksal in der Litteratur. Aber der Teufel hole sein zweckloses Treiben! Mich wenigstens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiste minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thun, als etwas Nichtiges.

Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürrischen Ernst, der mich anwandelt; auch Dich wird er einst erfassen, wenn Du mancher Dinge überdrüssig bist, die Dich vielleicht jetzt noch amüsieren. Ich darf glauben, daß wir manche Anschauungsweise miteinander gemein haben, und daher erklär' ich's mir auch, warum Dir, Simrock, manches Gedicht von mir zusagen kann, und warum auch ich in manchem Gedichte von Dir, das mir seitdem durch den „Gesellschafter“ und durch den „Musenalmanach“ zu Gesicht gekommen, eine geistige Blutsverwandtschaft geahnt habe Über die ersten Ergüsse der lieben Flegeljahre und der Flegeljahrenliebe sind wir beide schon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal das Lyrische hervortreten lassen, so ist es doch ganz und gar durchdrungen von einem geistigeren Elemente, von der Ironie, die bei Dir noch goethisch freundlich gaukelt, bei mir hingegen schon ins Düsterbittere überschnappt. Ich wünsche sehr, daß Deine Ironie jenes heitere Kolorit behalte, aber ich glaube es nicht, nnd ich fürchte, auch aus Deinen Gedichten werden mir einst weniger Rosen und mehr Belladonnablüten entgegenduften.

Doch, ich wollte ja bloß wegen der Riesschen Kompositionen schreiben. Was sie kosten, im Fall sie gedruckt sind, oder was das Abschreibegeld betragen mag, im Fall sie noch Manuskript sind, will ich gern bezahlen. Schick mir die Sachen nur recht bald per fahrender Post unter Adresse an den Dr. jur. H. Heine bei Moritz von Embden, Neuerwall Nr. 167 in Hamburg.

Und nun lebe wohl und bleib freundlich gewogen
Deinem Freund und Landsmann

H. Heine.

---

77. An Moses Moser.

Hamburg, den 9. Januar 1826.

Lieber Moser!

Ich hoffe, daß mir Cohen einen langen Brief von Dir mitbringt. Ich bitte Dich, wenn er noch nicht abgereist ist, schick mir durch ihn die „Seebilder" wieder zurück. Ich muß sie doch vor dem Abdruck nochmals durchsehen. — In Hinsicht Dümmlers erwarte ich Deine Antwort. Ich hab mich indessen jetzt einigermaßen anders beraten, und will das alte Intermezzo nicht nochmals abdrucken lassen; sondern ich will die neuen kleinen Gedichte gleichfalls in dem Buche, worin die „Harzreise" und „Seebilder," als ein Ganzes aufnehmen. Es ist also jetzt bloß die Aufgabe, dem Dümmler ein Buch von circa achtzehn bis zwanzig Bogen zum Verlag anzubieten. Ich will diese Tage dem Kriminalrat Hitzig noch besonders über diesen Gegenstand schreiben.

Der Lump von Gubitz hat trotz seines schriftlichen Zusagens die „Harzreise" noch nicht im „Gesellschafter" abgedruckt; der Lump soll nie eine Zeile mehr von mir erhalten.

Lach' nicht über meine Lappalien. Die Welt ist jetzt freilich von größeren Interessen erfüllt. Hier ging's in der merkantilischen Welt sehr stürmisch zu, und trotz meiner Isolierung von derselben hab' ich die Wirkung dieser Stürme empfinden müssen. — Ich lebe ganz isoliert, lese den Livius, revidiere meine alten Ideen, ergrüble einige neue Ideen, und schreibe unbedeutendes schlechtes Zeug.

Über meine äußeren Angelegenheiten kann ich und will ich heute wenig sprechen So viel kann ich Dir vertrauen: es steht mit mir besser, als ich selber weiß. — Wer mich am meisten quält, das bin ich noch immer selbst. — Im Grunde bin ich jetzt auch innerlich so sehr bewegt, daß ich an nichts Äußeres denken kann. Wenn ich nur Ruhe gewinne, den Rabbi auszuschreiben zu können!

Mein einziger Umgang hier ist im Hause meiner Schwester, meiner Oheime, des Syndikus Sieveking, und des Kandidaten Wohlwill. — Mein Oheim zeigt sich mir sehr gnädig, sehr gnädig. — Mit meiner Gesundheit geht es so ziemlich, ich leide aber noch immer. Die Wirkung des Norderneyer Seebades scheint heilsam gewesen zu sein

Aber was machst Du, guter, teurer Moser? Ist es Dir bei Deiner Vielseitigkeit noch immer leicht, mich zu lieben? Ich denke hier an Dich weit öfter, als in Göttingen, weil ich hier isolierter lebe. Ich freue mich auf die Zurückkunft von Cohen. Er erzeigt mir viel Liebes, hat mir bei meinem Oheim viel Gnade bereitet, welches um so verdienstlicher ist, da letzterer mit lauter Menschen umgeben ist, die mir feindselig sind. Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhaßt. Ich bereue sehr, daß ich mich getauft hab'; ich seh noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser gegangen sei, im Gegenteil, ich habe seitdem nichts als Unglück. — Doch still hiervon, du bist zu sehr aufgeklärt, um nicht hierüber zu lächeln.

Grüß mir meinen Bruder, er ist ein guter Junge, und ich hoffe, daß er ein Mensch wird.

Apropos! ist Cohen noch nicht abgereist, so lasse ich ihn ersuchen, in der Maurerschen Buchhandlung ein Exemplar meiner „Gedichte“ zu kaufen und mir mitzubringen. Ich will ihm gern den Thaler wiederzahlen. Ich sag es aus dem Grunde, damit Du ihn nicht auslegen sollst Es ist nur die Frage, ob Cohen sich auch gern mit dem Buche belästigt, da man auf der Schnellpost wenig mitnehmen kann. — Grüß mir Lehmann, Zunz und Gemahlin. Sag aber nicht an Zunz, daß ich Lehmanns Namen zuerst genannt.

Die Fonds haben gewiß auch Dich sehr in Unruhe gesetzt. — Kann man in Berlin das letzte Heft der „Wiener Jahrbücher“ einzeln kaufen? Ich möchte dasselbe gern besitzen und will nicht, wie man hier verlangt, den ganzen Jahrgang bezahlen. Ich bitte Dich, erkundige Dich deshalb. Auch such' zu erfahren, wer darin die Rezension über mich geschrieben.[1]) Ist es nicht närrisch? kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrieen. Aber ich sage Dir, nichts als Widerwärtigkeiten seitdem. — Z. B. auch, daß ich um den Ruhm von 1825 geprellt bin. —

Leb wohl, schreib mir viel, besonders ob Du mir noch mit ganzem Gemüte wohlwillst. Wohlwill ist krank.

Dein Freund

H. Heine.

78. An Moses Moser.

Hamburg, den 14. Februar 1826.

Lieber Moser!

Ich will Dir nächstens ordentlich schreiben, recht ordentlich und heiter. Heute aber bin ich zu pressiert und verstimmt. Nur Weniges will ich Dir mitteilen.

Unser Freund Cohen hat aus Thorheit oder aus Absicht mir Schlimmeres zugefügt, als der schlimmste Feind gegen mich ersinnen konnte. Während ich hier bis am Hals beschäftigt sitze, wohl deshalb auch die Menschen negligiere, hat mein eigener Schwager, der mich haßt, niederträchtige Gerüchte über mich verbreitet (z. B., ich spielte u. s. w.) und trieb auch Deinen Freund Cohen an, der in der Absicht, mir zu nützen, der ganzen Welt die Ohren vollschwatzt: ich läge hier müßig, hätte kein Geld, mein Oheim müsse mir Geld geben u. s. w. Da dieses mir zu Ohren kam, überzeugte ich den plumpen Gesellen, daß mir das Wenige, was ich hier brauche, nicht fehle, und ich bat ihn, sich um meine Angelegenheiten ferner nicht zu bemühen. Bis Augustmonat habe ich meine Gründe, mit ihm (Cohen) in intimer Freundschaft zu bleiben. Nun erfolgt aber an Dich die Bitte: in Briefen an Cohen kein Wort über mich zu schreiben, überhaupt kein Wort über meine Privatverhältnisse, keinen Rat für mich und dergleichen zu äußern. Der Kerl mißbraucht alles und ich muß mich gegen ihn sichern. — Solltest Du dagegen handeln, so müßte ich, der in diesem Leben schon so viel verloren hat, auch Dich und Deine Freundschaft aufgeben. Es ist dies

1) Der Verfasser jener Rezension war Willibald Alexis.

mein ernstestes Wort. Überhaupt muß ich Dich selbst warnen, gegen solche Freunde auf Deiner Hut zu sein. Er kompromittiert, ohne es zu wissen. Mündlich mehr.

Etwas länger, als ich beabsichtigte, bleibe ich hier. Ich muß manches ausarbeiten. Auch den Rabbi will ich — gegen Deine engherzige Mahnung — hier fertig machen, und er soll schon im zweiten Teil meiner Reiseschriften erscheinen, deren erster Teil im Verlag von Hoffmann und Campe diese Ostern herauskommt. (Ich habe diesen ersten Teil für fünfzig Louisdor verkauft.) Die schändlich mißhandelte „Harzreise" soll drin erscheinen, auch die spanischen Romanzen, die ich Dir geschickt, sowie auch die „Seebilder," von denen mir Cohen sagte, daß er sie gelesen — Du verstehst mich. — Erzähle keinem Menschen, was ich Dir hier schreibe. Grüß mir meinen Bruder. Lebe wohl.

Dein Freund

H. Heine.

Adresse: An den Dr. jur. H H., wohnt bei Kasang am Dragonerstall Nr. 42.

79. An Moses Moser.

Hamburg, den 24. Februar 1826.

Lieber Moser!

Obschon kopfmüde, kann ich doch nicht umhin, Dir einige Zeilen zu schreiben — Ich sehe, Du hast den Marquis Posa abgelegt, und möchtest nun gern den Antonio präsentieren. Glaub mir, ich bin weder Tasso, noch verrückt, und wenn ich bis zum furchtbarsten meine Entrüstung aussprach, so hab ich dazu meine guten Gründe gehabt. — Es liegt mir nichts daran, wie man von mir denkt, man kann auch sprechen von mir, was man will; ganz anders ist es aber, wenn man dieses Gedachte oder Gesprochene mir selbst, persönlich selbst, insinuiert. Das ist meine persönliche Ehre. Ich hab' mich auf der Universität zweimal geschlagen, weil man mich schief ansah, und einmal geschossen, weil man mir ein unziemliches Wort sagte. Das sind Angriffe auf die Persönlichkeit, ohne deren Integrität ich selbst jetzt nicht existieren möchte. — Nun will ich Dir erzählen: Der Mann meiner Schwester suchte, angereizt durch wohlverdiente Verachtung, die ich ihm zeigte, Rache an mir auszuüben, indem er mich und meine Lebensweise bei der ganzen Welt verleumdete, und unter anderm auch Cohen antrieb, bei meinem Oheim, zu meinem eigenen Besten, meine schlechte Lebensart zu schildern, um ihn anzuspornen, mich von hier zu entfernen. Da soll nun Cohen im Hause meines Oheims geäußert haben: ich sei ein Spieler, lebte müßig, müsse in schlechten Händen sein, ich hätte keinen Charakter, kurz dergleichen mehr, sei es um sich wichtig zu machen oder aus Plumpheit, die auf solche Weise zu nützen glaubte. Da solche Menschen nun gefährlicher und schädlicher sind, als offenkundige Feinde, indem sie sich ein Air von Protektoren und Seelsorgern geben, so mußte ich Dich

bitten, aus vielleicht wohlgemeinter Absicht nichts gegen solche Menschen über mich zu äußern; sie unterstützen ihr Geschwätz gern, wenn sie aufweisen können, von den intimsten Freunden aufgefordert zu sein, „etwas für den Menschen zu thun." Dieser Ausdruck schon allein kann mich toll machen. — Moser, ich weiß, Du liebst mich, in meiner Seele ist nicht der geringste Unmut gegen Dich — aber gesteh' offen: welche Bewandtnis hat es mit dem Geschwätz, daß Du durch Cohen aufgefordert bist und der Kriminalrat Hitzig wieder von Dir aufgefordert ist, in Berlin ein Unterkommen für mich zu suchen? Ja, ich bin rasend — meine persönliche Ehre aufs tiefste gekränkt; — was mich aber am meisten kränkt, das ist, daß ich selbst daran schuld bin durch ein zu offenes und kindisches Hingeben an Freunde oder Freunde der Freunde. — Es soll nicht mehr geschehen, ich werde im Notfall auch so absichtlich ernst aussehen, wie Ihr andern. Daß ich mit Cohen nicht förmlich zerfalle, und ihm erst den 1. August meine Meinung sage, ist auch nötig. Er hat die Karre in den Dreck geschoben und kann sie wieder herausschieben. Hast Du für einen alten Freund noch so viel Freundschaft, so bestärkst Du ihn darin — er hat wenigstens die Absicht geäußert, seine Plumpheit wieder gut zu machen — und Du bedenkst, daß Du, freilich nur mittelbar, dazu beigetragen hast, mir namenloses Leid zuzufügen. Ich bin ganz krank geworden vor Unmut. Ich kann fast nicht schreiben. —

Es ist Thorheit von Dir, wenn Du äußerst, daß ich im Ernst meine Freundschaft *** wollen; meine Freundschaft hängt nicht vom *** ab, sondern von unbedingten Gefühlen, von denen ich selbst beherrscht werde. Es ist ganz wie bei der Liebe, bei der meinigen, der H. Heinischen. Du denkst anders, kannst meinethalben morgen wieder anders denken, es raubt Dir nichts von meiner Freundschaft. Das ist meine Toleranz.

Schreib mir mal; denn in Deinem Briefe steht wirklich kein Wort. — Grüß mir unsere Freunde. Gans' Rezension im „Morgenblatt" habe ich gelesen und die erste Hälfte leider nicht verstanden. Die Nachwelt wird Gans' Deutsch desto besser verstehen. — Mein neues Büchlein ist in vollem Gedrucktwerden; sobald es fertig ist, schick ich's Dir. — Es ist mir (das Buch) ganz gleichgültig, wie mir denn überhaupt die meisten Dinge keinen Spaß mehr machen. — Ich hab' diese Tage meine Schwester verloren. Leb wohl, schreib bald.

H. Heine.

---

80. An Moses Moser.

Hamburg, den 23. des Monat Gans 1826.

Diese Nacht dachte ich mehre Stunden lang an Dich, und unter anderm machte ich die scharfsinnige Bemerkung: daß Du mehr Scharfsinn habest, als ich. — Stimmst Du nun ein in dieses Urteil, so mußt Du doch gestehen, daß ich einigen Scharfsinn besitze, und meinst Du das Gegenteil des ausgesprochenen Urteils, so hast Du mir eo ipso eine Dosis Scharfsinn zugesprochen.

Was soll ich thun! Alles, was ich in der Brust habe, alle Gefühle meines Herzens gelten nichts mehr bei Dir, und wenn ich mich wieder bei Dir in Kredit setzen will, so muß ich irgend eine einseitige Verstandesfähigkeit für mich vindizieren, da ich weiß, daß Du auf dergleichen etwas zu geben pflegst. Was soll ich thun! Ich muß sogar den Verdacht auf mich laden, als hätte ich Verstand, alles aus ambierender Freundschaft zu Dir. Ich möchte die goldenen Hufen meines Pegasus bei einem Juden versetzen, nur um Verstand zu borgen. Gold versetzt, um Münzgroschen zu borgen. — Genug des Unverstandes und der unverständlichen Reden über Verstand — ich wollte mir nur den Anschein geben, als dächte ich etwas dabei.

Das war eine gute Zeit, als der „Ratcliff" und „Almansor" bei Dümmler erschienen, und Du, lieber Moser, die schönen Stellen daraus bewundertest, und Dich, während wir pißten, in den Mantel hülltest und pathetisch sprachest, wie der Marquis Posa. Es war damals Winter, und der Thermometer war bis auf Auerbach gefallen, und Dithmar fror trotz seiner Nankinghosen — und doch ist es mir, als ob es damals wärmer gewesen sei, als heute den 23. April, heute wo die Hamburger schon mit Frühlingsgefühlen herumlaufen, mit Veilchensträußern u. s. w. u. s. w. Es ist damals viel wärmer gewesen Wenn ich nicht irre, war Gans damals noch nicht getauft, und schrieb lange Vereinsreden, und trug sich mit dem Wahlspruch: Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Ich erinnere mich, der Psalm: „Wir saßen an den Flüssen Babels" war damals Deine Force, und Du rezitiertest ihn so schön, so herrlich, so rührend, daß ich jetzt noch weinen möchte, und nicht bloß über den Psalm.

Du hattest damals auch einige sehr gute Gedanken über Judentum, christliche Niederträchtigkeit der Proselytenmacherei, Niederträchtigkeit der Juden, die durch die Taufe nicht nur die Absicht haben, Schwierigkeiten fortzuräumen, sondern durch die Taufe etwas erlangen, etwas erschachern wollen, und dergleichen gute Gedanken mehr, die Du gelegentlich einmal aufschreiben solltest. Du bist ja selbständig genug, als daß Du es wegen Gans nicht wagen dürftest; und was mich betrifft, so brauchst Du Dich wegen meiner gar nicht zu genieren.

Wie Solon sagte, daß man niemanden vor seinem Tode glücklich nennen könne, so kann man auch sagen, daß niemand vor seinem Tode ein braver Mann genannt werden sollte.

Ich bin froh, der alte Friedländer und Bendavid sind alt, und werden bald sterben, und diese haben wir dann sicher, und man kann unserer Zeit nicht den Vorwurf machen, daß sie keinen einzigen Untadelhaften aufzeigen könne.

Verzeih mir den Unmut, er ist zumeist gegen mich selbst gerichtet. Ich stehe oft auf des Nachts und stelle mich vor den Spiegel und schimpfe mich aus. Vielleicht seh' ich des Freundes Seele jetzt für einen solchen Spiegel an; aber es kommt mir vor, als sei er nicht mehr so klar wie sonst.

Sei nicht mürrisch, weil ich es bin. Ich will Dir in allem recht geben. Nenne mich ungerecht, und ich will Dir recht geben. Ja, was

noch schlimmer ist als ungerecht, ich bin sogar subjektiv. Und in solcher ungerechten Subjektivität schmähe ich auf das schöne Wetter, auf Gans; — — Nun, wenn ich das Aprilwetter mit dem gewöhnlichen Beiworte nenne, wirst Du doch nicht böse sein? — Aber, o wetterwendischer, inkonsequentester Monat April, verzeih' mir, daß ich Dir unrecht that und mit dem Dr. Gans Dich zusammenstellte. Das verdienst Du nicht! (Ich meine den Monat.) Es ist ein männlicher, konsequenter Monat, ein ordentlicher Monat u. s. w.

Grüß mir unsern „außerordentlichen" Freund, und sag ihm, daß ich ihn liebe. Und dieses ist mein seelenvollster Ernst. Er ist mir noch immer ein liebes Bild, obschon kein Heiligenbild, noch viel weniger ein verehrliches, wunderthätiges. Ich denke oft an ihn, weil ich an mich selbst nicht denken will. So dachte ich diese Nacht: mit welchem Gesicht würde wohl Gans vor Moses treten, wenn dieser plötzlich auf Erden wieder erschiene? Und Moses ist doch der größte Jurist, der je gelebt hat, denn seine Gesetzgebung dauert noch bis auf heutigen Tag.

Ich träumte auch, Gans und Mardochai Noah[1]) kamen in Stralau zusammen, und Gans war, o Wunder! stumm wie ein Fisch. Zunz stand sarkastisch lächelnd dabei und sagte zu seiner Frau: Siehst Du, Mäuschen? Ich glaube, Lehmann hielt eine lange Rede, im vollen Tone, und gespickt mit „Aufklärung," „Wechsel der Zeitverhältnisse," „Fortschritte des Weltgeistes," eine lange Rede, worüber ich nicht einschlief, sondern im Gegenteil worüber ich erwachte. Und wachend, wie gesagt, dachte ich an Dich und machte die scharfsinnige Bemerkung: daß Du mehr Scharfsinn habest, wie ich — quod erat demonstrandum.

Ich liebe Dich

H. Heine.

---

81. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 14. Mai 1826.

Und nun, nachdem ich es so lange aufgeschoben, muß ich Ihnen plötzlich und ganz in der Hast schreiben. Doch ist dieses auch gar kein Brief, sondern bloß eine Bitte, das beifolgende Buch unserer lieben, guten, edlen Friederike in meinem Namen zu überreichen und ihr recht viel Schönes dabei zu sagen. Der eigentliche Brief, den ich Ihnen zu schreiben habe, soll nächstens folgen, und ich will Ihnen darin recht breit erzählen, wie es mir geht, wie ich lebe, was ich schreibe, und was ich nicht schreibe. Nur so viel vorderhand: mit meiner Gesundheit bessert es sich immer mehr, und die Luft hier ist mir besonders wohlthätig. Meine äußeren Verhältnisse sind noch immer dieselben, es hat mir noch immer nicht gelingen wollen, mich irgendwo einzunisteln, und dieses Talent, welches Insekten und einige hiesige Doctores juris in hohem Grade besitzen, fehlt mir ganz und gar. Meinen Plan, hier

---

1) Ein exzentrischer Amerikaner, der für alle deutschen Juden Kolonien in Grand-Island gründen wollte.

zu advozieren, habe ich deshalb aufgeben müssen — aber glauben Sie nur nicht, daß ich so bald von hier weggehe; es gefällt mir hier ganz ausnehmend gut; es ist hier der klassische Boden meiner Liebe, alles sieht mich an wie verzaubert, viel eingeschlafenes Leben erwacht in meiner Brust, es frühlingt wieder in meinem Herzen, und wenn die alte Kopfkrankheit mich ganz verläßt, so dürfen Sie noch recht viel gute Bücher von mir erwarten. — Wenn auch meine äußere Lage peinlich ist, so schützt mich doch der Ruhm vor aller Antastung. Leider, und ich gestehe es mir selber, wird dieser Ruhm durch das Erscheinen des ersten Bandes der „Reisebilder" nicht sonderlich gefördert werden. Aber, was soll ich thun, ich mußte etwas herausgeben, und da dachte ich, wenn das Buch auch kein allgemeines Interesse anspricht und auch kein großes Werk ist, so ist doch alles, was drin ist, auf keinen Fall schlecht zu nennen. Dann auch mißfiel mir die „Harzreise" im Gesellschafter so sehr, daß es mich anreizte, sie umzuarbeiten und in anständigerer Gestalt erscheinen zu lassen. Sie ist völlig umgearbeitet — Ich bitte, geben Sie mir doch Roberts Adresse in Paris, damit ich ihn recht dringend angehe, für mein Buch etwas zu thun. Ich habe mir viele hilfreiche Freunde verschlagen, teils mit, teils ohne Schuld, und hab dafür an Widersachern reichlich gewonnen. Auch hab' ich, wie gesagt, in Hinsicht des Buches kein gutes Gewissen, und bedarf dennoch des Ruhmes noch mehr, als sonst Nächste Woche, wenn das Buch hier ausgegeben wird (ich bitte Sie das beikommende Exemplar nicht früher den Leuten sehen zu lassen), will ich Ihnen noch einige Exemplare der „Reisebilder" schicken, damit Sie für deren Bestes, wie früher bei den „Tragödien," darüber verfügen. Ich bin in dieser Hinsicht besorgt, nicht sowohl wegen der miserablen Wirtschaft in unserer Litteratur, wo man von dem Unbedeutenden so leicht im öffentlichen Urteil überflügelt wird, sondern auch weil ich im zweiten Bande der „Reisebilder" über solche Misere rücksichtslos sprechen werde, die Geißel etwas schwinge, und es mit den öffentlichen Anführern auf immer verderben werde. So etwas thut not, wenige haben den Mut, alles zu sagen, ich habe keine zurückgehaltenen Äußerungen mehr zu fürchten, und Sie sollen Ihr liebes Wunder sehen. Die „Wiener Jahrbücher" haben in dieser Hinsicht gut auf mich gewirkt.

Mit unendlichem Vergnügen, Herr von Varnhagen, sah ich im „Gesellschafter," wie Sie Immermanns „Cardenio" gewürdigt, und ich unterschreibe gern Ihr Urteil, daß Immermann alle gleichaltrigen Mitstrebende weit überragt. Dieses Stück ist jetzt meine Lieblingslektüre. Es ist mir, als hätte ich es selbst geschrieben. —

Ich wollte nur wenige Zeilen schreiben. Aber ich und Frau von Varnhagen können nur ein für alle Mal keine kurzen Briefe schreiben — und daher wird meine liebe Freundin wohl wissen, warum ich gar nicht schreibe. — Anfangs dacht ich ihr einen Dedikationsbrief vor das Buch drucken zu lassen, doch dieser wurde zu warm und zu lang, ein zweiter Brief wurde zu kurz und zu kühl, und nach dreimaligem Umgedrucktwerden erscheint endlich das gegenwärtige Meisterstück dedizierender Beredsamkeit. Anbei auch die verunglückten und verworfenen Blätter. —

Eine andere, größere Not war der beängstigende Gedanke, daß das Buch im Grunde zu schlecht sei, um der geistreichsten Frau des Uni-

versums dediziert zu werden. Doch mich tröstete der Gedanke, daß Frau von Varnhagen nicht an mir irre wird, ich mag schreiben, was ich will, Gutes oder Schlechtes. Bei Ihnen, Varnhagen, ist es etwas anders, Ihnen ist es nicht hinreichend, daß ich zeige, wie viel Töne ich auf meiner Leier habe, sondern Sie wollen auch die Verbindung aller dieser Töne zu einem großen Konzert — und das soll der „Faust" werden[1]), den ich für Sie schreibe. Denn wer hätte größeres Recht an meinen poetischen Erzeugnissen, als derjenige, der all mein poetisches Dichten und Trachten geordnet und zum Besten geleitet hat! — Einigemal hab ich mich in der letzten Zeit mit Ihnen brouilliert, besonders vor sechs Monaten; Sie sind nichts davon gewahr geworden, da ich Ihnen nichts schrieb. Aber der letzte Nebel solcher Gedanken schwand auf immer aus meinem Gemüte, als ich vor drei Wochen von der Mutter der Schauspielerin Mamsell Bauer erfuhr, daß Sie diesen Winter so krank gewesen sind. Bei solchen Anlässen fühlen wir erst, was uns die Leute wirklich wert sind. Und jedesmal wenn ich mit Ihnen brouilliert war, war ich es auch mit mir selbst. Lichtenberg sagt sehr treffend, daß wir uns selbst in andern nicht so wohl lieben als auch hassen können. So broullierte ich mich unlängst mit unserem Gans. Sehen Sie ihn, so erzählen Sie es ihm, und grüßen Sie mir ihn recht freundschaftlich. Ich liebe ihn sehr, und dachte an ihn, als ich in der „Harzreise" den göttingschen Anfang schrieb. — Grüßen sie mir auch Chamisso. Als er durch Göttingen reiste, haben wir uns beide durch gleiche Schlemihlität nicht auffinden können; ich hörte nur im Gasthof, daß er in einem einspännigen Fuhrwerk nach Klausthal gereist sei. Und doch ist er dort zu Fuß angekommen! — Mit Ihrer Familie hier lebe ich in recht liebem Verhältnisse. Sie befindet sich wohl. Harmlos, wie ich bin, glaub ich auch Ihrer Schwester nichts weniger als zu mißfallen. — Ich verkehre hier mit wenigen Menschen. Mein Oheim, Zimmermann, Syndikus Sieveking, einige Winkelschriftsteller, ein paar Bankiers sind all meine Leute. Wegen Unappetitlichkeit meines Schwagers habe ich meine Schwester ganz aufgeben müssen. — Vorigen Sommer war ich auf Norderney. Ein andermal erzähl ich Ihnen, wie ich dort, nachdem ich mit der Fürstin von Solms-Lich einige Zeit bekannt war, auf eine höchst merkwürdige Weise an Sie erinnert wurde. Aber die Post geht ab, und ich bin

Ihr
unbedingt ergebener
H. Heine.

Adresse: Dr. Heine, abzugeben bei
Hoffmann & Campe in Hamburg.

---

1) Über Heines „Faust"-Idee vgl. A. Strodtmanns Mitteilungen aus dem Tagebuche Eduard Wedekinds in den „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik," Bd. V. S. 325 ff.

82. An Dr. L. Zunz.

Hamburg, im heiligen Maimond 1826.

An Dr. Zunz, designierter Richter über Israel, Vizepräsident des Vereins für Kultur uud Wissenschaft der Juden, Präsident des wissenschaftlichen Instituts, Redakteur der „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums," Mitglied der Ackerbau-Kommission, Bibliothekar —

Bei letzterem Titel werde ich stehen bleiben, indem ich Ihnen anbei ein Exemplar meines neuesten Buches für die Vereinsbibliothek überschicke, mit der Bitte, im Fall letztere schon nach Ararat versetzt ist, das besagte Exemplar an die Frau Doktorin Zunz, zum Verbrauch in der Küche, gefälligst zu übergeben.

Der größte Teil dieses Buches ist Quelle, und ist daher nicht entbehrlich für die Geschichte unserer Juden. Ich aber bin mit aller Liebe und Freundschaft

Ihr Freund

H. Heine.

Dr. jur. und Mitglied des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden im achtzehnten Jahrhundert.

P. S. Im zweiten Teil der „Reisebilder" erscheint der „Rabbi," und zwar sehr beschnitten — doch sollen in demselben Teile noch viele Kuriosa enthalten sein.

---

83. An Karl Simrock.

Hamburg, den 26. Mai 1826.

Lieber Simrock!

Erlaß mir alle Entschuldigungen für das späte Beantworten Deines lieben Briefes Ich danke Dir für die mitgeteilte hübsche Melodie und für die liebevolle Teilnahme, die ich bei Dir finde. Ich hätte Dir auch früher geschrieben, wenn ich nicht etwas Gedrucktes mitschicken wollte, und das hat sich bis heute verzögert, und Du erhältst anbei mein neuestes Büchlein, ganz frisch, wie es aus der Presse kommt. Aus dem Inhalt siehst Du, daß es nicht auf die Neugier berechnet ist, und daß es nicht bloß das Interesse des Tages erregen will. Ich habe deshalb alle Polemik daraus verbannt, obschon es mich sehr juckt, mal, besonders in Hinsicht der Litteratur, meine Meinung zu sagen. Ich denke in den folgenden Bänden der „Reisebilder" das in Prosa zu bewirken, was Ihr mit euren Xenien in Hexametern zu bewirken strebt. Ich bin nun mal ein isolierter Kauz und muß so ganz allein das Ding versuchen. Bleib mir nur gewogen und, wo es not ist, hilfreich. Willst Du über den ersten Band der „Reisebilder" etwas öffentlich sagen, so wär es mir ganz besonders lieb, da ich Dir ein bedeutendes Urteil über mich zutraue, und Du auch leichter, als andere, meine Weise verstehst. Ich kann mich nun mal, trotz Deines Protestierens, nicht von dem Gedanken

trennen, daß Du mir auch im Schlimmen geistig ähnlich bist, und ich muß Dich lachend darauf aufmerksam machen, daß Du, wenn Du gar zu hart über mich urteilen wolltest, auch zu gleicher Zeit über Dich selbst den Stab brechen würdest.

Du wirst mich nicht mißverstehen, lieber Simrock, und wenn Du sehen könntest, wie ich in diesem Augenblick herzlich lache, Du würdest es noch weniger. Wenn ich mich Deinem Urteil unterstelle, so erwarte ich etwas Strenges — —

Ich weiß nicht, wie ich durch Ideenassoziation in diesem Augenblick auf Rousseau komme. Ich hab' jetzt seit Jahr und Tag nichts von ihm gehört, hab' auch keine Lust, ihm zu schreiben, und Du könntest mir vielleicht sagen, ob er noch lebt. O, sag mir, lebt man überhaupt noch am Rhein?

In meinem nächsten Bande der „Reisebilder" sollst Du den Rhein fließen sehen. Ich hoffe, Du bist damit zufrieden, daß ich die „Harzreise" umgearbeitet und in einer anständigen Gestalt erscheinen lasse. Sie sah im „Gesellschafter" so müffig aus und so trist, daß ich es als eine Ehrensache betrachtete, sie in einem besseren Aufzuge dem Publiko zu präsentieren. Da dieses letztere an den „Nordseebildern" Geschmack finden werde, ist sehr dubiös. Unsere gewöhnlichen Süßwasser-Leser kann schon allein das ungewohnt schaukelnde Metrum einigermaßen seekrank machen. Es geht doch nichts über den alten ehrlichen Plattweg, das alte Gleise der alten Landstraße. Du kannst kaum glauben, lieber Simrock, wie sehr ich das Meer liebe; ich will in kurzem wieder aufs Wasser, und es kann wohl einige Zeit anwähren, bis ich wieder nach Berlin komme. Aber es dauert nicht allzu lang. Deine Briefe werden mich immer finden, wenn Du sie an Hoffmann und Campe in Hamburg adressierst.

Mit meiner Gesundheit geht es noch immer nicht sehr glänzend, aber doch besser als sonst. Lebe wohl, bleib mir freundschaftlich gewogen, und erzähl' mir, was Du machst.

Grüße mir alle Gleichgesinnte.

H. Heine.

---

84. An Joseph Lehmann.

Hamburg, den 26. Mai 1826.

Lieber Lehmann!

Vielleicht, wenn ich meinen Bruder nicht in Berlin hätte, würde ich Ihnen öfter geschrieben haben. Dann auch ist es mir, als hätte ich noch zuerst einen Brief von Ihnen zu erwarten Und endlich meinte ich selbst bald nach Berlin zu kommen; dieses hat sich aber von einem Monat zum anderen verschoben, und mag sich noch eine Weile hinziehen.

Ich sehe, Sie fragen mich: wie ich hier lebe? O, lieber Lehmann, nennen Sie es, wie Sie wollen, nur nicht leben.

In isolierter Zurückgezogenheit beschäftige ich mich bloß mit den Wissenschaften und der Herstellung meiner Gesundheit. Diese verbessert

sich allmählich, und komme ich mal ganz auf den Strumpf, so dürfen Sie viel Erfreuliches, sowohl im Leben, als in der Litteratur, von mir erwarten.

Ich hätte Ihnen, ich muß es gestehen, doch noch nicht geschrieben, wenn ich es übers Herz bringen könnte, Ihnen den ersten Band der „Reisebilder“ ohne einige Zeilen zuzuschicken. Aber auch dieses Buch trug ich Bedenken Ihnen zuzuschicken. Es ist so wenig drin, und ich möchte jetzt so viel geben — doch ich denke, Sie kennen mich genug, um sich in Gedanken das Buch zu ergänzen. Vielleicht gefällt's Ihnen auch, daß ich jetzt die „Harzreise,“ die im ledernen „Gesellschafter“ in so trister Gestalt erschien, ehrlich durchgearbeitet, verbessert und erweitert, und mit Vor- und Nachschwanz versehen habe. Ja, lieber Lehmann, die Zeiten sind schlecht; ich muß etwas für meinen Ruhm sorgen, indem ich jetzt so halb und halb davon leben muß, und vorzüglich weil der Lorbeer, der meine Stirn umkränzt, doch manchem Lump, der mich mit Kot bewerfen möchte, eine heilige Scheu einflößt. Darum sollen Sie, lieber Lehmann, wieder etwas für diesen Ruhm wirken, und ich wünschte sehr, daß Sie Sorge trügen für mein Büchlein.

Es ist doch hübsch: bei so vielen Fatalitäten, die mich bedrängen, kann ich doch sicher auf meine Freunde rechnen, und unter diesen haben Sie mir immer die schönsten Beweise von Freundschaft gegeben. Und seltsam! es ist mir in diesem Augenblick zu Mute, als könnte es nicht anders sein, als müßten, die mich einmal ganz kennen, nicht von mir ablassen in Liebe und Freundschaft.

Wenn ich Zeit habe, schreibe ich diese Tage auch an Gans, gegen den man mich sehr unmutig gemacht hat, und den ich doch von Grunde des Herzens sehr liebe. Mit Moser lebe ich seit einiger Zeit in beständigen Mißverständnissen. Ich schreibe ihm aber nicht mehr über mein Wollen, noch viel weniger über mein Thun, am allerwenigsten aber über meine Poeterei. Diese scheint ihn zu langweilen, und wer weiß, er mag recht haben. Auch ist das Denken sein eigentliches Element, und hat er sich selbst seit kurzer Zeit ganz umgedacht, d. h. durch Denken zu einem neuen Menschen gemacht; unsereiner bleibt aber derselbe, und das ist vielleicht gut

Wie leben Sie, und was machen Sie? Ich höre, Sie verkehren viel mit meinem Bruder Max. Es ist ein wackerer Mensch, und ich verspreche mir sehr viel von ihm. — Wahrscheinlich beschäftigt Sie das Theater noch, wie sonst. Ich will, sobald ich zur Ruhe komme, ein Lustspiel schreiben. — Das hiesige Theater ist schlecht. Auf das dortige Königstädter Theater bin ich sehr neugierig. Die „Schnellpost,“ die hier viel gelesen wird, hat mich gar besonders neugierig darauf gemacht. Saphirs Witze amüsieren mich königlich. Er hat viel Geist, er kann sich zum wahren Humor hinaufschwingen, und Sie sehen, daß ich mich nicht geirrt habe, als ich Sie vor vielen Jahren auf seine erste Gedichtsammlung aufmerksam machte. Um so unangenehmer berührte es mich, daß er sein Blatt dazu hergab, mich insultieren zu lassen. Das war unrecht! Auch zwischen geistigen Mächten existiert ein Völkerrecht, das nicht verletzt werden darf. Diese wechselseitige Achtung, selbst bei feindseliger Gesinnung, muß nie aufhören unter bedeutenden Geistern, sonst

würde jenes Lumpengesindel, das untereinander nur gar zu fest verbündet ist, gar bald gewonnen Spiel haben — Dieses, lieber Lehmann, war immer meine Ansicht, und Sie werden sie wieder erkennen im nächsten Bande der „Reisebilder," wo ich über die neueste deutsche Litteratur sprechen werde. — Im zweiten Bande soll ebenfalls der „Rabbi" erscheinen, und ich bin darauf gefaßt, daß ich alsdann in der fromm-christlichen Welt ganz verhaßt bin. Ich hoffe, es wird mir alsdann nicht viel mehr daran gelegen sein. — Es fällt mir ein, ein Beispiel zu Obengesagtem ist die Rezension meiner „Tragödien" in den „Wiener Jahrbüchern;" das heißt: achten, trotz der feindlichen Stellung. — Der antipietistische Geist im ersten Teile der „Reisebilder" wird schon gleichfalls mißfallen. Desto mehr muß man sorgen für gute, öffentliche Stimmen. Ich lege Ihnen das ans Herz. — Leben Sie wohl, lieber Lehmann, und bleiben Sie mir Freund.

Ihr Freund

H. H.

Schreiben Sie bald, mein Bruder hat jederzeit meine Adresse

*85. An Adolf Müllner.[1])

Hamburg, den 1. Juni 1826.

Hochgeehrter Herr Hofrat!

Ich wünsche, daß Sie mich in gutem Andenken behalten, und ich nehme mir daher die Freiheit, Ihnen den ersten Band meiner „Reisebilder" zukommen zu lassen. Er enthält einen Teil der Fußreise, die mich auch durch Ihr Weißenfels führte und mir Gelegenheit gab, Sie zu sehen. Sie und Herr v. Goethe sind übrigens die einzigen, die ich auf dieser ganzen Reise besucht habe — und es war eine herrliche Reise durch ganz Sachsen, Thüringen, Hessen u. s. w. Wenn es Sie interessiert, können Sie im dritten Bande der „Reisebilder" mehr davon lesen. Möge der erste Teil Ihren Beifall gewinnen, und möge das mich schadlos halten für das lästige Ungemach, dessen ich des Buchs halber vollauf genieße. Sie, Herr Hofrat, wissen ja selbst am besten, um welchen Preis man die Freimütigkeit in Deutschland ausübt. Indessen dieser hohe Preis soll mich nicht abschrecken. — An der Tendenz Ihres „Mitternachtsblattes" werde ich zuweilen irre — ich möchte Sie deshalb erst fragen, ob Sie satirische Aufsätze, Litteratur betreffend, aus meiner Feder gebrauchen können? Ich hätte wohl Lust, etwas einzuschicken.

Ich werde nie vergessen, Herr Hofrat, wie viel ich Ihnen verdanke durch die rühmliche Anerkennung, womit Sie mich bei meinem ersten litterarischen Auftreten erfreuten, und ich bleibe immer, Herr Hofrat,

Ihr ergebenster Verehrer

Heinrich Heine, Dr. jur.

1) Aus der „Deutschen Dichtung," Bd. I. S. 153, wo sich auch die Antwort Müllners und der erste Brief an diesen befinden.

86. An Wilhelm Müller.[1])

Hamburg, den 7. Juni 1826.

Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen bei Übersendung meiner „Reisebilder“ einige Worte des Herzens zukommen zu lassen. Ich hätte Ihnen schon längst schreiben und Ihnen danken sollen für die liebevolle Aufnahme, welche meine Tragödien und Lieder bei Ihnen gefunden. Aber ich wollte warten, bis die trüben Nebel, die meine Seele umhüllten, in etwas zerronnen — ich war nämlich lange Zeit krank und elend. Jetzt bin ich es kaum noch zur Hälfte, und ein solcher Zustand könnte auf dieser Erde vielleicht schon Glück genannt werden. Mit der Poesie geht es noch besser, und ich hege viele freudige Hoffnungen für die Zukunft. „Die Nordsee“ gehört zu meinen letzten Gedichten, und Sie erkennen daraus, welche neue Töne ich anschlage und in welchen neuen Weisen ich mich ergehe. Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daß mein kleines „Intermezzo“-Metrum nicht bloß zufällige Ähnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die lieben Müllerschen Lieder waren, die ich zu eben der Zeit kennen lernte, als ich das „Intermezzo“ schrieb. Ich habe sehr früh schon das deutsche Volkslied auf mich einwirken lassen; späterhin, als ich in Bonn studierte, hat mir August Schlegel viel metrische Geheimnisse aufgeschlossen, aber ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder, und sämtlich sind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen ist nur die Form einigermaßen volkstümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Gesellschaft. Ja, ich bin groß genug, es sogar bestimmt zu wiederholen, und Sie werden es mal öffentlich ausgesprochen finden, daß mir durch die Lektüre Ihrer 77 Gedichte zuerst klar geworden, wie man aus den alten vorhandenen Volksliederformen neue Formen bilden kann, die ebenfalls volkstümlich sind, ohne daß man nötig hat, die alten Sprachholperigkeiten und Unbeholfenheiten nachzuahmen. Im zweiten Teile Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchsichtig klarer — doch, was spreche ich viel von Formwesen, es drängt mich mehr, Ihnen zu sagen, daß ich keinen Liederdichter außer Goethe so sehr liebe, wie Sie. Uhlands Ton ist nicht eigentümlich genug und gehört eigentlich den alten Gedichten, woraus er seine Stoffe, Bilder und Wendungen nimmt. Unendlich reicher und origineller ist Rückert, aber ich habe an ihm zu tadeln alles, was ich an mir selbst tadle: wir sind uns im Irrtum verwandt, und er wird mir oft so unleidlich, wie ich es mir selbst werde. Nur Sie, Wilhelm Müller, bleiben mir also rein genießbar übrig, mit Ihrer ewigen Frische und jugendlichen Ursprünglichkeit. Mit mir selbst, wie gesagt, steht es schlecht, und hat es als Liederdichter wohl ein Ende, und das mögen Sie selbst fühlen. Die Prosa nimmt mich auf in ihre weiten Arme, und Sie werden in den nächsten Bänden der „Reisebilder“ viel prosaisch Tolles, Herbes, Ver-

---

1) Aus dem Buche von F. Steinmann, l. c. Bd. II. S. 47. Der Brief ist echt.

letzendes und Zürnendes lesen; absonderlich Polemisches. Es ist eine gar zu schlechte Zeit, und wer die Kraft und den freien Mut besitzt, hat auch zugleich die Verpflichtung, ernsthaft in den Kampf zu gehen gegen das Schlechte, das sich so aufbläht, und gegen das Mittelmäßige, das sich so breit macht, so unerträglich breit.

Ich bitte, bleiben Sie mir gewogen, werden Sie nie irre an mir, und laßt uns in gemeinschaftlichem Streben alt zusammen werden. Ich bin eitel genug, zu glauben, daß mein Name einst, wenn wir beide nicht mehr sind, mit dem Ihrigen zusammen genannt wird — darum laßt uns auch im Leben liebevoll verbunden sein. Ich will nicht überlesen, was ich an Sie geschrieben; ich habe nur der Feder raschen Lauf gelassen, während ich an Sie dachte, und ich liebe Sie zu sehr, um lange zu überdenken, ob ich Ihnen zu wenig oder zu viel sage.

Ihr sehr ergebener

H. Heine.

---

87. An Moses Moser.

Norderney, den 8. Juli 1826.

Lieber Moser!

An meinem langen Stillschweigen haben die Götter schuld. Ihnen schütte ich jetzt alles in die Schuhe. Es ist das Bequemste.

Oft, zehntausend oft würde der Chinese sagen, denk ich an Dich, und es soll auch nicht lang dauern, bis ich Dich wiedersehe von Angesicht zu Angesicht. Ich will diesen Winter, wenigstens zum Teil, in Berlin zubringen. Meine Gedanken hierüber sind noch nicht bestimmt geordnet. Es ist aber ganz bestimmt, daß es mich sehnlichst drängt, dem deutschen Vaterland Valet zu sagen. Minder die Lust des Wanderns, als die Qual persönlicher Verhältnisse (z. B. der nie abzuwaschende Jude) treibt mich von hinnen.

Mit meiner Gesundheit bessert es sich, obschon nicht ganz, doch allmählich, und ich vermag jetzt Bestimmtes auf die Beihilfe meiner Physis zu rechnen. — Jetzt schwimme ich wieder auf der Nordsee. Das Salzwasserelement sagt mir zu, es wird mir wohl und leicht zu Mut, wenn mein Kahn von den Wellen wie ein Ball hin und hergeworfen wird, das Ersaufen ist mir ein tröstender Gedanke, der einzige Trost, den mir der grausame Priester von Heliopolis gelassen hat — indem er dem Wasser keine Balken untergelegt.

Wie tief begründet ist doch der Mythos des ewigen Juden! Im stillen Waldthal erzählt die Mutter ihren Kindern das schaurige Märchen, die Kleinen drücken sich ängstlicher an den Herd, draußen ist Nacht — das Posthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Messe. — Wir, die wir die Helden des Märchens sind, wir wissen es selbst nicht. Den weißen Bart, dessen Saum die Zeit wieder verjüngend geschwärzt hat, kann kein Barbier abrasieren.

Dein Vereinsbild: „der riesige Christus mit der Dornenkrone, der durch die Jahrtausende schreitet,“ kommt mir oft ins Gedächtnis. Du bist milder und besser, als ich, darum sind auch Deine Bilder schöner, sanfter und versöhnender.

Mein Christus auf dem Wasser, zwölftes Seebild[1]), hat viel Unmut gegen mich erweckt; so wie denn überhaupt meine „Reisebilder“ mir hinlängliche Feindschaften bereitet. Ich bin entzückt, daß Dir das Buch gefallen. Wohlwill sagt mir, Du würdest eine Rezension darüber schreiben. Das ist sehr edel von Dir, sehr nobel u. s. w. Aber, Scherz beiseite, es war mir bei meiner fatalen Stellung sehr nützlich, daß das Buch einige günstige öffentliche Urteile gewonnen. Was Du für das Buch thun kannst, das thue. Auch meine finanziellen Verhältnisse haben sich durch das Buch verbessert. Der zweite Teil soll Ende des Jahres gedruckt werden. Er soll viel Verwunderliches enthalten, z. B. den Rabbi. „Und Dich hat niemals ratend beschützt die Göttin der Klugheit, Pallas Athene!“ Du hast recht, und hast immer recht.

Du bist mir der liebste meiner Freunde, und Du verdienst es zu sein, weil Dir an meinem Wohl und Wehe mehr liegt, als an dem Bild desselben. Solche Gesinnung verlang' ich. Ich freu mich darauf, Dich wiederzusehen.

Von hier aus mache ich einen kleinen Abstecher nach Holland; werde aber anfangs September in Lüneburg sein, wohin Du, wenn Du mir schreiben willst, Deinen Brief adressieren könntest. Sag das auch meinem Bruder, der sonst nicht weiß, wo ich in der Welt bin. — Grüß mir Lehmann sehr herzlich; er hat es um mich verdient, daß ich mit Liebe an ihn denke. Kurz vor meiner Abreise von Hamburg habe ich Madame Bella Veit besucht. —

In Cuxhaven, wo ich auf der Herreise neun Tage verbrachte, wegen konträren Windes, habe ich viele schöne Stunden in der Gesellschaft von Jeanette Jacobson, verehelichte Goldschmidt, verbracht. Nein, ich will Dich nicht belügen, nicht der Westostwind, sondern die westöstliche Dame selbst hat mich neun Tage in Cuxhaven festgehalten. O, sie ist schön und liebenswürdig! Wenn der Mann neben ihr steht, sieht es aus, als wäre sie unverheiratet; denn der Mann bedeutet nichts, so unbedeutend ist er, aber herzensgut.

---

88. An Friedrich Merckel.[2])

Norderney, den 25. Juli 1826.

Lieber Merckel!

Dir vielen Dank für Deinen Brief, den ich in Ritzebüttel nebst dem Scottschen Roman richtig erhalten. Gestern mittag bin ich hier angekommen. Acht Tage lag ich in Cuxhaven. Die Goldschmidt ist

1) Vgl. Bd. I. S. 228 das Gedicht „Frieden.“

2) Die Briefe an Fr. Merckel sind zum größten Teil — ohne Nennung des Adressaten — zuerst in den „Grenzboten“ 1863, Nr. 18 veröffentlicht worden.

eine sehr schöne Frau; übrigens aber war es sehr langweilig in Cuxhaven, welches Nest, wenn es nicht unter hamburgischem Schutz stände, mit etwas herberem Namen von mir benannt sein würde. Aber die Goldschmidt ist sehr schön.

Vorgestern nacht um ein Uhr reist ich ab von Cuxhaven. Es war eine wilde Nacht und meine Stimmung war auch nicht von der sanftesten Sorte. Das Schiff lag hoch auf der Reede, und die Jolle, worin ich abfuhr, um es zu erreichen, wurde dreimal von den unklugen Wellen in den Hafen zurückgeschlagen. Das kleine Fahrzeug bäumte sich wie ein Pferd, und wenig fehlte, daß nicht eine Menge ungeschriebener Seebilder nebst ihrem Verfasser zu Grunde gingen. Dennoch — möge mir der Herr der Athomen die Sünde verzeihen — war mir in dem Augenblick sehr wohl zu Mute. Ich hatte nichts zu verlieren!

Hier sieht es sehr lebhaft aus. Die schöne Frau[1]) ist schon hier, sowie auch die Fürstin Solms, mit der ich vorig Jahr sehr angenehme Tage hier verlebte. Hab auch schon gespielt, und mit mehr Glück als zu Cuxhaven, wo ich fünf Louisdor verloren. Ich würde Dir heute mehr schreiben, aber das viele Bücken wird mir sauer. Der Tisch in der kleinen Fischerhütte, worin ich jetzt schreibend sitze, ist zu niedrig. Gott weiß, ob überhaupt auf diesem Tische jemals schon geschrieben worden. Er ist grün und schwarz angestrichen — ich komme wohlfeil zu dieser Bemerkung.

Grüß mir Campe. Ich sag ihm Dank für die Besorgung des Scotts, der mich gestern auf der See ziemlich unterhalten. Hat er mir etwas zu schicken oder mitzuteilen, so werden mich Briefe oder Pakete hier wenigstens bis Ende August antreffen.

Haben die Hamburger Pöbelblätter noch etwas gegen mich losgelassen, so bitte ich Dich, es mir mitzuteilen. Es war mir leid, die Ilias nicht beigepackt zu finden. — Verdammter Tisch!

Ich schreibe Dir nächster Tage mehr — Verdammter Tisch! und ich denke auch bald Brief von Dir zu erhalten. Der liebevolle Anteil, den Du an dem schlimmen Heine nimmst, erfreut mich unsäglich —

> O wie ist es doch erfreulich,
> Solchen Jüngling noch zu finden
> Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich u. s. w. —

Du siehst aus diesen Versen, welch ein schlechter Mensch ich bin, und wie wenig ich die Güte und Liebe meiner Freunde verdiene! Doch zu unserem Trost sei es gesagt, statt jener Verse war ich im Begriff, etwas innigst freundschaftlich Seelenvolles zu sagen, und der ironische Teufel hat mir wieder, wie gewöhnlich, entgegengesetzte Worte untergeschoben. —

Leb wohl und so glücklich, als es einem honetten Menschen jetzt möglich ist, grüß Zimmermann, lies des H. von Kleists Erzählungen.

Den 28. Juli 1826.

Die Post ist noch nicht abgegangen, und ich kann noch einige Zeilen nachschicken. — Es ist hier sehr amüsant. Wellengeräusch, schöne Frauen,

---

1) Vgl. S. 448.

gutes Essen und göttliche Ruhe. Dennoch fühl' ich mich sehr niedergedrückt. Es ist Erschlaffung, die nach großen Stürmen eintritt. Gedanken von papier maché, und käsige Gefühle. In diesem toten Zustande nehme ich dennoch viel Naturanschauungen in mich auf, und verarbeitet die Phantasie manches begonnene Gedicht. „Seebilder" und neue Szenen zu meinem „Faust." — Ich werde wohl vier Wochen hier bleiben, und wenn ich meine Spielverluste — gestern hat sich Fortuna wieder von mir gewendet — wiedergewinne, werde ich wohl nach Holland gehn. Es liegt eine Süßigkeit eigener Art in dieser unbestimmten Lebensart, wo alles von der Laune des äußeren Glückes abhängt. Erzähl nur beileibe niemanden von dieser Thorheit. — Es macht mir Vergnügen, mich Dir in all meinen Schwächen zu zeigen. Wenn Du bald noch nicht abgeschreckt bist, werde ich Dich wohl für dieses ganze Leben in Liebe und Freundschaft behalten. — Gott! welche närrische Unterscheidungen haben wir Deutsche eingeführt! „Liebe und Freundschaft," „Speck und Schweinefleisch." —

In diesem Augenblick überfällt mich Sentimentalität — meine Seele ist traurig!" — ich schließe um so schneller.

Meine Adresse ist H. H. Dr. jur. per Adresse Ruppersberg auf Norderney, Insel der Nordsee. Ich befinde mich ziemlich wohl. — Hier sind einige Berlinerinnen, die meine „Reisebilder" gelesen, und eine darunter ist nicht übel. — Ich bin übrigens in Cuxhaven, und noch bis heute, sehr stüpider Stimmung gewesen.

H. Heine.[1])

89. An Varnhagen von Ense.

Norderney, den 29. Juli 1826.

Lieber Varnhagen!

Mögen diese Zeilen Sie völlig hergestellt antreffen! Eine Justizrätin Empich, die mit ihren Töchtern hier ist, hat mir gesagt, daß Sie noch immer leiden. Hat mir auch erzählt, wie unsere göttliche Friederike für Sie besorgt gewesen in Ihrer harten Krankheit. Wir dummen Poeten, wir vergleichen die Frauen immer, wenn es hoch kommt, mit Engeln; wir sollten wahrlich letztere mit ersteren vergleichen.

Mit meiner Gesundheit geht es immer besser. Zu ihrer völligen Herstellung brauch ich das hiesige Seebad, und schwimme wieder auf den Wellen der Nordsee, die mir jetzt sehr gewogen ist, weil sie weiß, daß ich sie besinge. Das Meer ist ein braves Element. Wenn ich lange Zeit davon entfernt bin, empfinde ich ein ordentliches Heimweh. Meine „Nordseebilder" sind con amore geschrieben, und ich freue mich, daß sie Ihnen gefallen. Überhaupt, wie freu ich mich, daß meine Reisebilder

1) Auf die Rückseite dieses Briefes sind folgende Zeilen, aus einem Briefe Heines an Campe, geschrieben: „Das Meer war so wild, daß ich oft zu versaufen glaubte. Aber dieses wahlverwandte Element thut mir nichts Schlimmes. • Es weiß recht gut, daß ich noch toller sein kann. Und dann, bin ich nicht der Hofdichter der Nordsee? — Sie weiß auch, daß ich noch eine zweite Abteilung zu schreiben habe. H. H."

eine gute Aufnahme bei Ihnen gefunden! Entzückt, wahrhaft entzückt, fast berauscht hat mich Frau von Varnhagens Brief. In der That, ich hab' sie nie verkannt. Ich kenne sie ein bißchen. Dabei gestehe ich, daß mich niemand so tief versteht und kennt, wie Frau von Varnhagen. Als ich ihren Brief las, war's mir, als wär ich traumhaft im Schlafe aufgestanden und hätte mich vor den Spiegel gestellt und mit mir selbst gesprochen und mitunter etwas geprahlt. Das beste ist, ich brauche Frau von Varnhagen keine langen Briefe zu schreiben. Wenn sie nur weiß, daß ich lebe, so weiß sie auch, was ich fühle und denke. Die Gründe meiner Dedikation hat sie, glaub' ich, besser erraten, als ich selbst. Mir schien es, als wollte ich dadurch aussprechen, daß ich jemandem zugehöre. Ich lauf' so wild in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigentum machen möchten, aber das sind immer solche gewesen, die mir nicht sonderlich gefielen, und solange dergleichen der Fall ist, soll immer auf meinem Halsbande stehen: **j'appartiens à Madame Varnhagen.** —

---

90. An Friedrich Merckel.

Norderney, den 4. August 1826.

Lieber Merckel!

Ich kann die Post nicht von hier abgehen lassen, ohne einige liebe Grüße an Dich mitzuschicken. Das Bad bekömmt mir sehr gut, und das ist die Hauptsache, die ich Dir mitzuteilen habe. Ich lebe hier nicht so vergnügt wie vorig Jahr, und daran hat gewiß meine Stimmung mehr schuld, als die Menschen hier. Ich bin gegen diese oft ungerecht. So will es mich bisweilen bedünken, als sei die schöne Frau aus Celle nicht mehr so schön, wie 1825. Auch das Meer erscheint nicht mehr so romantisch, wie sonst. — Und dennoch hab ich an seinem Strande das süßeste, mystisch lieblichste Ereignis erlebt, das jemals einen Poeten begeistern konnte. Der Mond schien mir zeigen zu wollen, daß in dieser Welt noch Herrlichkeiten für mich vorhanden. — Wir sprachen kein Wort — es war nur ein langer, tiefer Blick, der Mond machte die Musik dazu — im Vorbeigehen faßte ich ihre Hand, und ich fühlte den geheimen Druck derselben — meine Seele zitterte und glühte — Ich hab' nachher geweint.

Was hilft's! Wenn ich auch kühn genug bin, das Glück rasch zu erfassen, so kann ich es doch nicht lange festhalten. Ich fürchte, es könnte plötzlich Tag werden — nur das Dunkel giebt mir Mut. — Ein schönes Auge, es wird noch lang in meiner Brust leben, und dann verbleichen und in nichts zerrinnen — wie ich selbst.

Der Mond ist an Schweigen gewöhnt, das Meer plappert zwar beständig, aber man kann seine Worte selten verstehen, und Du, der dritte, der jetzt das Geheimnis weiß, wirst reinen Mund halten, und so bleibt es verborgen in der ewigen Nacht.

Das Leben hier ist ziemlich lebhaft. Der hannövrische Adel spielt die Hauptrolle. Eine Menge fürstlicher Personen. Die Prinzessin Hohenloh, siebzehn Jahr alt. Die Fürstin Solms ist ebenfalls wieder hergekommen; wir verkehren nicht mehr so viel, wie vorig Jahr, sie scheint mir nicht mehr so innig gewogen zu sein, und wenn wir uns begegnen, droht oder warnt sie immer mit dem aufgehobenen Zeigefinger und will nicht sagen, was das eigentlich bedeuten soll. — An der schönen Cellenserin bewundere ich jetzt nur noch die Stimme. Ich sauge ein ihre Worte. Ich glaub gewiß nicht, daß sie mir gewogen ist, obschon sie letzthin zu mir sagte: „Sie kenne ich in und aus dem Sack."

Leb wohl, Merckel, und behalte mich lieb. Grüß mir Campe, recht herzlich! — Grüß mir auch Zimmermann, ich denke seiner hier ziemlich oft. Sag ihm, mit meiner Gesundheit bessere es sich, und er dürfe viel Gutes und noch Besseres von mir erwarten.

Leb wohl, so wohl man es in dieser Welt vermag.

Dein Freund

H. Heine.

---

91. An Friedrich Merckel.

Norderney, vielleicht den 16. August 1826.

Lieber Merckel!

Eben bringt mir die Post Deinen Brief vom 11. August, und da ein junger Freund im Begriff ist, mit günstigem Winde nach Bremen zu schiffen, so kann ich Deine lieben Zeilen auf der Stelle mit einigen Grüßen erwidern.

Das lichte Ereignis am Strande ist nicht so bedeutend, wie Du glaubst und wie meine leicht erregbare Sentimentalität es anschlug; es war ein Stern, der durch die Nacht herabschoß in grausamer Schnelligkeit und keine Spur zurückläßt — denn ich bin trist und niedergedrückt, wie zuvor. Aber es war doch ein Stern!

Für den überschickten Homer danke ich Dir. Ich lese ihn, einsam am Strande wandelnd; und da kommen mir allerlei Gedanken. Überhaupt gehe ich viel am Strand spazieren, besonders nachts bei Mondschein. Ich lebe ganz isoliert, und nicht mal, wie vorig Jahr, mache ich den schönen Weibern die Kour Ich glaube, meine Betrübnis ist eine unselige Nachwirkung — sie wird vorübergehen.

Ich bleibe jetzt noch zehn bis vierzehn Tage hier und gehe dann nach Holland. Ich erwarte vorher noch einen Geldzuschuß von zwölf Louisdor, die mir Campe schickt; denn ich hab' ihn darum gebeten. Ich mußt' es durchaus thun, ich wollte, wegen der Geringheit der Summe, nicht an andere schreiben; ich weiß auch, Campe erzeigt mir gern solche Gefälligkeit — und ich bin in diesem Augenblick nicht gestimmt, kleinlichen Rücksichten Gehör zu geben. — Sag an Campe, ich ließe um Entschuldigung bitten, daß mein letzter Brief, der eben bloß jene Geldbitte enthielt, so kurz war; ich schreibe ihm noch, ehe ich abreise, oder wenn ich in Holland bin.

Auch für Deinen Brief vom 4. August dank ich Dir. Ob ich den Anteil, den Du an meinen Bagatellen nimmst, auch verdiene, bezweifle ich. Deine Nachricht wegen Mlle. Meyer hat mich überrascht, obzwar ich dergleichen Extravaganzen von dieser kleinen Centaurin erwartete; ich sprach sie oft in Cuxhaven. — Seit vorgestern spiele ich nicht mehr. Nicht weil das Geld ganz all wäre — ich habe noch einiges — sondern weil mich das Spiel zu langweilen begann. Auch ärgerte mich das ewige Verlieren und ich gab jemanden mein Ehrenwort, nicht mehr zu spielen. — Deine Erzählung von der schönen Frau, die sich bei Campe nach mir erkundigt, intrigiert mich sehr. Ist es keine Mystifikation von Dir? — Mein Bruder schreibt mir, daß in Berlin die „Reisebilder" noch immer stark gelesen und bekrittelt werden; im ganzen würde ich gekreuzigt.

Daß Du Kleist jetzt zu lesen beginnst, freut mich. Er hat in höherem Grade, was Dir bei mir gefällt. Er ist ganz Romantiker, will nur das Romantische geben, und giebt dieses durch lauter plastische Gestalten, so daß er wieder äußerlich ganz Plastiker ist.

Grüß mir Zimmermann. Du kannst mir noch einmal hierher schreiben; wenn ich nicht mehr hier sein sollte, wird mir Dein Brief nachgeschickt. Daß es in den Blättern über die „Reisebilder" nicht mehr hergeht, freut mich. Im zweiten Band sollen gute Seebilder enthalten sein.

Dein Freund

H. Heine.

---

92. An Friedrich Merckel.

Norderney, den 21. August 1826.

Lieber Merckel!

Den Brief, den ich Dir vorige Woche (über Bremen) schrieb, wirst Du wohl erhalten haben. Ich habe vor drei Wochen, wie ich Dir darin erwähnte, an Campe geschrieben und ihn gebeten. mir zwölf Louisdor hierher zu schicken. Nun denke Dir meine Verlegenheit, ich erhalte weder Geld noch Brief von Campe. Ist er verreist? hat er meinen Brief nicht erhalten? ist der seinige verloren gegangen? — ich weiß wahrlich nicht, wie ich mir das Stillschweigen erklären soll. Daß er mir das Geld nicht schicken wolle, darf ich auch nicht glauben, da er mir bei keiner Gelegenheit jemals Mißtrauen geschenkt — auf jeden Fall hätt' ich ja Antwort haben müssen.

Lieber Merckel! hilf mir aus diesem Zweifel. Schreib mir umgehend, ob ich von Campe das Geld erhalte oder nicht. In letzterem Fall gebe ich meine holländische Reise auf und kehre von hier gleich nach Hamburg zurück. Ich bin noch etwas mit Geld versehen, daß ich noch acht bis zwölf Tage gemächlich hier leben kann. Dann ist aber auch dieses Geld verraucht, und Du mußt mir wahrhaftig drei oder vier Louisdor (am liebsten vier Louisdor) hierher als Reisegeld schicken — wenn Du mich wiederhaben willst. Ich kann sonst wahrhaftig nicht von hier fort. Ich denke aber, wenn Du diesen Brief erhältst, hat Campe

bereits Geld an mich abgeschickt und Du hast nicht nötig, mir nochmals zu borgen. — Ich bitte Dich aber, bei allen Göttern! mach' mir keine Vorwürfe in betreff des Spielens. Nicht dieses hat mich hauptsächlich in Geldverlegenheit versetzt, sondern meine Gutmütigkeit, einem Landsmanne Geld zu borgen, in der Voraussetzung, mit der nächsten Post zwölf Louisdor von Hamburg zu erhalten.

Ich hab mich fünf Tage lang sehr unpäßlich befunden. Heute geht es schon besser; aber immer noch nicht gut. Darum schließ' ich meinen Brief, den ich gar nicht schriebe, wenn nicht die große Sterblichkeit, die unter meinen Louisdoren eingerissen, mich zum Schreiben drängte. Leb wohl und behalte mich lieb und laß mich wieder zurückkommen.

Mit der schönen Frau aus Celle bin ich brouilliert. Sie sucht mich absichtlich bei jeder Gelegenheit zu kränken. Das verdanke ich heimtückischen Zwischenschwatzereien. Ich bin doch noch von ihr bezaubert. Unmut und Entzücken ergreift mich, wenn ich ihre Stimme höre. Ein verteufeltes Gefühl. Ich gehe hier viel um mit dem Fürsten Kossolowski, einem sehr geistreichen Mann.[1]) — Leb wohl.

Dein Freund

H. Heine.

93. An Friedrich Merckel.

Norderney, den 28. August 1826.

Lieber Merckel!

Deinen Brief vom 22. August hab' ich richtig erhalten. Auch erhielt ich unterdessen das Geld von Campe; entschuldige, daß ich Dich dieser Geldgeschichte wegen inkommodierte. Dergleichen aber mußt Du gewohnt werden. — Hier ist alles fast weggereist, auch die schöne Frau von Celle, mit welcher ich zuletzt wieder versöhnt worden. O wie ist sie liebenswürdig gewesen.

Ich befinde mich schlecht und werde wohl noch acht bis zwölf Tage hier bleiben müssen. Was soll ich thun; ich kann nicht gegen die Natur. Willst Du mir nochmal schreiben, so wird mich Dein Brief noch hier finden. — Grüß mir Campe, sag ihm, daß ich sein Paket erhalten und ihm für den Tieck noch besonders danke. Gott, wie ist „der Cevennenkrieg" schlecht gedruckt!

Ein russischer Fürst, Namens Kossolowski, hilft mir hier sehr treulich die Zeit zu ertragen. Nous sommes inséparables, und er, der, meistens als Gesandter, überall gewesen, erzählt mir viel Interessantes. Er weckt in mir die Lust nach high life. — Ich lerne schwimmen. —

Leb wohl, sei so gut, die Einlage auf die Post zu schicken, und behalte lieb

Deinen Freund

H. Heine.

1) Fürst Koslowski, ein bedeutender russischer Diplomat. Vgl. A. Strodtmann, l. c. Bd. I. S. 466 ff.

94. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 6. Oktober 1826.

Lieber Merckel!

Ich hab' Dir lange nicht geschrieben; desto öfter hab' ich an Dich gedacht. — Von Campe wirst Du erfahren haben, wie es mir seit meiner Hierherkunft ergangen. Das böse Fieber hat mich abgeschreckt, nach Friesland und Holland zu reisen; die Reise ist aber darum nicht aufgegeben. Ich gehe mal von Hamburg aus mit dem Dampfschiff direkt nach Amsterdam. Dennoch will ich meine letzte Reise beschreiben. Im Grunde ist es auch gleichgültig, was ich beschreibe; alles ist ja Gottes Welt und der Beachtung wert; und was ich aus den Dingen nicht heraussehe, das sehe ich hinein. Leider befinde ich mich noch immer von Kopfschmerzen gequält, obschon das Bad mir erstaunlich heilsam war. — Hier hab' ich bereits acht große Seebilder geschrieben, höchst originell, vielleicht von nicht allzugroßem Wert, aber doch immer bemerkenswert; und ich steh' dafür, sie werden bemerkt werden. Wenn es sich nur mit meiner Gesundheit etwas mehr bessert, so wird der zweite „Reisebilder"-Teil das wunderbarste und interessanteste Buch, das in dieser Zeit erscheinen mag. Ich übereile mich gar nicht. Lüneburg ist nicht an einem Tage gebaut. Und Lüneburg ist noch lange nicht Rom. Ich wollte Campens Bücher durch Deinen Bruder retour schicken; doch derselbe ist abgereist, ehe ich dazu kam, mich zu ihm hinzuschleppen. Ich habe ihn aber doch kennen gelernt, und er gefällt mir sehr gut. — Mit Christiani verkehre ich hier wie gewöhnlich; er ist mir von allen Freunden der bequemste. — Campe laß ich sehr bitten, mir das Blatt des „Mitternachtsblattes," worin meiner erwähnt wird, zukommen zu lassen; ich hab' es nicht gelesen. Den Schneidergesellen[1]) hat mir Christiani zu lesen gegeben; hat mich ziemlich amüsiert. — Grüß mir Zimmermann. — Mit meinem Bruder hab' ich viel von Dir gesprochen. — Schreib mir bald. — Auch Campe grüß mir. Campe schreibt einen ganz allerliebsten Briefstil. Er könnte sich wahrhaftig seine „Reisebilder" selbst schreiben; man darf's ihm nur nicht sagen, sonst werde ich überflüssig. — Hast Du nicht gehört, ob der schwarze Ungehenkte[2]) noch viel über mich herumgelogen? Überhaupt wäre es mir lieb, wenn ich bestimmt wüßte, gegen welche Leute er gedroht hat, mich prügeln zu lassen. Das ist mir sehr wichtig; für die Folge. Denk daran. NB. Ich unterstreiche selten.

Und nun lebe wohl, behalte mich lieb und sei überzeugt, daß mein Herz Repressalien gegen Dich gebraucht.

Dein Freund

H. Heine.

Mein Bruder grüßt.

---

1) Vgl. Bd. III. S. 13, Anm.
2) Vgl. Bd. III. S. 72, Anm., und den Brief Nr. 96, S. 488 ff.

95. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 13. Oktober 1826.

Lieber Merckel!

Deinen Brief hab' ich erhalten und werde ihn seiner Zeit beantworten. Heut will ich Dir bloß melden, daß ich eben von Herold und Wahlstab das Juli-August-Septemberheft (1826) der „Wiener Jahrbücher" erhalten und darin eine vierundsiebzig Seiten lange Rezension der Immermannschen „Trauerspiele" finde, die unstreitig von demselben Rezensenten herrührt, der mich jüngst darin beurteilt. Da ich mich nun erinnere, welch eine Freude mir Campe machte, als er mir jenes Heft schenkte, so denke ich an Immermann, der in Magdeburg isoliert lebt, das neue Heft, worin seine Rezension, vielleicht nicht so bald erhält, und es gewiß zu besitzen wünscht. Ich bitte Dich daher, frag Campen, ob dieses neue Jahrbücherheft (der 35. Band) einzeln zu kaufen ist? und in diesem Falle bitte ihn, dasselbe, sobald er es erhält, mit der fahrenden Post in meinem Namen an Karl Immermann, Kriminalrichter in Magdeburg, zu schicken und mir den Preis in Rechnung zu setzen. Kann er aber kein einzelnes Heft vom Jahrgang ablassen, so braucht er es nicht zu thun. Schreib mir also, ob er das Heft an Immermann schickt oder nicht. Im ersteren Fall will ich auch an Immermann einige Zeilen nachschicken. Hab' ihm doch schändlicherweise noch nicht geantwortet auf einen schon jahralten Brief.

Grüß mir Campen recht herzlich. Ich bin wahrlich nicht gestimmt, ironisch gegen ihn zu sein, und Dir, Merckel, will ich in Hamburg zeigen, daß ich es nicht war. — Den Brief von Müllner hat mein Bruder. Den Müllerschen kann ich Dir hiermit schicken. Ich stecke jetzt im elften Seebild. — Ich befinde mich schlecht und alles geht langsam. — Ich befinde mich schlecht und voll Poesie. — Christiani hat einen Reisenden gesprochen, der eben durch ganz Deutschland gekreuzt, und überall von meinen „Reisebildern" sprechen gehört. Gott! ich muß den zweiten Teil unendlich besser geben, und es soll geschehen. —

Grüß mir Zimmermann. Also werde ich ihn lesen hören. Mir sehr lieb. — Will Campe, wenn er dem Immermann das Heft schickt, demselben zugleich schreiben, warum er es von mir erhält, so wär' das hübsch. Oder Du könntest es als mein Freund thun.

Leb wohl.

Dein Freund

H. Heine.

Das „Morgenblatt" und die „Schnellpost" kommen nicht hierher nach Lüneburg. Was in den übrigen Zeitschriften steht, erfahre ich so ziemlich. Dies zu Deiner Notiz, weil Du es verlangst. Lach nicht über meinen Eifer, dem Immermann die Rezension zukommen zu lassen. Es ist ja so natürlich!

96. An Moses Moser.

Lüneburg, den 14. Oktober 1826.

Lieber Moser, mein guter Moser!

Herzinniger Unmut war schuld, daß ich zu Norderney meinen Brief an Dich nicht ausschrieb. Wozu soll ich Dir Jeremiaden schreiben? Jetzt ist vieles verwunden und ich kann Dir in bestimmten Worten sagen: ich befinde mich besser als sonst, und meine äußere Lage ist so ziemlich erträglich, leidlich.

Bis Mitte des September blieb ich auf Norderney. Vom Anfang jenes Monats bis zur Abreise fast der einzige übrigbleibende Badegast. Ich mietete mir ein Ewer und zwei Schiffer, und den Tag über fuhr ich beständig auf der Nordsee herum. Die See war mein einziger Umgang — und ich habe nie einen besseren gehabt. — Nächte am Meer; wunderherrlich, groß. Ich dachte oft an Dich. Ja, es kam mir vor, als finge ich jetzt erst an, Dich zu begreifen. Große Natureindrücke müssen unsere Seele erweitern, ehe wir den ganzen großen Menschen fassen können. Bleib mir nur gut; werde nur nie irre an mir. Ich will ja gern all meine Gebrechen eingestehen und mich vor Dir beugen.

Nur das beleidigt mich, daß Du so groß bist und doch so ablehnend bescheiden, während ich so viel kleiner bin und so viel Anerkennung verlange.

Ich habe die letzte Zeit viel gelitten, und jetzt fühl' ich mich erst wieder fähig, ruhig zu denken und zu schaffen. Im Januar werde ich wohl wieder auf eine kurze Zeit in Hamburg sein, und dort soll Ostern der zweite Teil der „Reisebilder" gedruckt werden. Dieser Teil soll ein außerordentliches Buch werden und großen Lärm machen. Ich muß etwas Gewaltiges geben. Die zweite Abteilung der „Nordsee," die den zweiten Band eröffnen wird, ist weit originaler und kühner, als die erste Abteilung, und wird Dir gewiß gefallen. Ich habe eine ganz neue Bahn darin gebrochen, mit Lebensgefahr. Auch den rein freien Humor hab' ich in einem selbstbiographischen Fragment versucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, urbehaglichen Humor. Auch soll der zweite Band eine Reihe Nordsee-Reisebriefe enthalten, worin ich „von allen Dingen und von noch einigen" spreche. Willst Du mir nicht einige neue Ideen dazu schenken? Ich kann da alles brauchen. Fragmentarische Aussprüche über den Zustand der Wissenschaften in Berlin oder Deutschland oder Europa — wer könnte die leichter hinskizzieren, als Du? Und wer könnte sie besser verweben, als ich? Hegel, Sanskrit, Dr. Gans, Symbolik, Geschichte, — welche reiche Themata! Du wirst es nie bequemer bekommen; und ich seh' voraus, Du wirst nie ein ganzes Buch schreiben, und keins, was gleich die ganze Welt liest. Es ist nicht so sehr die Lust, mich mit Deinen Federn zu putzen, sondern mehr der liebevolle Zug, Dich geistig in mein geistigstes Wesen aufzunehmen, Dich, den gleichgesinntesten meiner Freunde. Willst Du aber über jene Themata etwas Abgeschlossenes schreiben, z. B. einen ganzen wichtigen Brief, so will ich ihn — versteht sich ohne Dich zu nennen — als fremde Mitteilung in dem zweiten

Teile meiner „Reisebilder“ aufnehmen. Du kannst ja sehr populär schreiben, wenn Du nur willst. Und meine Diskretion verbürge Dir mein Ehrenwort. Denk darüber, und sag mir Deinen Willen. Es ist eine Lieblingsidee von mir seit acht Tagen, und ich möchte nicht, daß Du sie ganz gleichgültig von der Hand wiesest. —

Mein Bruder ist jetzt hier, und wir sprechen viel von Dir. — Von Zunz habe ich einige Zeilen erhalten; grüße ihn herzlich von mir. — Auch Gans grüße. Ich hoffe nicht, daß Gans, der fast noch Brandfuchs des Christentums ist, schon zu christeln anfängt! Nein, unser G. G. Plumper[1]) hat mich belogen. Sollte er es aber jemals thun, so wird ihm Dein als Weltheiland gekreuzigtes Christentum zurufen: „Dr. Eli! Dr. Eli! lama asabthani?“[2]) Grüß mir den guten Gans und sag ihm, daß ich ihn sehr liebe. Ich denke täglich an ihn und sein liebes Herz, und er wird immer einen innigen Freund an mir haben. — Hast Du von Roberts etwas gehört? Ich unglücklich saumseliger Briefschreiber hab' in der letzten Zeit meine besten Freunde ohne Brief gelassen. — Grüß mir auch Leßmann. Mein Bruder sagt mir, er schriebe ein großes historisches Werk. —

Daß ein stinkiger Jude in Hamburg überall herumgelogen hat, er habe mich geprügelt, wirst Du gehört haben. Der Schweinhund hat mich bloß auf der Straße angegriffen, ein Mensch, den ich nie im Leben gesprochen habe. Jenen Angriff (er hat mich kaum an dem Rockschoß gefaßt, und das Volksgewühl des Burstahs hat ihn gleich fortgedrängt), jenes Attentat, jenen Konat hat der Kerl noch obendrein abgeleugnet, als ich ihn deshalb bei der Polizei verklagte. Dies war mir alles, was ich wünschte. Er sagte aus, ich hätte ihn wegen eines Grolls von 1815 (ich war damals noch gar nicht in Hamburg) in meinen Schriften angegriffen[3]) und nachher auf der Straße. — Die Geschichte wurde von infamen Schurken hinlänglich benutzt. Doch wozu Dir solche schmutzige Notizen schreiben! — Laß Dich auch nicht ängstigen, wenn man Dir sagt, man wolle mir Arm und Bein entzwei schlagen. Es thut mir leid, daß ich nie gegen Dich geprahlt habe mit den Gefahren, die ich schon im Leben bestanden; für mich ist gesorgt. — Und nun lebe wohl und behalte mich lieb.

Dein Freund

H. Heine.

Briefe an mich schickt nur an Dr. jur. H. H. bei S. Heine in Lüneburg
Mein Bruder grüßt Dich.

---

97. An Karl Immermann.

Lüneburg, den 14. Oktober 1826.

Lieber Immermann!

Soll ich wegen meines langen Stillschweigens Ihnen lange Entschuldigungen schreiben? Ich überlasse Ihnen selbst dies Geschäft. Sie

1) G. G. Cohen. Vgl. S. 381, Anm.
2) Die bekannten Worte des Psalmisten: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“
3) Vgl. Bd. III. S. 75, Anm.

wissen ja, wie so einem armen Subjektivling zu Mute ist, und man braucht es Ihnen nicht erst weitläufig auseinanderzusetzen. Äußere Begebenheiten drängten sich bei mir allzu sehr, als daß zum Mitteilen Zeit übrig blieb. Ich verließ Göttingen, suchte in Hamburg ein Unterkommen, fand aber nichts als Feinde, Verklatschung und Ärger, gab aus Gegentrotz den ersten Teil der „Reisebilder“ heraus (ich habe sie Ihnen geschickt, haben Sie sie erhalten?), reiste zum zweitenmale nach dem Norderneyer Seebad, schwamm und kreuzte verdrießlich auf der Nordsee herum, und bin vor drei Wochen hier im Schoße meiner Familie zurückgekehrt, bedeutend gesunder aber noch immer krank, kirchhofruhig und in der Absicht, einige Monate oder so lange hier zu bleiben, bis die Langeweile mich forttreibt. Aber, was kein Mensch weiß, und was ich bloß Ihnen sage — und was Sie keinem Menschen wiedersagen dürfen — das ist mein Plan, mein wiedergefaßter Plan, Deutschland auf immer zu verlassen, nachdem ich diesen Winter noch einige Zeit in Hamburg verweilt, wo ich den zweiten Teil der „Reisebilder“ alsdann drucken lasse. Von da soll es zur See nach Amsterdam gehen, und von da nach Paris. O, wie lieb' ich das Meer! Ich bin mit diesem wilden Element so ganz herzinnig vertraut worden, und es ist mir wohl, indem es tobt. An Varnhagens habe ich, seit ich ihm die „Reisebilder“ geschickt und die liebevollste Antwort erhielt, noch nicht wieder geschrieben, aber diesen Freunden werde ich jenen Reiseplan nicht verhehlen; hat ja Varnhagen selbst ihn veranlaßt durch seinen Rat. Sonst heißt es noch immer unter meinen Freunden, ich käme nach Berlin, um dort zu lesen.

Wahrlich, ich habe viel zu schwache Nerven, um in Deutschland bleiben zu können. Ja, hätte ich die Kraft meines Immermann, diese täglich wachsende Kraft!

Ich hab' unterdessen Ihren „Cardenio“ gelesen. Ich bin begeistert für dieses Buch. Es ist das beste Buch, das ich schreiben wollte. Und doch ist es ein Glück für dieses Buch, daß ich es nicht geschrieben habe. Dieser Cardenio hat alle phantastische Krankheit Heines, und doch zugleich alle unverwüstliche Gesundheit Immermanns. In diesem Buche haben sich unsere Seelen ein Rendezvous gegeben; und es ist noch außerdem ein allerhöchst-vortrefflichstes Buch, bis jetzt mein Lieblingsbuch. — Verzeih' mir, Immermann, die Eitelkeit, daß ich mir auf dieses Buch etwas einbilde.

Ich würde Ihnen noch immer nicht geschrieben haben, wenn nicht ein äußerer Anlaß gekommen. Wenn Sie nicht lachen wollen, will ich Ihnen solchen gründlich bekennen: Vorigen Winter hörte ich, daß in den „Wiener Jahrbüchern“ eine gar merkwürdige Rezension meiner „Tragödien“ erschienen, und da ich damals ganz isoliert lebte, hatte ich Müh und Not, jenen Band zu Gesicht zu bekommen, und nachdem dieses erlangt war, konnte ich trotz aller Müh und Not nicht zum Besitz jenes Bandes kommen, da die Buchhändler erst ihn von Wien verschreiben zu müssen vorgaben, auch ihn nicht einzeln aus dem ganzen Jahrgang herausgerissen verkaufen wollten u. s. w., und ich war froh genug, als ich ihn endlich durch die Freundlichkeit meines Verlegers späterhin erhielt. Dies alles drängte sich mir wieder ins Gedächtnis,

als ich gestern den neuesten Band der „Wiener Jahrbücher" zu Gesicht bekam und eine augenscheinlich vom Verfasser, der mich rezensiert hat, gleichfalls geschriebene, unmenschlich lange Rezension Ihrer sämtlichen Werke darin fand. Obschon nun diese mir zu hart, ja zuweilen höchst ungerecht dünkt, und nichts weniger als mit meinen Ansichten über Sie zusammenstimmt, so enthält sie doch viel Gutes und Schönes, es freute mich, daß Sie doch wenigstens einmal ordentlich und großartig gewürdigt worden. Zu gleicher Zeit dachte ich mir den armen Immermann isoliert in einer preußischen Festung und gewiß nicht im stande, jenen Band aufzutreiben, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als meinem Freund und Verleger, dem Buchhändler Campe in Hamburg, sagen zu lassen, daß er jenen Band der „Wiener Jahrbücher" mir durchaus überlassen und Ihnen, als ein Geschenk von mir, so bald als möglich zuschicken solle. Nun denk ich also, daß Sie wahrscheinlich bald im Besitz jenes Bandes sein werden — Und nun lachen Sie! Ich gebe Ihnen selbstlachend die Erlaubnis.

Ich habe in Hamburg sehr vielen den Immermann gepredigt, und so ist auch jener Campe ein Verehrer von Ihnen. Ist Ihr alter Zeitschriftplan noch immer warm in Ihrem Kopfe, so wäre Campe wohl der Mann, der eine wohlberechnete Zeitschrift, redigiert von uns beiden, wohl verlegen würde, wenn ich ihm diesen Winter in Hamburg persönlich die Sache darstelle. Ich kann jetzt wieder fleißiger die Feder führen, und ich möchte wohl, daß wir etwas zusammen herausgäben. — Bei dem verunglückten „Rheinblüten"-Almanach sind Sie freilich durch mich geäfft worden. Doch ich ward es nicht minder. Lassen Sie sich nicht abschrecken! Wollen Sie etwas in den zweiten Band meiner „Reisebilder" hineingeben, so steht Ihnen darin der beste Platz offen [1]), und ich berechne Ihnen zwei Louisdor Honorar, die mir Campe für den Druckbogen giebt. Es wäre gar hübsch. Die „Reisebilder" sind vorderhand der Platz, wo ich dem Publikum alles vorbringe, was ich will. Sie haben enormen Absatz gefunden und werden wohl bald eine zweite Auflage erleben. Ich denke indessen, der zweite und dritte Band soll noch besser ausfallen

Meine Adresse ist: H. H, Dr. jur., bei S. Heine in Lüneburg.

Leben Sie wohl und behalten Sie recht lieb

Ihren Freund

H. Heine.

98. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 17. Oktober 1826. [2])

Ich kann nicht umhin, lieber Merckel, obige Stelle abzuschreiben aus einem Briefe an Immermann, der in diesem Augenblick vor mir liegt.

1) Vgl. Bd. III. S. 107 ff.

2) Eine Abschrift des dritten Absatzes aus dem vorhergegangenen Brief bildete den Anfang des Schreibens.

Anbei erhältst Du die „Iris“ mit Undank zurück. Deine Götterbotin hat mir wenig Kummer gemacht. Ich weiß, daß solche Blätter gegen mich losgesudelt werden müssen. Ich kenne meine Pappenheimer.

Die „Jenaer Litteraturzeitung“ über mich hab' ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Kannst Du sie mir auf einen Tag verschaffen, so wär's gut; wo nicht, so hat es auch keine Eile. — Ich befinde mich schlecht. Die Marianne[1]) hab' ich Christiani'n gegeben; Du hast ja doch bloß den obern Teil des Körpers geschickt. Wird der untere Teil als bekannt vorausgesetzt? In den Versen fehlt ein Fuß. Soll etwa dadurch angedeutet werden, daß ihr wirklich ein Fuß fehlt? Ich befinde mich schlecht. Ich lese den Aristophanes. Bin noch immer im elften Seebild. — Grüß mir Freund Zimmermann. — Ich befinde mich schlecht. Lebe wohl.

Dein Freund

H. Heine.

---

99. An Varnhagen von Ense.

Lüneburg, den 24. Oktober 1826.

Lieber Varnhagen!

Glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen lange nicht geschrieben; im Gegenteil, ich habe Ihnen viel geschrieben, aber ich habe den Brief wieder zerrissen, und zwar aus der ganz natürlichen Ursache, weil er keinen bestimmten Inhalt hatte. Was hilft's, wenn ich Ihnen Räsonnements schreibe? Diese bleiben doch unvollständig und sind nur Aussprüche der augenblicklichen Stimmung, und diese ändert sich jeden Augenblick. Dagegen ist es für unsereinen so schwer, bestimmt auszusprechen, was wir eigentlich wollen, wonach wir wirklich streben u. s. w. Wie selten wissen wir es selbst! — Doch soviel ich davon weiß, will ich Ihnen sagen:

Als ich Ihren und Frau von Varnhagens Brief erhielt, war ich entzückt — doch das wissen Sie auswendig — ich las die lieben Briefe drei, vier, dreißig, vierzig Mal, so daß mir das Herz sehr heiter und der Kopf ganz klar wurde, und, wie ein Stern in der Nacht, der lichte Gedanke in mir aufstieg: ich will nach Paris reisen, ja ja!

Sie haben in der Hauptsache recht, lieber Varnhagen, dieser Platz ist für mich geeignet.

Nun aber sind meine Verhältnisse so verwickelt, daß sich die Sache nicht so schnell machen ließ. Zuerst meine Gesundheit. Sie ist noch immer nicht brillant und verlangt große Opfer. Ich reiste daher nochmals nach Norderney ins Seebad, wo ich fast zwei Monate blieb. Es war mir gewiß sehr heilsam, doch habe ich eine radikale Wirkung noch nicht verspürt und befinde mich noch immer ein kopfschmerzen-geplagter Mensch. Aus einer Reise nach Holland, die ich projektierte, ward nichts,

---

1) Ein Porträt der „schönen Marianne“ mit humoristischen Begleitzeilen. Vgl Bd. IV. S. 273, Anm.

wegen des dort herrschenden Fiebers. Um so mehr, da ich mich anfänglich in Norderney schlechter befand, als gewöhnlich Nur gegen das Ende meines Aufenthalts wurde ich mobil Vielleicht interessiert es Sie, daß ich dort den Fürsten Koslowski kennen lernte, der Ihr Kollege war, als Sie Minister in Karlsruhe waren. Er sprach von Ihnen und besonders von Frau von Varnhagen mit vieler Wärme. Wie wohl ward mir, als ich Frau von Varnhagens Lob auf einer Sandinsel der Nordsee von einem Russen ausrufen hörte! Ich habe mich mit dem Russen sehr befreundet, nous étions inséparables, und sahen uns späterhin im Lindenhof zu Bremen wieder. Er weiß noch nicht, ob er nach Rußland zurückkommen darf oder nicht. — Die Fürstin Solms und eine Portion des Gothaer Kalenders — den wir armen Deutschen füttern müssen — war ebenfalls dort: doch ich hatte diesmal nicht viel mit ihr zu schaffen.

Ich machte eine schöne Seereise mit Sturm, Not, Sonnenaufgängen, Seekrankheit und allem Zubehör. Auch gar schöne Nächte genoß ich am Strand.

Seit vier Wochen bin ich hier bei meinen Eltern, bleibe wohl noch zwei Monat, und reise von hier wieder nach Hamburg, um da den zweiten Teil meiner Reisebilder drucken zu lassen. Dort bleib ich bis Frühjahr, reise zur See nach Amsterdam, besehe Holland, und reise von da nach Paris. Ob ich den Rhein nochmals besuche, ist unbestimmt. Niemand darf aber diesen Reiseplan wissen, wenigstens niemand, der in irgend einem allzu nahen Verhältnis zu mir steht, z. B. meine Familie in Hamburg und meine Freunde in Berlin, denen ich noch immer sage, daß ich nach Berlin reise, um dort zu lesen; — wenn ich die große Reise wirklich antrete, so ist es noch immer Zeit, daß die Leute es erfahren. Ohne solche Vorsicht machen sie einen mit ihrem Geschwätz irre.

In Paris will ich die Bibliothek benutzen, Menschen und Welt sehen und Materialien zu einem Buche sammeln, das europäisch werden soll.

Der zweite Teil der „Reisebilder“ wird I. die zweite und dritte Abteilung der „Nordsee“ enthalten, die letztere in Prosa, die erstere wieder in kolossalen Epigrammen, noch originaler und großartiger als die früheren; dann II. ein Fragment aus meinem Leben, im keckften Humor geschrieben, welches Ihnen gefallen soll, und III. das Ihnen bekannte Memoire über Polen. — Vielleicht, wenn der Raum des Buches es erlaubt, gebe ich IV. dem Publikum: „Briefe aus Berlin, geschrieben im Jahre 1822.“ Aber mißverstehen Sie mich nicht, dies ist bloß eine Form, um mit besserer Bequemlichkeit alles zu sagen, was ich will, ich schreibe die Briefe eigentlich jetzt, und benutze dazu einen Teil des äußern Gerüstes der Briefe, die ich wirklich im Jahre 1822 im „Westfälischen Anzeiger“ drucken ließ.

Auch die dritte Abteilung der Nordsee besteht aus Briefen, worin ich alles sagen kann, was ich will.

Und dieses alles schreib ich Ihnen aus der ganz besondern Absicht, damit Sie sehen, wie es mir ein Leichtes ist, im 2. Teil der Reisebilder alles einzuweben, was ich will. Haben Sie daher in dieser Hinsicht irgend einen besondern Wunsch, wünschen Sie eine bestimmte Sache

ausgesprochen zu sehen, oder irgend einen unserer Intimen gegeißelt zu sehen, so sagen Sie es mir, oder, was noch besser ist, schreiben Sie selber in meinem Stil die Lappen, die ich in meinem Buche einflicken soll, und Sie können sich auf meine heiligste Diskretion verlassen. Ich darf jetzt alles sagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufsacke. Wollen Sie in meine „Reisebilder" ganze Stücke, die zeitgemäß, hineingeben, oder wollen Sie mir bloß die Proskriptionsliste schicken — ich stehe ganz zu Ihrem Befehl.[1]) Meine Adresse ist: H. Heine, Dr. juris, bei S. Heine, auf dem Markt in Lüneburg.

An Roberts in Paris habe ich noch gar nicht geschrieben. Ich will's aber bald thun und ihnen mitteilen, daß ich dorthin zu kommen gedenke. Hätte ich früher schon an Robert geschrieben, so hätt ich es doch zumeist meines lumpen Buchs wegen gethan. Ich war im Anfang für das Schicksel desselben sehr besorgt; doch jetzt bin ich gefaßter. — Für das, was Sie, lieber Varnhagen, zum Besten meiner Reisebilder gethan, danke ich herzlich, möge es Gott Ihren eigenen Geisteskindern vergelten! Ich hab' Sie im „Gesellschafter" sehr gut erkannt. Die Ausdrücke „Katholik" und „stark mahomedanisch" haben mich königlich amüsiert. Ob Sie den ganzen Aufsatz geschrieben, konnte ich nicht mit Gewißheit herausdechiffrieren. — Das Buch hat viel Spektakel gemacht und viel Absatz gefunden. Mein Verleger hat mir sicher versprochen, daß bald eine zweite Auflage nötig sei; alsdann schreib ich auch eine vernünftige Dedikation, und schicke sie Ihnen erst zur Zensur. Daß ich in der Dedikation die 88 ausdrücklich angab, geschah noch in der Nebenabsicht, daß ich in der großen Sammlung meiner sämtlichen Gedichte, die ich doch bald edieren werde, die „Heimkehr" mit Frau von Varnhagens Namen besonders verzieren kann. Meine ersten Flegeljahre, das „Intermezzo," die „Heimkehr" und zwei Abteilungen von Seebildern werden einen schönen Band ausmachen, der Anfang und Ende meines lyrischen Jugendlebens enthält. Auch dieses bleibt unter uns, damit Maurer und Dümmler keinen Einspruch thun. Diese zwingen mich dazu. Erstere thun gar nichts und haben gar nichts für meine „Gedichte" gethan. Und mein jetziger Verleger, Campe, mit dem ich sehr befreundet bin, hat Dümmlern vorgeschlagen, ihm für billigen Preis den Rest der Tragödien-Exemplare zu überlassen, und nach langem Hin- und Herschwatzen erhielt er von ihm einliegendes Ultimatum, welches, wie natürlich, nicht angenommen werden kann. Sie dürfen daher von jener beabsichtigten Sammlung meiner Gedichte nichts verlauten lassen. Sagen Sie mir aber, ob ich auch das Recht dazu habe? Versteht sich, viele Gedichte werden fortgelassen, viele verändert und viele hinzugefügt. Bei

1) „Heine bot mir einmal in einem Briefe seine freundlichen Dienste an, irgend jemanden, den ich ihm nennen würde, gehörig abzustrafen, da er wohl wisse, daß ich durch Verhältnisse gebunden sei, und nicht jedem, dem ich es gönnte oder der es an mir verdiente, eine Tracht Prügel geben könne; er hingegen sei völlig frei, habe keine Rücksichten u. s. w. Ich mußte sehr lachen über dies gütige Anerbieten, dankte aber sehr, und erwiderte, ich wüßte vorderhand niemanden, wollte jedoch seiner Freundlichkeit eingedenk bleiben. Wohl ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen, und ich war nie in Versuchung, solchen Dienst anzusprechen."

Anmerkung Varnhagens vom März 1850.

Ihrer Litteratur-Erfahrung können Sie mir am besten darüber Auskunft geben, wie ich es da anzufangen habe. Wenn Dümmler dem Campe die „Tragödien“ überlassen hätte, so hätte ich doch jene große Gedichtesammlung bei Campe erscheinen lassen. Dieser ist sehr thätig, weiß ein Buch unter die Leute zu bringen — hat wohl über 500 Exemplare der „Reisebilder“ allein in der Stadt Hamburg abgesetzt — und meine „Tragödien“ wären bekannter geworden. Was denken Sie, sollte man wohl den Dümmler noch immer bestimmen können? — Die öffentlichen Urteile über meine Schriften haben den Campe sehr zu meinen Gunsten bestochen, und er zahlt mir sehr viel Geld. Und das ist gut und eine gute Beihilfe in schwierigen Tagen. — Mit meiner Familie steh' ich auf gutem Fuß, und meine spießbürgerlichen (Spieße heißen die Studenten Geld) Verhältnisse wären wohl leidlich zu nennen. — Aber Privatverdruß hab ich die Menge, vieles beklemmt mir das Herz — und folglich sehen Sie wohl ein, daß es nicht rätlich wäre, wenn ich einen Brief an Frau von Varnhagen anfinge — selbst wenn ich die Hoffnung hätte, ihn fertig schreiben zu können. Anbei ein Fetzen von dem alten, zerrissenen Brief, der mir eben zur Hand kömmt. — Auch liegt einliegend ein Brief an Karl von Raumer, von dem ich nicht weiß, ob er jetzt in Berlin oder Stettin ist. Ich bitte Sie daher, beim Universitätspedellen oder beim Historiker, dem Professor Raumer (der Vetter des obigen), nachfragen zu lassen, ob er in Berlin ist, und im Verneinungsfall den Brief auf die Post zu legen Dieser Otto von Raumer ist einer meiner liebsten Freunde, er war lange Zeit mein las Casas in Göttingen, und bin bei dieser Gelegenheit so frei, ihm eine Empfehlungskarte an Sie zu geben. Er hat viel Geist, aber es dauert lange, bis man ihn zum Sprechen bringt.

Und nun leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Was soll ich der herrlichen Friederike sagen? Wo ich bin, denke ich an sie. Ich denke an Frau von Varnhagen — ergo sum. Sie sehen, ich bin kein Idealist. — Den Oberhegelianer Gans bitte ich herzlich zu grüßen; ich freue mich, daß Sie ihn so oft sehen. Ich bin in den letzten 9 Wochen sehr viel mit ihm umgegangen und gewann ihn noch lieber. —

In Norderney hab ich Ihre „Biographische Denkmale“ gefunden, die ich früherhin nur flüchtig gelesen, und erst dort mit Muße studierte. Um Gott! wie kann man so ruhig schreiben. König Theodors Schilderung ist mir das Liebste. Ich finde darin Ihren pittoresken Stil; die andern Biographien sind vielleicht besser, weil sie planer geschrieben, effektvermeidender. Ich las diese Schilderung im Freien, in schönen Tagen.

Ihr Freund

Chamisso zu grüßen. H. Heine.

---

100. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 16. November 1826.

Lieber Merckel!

Da ich so oft und viel und anhaltend an Dich denke, so bin ich wahrlich nicht im stande, zu sagen, ob ich es bin, an dem die Reihe

des Schreibens ist, oder ob sie an Dir ist, an Merckel, der doch auf jeden Fall schreiben sollte. Wenigstens sagt mir gestern mittag (beim Kaulitzschen Klubschmaus) der Obersyndikus Küster, daß Du, laut Nachricht, ganz gesund und wohl seist. Dies kann ich nun nicht von mir behaupten. Ich befinde mich größtenteils en misère. Ich schreibe wenig, aber das Wenige ist sehr gut, und wird Dir gefallen. Ich denke viel, lese viel und es kann einst etwas aus mir werden. Grüß mir Campe recht herzlich, sag ihm, daß unser Buch, wenn auch etwas zu langsam, doch immer vortrefflich fortschreitet. Dies Buch soll Campen viel Freude und Angst machen. — Schreib mir doch bald und viel. Ich lebe hier ganz isoliert. Ich hab Dir noch zu danken für die „Jenaer Litteraturzeitung." — Das „Morgenblatt" und die „Schnellpost" kommen nicht hierher, und könntest Du mir beide von Mitte Juli bis jetzt auf ein paar Tage herschicken, so wär mir das wohl lieb.

Das Kurier-Reisebild im „Mitternachtsblatt" hab' ich gelesen.[1]) Um Gottes willen, wer mag das geschrieben haben? Es macht mir Spaß und setzt mich dennoch in die allergrößte Verlegenheit. Du verstehst mich. Es sind Ausdrücke drin, die mich verpflichten, wenigstens etwas zu thun. Künftig schreib ich Dir mehr hierüber. Hab nur den schwarzen Ungehenkten (das klingt ungefähr wie der große Unbekannte) recht im Auge, und schreib mir gleich, wenn Du einem schlechten Witze des Kerls auf der Spur bist! Auf Ehre, ich weiß nicht, wer das Kurier-Reisebild geschrieben, und doch meint man gewiß, es sei von mir. — Nach Wienebüttel geh ich oft; Dein Schwager, der Pastor, befindet sich wohl.

Gestern erhielt ich Brief von Varnhagens; ich will den Brief der Dame Dir mitschicken, bitte ihn beileibe niemanden zu zeigen und mir solchen gleich zurückzuschicken. Er bezieht sich hauptsächlich auf meinen Brief, vorzüglich auf meinen Plan: nach Paris zu reisen und dort ein europäisches Buch zu schreiben. Von diesem Plan darf niemand etwas wissen. Ich denke etwas Besseres zu liefern, als die Morgan; die Aufgabe ist, nur solche Interessen zu berühren, die allgemein europäisch sind. —

Gestern hab ich auch Müllners Schnöditäten über meine Reisebilder im „Mitternachts-Blatt" gelesen. Dieser Mann kann doch nur verletzen, und hat gewiß geglaubt, mein Teufel[1]) bezöge sich auf ihn. Er sieht überall nur sich.

Grüß mir Zimmermann recht herzlich und bitte ihn, mir gewogen zu bleiben Eben lese ich in der Zeitung die Ankündigung seiner Vorlesungen, und es ist mir leid, nicht dort zu sein. Ich denke erst Mitte Januar zu kommen. Aber — halt! da ist ein Hauptprojekt, worüber ich Dir eigentlich zu schreiben habe, und das ich schon seit drei Wochen mit Christiani überlegt — Wie wär es, wenn wir uns einmal auf dem Zollenspieker ein Rendezvous gäben? Ich fahre dorthin mit Christiani, wir treffen Dich um Mittagszeit, und jeder ist des Abends wieder zu Hause. Sag mir den Tag, und ich schreib Dir gleich die Genehmigung.

---

1) Dasselbe war von A. Müllner geschrieben.
2) Vgl. Bd. I. S. 160, Anm.

Ich bin verlegen wegen der Bücher, die ich von Campe hab'. Wie soll ich sie zurückbesorgen? Ich kann nicht packen, und vertröstete mich auf unser Zusammenkommen auf dem Zollenspieker, wo ich sie Dir geben wollte. Unterdessen hätte ich aber doch noch ein Buch sehr nötig, nämlich „Lyalls Reise in Rußland und Polen," auf Englisch; hat es Campe, so such mir es zukommen zu lassen. — Ich lese jetzt Friedrich Schlegels Geschichte der Litteratur, und aus seinen Adjektiven schließe ich, daß er der „Wiener Jahrbücher"-Rezensent sei. —

Einige Freunde dringen drauf, daß ich eine auserlesene Gedichtesammlung, chronologisch geordnet und streng gewählt, herausgeben soll, und glauben, daß sie ebenso populär wie die Bürgersche, Goethesche, Uhlandsche u. s. w. werden wird. Varnhagen giebt mir in dieser Hinsicht manche Regeln. Ich würde einen Teil meiner ersten Gedichte aufnehmen, ich darf es rechtlich thun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar, und zwar mit doloser Umgehung, gegeben hat; ich nehme fast das ganze „Intermezzo" — das könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die spätern Gedichte, wenn Campe, von dem ich keinen Schilling Honorar verlangen würde, das Buch verlegen wollte, und nicht fürchtet, daß die „Reisebilder" dadurch beeinträchtigt werden. Wie gesagt, ich wollte für dieses Buch keinen Schilling verlangen, die Wohlfeilheit und die andern Erfordernisse des Popularwerdens wären meine einzigen Rücksichten, es wär' meine Freude, Maurern und Dümmlern zu zeigen, daß ich mir doch zu helfen weiß, und dieses Buch würde mein Hauptbuch sein und ein psychologisches Bild von mir geben, — die trüb-ernsten Jugendgedichte, das „Intermezzo" mit der „Heimkehr" verbunden, reine blühende Gedichte, z. B. die aus der „Harzreise," und einige neue, und zum Schluß die sämtlichen kolossalen Epigramme.

Hör doch mal aus Campe heraus, ob ihm solch ein Plan nicht mißfällt und ob er solchem Buch — es wär keine gewöhnliche Gedichtesammlung — Absatz verspricht — ist das nicht der Fall, so wird dieser hübsche Plan aus meinem Gedächtnis gelöscht. Ich nenne ihn hübsch. weil ich noch manchen hübschen Einfall damit verbinde, indem ich, das Publikum kennend, ihn an dessen Tagesinteressen zu knüpfen wüßte; ich hätte doch keine leichte Arbeit, z. B. die Vorrede. — Doch mein Papier geht zu Ende. Schreib bald, behalte mich lieb, und sei überzeugt, daß ich armer, matter Mensch, dessen Kopf in diesem Augenblick so arm und matt ist, doch immer warm und herzlich bleibe

Dein Freund

H. Heine.

101. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 9. Dezember 1826.

Heute hab' ich von Immermann Brief erhalten, wovon ich Dir ein abgerissenes Blatt schicke — in Hamburg das Übrige! Mitte Januar werde ich dort sein, und lasse gleich den Druck der „Reisebilder" anfangen; hab aber dort viel abzuschreiben, auszubessern, einzuflicken u. s. w.,

und es wird gut sein, wenn ich nicht beunruhigt werde. Dies zu Deiner Nachricht; wenn sich vielleicht in betreff des „Schwarzen" etwas vorbauen läßt. — Nächste Woche schreib' ich Dir mehr, und bis dahin leb wohl; die Post geht ab; komme von Rodensgarten, wo Dein Schwager war und Dich grüßen läßt. — Das Immermannsche Gedicht darfst Du an Campe mitteilen; nur sorge, daß es kein indiskreter Mensch zu Gesicht bekommt. Leb wohl; ich befinde mich la la.

Heine,
Dein Freund.

102. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 16. Dezember 1826.

Ich grüße Dich recht herzlich und wundere mich, daß ich Dir heute nicht geschrieben habe, da ich es mir gestern abend, wo ich eine ganze Stunde an Dich dachte, so bestimmt vornahm. Ich danke Dir für die Mitteilungen in den zwei Briefen, die ich von Dir erhalten; ich bin sehr beschäftigt. Mitte Januar, den 15ten nämlich, komme ich zu Dir, und teile Dir viel hübsches Geschreibsel mit. Der zweite Band wird pompöse und soll Dich überraschen.

Heine.

103. An Joseph Lehmann.

Lüneburg, den 16. Dezember 1826.

Lieber Lehmann!

Diesmal kann ich mein langes Stillschweigen nicht durch Geständnis der Faulheit entschuldigen. Ich bin in der letzten Zeit sehr rührig und regsam gewesen; aber dennoch, von außen und innen bedrängt, kam mir kein ruhiger Augenblick, wie ich ihn wünsche, um Freunden mit ganzem Herzen zu schreiben. Und dieser Augenblick ist auch jetzt noch nicht da, und ich würde noch nicht schreiben, wenn ich nicht ganz einsam wäre, und doch so gern von den Freunden etwas hörte. Seit mein Bruder [Max] Berlin verlassen, hör ich und seh ich nichts mehr, was daher kömmt. Er war Oktober hier und wir sprachen viel von Ihnen, lieber Lehmann; er hat mir bestätigt, daß Sie zu der Zahl meiner erprobtesten Freunde gehören, und das war mir lieb. Sie haben sich wahrlich als solcher erwiesen, und für die Teilnahme, die Sie meinen armen „Reisebildern," mehr als sie verdienten, erzeigten, muß ich noch besonders danken. Ich befand mich bei deren Erscheinen in Hamburg unter lauter Kotwürfen, und recht benötigt des freundlichen Zurufs aus der Ferne. — Jetzt befinde ich mich etwas besser, auch schon in Hinsicht der Gesundheit, die ich diesen Herbst wieder durch das Norderneyer Seebad gestärkt habe.

Moser ist mir schon seit drei Monaten Antwort schuldig. Fragen Sie ihn doch, ob er noch lebt, und in diesem Fall lassen Sie es sich

von ihm schriftlich geben. Ich bitte, sagen Sie ihm, ich spräche schlecht von ihm, vielleicht bewegt ihn das, mir bald zu schreiben. Und ist es denn nicht schlecht, diejenigen Freunde, die uns am meisten lieben, ohne Brief zu lassen? — Recht lieben Gruß an Gans; in meiner hiesigen Einsamkeit denke ich viel an ihn. — Sehen Sie Leßmann, so grüßen Sie ihn ebenfalls; ich habe seitdem im „Gesellschafter" manches Hübsche von ihm gelesen, was mich recht erfreut hat. Ich hätte ihn oft küssen mögen. Er ist ein geistig reicher Mensch, und ich kann nicht begreifen, wie es menschenmöglich ist, die wahrhaftesten Geschichten zu schreiben, woran kein wahres Wort ist. Sehen Sie Zunz und Hillmar, so grüßen Sie sie ebenfalls.

Aber was machen Sie? Haben Sie noch mit der Muse zu thun? Mit Folgen oder Erfolg? Wissen Sie auch, daß ich für Ihre Prosa sehr vielen Respekt habe, und das will viel sagen, wenn man weiß, wie hoch ich gute Prosa achte. — Der zweite Teil der „Reisebilder" soll Ostern ganz bestimmt erscheinen; ich selbst erscheine bei Ihnen schon früher. Jetzt bin ich im Begriff nach Hamburg zu reisen. Doch bleibe ich wohl noch hier bis zum 15. Januar. Haben Sie Lust, mir bis dahin noch mal zu schreiben, so ist meine Adresse: H. H. Dr. jur. bei S. H. auf dem Markt, in Lüneburg; nach dem 15. ist sie wie früherhin, nämlich per Adresse von Hoffmann & Campe in Hamburg. — Saphir zu grüßen.

In betreff des zweiten Bandes der „Reisebilder" dürfen Sie die kühnsten Erwartungen hegen, d. h. Sie dürfen viel Kühnes erwarten; ob auch Gutes? Das ist eine andere Frage. Auf jeden Fall sollen Sie sehen, daß ich frei und edel spreche, und das Schlechte geißle, mag es auch noch so verehrt und mächtig sein. — Ehe ich Hamburg verließ, sah ich nochmals Bella Veit. Sie ist sehr liebenswürdig. Ein etwas angegriffenes, aber noch immer köstlich munteres Herz schimmert durch die zarte Gestalt. Sie gefällt mir sehr.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb. Wir werden noch schöne Tage zusammen leben.

Ihr Freund

H. Heine.



Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.


HW 1FII K

